

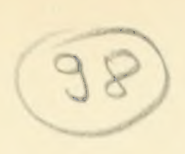












Zeitschrift

für

französische Sprache und Litteratur

begründet von

Dr. G. Kœrting und **Dr. E. Koschwitz**
Professor a. d. Universität z. Kiel — weil. Professor a. d. Univers. z. Königsberg i. Pr.

herausgegeben

von

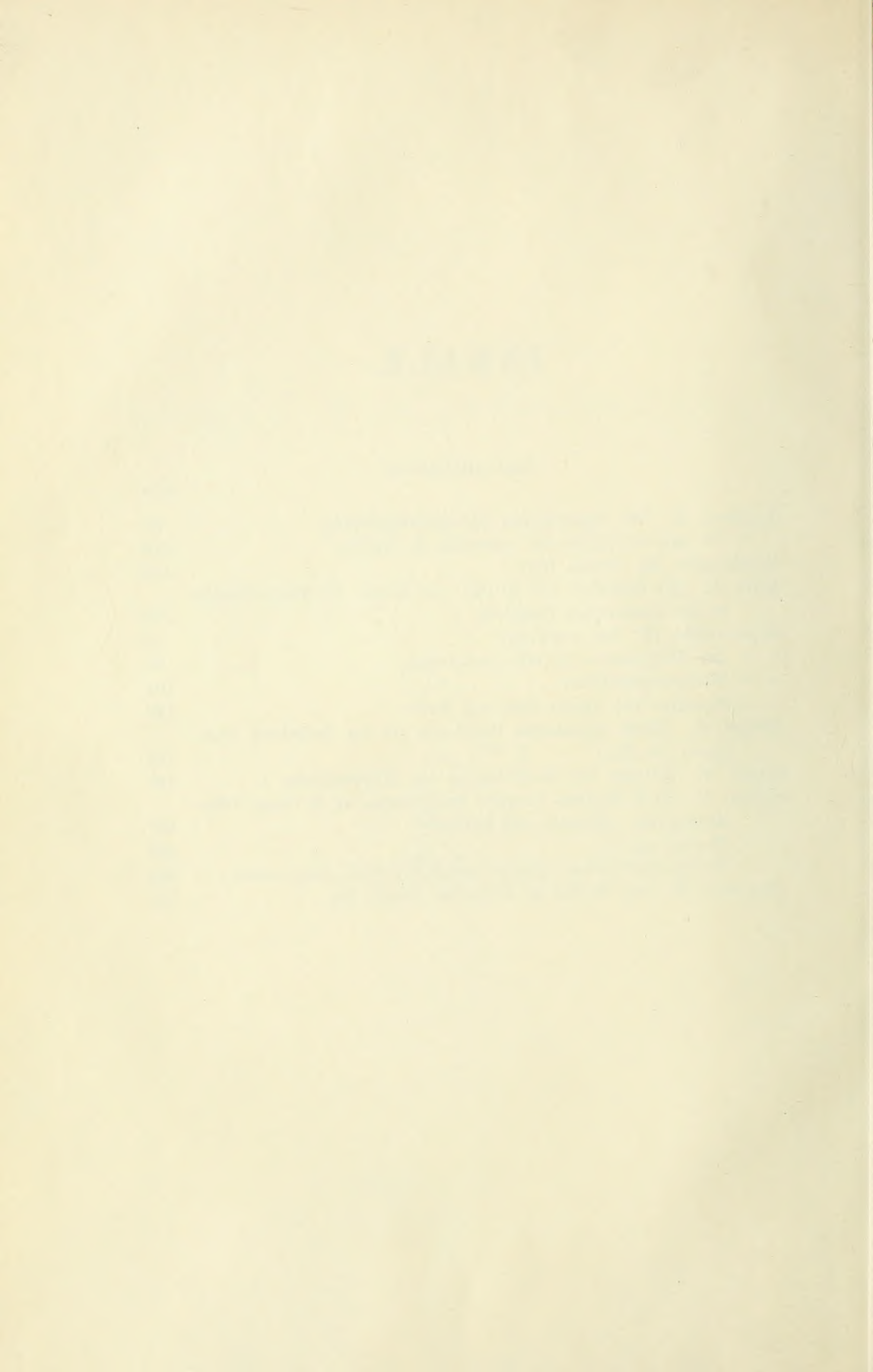
Dr. D. Behrens,
Professor an der Universität zu Giessen.

Band XLIV.
Abhandlungen.

Chemnitz und Leipzig.
Verlag von Wilhelm Gronau.
1917.

INHALT.

Abhandlungen.



Beiträge zur Entwicklung der Wilhelmslieder.

I. *Siège d'Orange* und Veranlassung zur Archamschlacht. — Tortolose und die *tere Viviën*.

In der Ausgabe des *Folque de Candie* veröffentlicht Schultz-Gora als Anlage 1 Verse mit denen die Hs. Boulogne-sur-mer 192 vom *Moniage Rainoart* zum *Folque* überleitet. Die Verse erzählen in 8 Laissen folgendes: L. I. Die tapferen Nerbonesen, besonders Wilhelm, bilden die Stütze des christlichen Königs von Frankreich im Kampfe gegen die Ungläubigen. L. II. Die Nachkommen Aimeris sind tapfere Barone. Beuves Söhne Girart und Gui, Viviens Bruder Guischart, Bertran u. a. werden in Aliscans, wo Vivien mit andern fällt, gefangen genommen und von Rainoart befreit. L. III—V. König Deramé kehrt endlich in sein Reich zurück. Dort glaubte man, er sei von Wilhelm getötet. Da Rainoart und sein Sohn Maillefer gestorben sind, gilt es, endlich Wilhelm zu vernichten und Tibauts Land (und Stadt Orange) zurückzuerobern. — Deramé erzählt Tibaut von seiner wunderbaren Rettung: Er stellte sich im Kampfe mit Wilhelm tot, wurde von einem Greifen in ein Schiff getragen, das Wind und Wellen entführten. Kaufleute von Valfondé retteten ihn und brachten ihn nach einem fremden Lande, wo er nach 32 Jahren genas. Nun ist er wieder zu Tibaut gekommen, und nun gilt es, Wilhelm endgültig zu vernichten. Auch Tibaut rüstet, und beide Könige fallen in Aliscans ein und brennen und sengen. Ein Bote bringt Wilhelm Nachricht. L. VI: Wilhelm sammelt rasch 10 000 Mann und zieht in Begleitung von Guischart, Girart, Gui gegen den Feind. Girart führt die Vorhut des Heeres (7000 Mann) und tötet beim ersten Anprall 3000 von 10 000 Feinden. Die feindliche Hauptmacht sammelt und waffnet sich und rückt bald in der Stärke von 100 000 Mann heran. L. VII: Girarts Abteilung wird vernichtet, und Tibaut führt Guischart,

Girart, Gui gefangen in ein Schiff. Ein Bote holt Wilhelm herbei. L. VIII: Wilhelm beklagt den Verlust, wehrt sich tapfer, muß aber bald selbst fliehen.

Diese ganze Erzählungsfolge in Hs. B. ist in der bewusten Absicht einer Überleitung zu *Folque* gegeben und einer Vorlage entnommen worden, die uns **die Hs. E in der Einleitung zum *Covenant Vivian* vollständiger und getreuer** überliefert.

Die Schlacht von Aliscans wird in B zweimal kurz geschildert: In L. II tritt Bertran auf, und andere Grafen werden mit ihm und Girart und Gui gefangen. In L. VII nimmt Tibaut nur Guischart, Girart, Gui gefangen; Bertran fehlt. Zwischen diesen Laissen steht der Bericht über Deramés wunderbare Rettung, die der Rettung Rainoarts in den *Enfances Rainoart* offenbar frei nachgebildet ist. Die erste der beiden Schilderungen der Aliscans-Schlacht erwähnt in aller Kürze die Hauptereignisse; die zweite, die zum *Folque* überleitet, schildert sie etwas eingehender, und zwar unterscheiden sich ihre Angaben ganz bedeutend von denen des jüngeren Wilhelmsliedes *Covenant-Aliscans* und sind denen des älteren Wilhelmsliedes, der *Chançun de Guillelme*, näher verwandt.[1] So fallen die Feinde, und nicht V., in Aliscans ein, ein Bote meldet es (s. *Chançun*, ebenso den *Prosaroman*). Girart führt die Vorhut, nicht Bertran (*Ch.* und P.), erst siegen die Franken über einen kleinen Teil ungerüsteter Heiden, dann werden sie von 100 000 neugerüsteten Feinden geschlagen (s. *Ch.*). Guischart, Girart, Gui werden gefangen; Bertran, Walter u. a. fehlen.[2] In der *Ch.* fallen im ersten Zuge Wilhelms nach dem Archamp Guischart und Girart; Gui wird erst im Rainoart gefangen). Tibaut, nicht Deramé, ist Gegner und Sieger (diese Angabe widerspricht der *Ch.* wie *Covenant-Aliscans*).

---

[1]) S. Zs. f. frz. Spr. XXXV², S. 173—177.

[2]) Vgl. dazu folgende Verse von Hs. B., Hs. E. und *Ch.*

B.	E.	Ch.
132—134	117	38. 12.
137—139	119	41—42. 44. 16
140—43	121—22	34. 45
163	130	1101
164		1102
165		1103 vgl. 1685
166		1104—06
167	131	1108
168		1115—16
172 187		1726
173—77: *Cov. V.*, Hs. B. 1682—88 vgl. *Folque*, Hs. B. 203		1719 vgl. 1797—1810: 861—71
188—89	93	1727
190	95	
191	96	
195 + 203	98	
204	99	

Wir erwähnten eben, daß die Hs. E ganz ähnliche Verse wie Hs. B als Einleitung zum *Covenant Vivian* enthält; nur wird da an Stelle von Deramés Niederlage, Rettung und Heimkehr und erneutem Auffordern zum Rachezuge die *Prise d'Orange*, die Flucht Tibauts zu Deramé und Tibauts Rüsten zum Rachezuge kurz erwähnt; d. h. an Stelle von Deramés Niederlage steht die Tibauts, und der Rachezug wird hier wie dort von Tibaut unternommen. Bis auf diesen Unterschied stimmen die beiden Hss. meist wörtlich überein, und es ist nicht schwer nachzuweisen, daß E i. g. den besseren und vollständigeren Text enthält[3] Auch die erzählten Begebenheiten sind in E echt, und die Hs. B hat

---

[3]) Vgl. die Laissen IV in E. und II in B.

E	B
84. Saciés, signor, que molt furent baron	23. Sacies, signor, que mout furent baron
Li fil au conte qui Aimeris ot non,	li fil au conte qui Aimeris ot non,
Et li bon oir dont nos vos conterons.	et li Buevon dont nous vous conteron,
Girars et Guis si furent fil Buevon;	Girars et Gui; cil furent fil Buevon,
	cousin Guichart, qui fu chevalier bon;
Guicars fu freres Vivïen au lyon:	icil fu frere Vivïen au baron,
Fil Garin furent qui d'Anseune iert non.	
90. Millor vasal ne sisent en arçon.	
En Aliscans orent estor felon,	qu'en Alisans ocirent li gloton.
Quant Viviien ocisent Esclavon,	30. et maint des autres que nomé vous avon.
	Li quens Bertrans i fu pris a bandon,
Et Guicart prisent, Guielin et Guion,	Girars et Guis et maint autre baron;
Gautier de Tiermes, Hunaut qui ert proudon.	
95. Rois Desramés les fist mettre en prison	paien les tinrent en lor nes en prison
Sous Aliscans en mer en ./. dromon	ses delivra .R. li baron a sa perce quaree.
Si con orés es viers de la cançon.	
	Vgl. 187. Car tout i furent nos François detrencies
	fors que Guichart, cil fu pris et loies,
	et Guielins et Girars li proisies.
	Tous .111. les a li rois .t. loies
	191. en un dromont si les a envoies.
Molt fu dolans Guillaumes, ce savons,	195. Mout fu .g. dolans et abomes
	203. lors fust li quens et mors et afoles
Quant il s'en vint fuiant a esperon,	204. quant il s'en torne fuiant toz abrivez.
100 Ferant d'espee par ire et par tençon,	
Droit a Orenge, son plus mestre dognon.	
Iluec l'asisent li Sarrasin felon.	

sie zu ihrem Zwecke, den *Folque* an *Moniage Rainoart* und *Maillefer* (wo Deramé erschlagen sein sollte) anzuschließen, verändert.[4] Hs. E leitet zum *Cov. V.* und zur Schlacht auf dem Archamp richtig über, Hs. B zu *Folque de Candie*, d. h. zu den Ereignissen nach der Schlacht. *Prise d'Orange* und Sieg V.s über Tibaut gehen in Hs. E der Archampschlacht voraus, und Tibaut ist Hauptgegner. *Moniage Rainoart* und *Maillefer* stellt die Hs. B vor *Folque*, und Deramé wird wunderbar gerettet. Vor der Archampschlacht sind V. und Wilhelm gefährliche Gegner Tibauts, nach der Schlacht ist V. tot, und Wilhelm bleibt allein zu bekämpfen. Deshalb geht der Bote, der Tibauts Einfall in Aliscans meldet, in der Hs. E zu V. vor Toulouse, in der Hs. B aber zu Wilhelm. In E folgt der Sieg Viviens über Tibaut, dessen Flucht, die Vivienschlacht auf dem Archamp; in B fehlen diese Schilderungen von Schlachten, von Sieg und Niederlage, an denen V. beteiligt ist, und wir befinden uns sofort beim Hilfszuge Wilhelms und beim Siege der Vorhut des fränkischen Heeres.

Weitere Zeugnisse für die Echtheit der Berichte in Hs. E:

I. Der Prosaroman (P): König Esrofle eilt Deramé voraus, fällt in Arleschant ein und plündert das Land nach Toulouse und Nîmes hin. Ein Bote bringt Nachricht nach Orange, wo V. eben den Ritterschlag empfangen hat. V. zieht unter Gerarts Schutze gegen den Feind und zerstört dessen Schiffe. Wenige Heiden entkommen auf 2 oder 3 Booten und bringen Deramé Nachricht. Der König wartet nun nicht länger mehr auf Tibauts Hilfskorps und fährt zu Schiff nach Arleschant. Unterdessen überfällt dort V. den vom Plünderungszuge zurückkehrenden Feind. Es findet ein harter Kampf statt, auch zwischen V. und Esrofle; doch Esrofle ist nicht zu überwinden, so gut ist er gewaffnet. Der Feind weicht schließlich. Da naht die zweite Abteilung der plündernden Heiden unter Clariant, und die Niederlage der Franken beginnt. V. rettet sich nach einem nahen Schlosse. — Esrofle greift nun Gerarts Abteilung an, die bisher auf Erkundigung gezogen war, und besiegt sie. V. kommt zu Hilfe. Wieder fürchtet Esrofle, geschlagen zu werden; V. kämpft selbst, allerdings wiederum ergebnislos, mit dem Könige, der unüberwindbar ist. Da landet Deramé, und Esrofle geht ans Meer, um den König zu begrüßen. — V. flieht zum Schlosse, sendet von da den Boten Gerart zu Wilhelm um Hilfe, usw.

Hier steht Esrofle an Stelle Tibauts, und P hat die Erzählung vom Einfall Tibauts, die uns die Hss. E B geben, mit der des *Covenant Vivian* (Schloßepisode usw.) kombiniert. V. hat

---

[4]) Über die Arsenalhandschrift 6562, die hierin verwandt ist, vgl. J. Runebergs *Etudes sur la Geste Rainouart.* Helsingfors 1905, S. 15/6. 62, ebenda S. 25. 63 über E, B, Ars. Cloetta, *Mon. Guill.* II, 201 fg.

zweimal Sieg davongetragen, und zweimal besteht er auch den Zweikampf mit Esrofle, der allen Anstürmen wunderbar standhält und nicht zu verwunden ist. Esrofles Heer wird zweimal gerettet, durch die Hilfe Clariants, vor allem aber durch die Deramés. Ohne Deramés rechtzeitige Ankunft wäre also die Expedition Esrofles sicher gescheitert, wie die Tibauts in Hs. E. P hat aber Deramé dadurch rechtzeitig ankommen lassen, daß er die Vernichtung der Schiffe und die Meldung der wenigen Überlebenden nach Cordres vor den Kampf mit Esrofle setzte und nicht danach, wie man wohl vernünftigerweise annehmen sollte. Zu dem Zwecke muß sich V.s Heeresabteilung im Walde seitwärts verborgen halten, bis Esrofle die Schiffe verlassen hat und zur Plünderung ins Land ahnungslos vorbeigezogen ist. Auch sicher eine Erfindung von P! Werden aber die Schiffe nach der Schlacht vernichtet, dann ergibt sich ganz die Sachlage von E: Plünderungszug in Aliscans, Herbeieilen und Sieg Viviens, Flucht (oder Tod, s. u.) des von V. verwundeten Führers. Deramé bricht sofort auf und rächt die Niederlage.

Daß der *Prosaroman* diese Erzählung in E B gekannt hat, geht auch aus der handschriftlichen Verwandschaft P E B hervor.

II. Der Covenant Vivian: V. hat den Ritterschlag in Orange bekommen und zieht sofort nach Spanien. Dort führt er sieben Jahre lang grausamen Vernichtungskrieg. Eines Abends lagert er in *Archant sor mer*, — *Paien nes porent soffrir ne andurer*, — *Tantost s'an vont a Deramé clamer* (85—87). Auch ein Schiff mit 700 von V. verstümmelten Heiden landet in Cordres. Und nach Vs 302 fg. hat ein einzelner Bote, den zwei Hss. Piniaus nennen, Deramé über V.s gestrigen Einfall in Archant Meldung gebracht.[5] — In meiner *Diss.* betrachte ich auf Grund der Textuntersuchung diese letzte Art der Berichterstattung als die ursprüngliche. Die Schiffsepisode ist in der uns vorliegenden Form unecht, und ein Heide (vermutlich Tibaut) bringt Deramé Meldung.[6] Sehen wir uns zunächst die andern 3 Arten der Begründung für Deramés Zug nach Archant an.

Der siebenjährige Kampf V.s in Spanien. — Deramé, der König von Spanien, weiß noch am Pfingstmorgen nichts von diesem Kampfe in seinem Lande, er freut sich im Gegenteil *de ce c'a pais vers Guillelme au cor neis* (96), und erst die Ankunft der 700 Verstümmelten am Pfingstfeste bringt ihm die Kunde und veranlaßt seinen sofortigen Aufbruch nach dem

[5]) Vgl. auch Vs. 1108 fg.: *Dedens l'Archant nos fumes ostelé, — Jou et mes niès a tot .x. m. armés. — Je ne sai voir qui lou dist Desramei; — La nos sorvint a chalans et a nés...* Die Hs. E setzt für 1109—10: *Et nous i fumes logie et atrave — Et nous eumes .t. desbarete.* Vgl. sonst über diese Stelle meine Diss.: Das Handschriftenverhältnis des *Covenant Vivian*, S. 65.

[6]) *A. a. O.*, S. 32—35.

Archant. Aus dieser Stelle geht zum mindesten hervor, daß der siebenjährige Kampf Viviens nicht die direkte Veranlassung zu Deramés Zug gewesen ist, ferner noch, daß V. nicht in Deramés Landen 7 Jahre lang gekämpft haben kann. Wo anders sollte er aber nun kämpfen? Etwa im östlichen Teile von Wilh.s Lehen, in der Rhônegegend, da, wo Tibaut mit Wilh. um den Besitz von Orange ringt? Die einzige örtliche Angabe des *Cov.* „Espaigne" setzt dem kein Hindernis entgegen. Wilhelms Gebiet am Rhône heißt tatsächlich schon im *Rainoart* Spanien, vgl. 2260: 2510. 2583[7]). Aber der siebenjährige spanische Feldzug des *Cov.* entspricht nun zeitlich den 7 Jahren, in denen Wilh. dieses Lehen ‚Spanien' eroberte; d. h. V.s Ritterschlag und Wilh.s Belehnung fallen zeitlich zusammen, und ein siebenjähriger Kampf nach dem Ritterschlag ist ausgeschlossen. Dasselbe bezeugen uns auch *Cov. V.*, Vs 121, wo die Heiden vor Deramé über V. berichten: *Novelement a esté adobeis*, und *Rainoart*, V.s 2018, wo Wilh. vor dem sterbenden V. klagt: *Nad uncore gueres que tu fus adube.*[8]) Wir haben also den siebenjährigen Kampf V.s als Veranlassung zu Deramés Zug überhaupt auszuschalten.

Die übrigen Benachrichtigungen Deramés fallen dann zeitlich zusammen, d. h. sie erfolgen alle kurz vor der Schlacht auf dem Archamp. Flüchtlinge, oder ein Flüchtling, oder ein Schiff mit 700 Verstümmelten reizen also Deramé zum Aufbruch. Welche dieser Angaben ist echt? Die letzte erscheint verdächtig. Der grausame V. ist der V. des siebenjährigen Feldzuges, der erbarmungslos alle Heiden tötet, die nicht Christen werden wollen, der angreift und Deramé dadurch mit Gewalt auf seine kleine Truppenmacht hetzt. Der V. aber, der nicht lange erst mit kleinem Heere in Archant lagert und die Heiden verjagt, muß ein anderes Ziel haben als herauszufordern; er will verteidigen und ist schnell gegen Feinde herbeigeeilt. Die 700 Heiden sind keine Kaufleute, sondern feindliche plündernde Krieger, die V. bis auf wenige Überlebende vernichtet; ein Schiff rettet sich nach Cordres und bringt Nachricht. Der *Cov.* nennt 4 Unverletzte; hsl. Var. aber heben einen Sprecher — einen Boten — hervor (vgl. den *Prosaroman*: V. eilt gegen den einfallenden Esrofle, verbrennt dessen Schiffe; 2 oder 3 Boote entkommen nach Cordres; da wartet Deramé nicht länger auf Thibaut aus dem Orient und zieht sofort nach Arleschant).[9])

---

[7]) Ebenso im *Charroi*. Vs. 586 fg. erhält Wilh. Spanien zu Lehen. Und in der Geschichte hat Septimanien seit dem Beginn des VI. Jhs. tatsächlich den Namen Spanien getragen. Im Jahre 878 wird Karl der Kahle König von Gallien, Aquitanien und Spanien, d. i. Septimanien, genannt (*Hist. de Languedoc* I, Namenverzeichnis, unter Septimanien. II, S. 322. Toulouse 1849); dagegen Hofer, diese Zs. 43, 263 Anm.

[8]) Weiteres über den siebenjährigen Kampf, s. unten S. 14 fg.

[9]) S. m. Diss., S. 32—35.

Wer war dieser eine berichtende Heide? Heißt er Piniaus (Pinel), oder ist Piniaus Deckname für Tibaut, wie es die Hss., in denen er vorkommt, wegen ihrer Verwandtschaft mit dem Texte in Hs. E annehmen lassen (s. m. Diss., S. 35 fg.)? Der Name Pinel wäre auch deshalb nicht unglücklich für Tibaut gesetzt, da ein Pinel in *Cov.* und *Aliscans* beim ersten siegreichen Anprall Wilhelms als Hauptgegner auftritt und von Wilh. erschlagen wird.[10] Wir fragen uns, wo Tibaut unterdessen weilt? Der *Covenant* antwortet: Tibaut ist im Orient, wo er Hilfsvölker sammelt, und wird auf dem Archamp von Deramé sehnlichst erwartet. Vs. 1563 glaubt Der., als Wilh.s Vorhut auf dem Archamp erscheint, Tibaut schon kommen zu sehen und sagt verwundert zu seiner Umgebung: *Ausin tost est Tiebals li Africans — D'Esclavonie m'amoine secors grant.* Daß Tibaut im Orient ein Heer zum alleinigen Zwecke der Rückeroberung von Orange sammelt, dürfte ohne weiteres anzunehmen sein und geht auch aus den Flüchen der Heiden hervor, die von Rache für Guiborc und Orange, für Tibauts Schmach wiederklingen. Mehr Einzelheiten über Tibaut geben weder der *Cov. V.* noch *Aliscans.* Wir erfahren nichts über Tibauts früheren Aufenthaltsort, über seine früheren Taten, über den Grund seines Fernseins. Wir erfahren aber auch nichts über sein späteres Eintreffen, weder in der Wilhelms- noch in der Rainoartschlacht. Wir wissen nur: Tibaut ist verhindert, am Beginn des Kampfes auf dem Archamp teilzunehmen, und er erscheint auch nicht während des ganzen Verlaufes des Kampfes im Felde. Deramé hat den Kampf allein unternommen, wartet zwar auf Tibauts Hilfskorps, muß den Kampf aber allein zu Ende führen. — Dreimal wird nun allerdings Tibaut in Aliscans erwähnt, davon zweimal in Verbindung mit der Belagerung von Orange.[11] Das ist sehr bezeichnend. In *Folque de Candie*, in den *N* und in unsrer angezogenen Stelle der Hs. B (zu *Folque*) kämpft Tibaut wirklich mit auf dem Archamp ja er besiegt V.. Doch diese Redaktion kann nicht ursprünglich sein gegenüber dem starren Fernhalten Tibauts von der Archamp, schlacht in *Cov.-Aliscans*, und vor allem in der alten *Ch. de G.* Und hier, in der Vorstufe von *Cov.-Aliscans*, in der *Ch. de G.*, finden wir den Beweis dafür. Nach diesem ältesten Texte fehlt nicht nur jegliche Erwähnung Tibauts während der Schlacht auf dem Archamp, sondern ein *Siège d'Orange* erzählt uns überdies, daß V. *Tedbalt l'esturman* vor Orange tötet (678). Tibaut und V. können also nur vor Viviens Tod auf dem Archamp zusammen-

[10]) Ein Pinel ist im *Folque de Candie* Bote der Anfelise, 1606. Pinel von Montarsüe wird von Folque erschlagen, 3264 fg., vgl. unten, S. 11, vgl. auch *Folque,* 9128.

[11]) Vs. 8328 fg., 1776. Die Verse 4141, 4170—71 weisen sicherlich auch auf den *Siège* hin; vgl. dazu 1618: *Folque* 183 und 46.8. 6501 erscheint Tibaut in einer bloßen Aufzählung.

getroffen sein. Die jüngeren Epen kennen diesen *Siège d'Orange*, wie die Hs. E[12] und die N nachweisen. Hier wird Tibaut von V. aber nur verwundet und flieht dann zu Deramé, um diesen um Hilfe anzugehen. Die jüngeren Epen wollen sicherlich den bloß verwundeten Tibaut für spätere Taten, für die Rache retten; und zwar für die Rache nicht an V., sondern an Wilh., der Tibaut Orange und Guiborc wegnahm. Auf den Siège folgt aber zeitlich die Archampschlacht und V.s Tod. Und so bleibt nun Tibaut im *Cov.-Aliscans* Archamp fern, und Deramé kämpft allein gegen V.; erst nach der Schlacht erscheint Tibaut wieder auf dem Plan, und er fehlt selbst nicht in den wenigen Versen, die einen *Siège d'Orange* in *Aliscans* schildern (s. oben). In einer Epenredaktion jedoch, die *Folque*, die N, Hs. B u. a. vertreten, sind Archamp und V. ganz in den Zusammenhang von *Prise* und *Siège d'Orange* eingereiht worden, und Tibaut befehligt die Heiden mit Deramé gemeinsam (über N, s. unten), ja Tibaut tötet selbst Vivien.

Was wollen nun unsere Verse in E (B) wiederholen, wenn sie nach der *Prise d'Orange* von Tibauts Verwundung durch V., von Tibauts Flucht zu Deramé erzählen und dann zur Archampschlachtschilderung übergehen? d. h. wenn sie den Kampf zwischen V. und Tibaut als Folge der *Prise* und als Veranlassung zur Archampschlacht geben. Es bestehen nur zwei Möglichkeiten: die Hs. E will auch die Version der Schlacht in ihrer kurzen Übersicht nach der Quelle geben, aus der auch *Folque* (und die *N*) schöpfen und läßt somit V. sich mit Tibaut in Aliscans messen. Oder E weist auf den alten *Siège d'Orange* hin, und V. siegt über Tibaut, als dieser zwecks Rückeroberung von Orange in Aliscans landet. — Es kann wohl kaum zweifelhaft sein, daß die zweite Ansicht die richtige ist. Der Kampf bedeutet gleich dem alten *Siège* einen Sieg V.s über Tibaut, aber nicht Niederlage und Tod V.s, den Sieg Deramés über V. Nun erzählt die Hs. E aber bereits früher, unmittelbar nach der *Prise* den *Siège*, wie Fichtner nachweist. Doch dieser *Siège* ist eben wegen seines engen Anschlusses an diese *Prise* wesentlich verändert, und Bertran, der Hauptheld der *Prise*, verwundet nun Tibaut.[13] In unsrer

[12]) Fichtner, *Studien über die Prise d'Orange*, Halle, Diss. 1905. Vgl. auch unten über den *Roman d'Arles*, über *Folque de Candie*.

[13]) Der *Roman d'Arles* hat denselben Siège zum Muster gehabt wie die Hs. E; nur kennt er noch den Tod Tibauts durch Bertram, nicht bloß die Verwundung. Es will nichts besagen, wenn im Roman Tibaut später wieder am Leben ist; denn der Roman verwendet die epischen Quellen skrupellos zur Schilderung seiner Kämpfe um Arles; vgl. die Inhaltsangabe im *Wollsteiner Programm* 1911. — Die Ereignisse finden im Roman unter Kaiser Karls Regierungszeit statt, und Karls Helden, Roland u. a., werden ebenso wie Roncevaux, der Schlachtort, in die Wilhelmsepen sinnlos eingeführt. Eliminieren wir Roland und Roncevaux, so erhalten wir folgende Begebenheiten: 1. Die Sarazenen plündern die Provence; die Franken eilen

Übersicht aber besiegt wirklich V. den Tibaut, und die Hs. stellt diesem Siege auch wiederum die *Prise* unmittelbar voran. Endlich wäre noch hervorzuheben, daß auch die *N* den *Siège d'Orange*, in dem V. siegt, der Archampschlacht unmittelbar voraufgehen lassen, wie ich unten zeigen werde. Wir haben es an unsrer angezogenen Stelle also tatsächlich mit dem alten *Siège d'Orange* zu tun, den die Hs. E in der Form eines Sieges V.s über Tibaut in Aliscans erhalten hat.

Damit ist der Nachweis geliefert, daß in einer älteren *Covenantredaktion* der Sieg V.s über Tibaut unter den Mauern von Orange direkte Veranlassung zu dem Zuge Deramés nach dem Archamp gewesen ist; oder nun auch anders gesagt: V. und Archamp stehen ganz in dem kausalen Zusammenhang von *Prise* und *Siège d'Orange*, und dem Siege V.s über Tibaut folgt die Rache auf dem Fuße: V. fällt durch Deramé auf dem Archamp. Wo ist Tibaut? Ist er getötet und berichten wenige überlebende Heiden, vor allem Pinel, die Trauerkunde dem Könige Deramé in Cordres? Oder kam Tibaut schwer verwundet selbst zu Deramé? Die Hs. E und die *N* berichten das letztere, und wir gehen wohl nicht fehl, wenn wir diese Angaben nicht bloß als eine besondere redaktionelle Fassung, sondern ganz allgemein als die Erzählung einer ältern *Covenantredaktion* auffassen.[14])

Wir stellen also folgendes fest: Die Veranlassung zu Deramés Zug war nicht der siebenjährige Feldzug Viviens, nicht die Verstümmlung der 700 Heiden durch V., sondern der Sieg V.s beim *Siège d'Orange*; ursprüng-

---

herbei, nehmen Tibaut Arles weg. 2. Tibaut kommt zurück und erobert die Stadt wieder. Da naht ein neues Frankenheer; Bertran verwundet Tibaut lebensgefährlich (er schlägt ihm den rechten Arm ab), und Tibaut stirbt. 3. Corubli meldet dem Sultan die Niederlage. Ein neues Heer erobert Arles zurück. Da zieht V. mit Garin, Rainier, Gautier de Vals, Wilh., Gerart von Paris gegen Tibaut. Dieser überschätzt die Stärke der Christen und schickt Corbaran um Hilfe. Diese landet (Erinnerung an den Sieg V.s über Tibaut!!). Unterdessen hat Tibaut bereits den Kampf (auf dem Archamp!) begonnen, da er die wahre Stärke des Feindes erkundschaftet hatte. Wir haben also wie in Hs. E zweimal die Erinnerung an den *Siège d'Orange*: Bertran siegt über Tibaut. V.'s Heer zwingt Tibaut zum Herbeirufen eines neuen Heeres!

[14]) Es hat den Anschein, als ob Tibaut nach seiner Ankunft in Cordres noch solange am Leben bleibt, bis er Deramé selbst Nachricht gebracht hat. Auch *Folque* u. *Girart de R.* haben diese Fassung wohl vor sich gehabt; vgl. unten S. 11; ebenso kannte sie das *Rolandslied*: Roland haut Marsilies die rechte Hand ab, der König flieht nach Zaragoza; in einem wundervollen Zimmer liegt er totkrank; er stirbt, als er hört, daß das Hilfsheer Baligants besiegt und Baligant selbst gefallen ist (Vs. 1903, 2570. 2593—94. 3644—46). Vgl. dazu den Pseudo-Turpin: Roland kommt von den Bergen zurück, greift Marsilies an und schlägt ihn und sein Roß in 4 Stücke, daß 20 000 Heiden entsetzt davon fliehen (vgl. Gui der *Ch.*!). — Ursprünglich ist jedenfalls der Tod auf dem Schlachtfelde.

lich tötete V. den König Tibaut, als er den in Orange belagerten Wilh. befreite (= **Cov. I.**). Aus diesem *Siège d'Orange* wurde später der einfache Plünderungszug Tibauts (bezw. Esrofles) in Aliscans; V. eilt herbei und vernichtet Heer und Flotte; Tibaut wird nur verwundet und kann zu Deramé flüchten; der *Siège d'Orange* selbst findet erst nach der Archampschlacht statt, wie *Folque* und *Aliscans-Rainoart* (s. unten) beweisen (= **Cov. II.**). Endlich hat der uns erhaltene *Covenant* diesen Sieg V.s und die Vernichtung der Flotte zu der Episode: Verstümmlung der 700 sarazenischen Kaufleute umgebildet (= **Cov. III**).

Die *Ch. de G.* kennt in ihrem 2. Teile, den Wilhelmszügen, neben der Landung der feindlichen Flotte und Plünderung der Gegend auch noch den anfänglichen Sieg des herbeieilenden Frankenheeres, ja der *Rainoart* berichtet zweimal über die Vernichtung der Flotte durch Rainoart.[15])

Im ersten Teile der *Ch. de G.* fehlt der Sieg der Franken, und wir haben dafür die Tedbaltepisode.[16]) Beachten wir, daß der *Rainoart* auch schon den der Archampschlacht nachgestellten *Siège* kennt (s. unten), so dürfen wir vermuten, daß der Sieg der Franken in *Terc Certeine* (ebenso wie der Sieg V.s über Tibaut im Cov. II.) an Stelle des *Siège* (vor der Schlacht) getreten ist, oder anders ausgedrückt: der Sieg V.s ist eng an die Archampschlacht angeschlossen, und diese besteht nun aus den beiden Teilen: 1. anfänglicher Sieg und Zurückdrängen der ersten feindlichen Abteilung bis zum Meer, 2. Rüsten des ganzen feindlichen Heeres, Vormarsch und Niederlage der Franken.

Es ist nun klar, daß bei dieser engen Verbindung des Sieges mit der Archampschlacht der Name Tibaut nicht zu gebrauchen ist; und so wird er durch andere ersetzt, wie durch Pinel, Esrofle, auch Mathamar, — darüber später.[17])

---

[15]) Vs. 3006 fg., 3337 fg., vgl. dazu *Aliscans*, Vs. 5337 fg., 6793 fg. (7322 fg.). — Die *Ch. de G.* kennt in ihrem 2. Teile keine Vernichtung der Flotte; und das mit Recht. Denn es handelt sich hier um die gesamte Flotte des Siegers Deramé, von deren Zerstörung auch noch der *Cov.* nichts weiß. Im Falle des Sieges V.s wäre die Flotte sicher vernichtet worden, wie die Lüge Guiborcs, Vs. 1381 fg., beweist. — Und im *Rainoart-Aliscans* handelt es sich um den vollen Sieg der Franken durch R.

[16]) Vgl. die *Enf. V.*, wo beide Motive: die Tedbaltepisode und der Sieg über die feindliche Vorhut verbunden sind: die Gegend der Handlung liegt südlich von St. Gilles, in der Ebene von Sire. — Vgl. *Folque de Candie*, unten Teil IV.

[17]) In einer oben charakterisierten und bes. durch *Folque* vertretenen *Covenantredaktion* ist aber Tibaut nicht ersetzt worden, sondern ist mit Deramé in der Archampschlacht, und Deramé tritt neben ihm sogar in den Hintergrund; Tibaut tötet V. (oben S. 7). Archamp ist dem Siège untergeordnet.

Die Hs. E. liefert uns also in der angezogenen Stelle den Rest einer alten *Cov.-Redaktion*; die Hs. B aber entstellt durch die Überleitung nach *Folque de Candie.*

III. Folque de Candie: Der erste Kampf Folques vor Orange bedeutet Sieg: Tibaut wird von Gui und Guischart niedergeschlagen und schickt bei Bertrans Erscheinen einen Boten zu Deramé um Hilfe.

Bald darauf muß er sich zur Flucht wenden; denn drei Hilfskorps werden zurückgeschlagen. Esclan d'Orbesse verliert eine Hand, Pinel von Montarsüe wird von Folque getötet und Tibaut schließlich selbst von Folque im Gesicht schwer verwundet. — Vgl. noch den Kampf König Ludwigs mit dem feindlichen Heere, das die Franzosen in Candie belagert: König Ludwig greift an und siegt. Die Feinde fliehen mit ihrem Könige Deramé in die Burg Arrabloi, vor der das Wasser *li laganz* fließt, und die nur von einer Seite angegriffen werden kann (8726—36, vgl. 9172). Gui und Guischart bedrängen Tibaut. Dieser leistet *lez lo bruillet que Valtrie apele on* (8370) noch einmal Widerstand und flieht dann ebenfalls. Mit Hilfe Saligots entkommt er abends nach Arrabloi. In den folgenden Kämpfen um Arrabloi wird Tibaut am zweiten Tage durch Folque so schwer verwundet, daß man den König für tot hält; doch bringen ihn die Heiden in ein wunderbares Zimmer, in dem man nicht sterben kann (darüber ausführlicher unter Abschnitt III). Wir haben in beiden angezogenen Stellen den Sieg des jungen Folque über Tibaut bei der Belagerung einer Stadt. Die Stadt war aber ursprünglich Orange, der dort Belagerte: Wilh., und der junge, die Stadt entsetzende Held, war V. Tibaut, der Belagerer, wurde von V. getötet (oder verwundet.[18])

IV. Storie Nerbonesi I, S. 461 fg.[19]) Nach seinem Ritterschlage in Paris verläßt Viviano seinen Onkel Guglielmo und zieht mit Namieri auf 7 Jahre nach Spanien. Guglielmo erobert Nimigi und Oringa und wird hier 7 Jahre lang von Tibaldo belagert. Viviano trennt sich sofort von Namieri und unternimmt einen Beutezug nach Portugal. V. erobert Galizia am Flusse Arga. Die Feinde fliehen, sammeln rasch ein Heer und rücken schon nach 8 Tagen gegen V. vor, werden aber vollständig geschlagen. Da sendet auf Bitten flüchtender Heiden König Isramo di Ramese von Afrika seine zwei Söhne mit einem neuen Heere. Nach einjähriger Belagerung von Galizia bricht V. zum Monte Argiento durch, wo er vor dem Einfall der Feinde ein Kastell gebaut hatte. Namieri naht mit Hilfe, aber nur Guiscardo gelingt es, sich zu V. durchzuschlagen. Ein zweiter Hilfszug glückt

[18]) Eine andere Nachahmung des alten *Siège d'Orange* liegt auch in der *Prise de Cordres* vor, wo V. Wilh. entsetzt. Wilh. ruft aus: *C'est li ansaigne mon nevo Wiviën*, Vs. 1837 (Ausg. Densusianu); s. u. Teil III.

[19]) S. *Wollsteiner Programm* 1911, S. 24—25.

durch Beltramos Heldentaten. Dieser kam als Bote Guglielmos von Oringa, das Tibaldo seit nunmehr 7 Jahren belagert. Nachdem man V. das Versprechen gegeben hat, Ragona und Aliscante für ihn zu erobern, wenn Oringa entsetzt sei, verbrennt V. das Kastell Monte Argiento und zieht Guglielmo mit zu Hilfe. Oringa wird befreit. Tibaldo, von Viviano schwer verwundet, entflieht zum Emir nach Cordoba und bittet diesen um Hilfe, dann geht er nach dem Orient. Isramo di Ramese aber weigert sich diesmal, gegen V. zu kämpfen. — Unterdessen lösen die Nerbonesen ihr Versprechen ein, erobern unter V. Tortosa (Var. Tolosa), Valenza, Angrara in Aliscante, Torsitore, Perpignano, Barzalona, Saragozza, und V. wird König von Ragona und Aliscante. Tibaldo wird alles gemeldet. V. regiert 3 Jahre. — Buch II, Kap. VI: Tibaldo naht mit gewaltigem Heere und landet bei Tortosa in Spanien. V. hat schon länger davon Kunde erhalten und Guglielmo benachrichtigt, der bis Barcelona vorrückt. Jetzt eilt V. dem Feinde von Tortosa aus entgegen, schlägt die erste Heeresabteilung und verfolgt sie bis ans Meer. Da naht Tibaldo vom Rücken her; Viviano verliert Schlacht und Leben; Guiccardo, sein Bote an Guglielmo, führt die Vorhut von Guglielmos Hilfsheer; dessen Heer wird vernichtet. Guglielmo flieht nach Oringa, wird dort belagert und von — Folco befreit.

Diese Erzählung zerfällt in 2 Abschnitte, die durch Viviens Ritterschlag, den Entsatz von Oringa und die Schlacht bei Tortosa scharf abgegrenzt sind. Der erste Abschnitt umfaßt zeitlich 7 Jahre, der zweite, wie wir gleich sehen werden, sehr wahrscheinlich ebensoviel. Im ersten Abschnitt ist die Folge der Ereignisse diese:

F e l d z u g i n P o r t u g a l: V. erobert Galizia; das erste feindliche Hilfsheer wird besiegt, und Flüchtlinge reizen Isramo di Ramese zur Absendung eines Heeres, das V.s Niederlage herbeiführt.

Galizia wird ein Jahr lang belagert; V. verbrennt die Stadt. V. verteidigt sich auf dem M. Argiento und wird durch den zweiten Hilfszug Namieris gerettet.

2. Abschnitt: E r o b e r u n g v o n R a g o n a u n d A l i s c a n t e. V. regiert 3 Jahre als König bis zu Tibaldos Einfall.

Die N geben in beiden Abschnitten zwei Reiche Viviens an: Portugal und Ragona-Aliscante. Für Portugal sorgt Isramo di Ramese; Tibaldo will Ragona-Aliscante zurückerobern. Wir sollten meinen, er strebe vor allem danach, Oringa wieder in seine Gewalt zu bekommen, geht er doch nach seiner Niederlage vor Oringa zu Isramo, um diesen zum Rachezuge zu gewinnen. Freilich, Isramo muß sich weigern, das zu tun, er hatte ja bereits seine Scharen gegen Monte Argiento in Bewegung gesetzt gehabt. Und so vergeht nun geraume Zeit, reichlich 7 Jahre (s. unten) — und V. erobert unterdessen in aller Ruhe Ragona-Aliscante

und ist 3 Jahre dort König —, ehe Tibaldo ein neues Heer gesammelt hat und vor Tortosa erscheinen kann. Nun ist er selbstverständlich Oberbefehlshaber in der Vivienschlacht und besiegt den Viviano, der ihn vor Oringa so schwer verwundete; nach Vivianos Tod denkt er auch an Oringa und zieht nun zur Belagerung Wilhelms nach Oringa; — alles geschieht, wie *Folque de Candie* es fordert. — Man sieht, die *N* haben Deramé im zweiten Abschnitt ausgeschaltet, den Entsatz Oranges und die Verwundung Tibauts dadurch um reichlich 7 Jahre von dem Tode Viviens auf dem Archamp getrennt und den Schauplatz der Ereignisse in die Nähe Tortosas verlegt, das sich V. in dieser Zeit erst mit Hilfe des befreiten Wilh. und der Nerbonesen überhaupt aneignete. Die Konstruktion der Ereignisfolge in *N* verrät noch deutlich die Vorlage: Tibaut flieht nach seiner Niederlage und Verwundung vor Orange zu Deramé, der sofort nach dem Archamp eilt. Die Ereignisfolge im ersten Abschnitt ist im Grunde dieselbe: Nach der Einnahme von Galizia wird ein neues feindliches Heer von V. vernichtet, und Flüchtlinge rufen Isramos Scharen herbei; Vivianos Niederlage findet am Monte Argiento statt.[20] Tibaldo wird hier nicht erwähnt und bringt keine Kunde von der Niederlage zu Isramo, denn dessen Scharen kämpfen allein vor Galizia und dann vor Monte Argiento. Im zweiten Abschnitt fehlt dann Isramo, und Tibaldo ist Oberbefehlshaber; er fehlt bei dem Siege Vivianos und tritt erst bei dessen Niederlage auf.

Die *N* geben zwei Schilderungen der Archampschlacht; sie geben aber auch zwei Belagerungen Wilhelms in Orange, nämlich vor und nach der Schlacht. Der *Siège d'Orange* kann aber ursprünglich nur vor Archamp stattgefunden haben. Das beweist die *Chançun de Guillelme*, nach deren Bericht Tedbalt von V. nicht verwundet, sondern getötet wurde. Demnach ist also auch das Einsetzen Tibaldos zum Oberbefehlshaber an Stelle Isramos in der Archampschlacht posterior, und wir haben einen weiteren Beweis für die Richtigkeit unserer obigen Darlegungen über die Konstruktion der *N*-Berichte. Zum Überfluß erzählt auch noch die Hs. E gleich nach der *Prise d'Orange* von einem *Siège*, wie Fichtner[21]) nachweist; und wir gehen wohl in der Vermutung nicht fehl, daß auch der erste Abschnitt der *N* in der Einnahme und der darauffolgenden einjährigen Belagerung von Galizia *Prise* und *Siège d'Orange* nachahmt, entspricht doch der ganze siebenjährige Feldzug Vivianos in Portugal zeitlich den 7 Jahren, in denen Wilh. sein Lehen aus König Ludwigs Hand

---

[20]) Raymond Weeks, *Origin of the Covenant Vivien*, University of Missouri Studies 1902, glaubt, daß der *Covenant* aus 2 Liedern zusammengeschweißt ist. Er sieht die Grundtypen in den *N* erhalten; es sind die Schlachten um Monte Argiento bei Galizia und um Aliscante bei Tortosa.

[21]) *Studien über die Prise d'Orange*, Halle Diss. 1905.

eroberte, und nicht etwa einer siebenjährigen Belagerung von Oringa, wie die *N* berichten (s. unten). Die Verbrennung der Stadt Galizia am Ende der Belagerung durch V. erinnert zudem an die Eroberung und Verbrennung von Orange durch die Heiden beim *Siège*, wie uns *Aliscans* und *Folque* übereinstimmend melden.

Daß die *N* zwischen der Belagerung von Oringa und der Vivienschlacht wiederum eine Zeit von reichlich 7 Jahren verstreichen lassen, wie zwischen Ritterschlag und Ende der Belagerung im ersten Abschnitt, macht noch die Hs. B durch die Schilderung der Kämpfe Viviens in Spanien wahrscheinlich. Dort zieht V. von Termes, wo er den Ritterschlag empfangen hat, nach Spanien und erobert in 4 Jahren die Städte Bargelonge und Balesgués; nach weiteren 3 Jahren Tourtolouse und Porpallart. Darauf schickt er von Porpallart ein Schiff mit 700 verstümmelten sarazenischen Kaufleuten an Deramé und reizt diesen zum Kriegszuge. V. zieht nach Aliscans und wird hier von Deramé überfallen.

N wie B haben also in gleicher Weise 3 Jahre vor Viviens Tod einen Einschnitt in der Erzählung und im Grunde dieselbe Gegend für Viviens Feldzug in Spanien. Sollte das Zufall sein? Zumal auch noch die *Enfances Vivien* die selben Orte in der selben Reihenfolge wie B für Viviens Kämpfe namhaft machen.[22] Vgl. auch die Andeutungen im *Folque de Candie*.[23] 5253: *pristrent a force Orenge et Porpaillart — et Bargeloine* . . . (s. 5970—71. 4056. 5842). 427: „*Tient il en paiz Orenge e Porpaillart?*“ — „*Nenil voir, sire, kar Tiebauz les depart.*“ — *Combatu sunt en la val de Damart*; — *desconfit l'ont paien et Açopart, Vivien mort et* . . . (s. 555—56). 6015: „*Sire, ja fu vostre aiol Aymeris*“, — *et fu mon freres Viviens le marchis*, — *et Aymers nostre oncle, li chetis*; — *en ceste terre les ont paien ocis.* — *A grant esfors les y avons requis* . . . *Ausgabe Tarbé*, S. 83: *Mais Tortelouse lor fis ge comparer.* — *De Vivien, ainsi l'oi ge nommer*, — *Lor fis domage: ne l'porent restorer.* Also Tibaut war durch Erbschaft Barcelona, Orange und Porpaillart zugefallen. Wilh. und die Nerbonesen erobern diese Städte, und Tibaut rächt sich (auch für Tortolose) an V.

Endlich weise ich auf die Belehnung Rainoarts durch Wilh. mit Tortolose und Porpaillart in *Aliscans* hin und auf die Kämpfe Deramés und Tibauts um Porpaillart in der *Bataille Loquifer*. Rainoart ist doch wohl der Nachfolger in dem Lehen, das früher

---

[22]) Vs. 215—220 = 891—895.
Ce fu li enfes qui puis soffri tant mel;
Quar il conquist les Archant desor mer
Et Bardeluque, les tors de Balesguez
Et Tortolose et Porpaillart sor mer:
Tant i feri de l'espee del lez
Desi au poig en fu ensenglentes (Hs. B. Nat. 1449).

[23]) *Ausgabe* Schultz-Gora, Dresden 1909.

V. bei seinem Ritterschlag von Wilhelm erhielt; das spricht ja der *Rainoart (der Chançun de Guillelme)* direkt aus (Vs. 3498—3500). Wer diese Lehensgebiete eroberte, ob Wilhelm allein, oder V. für Wilhelm (s. Hs. Boul. des *Cov. V.*, Vs. 163), oder V. und Wilhelm gemeinsam (s. oben die *N*), geben *Aliscans* und *Folque* nicht genauer an. Aber soviel steht fest, daß sie vor und nach Viviens Tod auf dem Archamp heftig umkämpft werden; und wir können vermuten, daß nicht nur *N*, *B*, *Enf. V (Aliscans)*, sondern bei den engen Beziehungen dieser Quellen zu *Folque*, E, P, denen auch eine Eroberung der Städte durch V. bekannt war.[24] Der *Cov. V.* weiß allerdings davon nichts. Im siebenjährigen Kampfe V.s in Spanien finden sich weiter keine örtlichen Angaben als das Wort *Espaigne* (Vs. 61), und das vielleicht deshalb, weil, wie ich oben zeigte, der siebenjährige Kampf Viviens zeitlich den 7 Jahren entspricht, in denen Wilh. sein Lehen Spanien eroberte.

Was tun da die *N?* Sie lassen V. in Portugal kämpfen, während Wilh. sein Lehen: Nimigi und Oringa erobert und in Oringa 7 Jahre lang von Tibaldo belagert wird. Sie lassen ferner, in einer zweiten Siebenjahrperiode, Aragonien und Aliscante durch Wilh. und die Nerbonesen für V. erobern. Die *N* haben zwei Siebenjahrperioden. Die erste entspricht dem siebenjährigen Kampf V.s im *Cov. V.* und erzählt die gleichzeitige Eroberung der Provence durch Wilh., Bertran u. a. Die zweite schildert die Eroberung der spanischen Mark durch Wilh., V. u. a. und die Belehnung V.s mit diesem Gebiete. Die zweite Periode ist, wie oben gesagt, Konstruktion der *N*, um Tibaldo die Vivienschlacht auf dem Archamp anstelle Deramés befehligen zu lassen. Wir haben nur eine einzige Periode anzusetzen, wie ja auch die Hs. B es tut; und zu den oben vermerkten Beweisen für diese Ansicht gesellt sich hier der neue: Wilhelms Lande umfassen nach allen andern Quellen nicht allein die Provence mit Nîmes und Orange, sondern auch im Westen Tortolose, Porpaillart (Barcelona), und die Eroberung geschieht nicht in 14, sondern in den 7 Jahren, die der Archampschlacht voraufgehen (s. schon *Rainoart*, Vs. 2506 fg.). V.s Kampf in Spanien dauerte also auch in der Vorlage der *N* 7 Jahre. Welche Ereignisse wird er enthalten haben? Sehen wir uns die beiden Perioden der *N* an. 1. Nach seinem Ritterschlag in Paris zieht V. nach Portugal, das er erobert; es folgt die siegreiche einjährige Belagerung von Galizia und die Kämpfe um Monte Argiento, die Archampschlacht (s. oben). 1a. V. erhält Kunde von der Belagerung Oringas (durch den Boten Wilh.s Beltramo) und zieht von Portugal nach Oringa.

---

[24]) Die Übereinstimmungen in diesen Quellen gehen sehr wahrscheinlich auf eine besondere Epenredaktion zurück, die von den uns erhaltenen Epen und dann von einzelnen Handschriftengruppen nochmals mit verarbeitet worden sind. Darüber unten S. 26—7.

2. V. erobert nach der Belagerung und Befreiung Wilhelms in Oringa mit Hilfe Wilhelms und der Nerbonesen Ragona-Aliscante, wird von Wilh. zum Könige des Landes gekrönt, residiert 3 Jahre und zieht von Tortosa gegen Tibaldo und zur Archampschlacht. — Also, V. erhält den Ritterschlag in Paris, erobert ein Land in Spanien, und Wilh. belehnt ihn damit. Innerhalb der Siebenjahrperiode findet sich die für V. siegreiche Belagerung einer Stadt (die nicht 7 Jahre, sondern ein Jahr gedauert hat).[25] Dann zieht V. von Portugal-Galizia und von Tortosa gegen den Feind auf dem Archamp. — Vergleichen wir damit die uns bekannten Tatsachen, so ergibt sich 1. Die *N* setzen Paris für Termes (in B; s. *Aliscans* 768, 784; *Rainoart* 2002). 2. Portugal steht für Porpaillart und Tortosa für Tortolose. 3. Wilhelm belehnt V. mit den eroberten Städten (Hs. B, *Cov. V.*, 163 sagt, daß V. die Städte Wilh. schenkte). 4. Ein Bote Wilh.s ruft V. zum Entsatze Oranges herbei, dessen Belagerung ein Jahr gedauert hat. Tibaut wird von V. schwer verwundet und flieht zu Deramé, der dann ohne Tibaut V. auf dem Archamp überfällt.

Was nun die Teilung der Siebenjahrperiode angeht, so halte ich diese durchaus nicht für zufällig: Die Eroberung der Städte Barcelona, Balesgués dauert in Hs. B 4 Jahre, die von Porpaillart, Tortolose 3 Jahre. In den *N* ist V. 3 Jahre lang ungestört König von Ragona-Aliscante. Es fällt auf, daß Hs. B im zweiten Teile, d. h. in dem der Archampschlacht zeitlich

[25]) Auf die Unwahrscheinlichkeit der Dauer einer Belagerung von 7 Jahren und auf den Parallelismus mit Viviens Kämpfen in Spanien hat schon Fichtner, *a. a. O.* S. 78, hingewiesen; er erwähnt da auch die siebenjährige Belagerung von Candie im *Folque*, und ich füge hier folgendes hinzu: 1. *Aliscans*, Vs. 1783 heißt es über die Belagerung von Orange: *Jusqu'a un an ont le siege jurez*; Vs. 2434 *Jusqu'a un an est li sieges jurés.* 2. *Enf. V.*, 2066 wird Luiserne ein Jahr belagert (Var. 10 Jahre und 7 Jahre, vgl. dazu noch 2120, 2264 in Hs. B, ferner 2097 und *Cov. V.*, 843 fg.). 3. *Moniage Guillaume.* König Ludwig wird von dem Riesen Isoré ein Jahr in Paris belagert. Wilhelm erhält im Kloster durch Ludwigs Boten Nachricht, erscheint vor Paris und erschlägt Isoré. Die *N* aber erzählen: Tibaldo ist in Frankreich eingefallen, und Beltramo eilt zum Schutze Oringas herbei. Die Stadt wird ein Jahr belagert. Guglielmo erhält durch den Boten Casello Nachricht und eilt vom Kloster nach Oringa, wo er Tibaldo tötet. — Diese Angaben von *N* bedürfen keiner Erläuterung. Die Identität mit dem alten *Siège d'Orange* der *Ch. de G.* ist augenscheinlich; nur war V. längst auf dem Archamp gefallen, und Wilh. ersetzt ihn in der Hilfeleistung. — Ich verweise noch auf die Gleichsetzung von Orange und Paris, von Tibaldo und Ysoré. Sie tritt uns auch in *Aliscans*, Vs. 1643 a-d, 4072—74 entgegen, nur kämpft Ysoré vor Rom (vgl. den *Couronnement*, wo Corsolt Wilhelm die Nasenwunde beibringt, und vgl. den *Prosaroman* Kap. 40, wo Wilhelm die Verwundung weder von Tibaut, noch von Ysoré, noch von Corsolt, sondern von irgend einem Sarazenen erhält; und zwar: nicht vor Orange, auch nicht vor Paris oder Rom, sondern vor Narbonne zu Beginn des *Siège de Barbastre*); vgl. noch *Rainoart*, 2309—11 und 2361 (: *Folque* 98—102).

nächstliegendem, die Städte nennt, die uns *Aliscans* als Wilhelms Besitz und Rainoarts, bezw. V.s Lehen von Wilh., angibt (vgl. *Charroi, Moniage Guillaume*); ferner scheinen die beiden Teile auch in bezug auf die Gegend verschieden zu sein: Barcelona, Balesgués liegen südlicher; Porpaillart, Tortolose nördlicher (Porpaillart = pagus Palliarensis); endlich bringen die *Enfances Vivien* die Städte in der selben Gruppierung; und das tuen ebenso die V, wenn man Portugal mit Porpaillart, Tortosa mit Tortelose gleichsetzt, und wohl auch *Folque*; Ausg. Tarbé, S. 83 *Mais Tortelouse lor fis ge comparer. — De Vivien... lor fis domage.*[26]) Zu alledem kommt nun noch dieses: Ein Kampf V.s in Spanien stand in dieser Form nicht in einem ältesten *Covenant*, wie ich bereits oben nachgewiesen habe. V. hat also im ältesten *Covenant*, der dem *Rainoart* vorausgegangen ist, nach seinem Ritterschlage in Termes gar nicht um Städte in Spanien gekämpft, sondern er wurde, wie nach *Rainoart-Aliscans a. a. O.* angenommen werden kann, von Wilh. mit dem Land belehnt, von dem aus er dann zum Entsatze Oranges herbeieilte; und dieses Land hatte als Hauptorte Porpaillart und Tortolose. Welches Land haben wir aber ursprünglich darunter zu verstehen? Porpaillart wird mit pagus Palliarensis gleichgesetzt. Aber was bedeutet Tortolose? — Wir müssen der Bestimmung dieses Lehens einen längern Abschnitt widmen.

Tortolose und die *tere Vivïen.*

Man versteht unter Tortolose bald Tortosa in Spanien (s. die V), bald Toulouse (die Lyoner Hs. des *Roland*), bald leitet man den Namen aus einer Kreuzung von Tortose und Tolose her (Densusianu, *Prise de Cordres*, S. 79 Anm. 2). Ich habe in *dieser Zs.* 38, S. 221 Anm. schon darauf hingewiesen, daß die älteste Gleichung nicht Tortolose = Tortosa, sondern eher = Tolose gewesen sein wird und führe nun weiter aus: Vs. 3498—3500 des *Rainoart* lauten:

> *Willame li donat set chastels en fez*
> *E Ermentrud li dunent a moiller*
> *E tote la tere Viuien le ber.*

[26]) Vgl. den *Roman de Roncevaux* (Stengel, das *altfranz. Rolandslied*, Vs. 2640—41, 3592), der Küstenstädte Spaniens nennt, deren Namen aus *Folque de Candie* stammen (s. Suchier, *Ausgabe* der *Chançun de Guillelme*, XLV): Baligants Heer fährt von Persien nach Zaragoza und kommt an Archant, Balaguer, Porpaillart, Orabloi, Belcler, Tortelose vorbei in den Ebro. Das ist die gleiche Reihenfolge der Städtenamen wie an den obigen Stellen, nur Barcelona fehlt, und Orabloi, Belcler sind hinzugefügt. Orabloi-Arrabloi des *Folque* liegt nahe bei Candie am Wasser *Lagant* (*Folque* 8729. 9172 u. a.). Bei Belcler nimmt Tibaut die Schlacht mit König Ludwig und Wilh. an und flieht schließlich (7006 + 8159 (4017), 5008); d. h. Belcler liegt gleich Candie 4 Meilen vom Ebro nach Süden hin (7577—80). Tortelose unsrer Hss. ist also Tortosa in Spanien gleichzusetzen. Zu Tortelose

Also Rainoart wird mit 7 Burgen von Wilh. belehnt, nicht mit 2 wie in *Aliscans*; und außerdem bekommt er noch das Land V.s. Er erhält Ermentrud, nicht die Königstochter Aelis, wie in *Aliscans*, zur Gemahlin. *Aliscans* hat nun tatsächlich Ermentrud als Gemahlin R.s in Vs. 3875 überliefert, und ich vermute, daß das Epos auch mit den beiden Burgen Porpaillart und Tortolose an die beiden Lehensgebiete der *sept chastels* und der *tere V.* erinnert. Nach den obigen Versen liegt die *tere V.* anderswo als die *sept chastels*. Unter diesen verstehe ich das Gebiet Septimanien in der Ausdehnung, die es seit dem IX. Jh. hatte, als man den Namen von den 7 festen Plätzen oder Bischofssitzen herleitete. Die *tere V.* liegt also außerhalb, und da nicht am Rhône, denn dort ist der epische Wilh. selbst, jedenfalls im westlichen Frankreich und nördlich von Septimanien, d. h. in Aquitanien oder gar Neustrien. Nach dem Norden weist der Name *Vivien* selbst.[27] V. ist im ältesten Teile der *Ch. de G.*, im *Vivienlied*, dem Grafen Wilh. von Barcelona noch neben- und nicht untergeordnet, wie später im *Covenant* und *Rainoart*. V. hält sich vor der Archampschlacht nicht etwa in Barcelona auf, sondern in Bourges bei Tedbalt von Bourges. V. ist *barun Loowis* 795, *quens* 749, *marchis* 755 u. a., *meschins* 792, und hat eigene Leute und Land 32. 497. 663 fg.; sein treuer Gefolgsmann heißt Raher 665 oder Rabel (*Ausg.* Suchiers S. XXXIX). Die meisten Kämpfe V.s im Vivienliede weisen ebenfalls nach dem Norden, und der Archamp selbst liegt in der bretonischen Mark.[28] Daher werden wir das Land dieses *marchis* und *barun Loowis* mit größter Wahrscheinlichkeit auch hier suchen müssen, nicht südlich, sondern nördlich der Loire, denn südlich, in Berri, befiehlt Tedbalt de Bourges: und dessen Ritter gehören V. nicht; sie verpflichten sich ihm erst vor der Archampschlacht, als Tedbalt flieht. Aber eine Schwierigkeit ergibt sich: Der Graf V. ist dem Grafen Tedbalt untergeordnet. Wer ist nun Tedbalt, und welches ist sein Land? Die *Ch. de G.* sagt dieses: Tedbalt ist Graf von Berri und hat diese Grafschaft vor 18 Jahren schon einmal besessen: *Dis e uit anz at ja, si sunt passé, — que primes oi a baillir cest cunté* (108—09). Er ist mit Wilhelm von Barcelona befreundet, aber neidisch auf dessen Waffenruhm. Er wohnt in Bourges. Er führt das Heer von Bourges nach dem Archamp, um sein Land von den Feinden zu säubern. Er beauftragt V., den *barun Loowis*, den Rückzug zu leiten; doch V. weigert sich. Da flieht T., nachdem er seine

---

gibt der Roman noch den Zusatz: *dont fu rois Josüer*, vgl. dazu *Folque* 4541—43. Ich hebe hervor, daß die wertvollere Lyoner Hs. des *Roland* Tortelose im Roland richtiger mit Toulouse identifiziert.

[27]) Auch der Name Ermentrud, der an Hirmentrudis, die Gemahlin Karls des Kahlen, erinnert; sie ist die Tochter Odos von Orléans, des Vetters Graf Bernhards von Septimanien.

[28]) *Diese Zs.* 35, S. 67 fg.; Ausgabe Suchiers, S. XLI. LXV.

Fahne in den Schmutz getreten hat. — Sein Land Berri ist Grafschaft, aber Vs. 359 *regne!* Ist Tedbalt König? Ich vermute unter Tedbalt einen Decknamen für Karl den Kahlen; der Name war für den König in der Normandie gebräuchlich. Sehen wir uns die Geschichte an.

Karl der Kahle, der spät geborene Sohn Kaiser Ludwigs, erhielt im Jahre 832 Aquitanien, das Pipin I. genommen wurde. Im Jahre 834 fiel es an Pipin zurück, und Karl wurde mit Deutschland und 835 noch mit Burgund und Septimanien entschädigt. — Aquitanien umfaßte in seiner größten Ausdehnung das eigentliche Aquitanien ohne (!) Septimanien und Neustrien bis zur Somme (in den Jahren 835—837). — 835 trat Pipin das Land zwischen Somme und Seine, 837 das zwischen Seine und Loire ab, und 838 erhielt Karl mit dem Tode Pipins auch Aquitanien wieder und dazu noch Septimanien, das seit 817, seit dem Regierungsantritt Pipins I., von Aquitanien als selbständiges Herzogtum losgetrennt und den Nachkommen Wilhelms des Heiligen gegeben war. Aber nur der nördliche Teil Aquitaniens mit Bourges als Hauptstadt war sicherer Besitz; der südliche Teil mit Toulouse wurde von Pipin II., dem Sohne Pipins I., Karl streitig gemacht. Pipin II. war bei seines Vaters Tode übergangen worden und organisierte einen tatkräftigen Widerstand gegen den König. Er fand den Beistand des mächtigen, vom Hofe verstoßenen Bernhard von Septimanien; dann unterstützte ihn dessen Sohn Wilhelm von Barcelona, und die Normannen und Bretonen ließen sich von ihm aufhetzen. So mußte Karl einen langen Feldzug um das südliche Aquitanien und Toulouse führen. Er zog 843, 844 und 849 gegen Toulouse, schlug 848 die Normannen an der Dordogne, konnte sie aber nicht hindern, Bordeaux zu nehmen und von dort den Grafen Wilh. gefangen wegzuführen (Suchier, *Ausg.*, S. LVIII). Erst 849 nahm er endlich Toulouse ein. Doch kaum hatte er den Rücken gewandt, da erschienen die Normannen und plünderten die Stadt, noch im Jahre 850. Ebenso unglücklich kämpfte Karl auf dem anderen Kriegsschauplatz, in der bretonischen Mark, in den Jahren 843, 845, 850 und 851. Sein Feldherr war von 843—51 Vivianus, der Befehlshaber an der bretonischen Mark und des Landes zwischen Seine und Loire, le comte du Maine, der in Tours wohnte. Während der Schlacht des Jahres 851 (Sonnabend, den 22., bis Montag, den 24. August) floh Karl der Kahle (in der Nacht des 2. Schlachttages) und ließ Zelte, Gepäck und sein Feldzeichen zurück. Der tapfere Führer Vivianus blieb mit wenigen Getreuen und fand den Tod.

Also Karl der Kahle ist der König, unter dem V. Befehlshaber Neustriens in Tours war. Karl ist der Flüchtling der Schlacht von 851, in der V. am dritten Schlachttage, an einem Montage, fiel. Seine Fahne blieb auf dem Schlachtfelde. Seine

aquitanische Hauptstadt heißt Bourges; seine Gemahlin Hirmentrudis ist die Tochter Odos von Orléans. Er hat Aquitanien, und zwar ganz Aquitanien, das Königreich *(regne de Berri* der *Ch.?)*, tatsächlich vor reichlich 18 Jahren schon einmal beherrscht, dann 838 zwar wieder erhalten (mit Septimanien), aber nur den nördlichen Teil mit Bourges *(cunté de Berri* der *Ch.?)* wirklich besessen, den südlichen mit Toulouse mußte er sich in nahezu 7 Jahren erkämpfen (Tedbalt der *Ch.* ist neidisch auf Wilh.? vgl. auch *Rainoart.* 2594). Die Übereinstimmung von Geschichte und Epos in diesen Zügen kann keine zufällige sein. — Ein Gegensatz ist leicht behoben: Der Tedbalt der *Ch. de G.* flieht vor der Schlacht; die eigentliche Flucht aber fand auch im Vivienlied am Ende des 2. Schlachttages statt, wie die versuchte Flucht der 20 Ritter u. a. m. anzeigt. — Die Tedbaltepisode steht in ihren Grundzügen im engsten Zusammenhange mit dem Vivienliede, und zwar von Anfang an. Bourges und V. in dieser aquitanischen Hauptstadt sind keine absurden Angaben der *Ch.* — Wir werden nicht zögern, die *tere V.* hier im Norden zu suchen. V. ist der Lehnsmann des Königs und sein Land liegt in *France*, zwischen Seine und Loire, in Maine (s. unten und Ausg. Suchier, XLI/XLII). V. und sein Land unterstehen im *Vivienlied* Tedbalt de Bourges. *Bourges* und *regne de Berri* sind eine Erinnerung an das Königreich Aquitanien, dessen südlicher Teil umstritten ist, wie uns auch der Kampf Wilhelms vor Bordeaux in der *Ch.* zeigt.[29])

Mit der Erweiterung des Vivienliedes (durch die beiden Wilhelmszüge und der Überarbeitung zur *Ch. de G.*, d. h. mit der Einführung Wilhelms, werden V. und sein Land in Beziehung zu Wilh. und seinem epischen Gegner Deramé gesetzt, ja V. und die *tere V.* sind in der *Ch.* Wilh. bereits untergeordnet: V. wird 15 Jahre von Guibore erzogen und Gui, V.s Bruder, soll Wilh.s Erbe sein. Wilh. von Barcelona, der in Barcelona wohnt (935) und Bordeaux verteidigt (1020), besitzt sicherlich das südliche Aquitanien mit Toulouse, Septimanien und die spanische Mark; die Rhônegegend und Orange kommen für die *Ch.* noch nicht eigentlich in Betracht (obwohl der Dichter auch diesen Sitz Wilh.s bereits kennt, wie der *Siège d'Orange* 670 fg. beweist), sondern erst für den *Rainoart.* Aber Wilh., der epische Wilh., gebietet ebenso über das ferne Archamp; diese Gegend wird Vs. 1004 *estrange cuntree* genannt (für den Wilh. in Barcelona!). Nichtsdestotrotz gehören Wilh. Land und Leute (*les chevaliers* 968; *la gent* 970; *il at perdu sun nobile barné-de dulce France la flur et la belté,— ocis li unt Vivien l'alosé* 1373—75), wie ehedem Tedbalt; Wilh. steht an dessen Stelle. Der epische Wilh., der Deramé besiegt,

---

[29]) Ebenso *regne de Peitiers* des *Cour. L.* 1983. Vgl. Wilh.s Züge vor Tours, Bordeaux, St. Gilles, durch die bret. Mark nach der Normandie. V. nimmt teil (Var. der Hs. B.!).

wird mit Wilh. von Barcelona durch die *Ch.* verschmolzen. Er beherrscht das weite Gebiet von der Seine bis zu der spanischen Mark, das größere Frankreich: *France* des Kaisers Ludwig (vgl. Vs. 4,61; vgl. *Rainoart*, 2594). — Und dieses große Land des epischen Wilh. bekommt nun Gui als Erbe zugesichert; es besteht aus der *tere V.* und Aquitanien.

Im *Rainoart* erobert sich der epische Wilh. ein neues Lehen in siebenjährigem Kampfe vor der Schlacht auf dem Archamp. Er wohnt in Orange und eilt von da zu V. Er verteidigt also nun nicht mehr Bordeaux (s. u.), und der Archamp liegt im *Rainoart* südlich von Orange (2507 fg., 2583 fg.). Wo liegt die *tere V.?* Der *Rainoart* scheint die alte Lage noch nicht vergessen zu haben: Ein Trupp Heiden plündert Tours und kommt auf dem Wege nach dem Archamp an Orange vorbei (2258 fg.).[30] — In *Aliscans* ist Tours in Tolete verändert worden.

Im *Cov. I* erhält nun V. den Ritterschlag von Wilh. und wird dabei, wie üblich, mit Lehen bedacht. Zu seinem eigenen Lande bekommt er noch Aquitanien,[31] aber ohne Septimanien; denn Wilh. hat hierselbst noch keinen festen Fuß gefaßt. Rainoart wird dann mit dieser *tere V. im weiteren Sinne* (Maine + Aquitanien) belehnt und erhält dazu noch die *sept chastets*, Septimanien; denn im *Rainoart* hat Wilh. sein Lehen erobert und wohnt in Orange.

Ich vermute, daß *Tortolose* in *Aliscans* an die *tere V.* im *Rainoart* erinnert. Der Name ist *eine Zusammensetzung von Tor und Tolose*, den beiden Hauptorten der Lande Maine und Aquitanien (vgl. Torserose in *Aliscans*, Var. von Vs. 8317).

Über die Beziehungen V.s zu Aquitanien und zu dessen Hauptorten Bordeaux und Toulouse geben folgende Belege Aufschluß.

Von Vivianus wird zwar nicht gesagt, daß er an einem Zuge Karls gegen Toulouse und Bordeaux teilnahm; und wir könnten in Anbetracht der unruhigen Bretonen verstehen, wenn der Feldherr Neustriens, aus welchem Lande Karl seine kriegerische Kraft zog, daheim, in Tours, blieb und bloß das Heer für Aquitanien

---

[30]) Über Erinnerungen an die *tere V.* in *Enf. V.*, *Vidianlegende* und *Galiens*, s. unten S. 30 fg.

[31]) V.s 1576—83 der *Ch. de G.* klingen wie eine direkte Anspielung auf V. und sein Land:

> Aprés le pere, jo'n oi le fiz si chier,
> que unc la mere ne laissai corecier.
> Serjant ne fis de sun aveir chacier,
> ainz en nurri les fiz mult volentiers,
> sis guardai tant que jo'n fis chevaliers.
> Tote la terre li rendi senz relief:
> si fu petite, e jo l'acrui del mien.
> Fel seit Guillelmes, s'il unc en out denier!

Vgl. Vs. 1392—1401 u. S. 37. Aquit. reicht südlich bis zur Garonne (*Cour. L.* 75; *Raoul de C.* 7664 fg., *Mon. Guill.* 3754 u. a.).

ausrüstete; und das läßt sich wenigstens mit Bestimmtheit gerade für das Jahr 849 festlegen; denn das Heer sammelt sich zwischen Seine und Loire, und V. nimmt zu Beginn des Feldzuges Pipins Bruder gefangen — aber recht glaubwürdig erscheint es nicht, daß Karl ohne seinen Feldherrn gegen Aquitanien zog. Die spärlichen Quellen dieser Zeit lassen uns eben hierüber ohne Nachricht. Und im Epos nimmt nun V. auch tatsächlich an diesem Kampfe in Aquitanien ebenso teil, wie er mit Tedbalt der *Ch. de G.* in Bourges ist und von da nach dem Archamp zieht. Auf diesen Kampf von 7 Jahren mit den Hauptereignissen der Schlachten von Bordeaux (848) und der Einnahme von Toulouse (849—850) geht nun der siebenjährige Kampf V.s in Spanien zurück; er ist durch die Ereignisse von Bordeaux in die oben angegebenen Teile zerlegt worden, und V.s Tod erfolgt in Geschichte und Epos 3 Jahre später; auch die Berechnung von V.s Lebensalter und die Zergliederung der *Enf. V.* wird uns zu demselben Ergebnis führen.

B o r d e a u x.

Die Erinnerung an die Ereignisse von Bordeaux ist in folgenden Epen festgehalten. *Ch. de G.*, Vs. 1018—1020: *Uncor nen at que sul treis jurz passez — jo sui venuz de bataille champel, — que ai fait grante a Burdele sur mer, — si ai perdu mun nobile barné.* Die Verse entsprechen *Rainoart*, Vs. 2507 fg.: *Ne vus vi mais ben ad set anz passez — Ne sanz bosoig ca sai ne me requerez. — Sire dist il ial sauez vus assez — Jo aueie espaigne si ben aquitez — Ne cremeie home que de mere fust nez — Quant me mandat Viuien lalose — Que io menasse de orenge le barne...* *Cov. V.*, Vs. 1169: *Tant ai lontens vers paiens guerroié.* Der Kampf von 7 Jahren steht also an Stelle der Schlacht vor Bordeaux, und diese fand in der *Ch. de G.* ganz in Übereinstimmung zur Geschichte vor der Archampschlacht statt, aber allerdings entgegen der Geschichte unmittelbar vorher. Auch die jüngern Epen haben nun die Erinnerung an Bordeaux gewahrt. *Cov. V.*, Vs. 857—59: *Qui m'en alast a Guillelme au cor neis, — A Bargelune ou li cuens est remeis, — Ou a Orenge, ne sai dire lou quel,...* Var. zu *a Bargelune*: *En Bordelois, a Bourdelai.* Also der *Cov. V.* gibt einen Hinweis einmal auf Barcelona als Wilhelms Wohnsitz (vgl. *Ch. de G.*, aber *Rainoart* 2513), dann auf Bordeaux als Wilh.s augenblicklichen Aufenthaltsort. — Die *Enf. V.* wie auch *Folque* weisen für Barcelona eigenartige Schreibungen auf, die auffällig an Bordeaux und auch an Toulouse angenähert sind und den Gedanken nahelegen, daß eine Vermischung dieser Namensformen vorliegt; vgl. *Enf. V.*, Namenverzeichnis: *Barquelune Bardeluque*, *Folque*, Vs. 501 *Bartelouse* neben *Barzelone*, 4056 Bartoulouse, Barseloigne u. a. s. unten. — Endlich erzählen die *Enf. V.*, Vs. 429 fg., daß Garin in Bordeaux von Marados gefangen gehalten und durch V.s Einlieferung durch Wilh. und die Nerbonesen

dort befreit worden ist:[32] *tant esploitierent qu'il uindrent a Bordele* (Var. einer Hs. Luiserne) — *Au grant pales descendent a la terre — Et l'amiralz fierement les apele.* S. noch oben Anm. 29.

Also sowohl Wilh. als auch V. sind mit Bordeaux in Zusammenhang, und Bordeaux ist in den *Enf.* V. mit Luiserne gleichgesetzt (darüber in Teil III).

Toulouse.

Die *N*, Buch III, 4: Der König von Barberia will von Oringa und Nimizi aus Tolosa, dessen Verteidiger Gualtieri ist,[33] erobern. Wilh. kommt zu Hilfe; Borello wird gefangen genommen. Nach Ablauf eines fünfjährigen Waffenstillstandes richtet Tibaldo von Oringa und Nimigi aus seine Angriffe auf Frankreich. Ludwig wird gekrönt. Wilh. und V. ziehen zu Eroberungen aus, jener nach der Provence, dieser (mit Namieri) nach Spanien.[34] — Im *Prosaroman* richten die Feinde unter Esrofle ihre Plünderungszüge sowohl

---

[32]) *Aliscans* kennt Vs. 5004 *Marados d'Aquitaingne* und Vs. 6489 fg. Var. *Florechaus, roine des landes de Bordiaus*, die ihr Bruder, der Heide Grishart, Rainoart zur Gemahlin empfiehlt.

[33]) Gualtieri ist das Oberhaupt der Stadt und von Ugo da Fieravilla eingesetzt.

[34]) Diese Folge der Ereignisse scheint Konstruktion der *N* zu sein. Zuerst erfolgt doch wohl die Krönung des Königs und der Ritterschlag Viviens, dann der gemeinsame Aufbruch Wilh.s und V.s nach Toulouse und nach Orange, denn die Feinde gehen doch auch das zweite Mal wieder gegen Toulouse vor, und zwar wird V. in Aquitanien bleiben, Wilh. aber, wie in den *N* gesagt ist, nach der Provence ziehen. Ich meine also, daß die Folge dieser Ereignisse dieselbe ist, wie die der Ereignisse gleich darauf: der König wird gekrönt; V. erhält den Ritterschlag; Namieri und V. ziehen nach Spanien, aber V. trennt sich von seinem Onkel und geht nach — Portugal (d. i. Porpaillart, S. 16!). Die *N* haben eben 2 Berichte und suchen beide nacheinander anzubringen. Sie begehen nur den einen Fehler, daß sie V. nach dem eigentlichen Spanien und Wilh. nach der Provence ziehen lassen wollen, während wir doch sicherlich wiederum Toulouse von Oringa aus gefährdet sehen. Also V. bleibt in Aquitanien und Wilh. zieht in die Provence. Nun ist ein fünfjähriger Waffenstillstand angegeben. Auch dies wird in Übereinstimmung mit den nachfolgenden Ereignissen sich so lösen lassen, daß die 5 Jahre den ersten Abschnitt der oben erörterten Siebenjahrperiode ausmachen. Wir haben noch eine reichlich zweijähige oder auch nahezu dreijährige Zeit hinzuzurechnen, während der V. in Toulouse ist, wie später in Tortosa, ehe er nach dem Archamp aufbricht; zwei Hss. des *Cov.* setzen ja auch 8 Jahre für die Zeit, die V. in Spanien kämpft, an. Und erinnern wir uns nun, daß ein siebenjähriger Kampf V.s nach dem Ritterschlag überhaupt nicht stattfinden kann, sondern V. nach reichlich 1 Jahre, in dem er noch Wilh. in Orange entsetzt hat, auf dem Archamp fällt, so haben wir die Angaben der Hs. E vor uns: V. befindet sich kurz vor seinem Tode in Toulouse. Aus den Berichten der *N* geht weiter hervor: Der Kampf Wilh.s und V.s um Toulouse steht entweder dem *Siège d'Orange* auch zeitlich voran, oder aber beide sind gleichzusetzen, handelt es sich in beiden doch auch um den Entsatz der Stadt (Gautiers in Toulouse, Wilh.s in Orange); u. S. 27. Vgl. entsprechend im *Cour. L.*: Krönung, 5 Jahre Ruhe, 3 Jahre Kampf in Aquia. (o. Anm. 29).

gegen Nimes wie gegen Toulouse. *Folque* sagt: *Mais Tortelouse lor fis ge comparer. — De Vivien . . . Lor fis domage* (oben, S. 14). — Die Hs. E läßt V. von Toulouse nach Aliscans aufbrechen (*Defors Toulouse est Viviens remés . . . — De la vile issent*); in den N zieht V. dahin von Tortosa, d. i. Tortolose (oben S. 16 und Anm. 34!). — Im *Cov.* heißt Viviens Herzensfreund Gautier li Tolosant, auch de Blaives und de Termes genannt (s. unten, Teil III). — Nach der Vidianlegende dringen die Feinde in Aquitanien vor, und Vidian eilt vom Königshofe, wo er dux militiae geworden ist, nach Martres-Tolosanes und fällt nahebei *in agris qui dicuntur campestres. — Doon de Mayence*, Vs. 7985 fg. berichtet: *L'une* [*jeste*] *est de Garin de Monglane decha-Qui tout le Nerbonais et Orenge combra, Venice sur la mer . . . — Aymeri de Narbonne*, 253: Toulouse wie Orange sind in Feindes Hand. Die *Vita sancti Wilhelmi*, Kap. V: Die Sarazenen fallen in Aquitanien, Septimanien und der Provence ein. Karl der Große erhält Nachricht, belehnt Wilh. mit Aquitanien und schickt ihn gegen den Feind. Wilh. zieht über Septimanien, d. h. durch Aquitanien und Septimanien, gegen Orange, erobert die Stadt und macht sie zu seinem Wohnsitz. — *Renaud de Montauban*. Der sarazenische König ist *sire de Tolose* und will Bordeaux angreifen.[35]) Der *Agolant* kennt eine Schlacht vor Toulouse *soz Tolose la grant*, *desoz Tolose el pré*.

Also V. und Wilh. stehen in Beziehung zu Toulouse, und Stadt und Land gelten als vom Feinde besetzt oder bedroht. Nach der Vidianlegende liegt sogar der Archamp südlich von Toulouse.

B a r t o u l o u s e usw. B a r c e l o n e. B u r d e l e.

Die oben angeführten Namensformen, vor allem *Barquelune*, *Bardeluque* der *Enf. V.*, *Bartoulouse* des *Folque* und die Angabe des *Cov.*, daß Wilh. vor der Archampschlacht sich in *Bargelune*, nach den andern Hss. *en Bordelois*, *Bourdelai* aufhielt, lassen vermuten, daß die Namen Bordele und Tolose gekreuzt und Barzelune und Burdele der *Ch.* zusammengeworfen sind. Die Vermengung der Namen ist bei deren verhältnismäßiger Ähnlichkeit nicht weiter verwunderlich, hat aber doch tiefere Gründe. Und diese werden durch die Ereignisse der Geschichte im IX. und VIII. Jahrhundert und durch das Epos nahegelegt. Wilhelm von Barcelona, der vermutlich von den Normannen im Jahre 848 in Bordeaux gefangen genommen wurde,[36]) verteidigt gleich seinem Vater mit Pipin das Herzogtum Toulouse. Aber sein Großvater, Wilh. von Toulouse, die rechte Hand des jungen Ludwig, kämpft in der spanischen Mark und erobert Barcelona.

---

[35]) Über die historische Grundlage *Renauds de Montauban* s. zuletzt Bédier, *Légendes épiques IV*. S. 233—34.

[36]) Suchier, Zs. f. rom. Ph. 33, S. 45—46.

Der äußere Feind sind bei Bordeaux die Normannen, in der spanischen Mark aber die Sarazenen, dieselben Gegner also, die unter Zama, dem epischen Halcebier, 721 bis Toulouse vordrangen, und unter Abd-al-Rahman, dem epischen Deramé, 732 in gewaltigem Siegeszuge Odos von Aquitanien Lande durchfluteten, Bordeaux eroberten, Odo schlugen und bis nach Tours und Poitiers vorstießen.[35]) — Das Epos hat seinem epischen Wilhelm die Züge der erwähnten historischen Wilhelme (von Barcelona, von Toulouse[36] gegeben. In der *Ch. de G.* sprechen Estormi und auch Tedbalt de Berri wenig freundlich von dem weithin berühmten Kampfeshelden Wilh. (von Barcelona), den sie beneiden; und in den jüngeren Epen, wie schon im *Rainoart*, ist Wilh. der stolze Vasall, der als einzige ehrliche, starke Stütze seines Königs Ludwig (und des alten Kaisers Karl) unter den Vornehmen des Reiches trotzig Land für sich zu Lehen und später Hilfe für seine bedrängte Stadt — Orange fordert.[37]) — Das Epos macht die Normannen wie die andern Gegner des Königshofes zu Sarazenen. Deramé ist ihr Führer, der vor Bordeaux wie auch (bereits in der *Ch.*) auf dem Archamp erscheint und dort von Wilh. getötet wird, aber nicht etwa von V., wie der *Cov. V.* andeutet. Wir sollten wohl annehmen, daß der Führer der Franken, V., sich mit dem Führer der Sarazenen, Deramé, messen würde. Doch statt V. kämpft Wilh. mit Deramé. Der Zweikampf findet erst in der Fortsetzung des alten Vivienliedes statt; in diesem selbst wird Deramé überhaupt nicht erwähnt, und nur die Einleitung zum Wilhelmslied weist auf den Tod Deramés durch Wilh. hin. Das alles ist sehr bezeichnend für die *Ch. de G.* und ihre Entwickelung.

Im *Vivienlied* kommt Deramé nicht vor, aber auch Wilh. von Barcelona ist nicht erwähnt, nnd V. kämpft auf dem Archamp an der bretonischen Mark gegen die historischen Feinde. Die Überarbeitung und Fortsetzung des *Vivienliedes* (die beiden Wilhelmszüge) dagegen, die *Ch. de G.*[38] führt mit Wilh. von Barcelona Deramé und Sarazenen aus dem Süden nach dem Archamp, nach dem Norden; und Barcelona bleibt noch ruhiger, unumstrittener Besitz Wilh.s. Der Kampf tobt in Aquitanien (vor Bordeaux) und an der bretonischen Mark, und Wilh. eilt von Barcelona V. nach dem Archamp zu Hilfe. V. ist Neffe Wilh.s, aber Wilh. noch nebengeordnet. — Im *Rainoart* jedoch haben wir ganz andere Verhältnisse. Da ist V. seinem Onkel Wilh. durch den Ritterschlag von Termes bereits untergeordnet. Dieser epische Wilh. wohnt in Orange, nicht mehr in Barcelona und eilt von Orange nach dem Archamp, nachdem er nun keine Schlacht vor Bordeaux geschlagen, sondern in siebenjährigem

---

[37]) s. Voretzsch, Einführung in das Studium der altfranzösischen Literatur, Halle 1913, S. 199 und 227 fg.

[38]) S. Z. f. frz. Spr. 38, S. 226.

Kampfe „Spanien mit Orange" erobert und dort Frieden geschaffen hat. Der Kampf findet also jetzt in Septimanien, und zwar südlich von St. Gilles statt, denn nach Vs. 2583 bis 84 liegt selbst Orange südlich von St. Gilles[39], (vom Rhône ist in den ältesten Epen kein Wort gesagt!); der Archamp aber liegt dann noch weiter ab, in Septimanien.[40]) Und wollen wir den Inhalt des dem alten *Rainoart* voraufgehenden alten *Covenant* nach *Folque*, *Enf. V.*, *N*, nach *Moniage Guillaume*, *Charroi*, *Aliscans* erschließen, so wird Barcelona von V., bezw. Wilh. erobert, und die spanische Mark wie Septimanien sind Wilh.s Lehen nicht mehr Aquitanien, wie in der *Vita*). Darauf deutet vielleicht die *Chançun de Guillelme* mit den Kämpfen V.s bei *Girunde* in der spanischen Mark, und dafür bietet außerdem die epische Gestalt Wilhelms eine gewisse Gewähr, da ja der historische Wilh. die Stadt Barcelona tatsächlich erobert hat.

Wir haben also schon im *Rainoart* eine ganz andere politische Lage Frankreichs als zu Zeiten Wilhelms von Barcelona, d. h. die Lage Frankreichs um die Wende des VIII. und IX. Jahrhunderts, und Wilhelm ist der epische Wilh. von Orange. Ihm gehört zwar noch Aquitanien, aber er erobert sich Orange und die spanische Mark; er nimmt dabei seinen Weg über Septimanien nach Orange und wohnt hinfort in Orange in „Spanien", und nicht mehr in Barcelona, oder gar in Toulouse. Diese Stadt tritt hinter Orange bald ganz zurück. — Die Feinde sind die Sarazenen, die nun Orange und Spanien, wie auch Barcelona und die spanische Mark angreifen. — Der Kriegsschauplatz ist nicht mehr in Aquitanien (Bordeaux und Toulouse) und in der bretonischen Mark, sondern bei Barcelona und bei Orange-Arles angenommen worden: V. kämpft um Barcelona (*Enf.*, *Folque*, *N.* u. a.; beachte V.s Kampf *desuz Girunde* in der *Ch.*): Die Ereignisse von Bordeaux werden von Pilgern und Spielleuten an ihre Wallfahrtsstraße nach Santiago verlegt, und Bordeaux-Luiserne der *Enf. V.* ist so nach Carucedo gewandert, wo es J. Bédier überzeugend nachgewiesen hat.[41]) Der siebenjährige Kampf

[39]) *Sil vnt orenge puis vnt espaigne quite-Puis passerunt as porz desuz sainte gille.*

[40]) Septimanien wird schon in der Geschichte mit dem Namen „Spanien" belegt, s. o. Anm. 7. — Die neue Lage von Archamp tsi höchst unbestimmt, vgl. noch Vs. 2510 fg. (: 1018 fg.): V. kämpft außerhalb von Wilh.s Lehen Spanien (?). Ist der Bericht der Vidianlegende doch echt, und fällt V. im südlichen Toulouse, in seinem Lehensgebiete? Oder sind die Verse des *Rainoart* bloße Erinnerung an die alte Lage des Archamp (oben S. 21)?

[41]) J. Bédier, *La ville légendaire de Luiserne*, *Studi letterari e linguistici ded. a Pio Rajna*, Firenze 1911, S. 29—40. — Ort und Ereignisse der Archampschlachten sehen wir bei Orderic Vital, auch in der *Cronica de Alfonso VII*, nach Spanien vor Fraga verlegt (*in Campo Dolenti pugnatum est*, Orderic). Durch sie ist die Schilderung der (vergeblichen!) Belagerung dieser Stadt ausgeschmückt worden. s. F. M. Warren in *Mod. Ph. XI*, 3. S. 339 fg.

um Bordeaux-Toulouse findet nun um Barcelona, Balesguer, auch um Porpaillart, Tortolose statt. Es ist aber auffällig, und nur zu verständlich, wie gerade Tortolose gegenüber Porpaillart in den jüngeren Epen zurückstehen muß bis man unter Tortolose die Stadt Tortosa in Spanien versteht; die N!. Rainoart bekommt die Stadt in *Aliscans* zu Lehen; Wilh. begleitet R. dahin, aber R. wohnt in Porpaillart, und die Feinde greifen Porpaillart und — Orange an, nicht Tortolose (*Bataille Loquifer*, *Aliscans*, *Folque* (bis auf eine Stelle, vgl. oben S. 14).

Der siebenjährige Kampf in Aquitanien (die Ereignisse von Bordeaux-Toulouse) und der Archamp werden vor allem aber nach Septimanien, Spanien genannt, verlegt. Der siebenjährige Kampf V.s in *Espaigne* bleibt zwar ohne Inhaltsangabe im *Cov. V.*, doch Wilh. erobert in diesen Jahren Nimes und Orange (vgl. oben). Der Archamp ist nach Arles verlegt,[42] Toulouse nach Orange;[43] und in der *Ch. de G.* kämpft V. bereits unter den Mauern von Orange, allerdings befehligt er Normannen gegen Tedbalt l'esturman![44]

Paulus Diaconus, dann der ungefähr 100 Jahre jüngere Anastasius, vermengen die Schlachten im VIII. Jahrh. (bei Toulouse, Bordeaux, Tours und Poitiers und im Rhônetal bei Nimes-Arles) und schmücken sie fabelhaft aus, bes. gilt das von den Schlachten von Toulouse und Tours und Poitiers, die sich ja in manchem ähneln. Vor Toulouse wird im Jahre 721 der Führer der Heiden Zama getötet, bei Tours Abd-al-Rahman 732. Zama ist der Halcebier der Epen, der V. in Aliscans tötet; Abd-al-Rahman ist der epische Deramé. Anastasius hat die Ereignisse von 721, also besonders die Belagerung von Toulouse, Entsatz der Stadt durch Herzog Odo und Tod Zamas, nach dem Rhônetal verlegt.[45] — Vgl. noch die *Vita sancti Wilhelmi* und darüber zuletzt Bédier, *Romania* 41, S. 13 fg., meine Anmerkungen zur Schlacht vor Toulouse in den N., oben S. 23 (Toulouse z. T. anstelle von Tours des *Cour. L.!*) und endlich S. 16, wo nach den N zu schließen, die Belagerung von Paris mit der von Orange vermengt wurde. Ich will noch hinzufügen, daß die historische Belagerung von Toulouse im 9. Jahrhundert, im Jahre 849, nach den Verfassern der *Histoire de Languedoc* wohl 1 Jahr dauerte.

---

42) S. Suchier, *Ausg.* der *Ch. de G.*, LXV.

43) Im *Prosaroman* wie im *Roman d'Arles* sehen wir die Ereignisse nach Arles verlegt (vgl. das Schloß des *Cov. V.*), in den *Narbonnais* sehr wahrscheinlich auch nach Narbonne, und Romanz, Garins Sohn, erinnert an V. Das selbe gilt von der *Prise de Cordres*; hier befreit V. Wilh. ebenfalls.

44) Vs. 678: *Iluec ocis dan Tiedbalt l'esturman.* Vermutlich ist die zweite Vershälfte absichtlich verderbt und unter *esturman* der Name Estormi versteckt. Vgl. *Roland*, Ausg. Stengel, *Escremiz*, *Estramariz*; Suchier, Ausg. der *Ch.* zu Vs. 670; Ernest Langlois, Table des noms propres, *Estormi*, *Berri* u. a. Ich komme später darauf zurück.

45) Histoire de Languedoc II, S. 74, XIII; S. 83, Spalte 1.

In den jüngsten Epen und in Hss., die durchgreifend umgearbeitet worden sind, wie in Hs. E, ist nun die Verlegung des Kriegsschauplatzes an den neuen Ort eine vollständige geworden. Auch Tortolose treffen wir in Spanien in Tortosa wieder (*N. Folque* = *Rolandversion*), ebenso den Archamp bei Aliscante. In der Rhônegegend aber bekommt Orange endlich die richtige geographische Lage, und der Rhône wird oft genannt (Hs. *E.*, *P.*, *Folque*). Die Hs. E. erzählt uns von den Marmorsärgen der Gefallenen bei Arles.

Auch der Begriff *France* ist natürlich ein andrer geworden; ist er doch auch in der Geschichte im IX. Jahrh. verschieden von dem im VIII. Jahrh. Und wir erkennen die Entstehungszeit des Wilhelms- und Rolandsliedes auch daran, daß *France* in den ältesten Epen das Gebiet *France* des IX. Jahrhunderts, d. i. Franzien im weiteren Sinne (s. *diese Zs.* 38, S. 225), in den jüngeren Epen das des VIII. Jahrhunderts ist: das Reich Ludwigs des Frommen und Karls des Großen, das schließlich bis zum Ebro ausgedehnt wird. Im IX. Jahrh. lagen Aquitanien, Septimanien und Burgund außerhalb von *France*, sie waren *estrange tere*, Spanien; die Feinde hatten die Gebiete in Besitz genommen; die epischen Helden mußten sie erobern; so Roland, so V. und Wilh. Vgl. auch *Folque de Candie*, 6643: .IIII. *jornees outre la val Guion — te tornerons de ta terre a Charlon.* la Val Guion in Maine liegt also an der Grenze, s. u. Teil IV. Auch der Archamp der *Ch. de G.* liegt noch außerhalb von *France* (s. diese *Zs. 38*, S. 225 Anm.).[46]

Ich verstehe also unter Tortolose das weite Gebiet, dessen Hauptorte Tours und Toulouse sind. Der Name wird zunächst mit Toulouse gleichgesetzt (Hs. E, N., *Roland*), später erst mit Tortosa in Spanien. V. erhielt das weite Gebiet vom epischen Wilh. beim Ritterschlage in Termes, und R. erhielt im *Rainoart* dieses Lehen V.s und dazu Septimanien, in *Aliscans* aber Tortolose und dazu Porpaillart. Vgl. in den *N* Tortosa und Portugal. — Das kleinere Porpaillart steht also an Stelle des größeren Septimanien. Hat das Eindringen des Narbonner Sagenkreises diese Beschränkung des Lehens bedingt? Wir verstehen aus diesem Zusammenhang heraus jedenfalls, warum die Feinde Porpaillart und Orange angreifen (*Aliscans* 8322 fg.), nicht aber Tortolose; warum R. in Porpaillart wohnt. Vgl. den *Prosaroman* zu *Aliscans*, S. 158 unten: *Puis s'en party Renouars et s'en alla a Nismes et de la a Pourpaillart, pource que c'estoit le prochain port et la droicte venue des Sarrasins.* — Tortolose ist nicht erwähnt. —

[46]) Das Verlegen des Archamp nach „Spanien“ ist so wesentlich erleichtert worden.

Von den Städten, die V. im siebenjährigen Kampfe einnimmt, weisen Tortolose auf Tours und Toulouse, Barcelona auf Bordeaux hin. Die Eroberung von Barcelona, Balesguer dauert nach Hs. B 4 Jahre, die von Tortolose, Porpaillart 3 Jahre, V. fällt bald danach. Die *N* haben ebenso einen Zeiteinschnitt 3 Jahre vor V.s Ende; und V. zieht von Tortose, d. i. Tortolose (oder auch Tolose), zur Archampschlacht. Diese Zeitangaben weisen auf den Kampf König Karls und V.s. gegen innere und äußere Feinde in Aquitanien und der bretonischen Mark in der Zeit von 843—51. 3 Jahre vor dem Tode des Feldherrn Vivianus liegt der Überfall von Bordeaux, 1 Jahr davor die Eroberung von Toulouse, die den Grundstock zum *Siège d'Orange* abgegeben hat. Dieselben Zeitangaben werden wir bei der Bestimmung von V.s Alter wieder antreffen.

Wenn die Hs. E V. von Toulouse nach Aliscans gegen den einfallenden Tibaut ziehen läßt, so erkennen wir auch hierin den Rest einer alten Covenantfassung. Wir stellten schon oben fest, daß der Sieg V.s über Tibaut auf den alten *Siège d'Orange* hinweist.[47]) Der Bericht von E ist also in allem echt.

Die Hs. E sagt nun Vs. 120: *Defors Toulose est Viviens remés.* Das kann nur heißen: Wilh. hat V. dort verlassen und ist nach Orange gezogen, oder anders gesagt: V. und Wilh. sind nach dem Ritterschlag zu Termes in V.s Lehen, nach Toulouse, gezogen, — wie R. und Wilh. nach Tortolose und Porpaillart, wie V. und Wilh. in den *N* nach Ragona und Tortosa, d. h. nach Aquitanien und Toulouse — und Wilh. geht nach Orange, V. bleibt in Toulouse zurück, vgl. Gautier li Tolosant oder de Blaives, auch de Termes, (s. u.), den Herzensfreund V.s im *Cov. V.* V. ist also länger denn 1 Jahr in Toulouse gewesen und von da zum Entsatze von Orange und zur Archampschlacht gezogen.

Die Hs. B hat nun offenbar die selbe Quelle wie Hs. E vor sich gehabt, aber sowohl den Anfang wegen ihrer Überleitung zu Folque arg verstümmelt, als auch die ganze eigentliche Vivienschlacht weggelassen, doch berichtet sie über Sieg und Niederlage von Wilh.s Heer und bietet hierin ebenfalls einen älteren Text als alle jüngeren Epen, einen Text, der dem der *Ch. de G.* sehr nahe steht, und der in E fehlt.

---

[47]) Die Hs. E hat diesen *Siège* zu der Schlacht auf Aliscans umgeändert und zwar offenbar deshalb, weil in ihrer Quelle der *Siège*, wie schon in der *Ch. de G.* (in den Wilhelmszügen) eng mit der Archampschlacht verbunden vorlag (s. gleich unten über Hs. B.); dann auch, weil sie schon einmal den Siège selbst gebracht hat — in wesentlich veränderter Form (Bertran verwundet Tibaut, vgl. den *Roman d'Arles!*) und zeitlich mindestens 7 Jahre vor der Archampschlacht; in unmittelbarem Anschluß an die *Prise*, die bereits im *Rainoart* 7 Jahre vor die Archampschlacht gerückt ist, da Wilh. zur Zeit der Schlacht schon 7 Jahre in der Rhônegegend zugebracht hat. Darüber später ausführlicher.

Beide Hss. sind demnach voneinander unabhängig, gehen auf die selbe alte Quelle zurück, und Hs. E bringt den richtigen Bericht über die Einleitung zum Kampf auf dem Archamp.

Ich gebe noch einen Zusatz zur Bestimmnng der tere V. — Unter der tere V. im eigentlichen Sinne verstehen wir das Land zwischen Seine nnd Loire, im weiteren Sinne auch noch Toulouse. Ist es nun nicht auffällig, daß Galiens im gleichnamigen Epos von der Fee, die früher Poitou (Anm. 29!) und Maine besaß, die Verheißung bekommt: *N'en ioustes n'en tournois n'en estour ordonné — N'en soit ia reculé demy pié ordonné.* Das Epos entnahm aus den Covenantliedern 1. das Lebensalter des Helden, 2. das Gelübde Viviens und 3., meine ich, die Angaben über die tere V.: Poitou und Maine. — Ich führe weiter die *Vidianlegende* an, nach der V. aus dem Hause Alençon stammt; der Vater ist duc d'Alençon, und V. wird durch Karl den Großen dux militiae. Antoine Thomas glaubt, daß Alençon möglicherweise auf der Namensform Anseune der *Enf. V.* beruht.[48] Welche Gründe haben denn aber diese Namensverdrehung bewirkt? Sie kann doch nicht so ganz zufällig und auch nicht so spät erst geschehen sein, denn der Galiens kennt Alençon bereits ebenfalls, er läßt Olivier und Roland bei Alençon kämpfen, ehe die beiden Helden auf den andern Kriegsschauplatz, nach Montauban zwischen Bordeaux und Toulouse, ziehen; ja, was noch merkwürdiger ist, die *Enf. V.* verlegen Vs. 147—50 Luiserne nördlich von Anjou, also nach Maine, an die *ewe de Maine* (3489);[49]) sie verraten aber zugleich auch, wie wir oben gesehen haben, die Gleichung Luiserne-Bordeaux; sie scheinen daher ebenfalls beide Kriegsschauplätze (Maine und Bordeaux-Toulouse) gekannt zu haben. vgl. noch die folgenden Verse, aus denen die größere Nähe Englands spricht 3484: Luiserne ist eine schöne, reiche Stadt, *Il n'a meillor deci en Engleterre* (beachte Vs. 3489, wo Luiserne an der *ewe de Maine* liegt). 3314-15. 3025 und 665.[50]) Vgl. auch die *Vidian-*

[48]) *Études Romanes, déd. à Gaston Paris.* 1891, S. 125 Anm. 1: *On peut admettre que ce nom d'Anseüne, déjà obscur au moyen âge, a été remplacé, soit arbitrairement, soit à cause d'une vague consonnance, par celui d'Alençon.* — Man beachte, daß der *Rainoart Ansune* (: *homes, Nerbune*; vgl. allerdings auch ber de *Munt Loun* : *ueneu, fui* 3225) schreibt (2553 u. 2559); ferner, daß die *Vidianlegende* die Stadt *Angonia* nennt, in deren Nähe V. fällt; die Feinde plündern die Stadt nach der Schlacht. — In *Raoul de C.* (Ausg. Meyer-Longnon), S. C Anm. heißt sie *Asclovia.*

[49]) Vs. 147—50: Der Bote, den Garin von Luiserne nach Anseune schickt, *trespasse Aniou et Poitou et Nauarre — A Anseune uint...*

[50]) Saltet (*Bulletin de litt. eccl., publié par l'Institut catholique de Toulouse, Paris* 1902, S. 37—56) vermutet, daß l'Angleterre in der einen Fassung der *Vidianlegende* aus *de longe terre* des Verses 665 der *Enf. V.* verhört oder verschrieben sei *(de longe terre li march(e)ant i vindrent — de Portegal i vint dame Mabile).* Kann man nicht viel eher annehmen, daß *de longe terre* der *Enf. V.* für de l'Angleterre in Rücksicht auf Portugal, aus welchem Lande nach den *Enf. V.* Mabile

legende, nach deren einer Fassung die Kaufmannsfrau Mabile nicht aus Portugal, sondern aus England stammt. — Anseune liegt nun südlich, und wie die uns überlieferten *Enf. V.* in Vs. 147—50 sagen, sogar im eigentlichen Spanien. Das ist sicherlich verkehrt. Sonst liegt die Stadt immer in Frankreich. Suchier (*Narbonnais* I) u. a. identifizieren sie mit dem einstigen Ansedúna bei Narbonne.

Wie kommen diese beiden Städte nach dem Norden, und gerade nach Maine, dahin, wo V.s Heimat ist und wo der Archamp liegt? Ich vermute folgendes: 1. *Bordeaux und Luiserne* sind nicht nur dem Namen nach auseinander zu halten. Bordeaux ist die Stadt, aus der der historische Wilh. von den Normannen gefangen weggeführt wird.[51] Garin tritt in den *Enf. V.* an seine Stelle, und im zweiten Teile des Epos wird auch V. von Gormund geraubt. Näheres darüber unten in Abschnitt III. Der junge V. aber wird wieder gerettet, und zwar wird er im Hafen von Luiserne von der Kaufmannsfrau Mabile gekauft.[52] Diese erzieht ihn und schickt ihn nach der Stadt zu Markte, in der er später belagert und befreit werden soll (wie Wilh. in Orange). Luiserne ist vor allem Handelsstadt, sie steht in lebhaften Handelsbeziehungen zu England; sie liegt nahe am Meer, an der *ewe de Maine*, also in der alten *tere Vivien*,[52] und die Verbindung Luiserne und *ewe de Maine* ist doch wohl älter als die Verlegung der ganzen Ereignisse nach Spanien. So läge Luiserne ursprünglich im Nordwesten Frankreichs, und die Ereignisse von Bordeaux wären auf diese Stadt übertragen worden, ehe die *Enf. V.* den spanischen Kriegsschauplatz einführten. —

2. *Garin und Anseune.* In der Ch. de G. heißt Viviens und Guis Vater Bueve Cornebut; er ist mit Wilhelms Schwester verheiratet gewesen und bereits nicht mehr am Leben. Garin von Narbonne-Anseune, der Bruder des epischen Wilhelm, ist in den *Enf. V.* Vater Viviens und besitzt als solcher natürlich die *tere V.*, das Gebiet zwischen Seine und Loire.[53] So kann

---

stammen soll, gesetzt ist? Die Herkunft der Mabile (aus Portugal) ist aber höchst zweifelhaft, und Portugal ist, so scheint es, erst in der uns überlieferten *Enf.-Redaktion* für ein anderes Land eingeführt worden (u. Anm. 52). Vgl. noch 3491: *iluec ariuent marcheant de la terre, Var.... d'aual terre, ... d'autre terre.*

[51]) S. Suchier, *Zs. f. rom. Ph.* 33, S. 45 fg.

[52]) V. verlebt seine Jugend nicht allzuweit von Luiserne bei Mabile. Und wer ist Mabile, daß sie König Ludwig an Dank erinnert, den er ihr schuldet, wie es ein Wilh. im *Kaivoart* tut: Sie erinnert lebhaft an die Fee Esglantine des *Galiens*; steht anstelle Guibores in der Pflege Viviens. Ihr Gatte, der Kaufmann Godefroy, stammt aus Salindre im Dép. du Gard. — Vgl. im *Raoul de C.* noch Aalais, die Bernier erzieht. Dieser stammt (?) durch seinen Vater von Garin *de Asclovia* ab (o. Anm. 48). (A. ist Schwester des Königs.)

[53]) Aquitanien mit Bordeaux und Toulouse kommt nicht in Betracht, denn dieses Gebiet ist Lehen V.s aus Wilhelms Hand. In den *Narbonnais* bekommt Beuves, Garins Bruder, der Vater Girarts und

Alençon wohl mit Anseune verwandt geworden sein. Möglich aber wurde die Verbindung eben erst durch die *tere V.* Und diese Erinnerung, das geht doch aus dem Obigen hervor, blieb lebendig im *Galiens* (Esglantines Land Poitou und Maine, Alençon),[54] in der *Vidianlegende* (Alençon, Angonia), in den *Enf. V.* (Luiserne an der ewe de Maine, Anseune-Ansune).

II. Termes.

Wo erhielt V. den Ritterschlag?

Im *Cov. V.*[55]) und im *Prosaroman* erhielt er ihn: in Orange; in den *N* (Paris), in der *Vidianlegende*, im *Roman d'Arles*, im *Galiens* (Konstantinopel), in den *Narbonnais* (Paris) im *Roland*: am Königshofe (vgl. Roland 2320 und 2860—63, wo Roland bei einem Feste in Aachen ein ähnliches Gelübde tut, wie der V. der Covenantlieder, vgl. 2862—63 mit *Ch.* 2); in den *Enf. V.*, Hs. B 4813—15, im *Cov. V.*, Hs. B 113, im *Aliscans* 768. 784[56] und im *Rainoart* 2002 (vgl. auch über die Anfangsverse des *Cov. V.* Zs. 35, S. 173—174) wird V. in Termes Ritter. Den zweifellos ältesten Text bietet der *Rainoart.* Im *Cov. I* hat V. also den Ritterschlag in Termes empfangen, erst die jüngeren Covenantfassungen sagen: in Orange. Die Hs. B vereinigte auch hierin beide Angaben, indem sie in den *Enf. V.* Wilh. von Orange zum Ritterschlage Viviens ausdrücklich nach Termes ziehen läßt. Und V. bricht nun von Termes, nicht von Orange, nach Spanien auf. Schalten wir also Orange als Ort des Ritterschlages aus, so bleibt uns der Königshof und vor allem Termes. Was verstehen wir unter Termes? Ist es wirklich ursprünglich das Schloß von Termes-en-Termenès nahe der be-

---

Guis, mit der Hand der Tochter Yons Bordeaux. Garin wendet sich nach Pavia, wie schon sein Vater Aimery, und erhält die Anwartschaft auf die Lombardei. — In den *Enf. V.* ist Garin Schwiegersohn des Naimes von Baiern.

[54]) Vgl. noch folgende Angaben nach E. Langlois, *Table des noms propres*: Aiglantine = Tochter Yons von Gascogne (*Gui de Nanteuil*); cf. Clarisse, Elisant. — Clarisse = Schwester Yons von Bordeaux, Frau Renauts de Montauban, Aelis genannt (*R. M.* p. 117). Elisant = Tochter Yons von Gascogne, Frau Beuves de Commarchis (*Narbonnais*).

[55]) Der Ort des Ritterschlages ist nicht genauer angegeben; aber man nimmt Orange an. Das geht aus den Versen hervor, die von den *Enf.* nach dem *Cov.* überleiten. Entweder holt Wilh. danach V. von Anseüne zum Ritterschlage nach Orange, oder V. kommt selbst nach Orange, um ihn von Wilh. zu erbitten. Vgl. *Narbonnais* und *Enf. Guillaume*: die jungen Nerbonesen ziehen auf ihres Vaters Wunsch nach Paris zum Ritterschlage; oder Kaiser Karl ruft sie selbst dahin.

[56]) *Par devers Termes* in Vs. 4129 des *Aliscans* ist spätere Korrektur einer Handschriftengruppe für: *par devers destre*; vgl. *Rainoart* 2258: *Ch.* 1243 : 187 : 102 : *Cov.* 339 Hs. B: *Folque* 2141 : 4406 : 5168 : 6150: *Roland* 1018 u. a.

rühmten Pilgerstraße nach Toulouse und Santiago de Compostella, wie J. Bédier noch *Romania* 41, S. 13 betont? Oder ist es die nähere Bezeichnung eines Ortes, der wegen warmer Quellen oder Bäder berühmt ist? Es heißt im *Rainoart*, daß Wilh. V. in seinem Palast zu Termes zum Ritter schlägt *(a mun palei a Termes)* nicht einfach: *a Termes*. Und nach den oben zitierten Orten des Ritterschlages sollten wir unter Termes den Königshof verstehen: Die N sagen, daß V. bei der Krönung Ludwigs in Paris Ritter wird. Die selbe Version scheinen der *Roman d'Arles* und die *Vidianlegende* zu vertreten, und auch die verwandten Lieder, vor allem *Galiens* und die *Narbonnais* (wo ja die jungen Nerbonesen ebenso mit 100 Knappen, wie V., zu Rittern geschlagen werden (in Paris) und danach ebenso wie der V. des *Cov. I* zur Befreiung einer belagerten Stadt (Narbonne) eilen —) legen diesen Schluß nahe. Erinnern wir uns außerdem, daß Viviens Ritterschlag zeitlich tatsächlich mit der Krönung Ludwigs zusammenfällt (da im *Cov. I* ein siebenjähriger Kampf Viviens in Spanien ausgeschlossen ist) und V. und Wilh. zugleich, jener in sein Lehen, dieser nach der Provence zur Eroberung von (Nîmes und) Orange gezogen sein müssen, so drängt sich uns förmlich die Gleichsetzung von Termes und Königshof auf. Dazu kommt weiter folgendes. 1. Die *Vita sancti Wilhelmi* läßt Wilh. vom Königshof in Septimanien einfallen und zur Eroberung von Arausica ziehen. 2. Wir kennen neben Wilhelm von Orange auch Wilhelm von Laon — der *Rainoart* nennt Wilh. Vs. 3225 *ber de Muntloun* — und neben *Gautier li Tolosant*, dem Herzensfreund Viviens im *Cov. V.*, auch *Gautier de Blaives* und vor allem *de Termes* genannt, findet sich im *Cov. V. Gautier de Monloon.*[57]) Hiernach wäre mit Termes Laon, der Königssitz Ludwigs in *Rainoart*, *Aliscans* und z. T. auch in den *Enf. V.*, gemeint. Wir sahen aber, die N. und andere Texte scheinen Paris darunter zu verstehen, und die *Mort Aymeri* nennt Paris direkt Termes und spricht von Gautiers *pales de Termes*;[58] ebenso setzt das Epos *Folque* Termes und Paris gleich, wenn es Gautier die Heeresabteilung von *France* führen läßt (Vs. 7712: 8242). Und endlich berichtet uns eine Chronik aus dem XIII. Jh. (Jubinal, nouveau recueil, S. 4): *Paris. . . . . Qui primes fut Termes*

[57]) 1655: *Monloon*, Var. *Guion de Meleun*, *Monleun*, *Meleuns* und 1659: *lés Gautier de Lonuns* (lies *Louuns*, *Louns*), Var., *con ./. autre glouton*; *lez les sienz d'Occidon*. Im *Roland* kommt Rolands Lehnsmann Gualtier del Hum (Var. de Hums, leon, de Hui, de Lum, Vs. 2067; del l. um, 803; da Monleu, de Huz, 2039) vor. Tavernier, *Zs. f. frz. Spr.* 42, S. 60 Anm. 37, vermutet, daß *Hums* (s. *Roland* 3254) (die Form für Hunnen) zugrunde liegt und daß Walter der Walter von Aquitanien-Sage entnommen ist. — Der *Roman d'Arles* kennt einen Gautier de Vals, s. oben, Anm. 13.

[58]) *Ausg.* Couraye du Parc, 1884; Vs. 196—200, vgl. 38—42 = 193 bis 197. — Gautier de Paris ist im *Galiens* 242 $_{45c}$ u. *Mon. Guill.* nachzuweisen.

nommee. Wir glauben also, daß unter Termes der Königshof ganz allgemein, insbesondere aber Paris gemeint ist. Hier, am Königshofe, hat Wilh. seinen Palast besessen, und hier ist V. von Wilh. vor dessen Auszug zur Eroberung von Orange zum Ritter geschlagen worden. Daß Wilh. am Königshofe seinen Palast hatte, dürfte nicht weiter verwundern, wenn wir die Stellung beachten, die sowohl der historische Wilhelm von Toulouse wie dann auch der epische von Orange am Königshofe einnahmen. Wilhelm I. von Aquitanien war erster Minister, camerarius, Anführer und Bannerträger des Heeres unter Kaiser Karl und König Ludwig (z. B. in der spanischen Mark bei den Kämpfen um Barcelona), Beschützer des jugendlichen Ludwig von Aquitanien. Der epische Wilh. hat eine vielleicht noch mächtigere Stellung inne. Er ist der mächtigste Herr des Reiches. Der König, neben ihm ein bloßer Schatten, muß tun, was der trotzige, selbstbewußte Nerbonese von ihm verlangt, weil er ihm Thron und Reich verdankt (vgl. *Couronnement de Louis* und die bekannten Szenen aus *Rainoart*, *Aliscans*, *Charroi*, *Enf. V.*, *Folque*). Wilh. ist *ber de Muntleun*, sein Neffe Bertran paleim (*Rainoart*, 3477), palasins (*Aliscans* u. a.); Guiborc ist *palazine* (*Cov.*, 884). Er wechselt mit dem Könige die Residenzen, *Cour. de L.* 2661 fg.: *Qu'il sont venu a Paris la cité... Quant voit Guillaumes, li marchis au cort nés — Qu'en cele terre ne porra demorer... Si l'en porta* (den jungen König Ludwig) *a Loon la cité.*[59]) In den älteren Epenfassungen ist Wilh. am Königshofe, in Termes, in den jüngern nimmt er nach der Einnahme von Orange seinen Sitz in dieser Stadt und kommt nur noch gelegentlich an den Hof oder schickt seine Boten, wie bei der Werbung Rainoarts um Aelis in Aliscans;[60] der Ritterschlag Viviens wird ebenso von Termes nach Orange verlegt und um 7 Jahre früher vorgenommen, d. h. im 15. Lebensjahr Viviens.[61])

Bei der eben geschilderten machtvollen Stellung Wilhelms bei Hofe verstehen wir auch, wie Wilh. gleich einem Könige Landstrecken als Lehen an V. und auch an Rainoart geben kann, die das Gebiet zwischen Seine und Garonne, bezw. Pyrenäen ausmachen. Der Wilh. von Orange gibt Tortolose, — worunter man bezeichnenderweise bald nur noch das südliche Aquitanien mit Toulouse und dann auch Tortosa verstand, — und vor allem das kleine Porpaillart zu Lehen.

---

[59]) Die Epen geben promiscue Laon, Paris (auch Saint Denis) als Residenzen an: *Aliscans* 1912—13, 2287 fg., 8205, 8207; *Rainoart*, 2423, vgl. 2741 fg. mit 3535 fg. Über andere Residenzorte später.

[60]) Vgl. dazu die *Vita Wilhelmi* (nach Bédier, *Romania* 41, S. 20 um 1122 verfaßt): *Erepta autem urbe, placet omnibus ut sibi eam detineat faciatque primam suae proprietatis sedem.*

[61]) Über diese Veränderungen und das Verhältnis V.s zu Guiborc handle ich im 3. Teil dieser Beiträge.

Stellung und Reichtum des Wilh. von Orange sind geringer als die des allmächtigen Ministers zur Zeit der Krönung des Königs. Wilh. von Orange ist nur noch der trotzige Vasall, dem der König Dank schuldet, und dem die Nerbonesen hilfreich beispringen müssen, damit der König ihm Gehör schenkt.

Nach alledem glaube ich, daß der Ort Termes-en-Termenès nicht ernstlich für Termes der Covenantlieder in Betracht kommt.

Ich füge hinzu, daß auch der *Rainoart* den Königshof als Ort des Ritterschlages verrät. Ganz allgemein wird der junge Held vor dem Ausmarsch des Heeres nach dem Archamp Ritter, vgl. Girart, Guischart, Gui. R. sollte es also in Laon werden, und der Ritterschlag wird ihm dort von Wilh. auch angeboten, Vs. 2664; R. lehnt ihn aber ab. In Orange antwortet Rainoart Guiborc erst ganz ebenso abweisend, als sie ihm den Ritterschlag anbietet (2832 und 2836, vgl. 2665—67: 2833—35), läßt sich dann aber doch das Schwert umhängen. Wenn hier bereits Orange als Ort des Ritterschlages genannt ist, so liegt das offenbar an dem Aufbau des *Rainoart*, der Orange schon als Sitz Wilhelms und Guiborcs kennt. Im ältesten *Covenant* ist der Ort des Ritterschlages Termes; der Held wird durch Wilh., nicht durch Guiborc Ritter;[62] das Heer zieht nach Orange, jedoch zur Eroberung, oder 1 Jahr später zur Befreiung der Stadt und zum Entsatze Wilhelms. Um diesen Entsatz von Orange handelt es sich eigentlich auch im *Rainoart*.[63] Aber wir haben hier den der Archampschlacht nachgestellten *Siège d'Orange* vor uns, in einer allerdings noch verstümmelteren Form als in *Aliscans*: Der Sturm der Feinde auf die Stadt (2277—78) und die Verteidigung durch Guiborc und ihre 700 Frauen (2444 fg., 2581—85) sind nur angedeutet. Wilh. kann ohne Schwertstreich in Orange einziehen (2791—92; *Aliscans*, 4082). — Auf diesen Entsatz von Orange folgt die Archampschlacht, und R. erhält nun erst, nach dem Siege, auch Taufe, Lehen und Gemahlin. Die Taufe findet *al muster saint Omer* statt (3489). Eine Kirche solches Namens hat es aber schwerlich in oder bei Orange gegeben. Der Name weist vielmehr ebenfalls nach dem Norden.[64]

---

[62]) Guiborc gibt V.s jüngerem Bruder Gui bereits in der *Ch. de G.* die Waffen; aber wohl bemerkt, nicht Girart und auch nicht Guischart. Rainoart spielt in vielen Zügen die Rolle Guis, also erhält er auch von Guiborc die Waffen angeboten.

[63]) Vgl. Vs. 2486—87 = 2521—22 (= 2580 + 2586; vgl. 2450): *Sule est Guiburc en la bone cite — Pur De vus mande que vus la socurez.* Es ist bezeichnend, daß gegenüber diesem Wunsche die Rache für V. und der Archamp zunächst ganz in den Hintergrund treten und auch Wilh.s Freunde auf schleunige Hilfe für Orange dringen (2580 fg.). Beweisend ist auch die Angabe über R.s Alter: R. ist vor dem Aufbruch nach Orange 20, zur Zeit der Schlacht aber 22 Jahre alt (s. unten, Teil III).

[64]) s. Suchier, Zs. f. rom. Ph. 29, S. 678. *Aliscans* läßt den Ort geflissentlich weg, S. 500, Vs. 26—27, 30.

Und noch eins. Hat auch V. bei seiner Belehnung eine Gemahlin erhalten, wie R., wie die Nerbonesen (vgl. Roland-Alde, auch Raoul-Heluis)? Im Epos *Aliscans* schein R. schon vor dem Ausmarsch des Heeres mit Aelis, die R. nach dem Siege auf dem Archamp heiratet, verlobt zu sein (3862 fg., 3902—21[65]). Woher hat *Aliscans* diese Angabe? Ist sie freie Erfindung? Oder stand sie in der Vorstufe, im *Cov. I*, und hat sie der *Rainoart* übergangen?

Der *Rainoart* setzt Taufe, Belehnung, Verheiratung nach dem Siege auf dem Archamp, ebenso wie *Aliscans*. Aber er läßt doch auch durchblicken, daß Taufe und Ritterschlag in seiner Vorlage vor dem Abmarsch des Heeres aus Laon erfolgten. Die direkte Vorlage ist nicht überliefert. Nun entspricht aber der Aufbau des *Rainoart* im wesentlichen dem der beiden Wilhelmszüge nach dem Archamp in der *Ch. de G.* (s. u. Teil V), und R., der Sarazene von Geburt, der Bruder Guibores, entspricht vor allem Guischart, dem getauften Heiden, dem Neffen Guibores, ferner Gui, V.s Bruder und endlich auch dem Boten V.s Girart. Gleich Guischart ist R. Christ geworden (3251 *io sui ben baptizez*) und will nach der Schlacht wieder den Heidengott anbeten und nach Spanien gehen (3362 fg.: 1198 f.). Guischart und Girart werden nach dem Kampfe vor Bordeaux und nach der Vivienschlacht durch Wilh. Ritter, Gui nach der Archampschlacht Wilh.s durch Guiborc, alle 3 Grafen vor der neuen Archampschlacht. R. nun soll in Laon vor dem Ausmarsch des Heeres Ritter werden und nach einem siebenjährigen Aufenthalt in der königlichen Küche. Dieser Aufenthalt von 7 Jahren aber steht dem siebenjährigen Kampfe Wilh.s um sein Lehen und Orange parallel und gleich diesem an Stelle der dreitägigen Schlacht Wilhelms vor Bordeaux (s. oben, S. 22). Mithin wird R. unter ganz ähnlichen Verhältnissen wie Guischart, Gui, Girart der Ritterschlag durch Wilh. angeboten. Nur geschieht das in Laon, am Königshofe, bei den erwähnten Grafen aber noch in Barcelona. R. erhält das Schwert durch Guiborc in Orange, aber wir sahen oben bereits, daß das am Aufbau des *Rainoart* liegt. Hervorzuheben ist aber auch hier: Der Ritterschlag in Orange erfolgt nach der Befreiung der bedrohten Stadt und vor dem Ausmarsch des Heeres. Also ist nun R.s Ritterschlag in Laon angedeutet und erfolgt durch Guiborc in Orange (2844 fg.). In Rücksicht auf diese Verse hat der *Rainoart* von dem Ritterschlag nicht noch einmal zusammen mit Taufe, Belehnung und Verheiratung gesprochen (wie das *Aliscans* tut), sondern ihn in Vs. 3496—97 ebenfalls nur angedeutet.

Somit hat erst der *Rainoart* Taufe und Ritterschlag nach der Archampschlacht geschildert. In der Vorlage erfolgten sie vor der Schlacht (s. Guischart der *Ch. de G.*). Und beachten wir nun,

---

[65]) Über Ermentrud s. oben, S. 18, meine Diss., S. 9—11.

daß der Ritterschlag dem jungen Ritter auch Land und Gattin bringt, wie ja auch die *Ch. de G.* bezeugt,[66] so ist folgender Schluß berechtigt: In der Vorlage des *Rainoart*, d. i. im alten *Covenant Vivian*, erfolgt auch Belehnung und Verlobung oder Verheiratung (s. *Aliscans*, *Roland*, *Raoul* V.s vor der Archampschlacht.

III. Das Alter Viviens.

Covenant V. Vivien ist der Sohn Garins von Anseune. Er erhält den Ritterschlag durch Garins Bruder, Wilh. von Orange. Nach dem Ritterschlage zieht er 7 Jahre nach Spanien (68: *.VII. ans tos plains*, Var. *.VIII. ans*). Vor dem Ritterschlag war er 7 Jahre lang in der Pflege Guibores, der Gemahlin Wilh.s (273: *.VII. ans tos plains li jut a son costeit.* 884 fg.: *Qui me norit .VII. ans, la palazine — Qui me cocha lés lui sos sa cortine; — Por moi norir ne quist autre norice.* 1249: *De Vivien vos proi quel secoreis*; Hs. E aber setzt: *De V. ai molt tres grans pites — Que je nori .VII. ans a mes costes — Penses de lui que il soit delivres.* Vgl. dazu auch *Aliscans*, 783, 783 a—c: *Je vos nouri par molt grant chiereté; — Et ma moillier au gent cors henoré, — Biaus sire niés, tant vos avoit amé, — .VII. ans tos pleins geüs a son costé*). Wo und in welchem Alter V. Ritter wurde, ist im *Covenant* nicht gesagt. Als Ort des Ritterschlages geben uns die von den *Enf. V.* zum *Covenant* überleitenden Verse Orange an. Das Alter erschließen wir aus der Hs. B und aus den *Enf. V.*

Vs. 121 des *Cov. V.*: *Novelement a esté adobeis* verbessert Hs. B in: *Et si n'a mie .XXII.* ans *passés*; — *N'a* [*encor*] *que .VII. ans que il fu adobés — Ore est logiés en Alissans sor mer.*

Die *Enfances V.* erzählen: V. wurde mit 7 Jahren König Marados von Luiserne zur Auslösung seines gefangen gehaltenen Vaters übergeben (49 und 1053: *Ia n'a il mie .IIII. mois et .VII. anz*). Bald darauf wird V. von Mabile, der Frau des Kaufmannes Godefroy, losgekauft (778: *Et Vivien a .VII. anz et plus non*). Dieser ist seit 7 Jahren in der Fremde (740. 760. 773 u. a.); als er jetzt heimkehrt, bezeichnet Mabile unter Zustimmung ihrer beiden Neffen Girart und Hue den kleinen V. als ihren Sohn, der kurz nach der Abreise Godefroys geboren sei (819—824: *Sire, dist ele, se Dex me face aiue, — Ie remes grosse, s'en fusse aperceue; — N'en partissiez tant qu'en fusse seure. — A Pentecoste*

[66]) . . . . jo'n fis chevaliers.
Tote la terre li rendi senz relief:
si fu petite, e jo l'acrui del mien (1580—82).

vgl. auch Vs. 1392—98: E ki ne vuelt senz femme prendre terres. . . .
und Vs. 3162—64! vienget a mei, choisisset la plus bele:
durrai li femme, mis sire li durrat terre.
si bien i fiert, que loez puisset estre."
Tels s'aatit de choisir la plus bele,
— Juesdi al vespre —
Ki en l'Archamp perdit apruef la teste.

ot .VII. anz, ce set Hue, — I'en deliurai par si dure auenture — Por .I. petit ne m'eustes perdue; vgl. hierzu die Geburt Maillefers in *Aliscans*, s. unten). V. bleibt nun 7 Jahre in Mabiles Pflege (vgl. Vs. 106—107 in Hs. 24 369 als Zusatz zu Vs. 689: *Moult le norrist la dame longuement, — Plus de .VII. anz par le mien escient*, desgl. Vs. 109 h—i: *Orres comment la dame le norri — .VII. ans ou plus que de lui ne parti*; ferner *Enf. V.*, 2596—98: *De Vivien est mes chose remese — Bien a .VII. anz que la teste a copee — Quar en ostage fu liurez por son pere.* 1199: *bien le uerrez ainz le ior de .VII. anz*; Var. aber: *ia ne vairont entresi a .II. ans*, s. unten!)

Als V. nach Orange zum Ritterschlage zieht, ist er 15 Jahre alt (4745—46 der Hs. B: *Ie suj grans si suj fors et sai .XV. ans pases — Je deusse bien estre chevaliers adoubes.* Vs. 5064—65 der Hs. 1448: *Mes cors meismes chevalier lou fera — Grans est et fors et asses d'aige* ai, sagt Wilh. von V., als er diesen bei Garin abholt. *Prosaroman*, 2428—48: Gleich nach Beendigung der Festlichkeiten in Anseune, die zu Ehren V.s und des zurückgekehrten Heeres veranstaltet werden, zieht V. zum Ritterschlage nach Orange.

V. hat einen Bruder, in *Covenant* und *Folque* Guichardet genannt; im *Cov.* ist er zur Zeit von V.s Tod auf dem Archamp 15 Jahre alt (*Cov. V.*, 1200a: *N'ot que .XV. ans, molt i ot bel enfant*). Die Hs. B gibt diesem Bruder V.s am Schluß der *Enf. V.* ein Alter von 11 Jahren (4735—36: *Quant Vivien ot .XV. ans, moult fu biax baceler — Et Guichardes, ses niés,*[67]) *en ot .XI. pase*) und im *Covenant* ein Alter von 18 Jahren, als er zum Ritterschlage nach Orange zieht (1205 fg.: *De Guichardin vos vaurommes conter, — Le frere Viviën qui tant fist a loer. — Ja ot .XVIII. ans Guichardin li menbrés, A mervelles estoit grans et biax bacelers*; — *A Anseune estoit*, . . .). Wilh. will ihn nicht sogleich zum Ritter machen, sondern noch warten, bis V., der *est en l'Archant alés* (1247) zurück sein wird. Einen Monat später zieht der junge Ritter mit Wilh. zur Schlacht und zur Befreiung V.s. — Nach Hs. B ist also Guichardet 4 Jahre jünger als V.

Es steht somit fest: V. kommt im Alter von 7 zu 8 Jahren in Guiborcs oder Mabiles Pflege, wird mit 15 Jahren Ritter, kämpft 7 Jahre in Spanien und fällt nicht lange nachher auf dem Archamp.

Wir sahen eben, daß nach den *Enf. V.* der junge V. mit 15 Jahren Ritter wird, aber der Aufbau der Handlung, wie auch

---

[67]) Guichardet wird hier als *nies* V.s bezeichnet. *nies* ist gleichbedeutend mit *cousin.* Im *Cov.* ist Guichardet V.s Bruder, auch in Hs. B. Aber im *Prosaroman* heißt V.s Bruder Gerart, und P und Hs. B sind verwandt, und B hat an dieser, wie an vielen andern Stellen, eine zweite ältere *Covenantredaktion* herangezogen (s. unten); vgl. außerdem *diese Zs.* 28, S. 216 fg.

direkte Zeugnisse, die in den handschriftlichen Varianten erhalten sind, lassen erkennen, daß V. bei seinem Ritterschlage doch ein höheres Alter gehabt haben muß.

Die *Enf. V.* erzählen Vs. 429 fg.: Garin wird von Marados gefangen gehalten, und Wilh. und die Nerbonesen eilen nach Bordeaux, um V. gegen seinen Vater auszuwechseln. Also: V., Wilh. und die Nerbonesen eilen nach Bordeaux, um Garin zu befreien. Und diese Befreiung wird ermöglicht durch das alte Motiv: weil das Los verkündet hat, Marados wird durch V. fallen, fordert der König V. ein, um ihn zu vernichten. Die Nerbonesen erfüllen den Wunsch, aber das Schicksal nimmt seinen Lauf:

Dank dem Überfall des Heidenkönigs Gormund wird V. vom Tode errettet und geraubt und von einer Kaufmannsfrau gekauft, die ihn 7 Jahre lang erzieht und aus ihm vergeblich einen Kaufmann zu machen sucht. V. will Ritter sein und kauft sich in Tresai Roß und Waffen für den Erlös der Waren; er zieht nach Luiserne, und das Schicksal erfüllt sich: Eine feindliche Flotte wird vor Luiserne vernichtet, und in Luiserne erschlägt V. den Marados. Hätten wir nicht: *Enfances* vor uns, wir würden zweifelsohne die beiden Züge V.s nach Luiserne vereinigt sehen: an die Stelle des Orakels tritt der sofortige Vollzug der Weissagung: V. rächt die Gefangennahme Garins durch den Tod des Königs; und zwei Nebenhandlungen treten noch hervor: der Einfall Gormunds, der durchaus den Charakter der Vikingereinfälle trägt (der Feind taucht plötzlich vom Meere her auf und verschwindet mit der Beute ebenso schnell wie er gekommen), und die Vernichtung der feindlichen Flotte am Gestade Luisernes. Während die erste Episode durchaus an die Überrumpelung von Bordeaux durch die Normannen erinnert, enthält die zweite vielfache textliche Übereinstimmungen zur *Ch. de G.* zu Beginn des Kampfes auf dem Archamp (s. *Zs. f. frz. Spr.* 34, S. 177): die Kaufleute wählen V. zu ihrem Anführer, und V. erringt nach kurzem Gefecht den Sieg. — Die *Enf. V.* lassen nun selbst da und dort durchblicken, was ihre Vorlage enthielt: So liegt 1 Jahr (und nicht 7!) zwischen dem Auswechseln Garins durch V. in Bordeaux und dem Tode des Marados in Luiserne; oder 1 Jahr zwischen dem Einfall Gormunds, der gleich auf V.s Einlieferung folgt, und dem Tode des Marados; d. h. V. befand sich gar nicht 7 Jahre in Mabiles Pflege (1873—74: *Que uos tenistes l'autre an en nostre chartre* (Var: *grant tens*, *longhement*) — *Et ie meismes fui liurez en ostage*, antwortet V. dem Marados in Luiserne und tötet ihn; 1970—71: *Quant en ostages i fu liurez l'autre an — Por dant Garin d'Anseune la grant*). Weiter liegt 1 Jahr zwischen dem Markt zu Tresai, wo V. sich Roß und Waffen kauft, also sich zum Ritter macht, und dem Vernichten der feindlichen Flotte vor Luiserne (und damit dem gleich darauf-

folgenden Tode des Marados in Luiserne (1703—04: *Or ot auoir .XII. tanz uoire .XV. — Qu'il n'en perdi l'autre an par sa folie*). Verbinden wir beide Angaben der *Enf. V.*, so erfolgen V.s Einlieferung in Bordeaux (auch V.s Befreiung durch Gormunds Einfall) und V.s Ritterschlag 1 Jahr vor dem Tode des Marados; d. h. die siebenjährige Erziehung V.s durch Mabile ist Erfindung der erhaltenen *Enfances V.* Und endlich liegen 1 Jahr (und nicht 7!) zwischen Gormunds Einfall und dem Hilfezuge des Königs zum Entsatze Viviens, der nach Marados' Tode in Luiserne belagert wurde. (2692: *Ge l'achatai l'autr'ier de mon auoir* (Var. *d'or fin de m. a.*) sagt die Kaufmannsfrau vor König Ludwig aus, als sie diesen zur Hilfe nach Luiserne ruft.) — Während also einerseits Gormunds Einfall in Bordeaux und Marados' Tod in Luiserne 1 Jahr auseinander liegen, sollen Gormunds Einfall und der Entsatz von Luiserne in der selben Zeit sich folgen. Die Belagerung V.s in Luiserne nach Marados' Tod dauert nun sicherlich 1 Jahr (2066, aber nur in Hs. 1448 erhalten, trotz der in B zweimal (2264. 2020) angegebenen 7 und der in anderen Hss. angegebenen 20 oder 30 Jahre.[68] Die Lösung der Schwierigkeit liegt auf der Hand. Die *Enf. V.* zerfallen in zwei Teile: Kampf um Bordeaux und Kämpfe um Luiserne. Das Hauptereignis ist der Kampf um Bordeaux und der eigentliche Gegner nicht Marados, sondern Gormund. Es handelt sich nicht um eine längere Belagerung, sondern um einen Einfall der Normannen, bei dem ursprünglich (wie Hs. B in ihrer besonderen Einleitung erzählt) der Vater V.s gefangen fortgeführt oder auch getötet wurde.[69] Die Nerbonesen, an ihrer Spitze Wilh. und der Knappe V., eilen herbei, um Garin zu rächen. — Marados und Luiserne aber stehen an Stelle von Tibaut und Orange, und V. tötet Marados wie Tibaut. Die erhaltenen *Enf. V.* haben bei ihrem neuen Aufbau der Handlung die Ereignisfolge des alten *Covenant* zugrunde gelegt (Bordeaux — Ritterschlag, einjährige Belagerung von Orange und Tod Tibauts durch V., V. fällt) und Marados-Luiserne mit den Ereignissen von Bordeaux verbunden. Sie machen Bordeaux zur heidnischen Stadt Luiserne (an der *ewe de Maine*), in der Marados Garin gefangen hält; sie verwenden das Orakel, um die Einlieferung des Kindes V. und das Hinausschieben des Todes des Marados zu erreichen, und der Einfall Gormunds dient ihnen endlich dazu, V. wieder zu befreien (V. wird gefangen, losgekauft und 7 Jahre lang von Mabile, wie

[68]) Die Angaben der *Enf. V.* sind als Var. zu *Aliscans* 1782—85 und 2433—34 anzusehen. Vgl. oben über die Belagerung von Orange (dauert 1 Jahr), S. 16.

[69]) Hs. B, *a. a. O.*: in Anseune wird Garin für tot gehalten. Er ist tot in *Cov. V.*, Vs. 119—20 Var., 138—39.

von Guibore im *Cov. I*, erzogen; vgl. *Enf. Rainoart*) und das Orakel zu erfüllen. Und so liegt zwischen Gormunds Erscheinen und des Marados Tod, d. h. zwischen Angriff auf die Stadt und Entsatz der Stadt durch V., ein Jahr, wie später ja auch bei der Belagerung V.s in Luiserne, — wie beim *Siège d'Orange*. — Im *Cov.* erfolgt V.s Ritterschlag ein Jahr vor der Befreiung der Stadt; ebenso in den *Enf. V.*; er fällt also zeitlich mit dem Erscheinen Gormunds zusammen, d. h. er erfolgt unmittelbar danach. Wir vergleichen dazu auch die *Ch. de G.*: Hierin ist Wilh. vor 3 Tagen von der äußerst verlustreichen Schlacht vor Bordeaux zurückgekommen und hat vor 2 Tagen Guibores Neffen Guichart zum Ritter geschlagen, also ebenso unmittelbar nach Bordeaux und, füge ich hinzu, wohl zur Belohnung für tapferes Verhalten in der Schlacht. — Daß der Tod des Marados tatsächlich mit dem Tibauts gleichzusetzen ist, folgt noch daraus, daß auch die Vernichtung der Flotte des Emirs von Barbastre zuvor erzählt wird. Die Flotte besteht aus 30 Schiffen, wie im *Prosaroman* die des Esrofle, und hier wie dort entkommen nur wenige Überlebende. V. zieht sofort nach Luiserne und tötet Marados. Wir haben also sowohl den *Siège d'Orange* wie das ihn im *Cov. II* ersetzende Motiv der Vernichtung der Flotte vor uns, das Veranlassung zu Deramés Zug nach dem Archamp gab. Vor dem Kampfe wird V. nun mit den selben Worten zum Führer gewählt wie in der *Ch. de G.* (s. oben), und die Heiden eilen nach Cordres, sammeln in ganz Spanien schnell ein Heer[70] und belagern dann Luiserne ein Jahr lang. Diesmal wird der belagerte V. vom Könige Ludwig und den Nerbonesen entsetzt. König Ludwig lagert vor Luiserne in Ualmai, d.i. an dem Orte, wo Wilh. in der *Ch.* die Feinde überrascht, also in nächster Nähe des Archamp (s. Teil IV). Diese letzte Belagerung von Luiserne ist die einfache Folge des Todes des Marados — die Feinde wollen Rache üben —; und der ganze zweite Teil der *Enf. V.* ist in freier, aber starker Anlehnung an *Aliscans* entstanden: Mabile fordert gleich Wilh. die königliche Hilfe für die belagerte Stadt und beruft sich auf ein früheres Versprechen des Königs.

Über das wirkliche Alter V.s zur Zeit des Kampfes vor Bordeaux finden wir in den *Enf. V.* auch Andeutungen: V. ist nahezu 20 Jahre alt, als er gegen Marados in Luiserne zieht: Vs. 1199 fg. sagen die Kaufleute von V.: *Seignor auons tot a nostre talant — Dameissax est n'a encore que .XX. anz* (Var. *.XV. a.*). Und die Hs. B erzählt nun folgendes: Wie in den *Enf. V.* kommt V. mit 7 Jahren nach Spanien, bleibt dort 7 Jahre, erhält mit 15 Jahren den Ritterschlag; aber Vs. 4734—46 heißt es: *.II. ans toz plains sont ensi demoré — Quant Vivien ot .XV.*

[70]) Vgl. den Bericht der N. über die Kämpfe um Galicia. — Im *Roman d'Arles* wird eine *Gallici la vila* erwähnt.

ans moult fu biax baceler . . . Peres, dist Vivien, envers moi entendes — Ie suj grans si suj fors et sai .XV. ans pases — Ie deusse bien estre chevaliers adoubes. Also V. war bei seiner Rückkehr ins Vaterhaus nach Anseüne erst 13 Jahre alt. Was konnte B zu dieser Inkonsequenz gegenüber den *Enf.* und den eigenen Angaben verleiten? Wie fast immer bei Hs. B, liegt bei größeren textlichen Veränderungen der Einfluß einer zweiten Redaktion vor, und den beobachten wir auch hier. Zählen wir zu den 13 Jahren die 7 Jahre der Siebenjahrperiode ebenso hinzu wie oben zu den 15 Jahren, so tritt uns eine zweite Stelle der Hs. B aus dem *Cov. V.*, Vs. 42—43, entgegen: *Bien a .II. ans acomplis et passés, — Quant jou estoie en Maldrane enserrés*; hier aber, im *Cov. V.*, ist V. nach der ausdrücklichen Hervorhebung der Hs. B 22 Jahre alt: Die Heiden berichten Deramé: *Et si n'a mie .XXII. ans passés; — N'a [encor] que .VII. ans que il fu adoubés* (285—86 der Hs.). Also auch die Hs. B gibt das Alter Viviens zur Zeit der Befreiung Luisernes mit 20 Jahren an; und die Hs. hat sich nicht enthalten können, diese Zahl aus alter Quelle in die *Enf. V.* und den *Cov. V.* (wenn auch zum Teil ungeschickt) einzuführen. — Aber diese Stelle in Hs. B sagt noch mehr: 2 Jahre vor dem Ritterschlage hat V. Luiserne verlassen. Die Stadt war 1 Jahr belagert, also fand der Beginn der Belagerung 3 Jahre vor Viviens Ritterschlag statt. Nun haben wir oben nachgewiesen, daß 3 Jahre nach dem Überfall von Bordeaux-Luiserne V.s Tod, und nicht V.s Ritterschlag erfolgte. Dieser muß vorher angesetzt werden, und zwar 2 Jahre vorher, wie folgende 3 Stellen nachweisen: 1. *Enf. V.*, 1199—1209. Nach seinem Waffenkauf wird V. in 2 Jahren Roland und Olivier gerächt haben, d. h. nach seinem Ritterschlag wird er in 2 Jahren die Entscheidungsschlacht auf dem Archamp geliefert haben. 2. *Galiens li restorés*, der eine direkte Nachahmung auch der *Enf.-Cov.*-Lieder verrät. Ausg. E. Stengel L. XXVIIII: Im Alter von 14 Jahren kommt Galien an den Hof des Kaisers und bleibt dort 2 Jahre, d. h. bis seine Oheime ihm den Aufenthalt verleiden und er auszieht, seinen Vater zu suchen (L. XXX). Auf den Wunsch des Kaisers begleitet der junge Ritter Girard de Sezile unsern Helden: *Gardez, que lui aidés, que ne soit vergondé! — Car s(e)'il vit [tant], qu'il ait XXII ans passé, — N'ara meilleur de lui en la crestïenté.* Um die Zahl 22 zu erläutern, führe ich noch folgendes an: Galien ist der uneheliche Sohn der Tochter des Kaisers von Konstantinopel und Oliviers. Der Kaiser verstößt die Tochter, und 2 Feen nehmen sich ihrer an und beschenken den Neugeborenen mit allerlei Wundereigenschaften. Die eine, Galienne, gibt ihm den Namen Galien, die andere, Esglantine, *une dame haultaine — Qui tint jadis* l a t e r r e d e P o i t o u e t d u M a i n e (173 20, 20a) wünscht ihm: *N'en ioustes n'en tournois n'en estour ordonné — N'en soit ia reculé*

demy pié ordonné . . . d'Espaigne aincois .XX. ans sera roy couronné; — Et quant les .XII. pers seront a mort finé, — Tant fera cest enfant a son branc aceré, — Que Charles l'emperiere et tout l'autre barné — Sera par cest enfant de la mort respité (171 3—10). Man vergleiche noch L. LXIIIa: Olivier sagt, daß er 20 Jahre lang Krieg führte und so verhindert wurde, Jacqueline zu heiraten[71]). 190 45 sagt Roland ebenso: *J'ay puis .XX. ans esté compaignon Olivier.* — Demnach wird Galiens mit 20 Jahren König[72]) und erreicht seinen Vater in Roncevaux 2 Jahre später (nach der Aussage des Kaisers zu schließen); er ist 22 Jahre alt, als er in Roncevaux kämpft. Ich füge hinzu, daß er mit 7—8 Jahren zur Schule (!) geschickt wurde; also auch diese Angabe (nach den *Enf. V.*) fehlt im *Galiens* nicht; ja das Epos gibt sogar an, daß Galiens unmittelbar vor Kaiser Karls Rückkehr nach Roncevaux Ritter wird. Und Galiens schickt von Roncevaux seinen einzigen Begleiter Girart zum Kaiser, daß er diesem die Niederlage melde und von ihm den Ritterschlag erbitte; vgl. Guischart und Girart der *Ch. de G.* 3. Wir haben bereits oben festgestellt, daß unmittelbar auf den Ritterschlag die einjährige Belagerung Wilhelms in Orange und der Entsatz durch V., bald darauf der Tod V.s auf dem Archamp stattfindet.

Der Überfall von Bordeaux-Luiserne findet demnach nicht 3 Jahre, sondern 1 Jahr vor dem Ritterschlage, aber 3 Jahre vor Viviens Tod auf dem Archamp statt; der Ritterschlag erfolgt 2 Jahre vor V.s Tod: d. h. V. erhielt ihn im Alter von 20 Jahren.

Die Reihenfolge der Ereignisse innerhalb der 3 Jahre ist also diese: einjährige Belagerung von Bordeaux-Luiserne, unmittelbar darauf Ritterschlag, einjährige Belagerung von Orange und baldiger Tod V.s auf dem Archamp. V. fällt demnach im Alter von 22 zu 23 Jahren.[72, 73])

Wir haben eine alte *Covenant V.-Redaktion* **(Cov. I)** erschlossen, nach der V. mit Wilh. und den Nerbonesen vor Bordeaux zieht und gleich nachher, im Alter von 20 Jahren, Ritter wird. Die zweite

[71]) *A Alencon deüsmes une fois sejorner — L'autre fois a Renaut de Montauban le ber — Au roi Brun d'Orcanie . . . — A Guion de Tornant . . . — En plusieurs autres lieus . . . — Rolant et moi conoient vos guerres demener.*

[72]) Vgl. noch *Aliscans*, wo Rainoarts Alter bald mit 22, bald mit 24 Jahren zur Zeit des Zuges nach dem Archamp angegeben ist. R. ist 20 Jahre alt vor dem Aufbruch nach Orange, 3217, 4102; er ist 24 Jahre alt zur Zeit der Schlacht auf dem Archamp, 5039, S. 495, S. 33. Über diese letzte Angabe eines Alters von 24 Jahren s. unten S. 46 fg.

[73]) Vgl. dazu noch *Zs. f. frz. Spr.* 35, S. 69, in der ich V.s Alter mit 23 Jahren angebe, und zuletzt noch J. Schuwerack, *Romanist. Arbeiten* I *Charakteristik der Personen in der altfranzösischen Chancun de Guillelme*, Halle 1913, S. 4—5. S. u. Teil V.

Covenant-Redaktion **(Cov. II)** schiebt zwischen Ritterschlag und Tod Viviens die Siebenjahrperiode ein und läßt V. mit 15 Jahren Ritter werden, also im frühesten Lebensalter, da er den Ritterschlag erhalten kann. (Vgl. oben, S. 9—10.)

Der siebenjährige Kampf in Spanien ist nun ganz inhaltsleer, nicht mehr als der Name *Espaigne* und die Zeit von 7, in zwei Hss. auch von 8 (!) Jahren, sind angegeben. Nur einzelne Stellen, die anders schwer erklärbar sind, als aus der Entwicklung des Liedes, weisen auf den alten Inhalt hin; ebenso haben die Hss., die die älteren Fassungen kannten, in den neuen Text alte Angaben, z. T. auch stark verändert, aufgenommen (s. oben S. 15 Anm.). So sagt die Hs. E in ihrer Einleitung zum *Cov.*, daß V. nach seinem Ritterschlage Luiserne, wo er früher eingekerkert war, eroberte, *s'en fu sires clames* (Vs. 80) und der *Cov. V.* sagt an einer Stelle, Vs. 121 fg.: *Novelement a esté adobeis. — Prise a Luserne et nos paiens tués, — Et Marados est a sa fin alés; Tos vos païs ait il ars et gastés; — Devers l'Argent a vos païs robés...* Vgl. ebenso 160—161. Die Verse in Hs. E sind sehr wahrscheinlich dem *Cov.* entlehnt, denn an der letztgenannten Stelle des *Cov.* nimmt E den *Covenant*-Text auf; d. i. mit L. VII; die erste der angezogenen Stellen steht am Schlusse von L. IV, und ich habe in meiner Diss. S. 34 schon darauf hingewiesen, daß be de Laissen, IV und VII, wohl ursprünglich eine einzige ausgemacht haben, wie die Unordnung in den Hs. anzuzeigen scheint.

Chançun de Guillelme. Vivien ist der Sohn des Markgrafen Bueve Cornebut und einer Schweseter Wilhelms (299—300). V. war über 15 Jahre bei Guiborc (Wilhelms Gemahlin) in Pflege (685—87: *Sez que diras dame Guiburc ma drue? — Si li remembret de la grant nurreture, — plus de quinze ans qu'ele at vers mei oüe*; vgl. ebenso 995—97). Er war noch nicht lange Ritter, als er auf dem Archamp fiel (792: *ço li at dit Viviens li meschins*; s. *Rainoart*, Vs. 2018: *N'ad uncore gueres que tu fus adube*). Sein Bruder heißt Gui und zählt zur Zeit der Schlacht erst 15 Jahre (1485: *N'at que quinze anz*, vgl. 1443, 1519 und 682, 1002).

Vergleichen wir nun die Angaben, die wir oben aus *Cov. V.* und den *Enf. V.* gewonnen haben, mit denen der *Ch. de G.*, dann finden wir eine durchgehende Übereinstimmung zwischen beiden Berichten; sie wird nur durch die Einschiebung des siebenjährigen Feldzuges durchbrochen. Der Unterschied, daß V.s Bruder im *Cov.* nicht den Namen Gui, sondern Guichardet trägt, ist ein rein äußerlicher; in Alter und Handlung sind beide dieselben Personen. Wir stellten für den *Cov. I* fest: V. wird mit 20 Jahren Ritter und fällt im Alter von 22 zu 23 Jahren. Nach der *Ch.* ist er nicht 7, sondern 15 Jahre bei Guiborc, dieselbe Zeit ist sicherlich auch für den Cov. I anzusetzen, und so kam V. im Alter von 4 zu 5 Jahren zu seiner Tante. — V.s Bruder aber, der 7 Jahre jünger

sein wird, war zu der Zeit noch gar nicht geboren. — Bezeichnenderweise läßt die Hs. B V.s Bruder bloß 4 Jahre jünger sein und erreicht dadurch, daß der Kleine geboren wird, als V. das Elternhaus verläßt und in Guiborcs Pflege kommt.[74]

Welches sind die Gründe dafür, daß V. im *Cov. I* 15 Jahre, im *Cov. II* nur 7 Jahre in Guiborcs Pflege war?

Im Cov. I war V. 15 Jahre in Guiborcs Pflege und wurde mit 20 Jahren in Termes (Paris) Ritter; er ist auch dort erzogen worden[75], und nicht etwa in Barcelona. Denn wenn auch die *Ch.* von den 15 Jahren spricht, die Guiborc V. erzog, wenn auch Wilh. in Barcelona wohnt und von dort nach dem Archamp zieht, so haben wir es bei der Erziehung V.s durch Wilh. und Guiborc nicht mit Wilh. von Barcelona zu tun, sondern mit dem epischen Wilh., dem Wilh., der im *Cov. I* am Hofe seinen Palast hatte, der V. dort den Ritterschlag erteilte, dem V. untergeordnet war. Wilh. von Barcelona aber ist noch in der *Ch. V.* nur nebengeordnet, und V. weilt in Bourges, nicht im Süden (Barcelona) (s. oben, S. 18 u. 34. Termes, dieser erste Wohnsitz des epischen Wilh., wird im *Cov. II* mit Orange vertauscht, und Wilh. zieht nur noch zum Ritterschlage nach Termes (wie die Nerbonesen nach Paris). Während im *Cov. I* der *Siège d'Orange* 1 Jahr nach V.s Ritterschlag abgeschlossen ist und kaum 1 Jahr später die Archampschlacht folgt, ist diese im *Cov. II* vom Ritterschlage durch eine Zeit von 7 Jahren getrennt, in der Wilh. sein Lehen mit Nimes und Orange (schon im *Rainoart!*) erobert und sichert. So wohnte also Wilh. im *Cov. II* nur 7 Jahre in Termes, V. wird dort 7 Jahre erzogen[76] und erhält dann den Ritterschlag, im Alter von 15 Jahren. Die nächsten 7—8 Jahre kämpft nun auch V. in Spanien (s. *Cov. III*).

Guiborc befindet sich in Termes,) wird nun aber nach einer neuen Auffassung der Epen **(*Cov. II*)** Sarazenin und durch die *Prise d'Orange* von Wilh. erst erobert. Die ersten 7 Jahre, die V. bei Guiborc verlebte, vermutet man jetzt auch in Orange, und die *Prise* rückt dadurch um abermals 7 Jahre, im ganzen um 14 Jahre, vor die Archampschlacht.

Schon im *Rainoart* ist dieser Umschwung vollzogen: Guiborc ist die Tochter Deramés und Oriabels und die Schwester R.s. (2824—5: *Si sui fiz al fort rei Deramé — E Oriabel est ma mere de ultre mer*, vgl. 2873—4, 3355—6, 3558; Guiborc sagt Vs. 2830: *Un frere oi io que se* (= R.) *le fist clamer*, vgl. 2861; 3549: *Baiser mei frere ta seror sui naissant*). Guiborc wird also durch die *Prise* von Wilh. erobert. Diese *Prise* liegt aber nun erst 7 Jahre zurück, und auch R. war seit eben dieser Zeit seinem Vater ent-

---

74) Vgl. Schuwerack *a. a. O.*, S. 4, 5.

75) *Cov. V.*, 884: *Qui me norit VII. ans, la palazine.*

76) Vgl. *Willehalm* 41, 10—13: *den Gyburc diu künegin — ze Termes und ze Oransche zôch, — Viviâns ...*

flohen: er hatte in König Ludwigs Küche 7 Jahre lang Dienste geleistet (2741—2: *Ben ad set anz que io oi le tinel — En la quisine de Loun la cite*, s. Vs. 3544). In den späteren Epen haben wir dieselben Angaben (vgl. *Aliscans* Vs. 3267, 4121; Laisse CLXXXIVc, 48; ebenda Vs. 15; 79, 80 = *Rainoart*, Vs. 3549); Guiborc wurde auch hier durch die *Prise d'Orange* von Wilh. gewonnen, d. h. Guiborc war ebenso lange wie ihr Bruder in Frankreich und wurde bei der *Prise*, also 7 Jahre vor V.s Tod, Wilh.s Gattin. Hiergegen finden wir nun in den jüngeren Epen und in dem *Prosaroman* eine zweite Berechnung, die R. und damit Guiborc 14 Jahre in Frankreich verleben läßt, ehe die Schlacht auf dem Archamp stattfindet. Als R. den Hof seines Vaters Deramé verläßt, ist er nach der Hs. 1448 (*Enf. V.*, 4743—44) 7 Jahre alt *(Et Renoars, qui fut de ione aei — N'ot que .VII. ans, pas ne furent passei)*, nach dem *Prosaroman*, Kap. 37: 10 Jahre. Zur Zeit der Archampschlacht sollte er also 7 bis 8 Jahre mehr, d. i. nahezu 15 oder 18 Jahre, zählen (vgl. *Aliscans*, 3217 (.XX. ans, Var. .XV.), 4102 (.XX. ans, Var. .XV.), 5039 (.XXIIII., Var. .XXV. und .XIV. moys), S. 495, Vs. 3 (.XXIIII Var. .XXV. u. .XXII. u. .XX.). Die Hss. von *Aliscans* geben also vor der Schlacht (Ritterschlag) überwiegend 20 und während der Schlacht 24 Jahre an (s. oben Anm. 72). Und im *Prosaroman*[77] sagt R., als er auf Arleschant seinem Vater Deramé begegnet: *tu es mon pere et je suy ton enfant que tu pardis a Cordes en ton palaix, assés tost après ce que tu eus ma seur Orable pardue, et ton païs d'Orange pardu par Guillaume...* (S. 135). S. 132 antwortet R. dem Aussibier: *Saichiés que je suy filz de homme naturel engendré et est mon pere le roy Desramé, au quel je fu emblé ja a .XIIII. ans accomplis et vendus aux Crestïens...* S. 139 entgegnet R. dem Bandus: *savoir te faits que je suy fils Desramés, et cellui qui fut pardu a Cordes ja a .XIII. (Var .XIIII.) ans ou environ.* S. 156 wird Aalis an den verheiratet *qui plus de .XII. ans avoit servy en la cuisine de son hostel.* — Auch *Folque de Candie* ist anzuführen. Wie Tarbé in seiner Ausg., S. XVIII zu Hs. 7188 fo. 244 berichtet, ist Orange vor 20 Jahren genommen worden. Die Zahl 20 setzt sich offenbar aus unsern 14 Jahren und der sieben-, bezw. fünfjährigen Belagerung von Candie zusammen (vgl. auch Schultz-Goras Ausg., Vs. 4011, wo Candie 5 Jahre belagert wird).

Die Gründe dafür, daß V. im *Cov. I* 15 Jahre, im *Cov. II* aber nur 7 Jahre in Guiborcs Pflege ist, liegen also in der Einführung des siebenjährigen Kampfes Wilhelms um sein Lehen am Rhône und um Orange. V. kann nur 7 Jahre in Termes erzogen werden und wird mit 15 Jahren Ritter.

[77]) Fritz Reuter, *Die bataille d'Arleschant des altfranzösischen Prosaromans Guillaume d'Orange.* Halle 1911.

Aber wo befand sich nun V., als Guiborc Sarazenin wurde und Wilh. sie im Kampfe um Orange erst erobert? Die spätern Epen sagen: in Orange, denn sie verlegen die *Prise* um 14 Jahre vor die Archampschlacht. Aber der *Rainoart* kennt bloß den einen siebenjährigen Kampf vor dieser Schlacht. Die Einführung der Sarazenin Guiborc hat also V.s siebenjährige Erziehung in Termes unmöglich gemacht. Und hier war nun offenbar Platz für *Enfances Vivien*, für eine siebenjährige Erziehung durch Mabile,[78] für die neuen Eltern V.s: den Nerbonesen (!)[79] Garin und Huistace, die Tochter des Naimes von Baiern. Erst das Entstehen des großen *Wilhelmzyklus*, das Aneinanderreihen und Verknüpfen der Epen, bes. auch der Lieder *Enf. V.*, *Cov. V.*, *Aliscans*, hat die Widersprüche geschaffen, die wir kennen.

Welches Alter hat nun V. im ältesten Teile der *Ch. de G.*, im *Vivienlied*? Hier ist V. ja dem epischen Wilh. noch nicht untergeordnet, hat noch keinen Ritterschlag von ihm empfangen und gehört noch dem Kreise Tedbalts und Esturmis in Bourges an. — V. hat sehr viele Schlachten bestanden; das bezeugen *Limenes*, *Breher*, *Fluri*, *le champ Turleu le rei*, — *u jo li fis batailles trente e treis*, — *e cent cinquante e plus li fis aveir* — *des plus poanz de Sarazine lei*; ferner der Kampf, in dem Ludwig floh und Raher, V.s Gefolgsmann, fiel (653 fg.); endlich Orange (670), Girunde (638).[80] V. gilt als kriegserfahrener Feldherr bei den Mannen sowohl (562, 573, 750) wie auch bei Tedbalt, der ihn mehrmals um Rat angeht. Und er selbst steht nicht an, sich mit dem tapferen Wilhelm zu vergleichen (90, 833). Er ist klug und besitzt große Menschenkenntnis.[81] — Ein solcher Mann kann bei seinem Tode nicht nur 22 Jahre alt sein, wie im *Cov. I.* Das *Vivienlied* selbst macht keine direkten Angaben über das Alter (Vs. 792 fg. nennt es V. *li meschins* und *barun Loowis*), wohl aber liefern uns die Epen indirekt einen Anhalt durch den siebenjährigen Kampf in Spanien. Im *Cov. I* wird dieser Kampf, der im wesentlichen die Ereignisse um Bordeaux und Toulouse-Orange, aber

[78]) Man beachte, daß Guiborc im *Cov.* 884 *la palazine* genannt wird und daß andererseits Mabile Beziehungen zum Hofe hat! Man beachte ferner, daß Guiborc in der *Ch. de G.*, 1392 fg., 160 Königstöchter erzogen hat und an Ritter vermählen kann. S. o. Anm. 52.

[79]) Im *Cov.* ist V. mit den Nerbonesen durch seine Mutter, eine Schwester Wilhelms, verwandt, in den *Enf. V.* durch seinen Vater Garin, einen Bruder Wilhelms. Nordfelt hat in der Einleitung zu den *Enf. V.*, S. XXIX gesagt, un poète relativement moderne, l'auteur d'*Aimeri de Narbonne*, avait donc hardiment fait de Vivien le fils de Garin d'Anseune. Un autre poète lui a donné Heutace, fille de Naime de Bavière, et a essayé de donner une version acceptable de la tradition qui attribue à Vivien une mère nourricière. La chanson où ce changement a été opéré est justement les *Enfances Vivien.*

[80]) S. Suchier *Zs. f. rom. Ph.* 29, S. 664 fg. und Ausg. d. *Ch. de G.* S. XXXIX.

[81]) S. Schuwerack, *a. a. O.*, S. 13 fg., auch S. 4 fg.

vermutlich nichts von dem Kampfe V.s in der bretonischen Mark enthält (doch s. **Anm. 29!), durch die Unterordnung V.s unter Wilhelm und durch den Ritterschlag** so in 2 Teile zerlegt, daß Bordeaux unmittelbar vor dem Ritterschlag, Orange 1 Jahr nachher stattfindet. Im *Vivienlied* dagegen, wo V. noch dem Kreise Tedbalts und Esturmis angehört und neben Orange noch die vielen andern Schlachten in der bretonischen Mark als Ritter und Feldherr liefert, haben wir zum mindesten diese ganze Zeit von 7 Jahren nach dem Ritterschlage anzusetzen. Und nehmen wir nun an, daß V. mit dem üblichen Alter von 20—21 Jahren Ritter wird (mit 20 Jahren im *Cov. V.*), so kommen wir zu einem Alter V.s von 27—28 Jahren. — Hinzufügen will ich noch, daß auch im *Rolandsliede* Roland 7 Jahre lang als Ritter vor der Katastrophe von Roncevaux in Spanien kämpft. Immer wieder treffen wir auf die Verse *Set anz tuz pleins ad ested en Espaigne*, sowohl im eigentlichen *Roland* wie in seiner Fortsetzung *Baligant*. Am Anfang des Kampfes in Spanien hat Roland die Städte *Noples*, *Commibles*, *Valterne*, *Balasgued* u. a. erobert, am Ende des Kampfes lagert der Kaiser wieder in Valterne (*Galne*, 663), ehe er über Roncevaux nach Frankreich zieht (662 fg. Var. der Ausg. E. Stengel). Karl hat kurz vorher erst Cordoba erobert (71, 97) und erwartet nun die freiwillige Übergabe Zaragozas, des letzten feindlichen Bollwerkes; Ganelon ist abgesandt, die Übergabe der Stadt zu fordern (4. 677). — Vgl. dazu auch die *Entrée d'Espagne*: Roland läßt seine Gefährten im Tale und steigt zum Einsiedlerhause hinauf. Der Einsiedler sagt ihm voraus, daß er 7 Jahre nach der Einnahme von Nobles sterben wird. — Der Roland kennt auch noch andere Kriegsschauplätze, und Roland hat nach seinem Ritterschlage viele Schlachten siegreich bestanden (2306, 2321 fg.) und die Länder Anjou Bretagne, Poitou-le Maine, Normandie, Aquitanien, Provence u. a. für Karl erobert (s. Anm. 71, 29, 34; G. Paris, Romania XI, S. 408 Anm.).

IV. Der Ort der Tedbaltepisode.

1. Valmai, Valentre, l'Archant der Enf. V. Die Stadt Luiserne liegt in Spanien, nach Vs. 147—50 aber nördlich von Anjou, an der *ewe de Maine* und nahe am Meer. Ein Tal *Valmai*, *Valentre*, auch *l'Archant* genannt, befindet sich in kurzer Entfernung von Fluß und Stadt. Dasselbe gilt von einem *lieu halt asses duquel vous nous puisses faire seurs d'un signe que vous nous moustreres*. So spricht V. im *Prosaroman* (1892) zu Raymon de Valprie, als er diesen auf Botschaft zu König Ludwig schicken will. V. unterstützt Raymons Durchbruch dadurch, daß er die gerade beim Essen sitzenden Feinde überrascht und in die Flucht jagt. Der erhöhte Ort, in dessen Nähe die Feinde lagern, liegt also ebenso auf dem Wege nach Frankreich wie das Tal *Valmai*, in dem König Ludwig später rasten wird. — Was

haben wir nun unter Valmai, Valentre, l'Archant zu verstehen? In der *Zs. f. frz. Spr.* 34, S. 177 bemerke ich: e (Handschriftengruppe e) hat *Larchant* erst eingeführt, aber eigentümlich bleibt diese Korrektur doch, bes. auch deshalb, weil die voraufgehenden Ereignisse denen auf *Larchamp* (der *Ch. de G.*) nachgebildet sind. Suchier, Ausg. der *Ch. de G.*, sagt S. XLV: Man findet l'Archant in den Enfances Vivien an einer Stelle (V. 3922), an der die besseren Handschriften *Valmai* u. dgl. schreiben. Die Silbe *val-* ist durch die Überlieferung vollkommen sicher gestellt, vgl. auch V. 3865. Es handelt sich um einen Ort in Spanien; doch wäre es ganz unmethodisch, auf Grund einer fehlerhaften Lesart *l'Archant* in Spanien zu suchen. — Für *Valmai* hat eine wichtige Handschriftengruppe *Valentre* gesetzt. E. Langlois, *Table des noms propres*, sagt unter Valente, Vallentre, Vaulutre: E[nfances] V[ivien]. Lieu dans le midi de la France. Nach Vs. 147—50 und 3489 der *Enf. V.* liegt nun Luiserne in Maine, am gleichnamigen Flusse, nahe am Meer. Der Name der Stadt ist vermutlich von Luzerne d'Outremer bei Avranches herzuleiten. Näher auf dem Wege nach *France* und nach Anjou hin liegt das Tal *Valmai*, *Valentre*, *l'Archant* und auch die Anhöhe des *Prosaromans*, die Stelle, an der die Feinde lagern. Wir befinden uns in der Nähe oder auch auf dem Schlachtfeld der *Ch.*, da, wo Wilh. die Sarazenen beim Mahle überrascht und ans Meer jagt. — Und diese Gegend ist höher gelegen als das eigentliche Schlachtfeld, und die Grenze von France ist nicht weit entfernt. Archant von Vs. 3922 ist also nicht so ganz sinnlos eingesetzt, und Valmai, Valentre bezeichnen einen Ort auf oder nahe bei den *Aluez de l'Archamp*. Doch wenden wir uns zur Erzählung der Enfances selbst. Das Heer Ludwigs hat St. Gilles, hat die Pyrenäen passiert und sieht die Vorhut der Feinde in der Ebene von Sire vor sich. Die feigen Lombarden versuchen zu fliehen. Es folgt ein hitziger Kampf — in Roncevaux 3852 —, die Franken siegen. Ludwig zieht über Pamplona, wo er dreitägige Rast macht, nach Luiserne und langt am Abend im Tale Valmai (l'Archant, Valentre) nahe bei Luiserne an. Den Sieg über die Vorhut hat die Hs. B hier ausgelassen und in starker Überarbeitung bei der Schlacht vor Luiserne selbst angefügt (s. Zs. 34, S. 172—74). Die Hs. hat nun einschneidende Änderungen nicht ohne Grund vorgenommen, sondern wurde fast durchweg durch eine zweite Vorlage dazu veranlaßt. Die Vorlage sind entweder der Cov. I oder die *Ch. de G.* selbst gewesen. Der erste Kampf mit der Vorhut gibt nämlich im großen ganzen die Tedbaltepisode der *Ch. de G.* wieder. Der junge Ritter Bertran steht an Stelle Girarts der *Ch.*, und Vs. 3806—12 spielt Estormi die Rolle seines Onkels Tedbalt de Bourges. Wo fand nun der Zweikampf Bertran-Estormi oder Girart-Tedbalt statt? Die uns erhaltenen *Enf. V.* sagen: in Roncevaux;

sie verlegen ja ihren Schauplatz nach Spanien. Die *Ch. de G.* aber gibt an: 1. Tedbalt will, daß V. das Heer heimlich zurückführt *tien tei lunc ceste roche! — Par mi cest val nus condui nostre force* (Vs. 198—99, vgl. auch 179). 2. Die Feinde greifen von einem *broillet antif* her an (236). 3. *As premiers cols li quens Tiedbalz s'en turnet, — vait s'ent fuiant a Beürges la rute, — un grant chemin, u quatre veies furchent* (340—42). 4. Dem flüchtigen Tedbalt versperrt ein höher gelegener stark umzäunter Ort *(grant paliz*, 392 [82]) den Weg. Der Graf muß, will er unten im Tal (395) nicht Feinden begegnen, auf der Anhöhe *(tertre)* mitten durch eine Hammelherde jagen. 5. Wilh. überrascht 20 000 Feinde, die in *Terre Certaine* bis zu einem höher gelegenen *maisnil* (1772, 1784) vorgedrungen waren, beim Gelage und schlägt sie bis ans Meer hin in die Flucht. Die Grenze von *France* ist in der Nähe (1791, a. a. O., S. 225). — Die *Enf. V.* haben also diese angezogenen Stellen der *Ch. de G.* vereinigt und Bertran anstelle Girarts der *Ch.*, Estormi an Stelle Tedbalts der *Ch.*, die feigen Lombarden anstelle der feigen Franken der *Ch.* gesetzt. Der Text der *Enf. V.* stimmt oft wörtlich mit dem der *Ch.* überein,[83] und vergleicht man bes. *Enf. V.*, Vs. 3806 bis 3812 mit *Ch. de G.* 389—406,[84] so ersieht man: Die *Enf.* haben in offenbarer Anlehnung an den Text der *Ch.* diesen gekürzt und — den umzäunten Ort dadurch hier zu erwähnen vermieden.

---

[82]) S. u. Anm. 84.

[83]) Vgl. diese *Zs. 34*, S. 177; Suchier, *Ausg. der Ch.*, S. LX.

[84]) *Ch. de G.*, 389—406; s. auch oben Vs. 340—42.

devant lui guardet, si choisist le runcin,
390 prent s'a l'estrieu e es arcuns s'asist.
Quant fut muntez, membrez fut del fuïr;
devant sei guardet, si vit un grant paliz:
forz fut a reille, qu'il ne pout pel tolir,
e tant fut halz, qu'il nel pout tressaillir.
395 Desuz al val n'osat Tiebalz guenchir
pur Sarazins, dunt at oï les criz.
Desus el tertre vit un fulc de brebiz,
parmi la herde li'n avint a fuïr.
En sun estrieu se fiert uns moltuns gris.
400 En sun estrieu se fiert uns gris moltuns
Tant le traïnet e les vals e les munz:
quant Tiebalz vient a Beürges al punt,
n'out a l'estrieu que le chief del moltun.
Unc mais tel preie ne portat gentilz hom!
405 — Lunsdi as vespre! —
Li povre tant nen i oüst a perdre.

Enf. V., Vs. 3806—12:

En la bataille Viuien le vaillant
Le gentil home dont ie vois ci contant
Voiant .xx. m. cheualiers conbatans
Sen foui il a esperon brochant
A son estrier ./. mouton traïnant
Ancois fu il a Beourgez la grant
Que il seust, se il fu noir ou blanc.

Sie verlegen dafür die Tedbaltepisode und Kampf und Sieg über die Vorhut des Feindes nach dem berühmten Roncevaux, lassen dann aber den König unbehelligt in Valmai (Var. l'Archant, Valentre) vor Luiserne abends Lager beziehen. Sie schieben zwischen Roncevaux und Valmai den Weg über Pamplona ein und lassen den König auch noch 3 Tage hier Rast halten. Es ist offensichtlich: die *Enf. V.* haben die Ereignisse örtlich wie zeitlich zerteilt und bei der Verlegung des Kriegsschauplatzes nach Spanien Roncevaux[85]) und Pamplona eingeschoben. Die dreitägige Rast, meine ich, erinnert an die dreitägige Vivienschlacht, auf die im *Cov. II* der *Siège d'Orange*, hier in den *Enf. V.* nachahmend der Entsatz von Luiserne folgt.[86] Was bedeutet nun der Name Valmai? Ich lasse dahingestellt, ob der zweite Bestandteil verlesen oder absichtlich umgeändert ist, der erste, das ist sicher, heißt *Val.*

2. Aliscans hat Vs. 6820—7492 die Tedbaltepisode nachgeahmt und eine Erinnerung an den umzäunten Ort der *Ch.* tatsächlich bewahrt. Nach dem Siege der Franken in Aliscans flüchten 20 000 Heiden unter der Führung von Baudus nach einem höher gelegenen fest umzäunten Bohnenfeld, wo sie abends lagern und sich an den Bohnen sättigen (6842). Baudus zieht aus, um Wilh. und Rainoart zu suchen (6848: *Je m'en irai a val de les cel gué, Var.: la ha val en cest pre, la ual parmi ces pres u. a.* 6863: *Les la marine, droit selonc la riviere*). Es kommt zu einem Kampf zwischen R. und Baudus, und letzterer unterliegt nach gewaltigem Ringen (7006: *De la cel tertre a val desous cel gué*; Var. *Desor c. t., la val ioste cel pre* u. a.). — Um Mitternacht zwingt Rainoart das Heer zum Aufbruch. Bei Tagesgrauen, nach der Bestattung V.s durch Wilhelm, zieht man nach Orange. — Da kommt der Besitzer des Bohnenfeldes, ein Bauer, und bittet um Hilfe. R. eilt allein nach dem Felde. Er sieht die ahnungslosen Feinde vom Wall des breiten Grabens, der das Feld umgibt (7429 und 6854). Die Feinde erkennen Rainoart am Schilde

---

[85]) Über den Einfluß des Rolandsliedes auf *Enf.*, *Cov.*, *Aliscans*, s. diese *Zs.* **34**, S. 171—172.

[86]) Vgl. den *Cov. V.*, wo V. abends auf dem Archant lagert. *Cant vint .I.* jor[*s*] *que il dut avesprer.* — *Droit en l'Archant se logierent sor mer* (84—85, s. 202—03, s. unten). — Eine dreitägige Rast macht auch Wilh. vor Arles, ehe er den Kampf aufnimmt (S. 259, 7—8 bei Terracher); vgl. auch *Cov. V.*, Vs. 1255—6: *Ans a nul jor ne fut si près monei*[*s*] *Con il sera ans .IIII. jors passés*; d. h. dreitägige Schlacht und Rückkehr Wilh.'s am vierten Tage. — *Siège d'Orange*, Entsatz von Luiserne und — *Schloßepisode des Cov. V.* entsprechen sich. (Man ißt Pferdefleisch in Luiserne, im *Cov.* Vs. 797 fg.; vgl. auch *Prise de Cordres, Ausg.* Densusianu, Vs. 1346.) — Der *Prosaroman* hat neben der Erinnerung an die dreitägige Schlacht auch den Nachtmarsch des Heeres und indirekt die Schlachttage Sonnabend bis Montag angegeben 219, 33—34: *Ils eurent toute celle nuit entre le ven(d)redi et samedi chevaulchié.*

7442) und flüchten. Doch die starke Umzäunung läßt niemand mehr entkommen, und R. erschlägt alle Heiden. Die erbeuteten Pferde und Waffen schenkt R. dem Bauern. Dann kehrt er zu Wilh. und zum Heere zurück. — Also, eine Heidenschar lagert in einem höher gelegenen Bohnenfeld bei Aliscans. Der Führer Baudus wird abseits am Morgen von R. besiegt,[87]) die Schar selbst dann von Rainoart überrascht und vernichtet. R. schenkt dem Bauern die erbeuteten Waffen und Rosse. Der Kampfplatz ist ein Feld mit Wall, breitem Graben und dichtem, starkem Pfahlwerk und liegt nicht weit von Fluß und Meer. Die Heidenschar zählt 20 000 Mann (6821 Var. u. 6767); ebensoviel wie die Heidenmasse, die Wilh. am Morgen in Terre Certeine beim Gelage am maisnil überrascht und zum Meere jagt (1688, 1772 fg.), ferner wie die, welche Gui zersprengt, als er vom maisnil Wilh. zu Hilfe eilt (1861; und Rainoart treibt im *Rainoart* sicherlich die gleiche Zahl ans Meer). Die Handlung ist Nachahmung der *Ch. de G.*, bes. der Tedbaltepisode, und der Ort der Handlung ist kein anderer als der, an dem Tedbalt dem Pfahlwerk (*paliz*) ausweicht, in die Hammelherde gerät und von Girart des Pferdes und der Waffen beraubt wird. Auch Baudus wird außerhalb des Feldes an einer Furt, in der Nähe eines Hügels, nicht weit vom Meere besiegt. Die Feinde erkennen R. wie Tedbalt an ihren Schilden, als sie auf einer Anhöhe Umschau halten. Die ganze Episode nun ist Einschub vom Aliscansbearbeiter. Das lehren der Vergleich mit dem *Rainoart*[88]) wie auch die Unordnung im Texte selbst bezüglich der Zeitbestimmungen. Der Aliscansbearbeiter will offenbar noch eine andere Version für den Schluß der Schlacht geben als seine Vorlage, der *Rainoart*, überliefert. Unsere Episode ist eine Verbindung der Tedbaltepisode und des entsprechenden Abschnittes aus dem *Rainoart*: Aufbruch des Heeres von Orange, Nachtmarsch zum Archamp, Ankunft daselbst am Morgen, Feigheit der Franken und Sieg R.s über diese Feiglinge, die er an der Furt zur Umkehr zwingt.

Die selbe Örtlichkeit hat *Aliscans* auch vor der Schlacht Vs. 4746 fg. angegeben.[89]) Hier wird nun aber das feindliche Heer nicht überrascht und aufgerieben, wie in der *Ch.*, sondern Wilh. lagert am Abend dicht bei dem Archamp: *Joste un marois*,

[87]) Die Zeitangaben sind verworren. Vs. 7401 lagern die Feinde zwei Tage im Felde, doch die *Var.* gibt nur die Zeit einer Nacht an, vgl. auch Vs. 7378. Der harte lange Kampf Baudus-Rainoart dauert einen Tag 6951 b und ist abends zu Ende (6990). Doch muß er nach 7323 und den folgenden Versen viel früher entschieden gewesen sein, denn am selben Tage sammelt das Heer erst noch die Beute der Schlacht von Aliscans.

[88]) Vgl. *Ch. de Rainoart*, Vs. 3342—43: Aliscans 6828 und 7290, *Ch. de Rainoart*, Vs. 3344: Aliscans 7294. 7330, *Ch. de Rainoart*, Vs. 3345: Aliscans 7295 usw.

[89]) S. auch unten, S. 54.

par dalés un vergier (Var. für *vergier*: *rochier*) und *Les un vergier se fu l'ost atravee* — *Joste un marois en une grant valee* (Var. *selonc un bois*). Eine Hütte ist in der Nähe, und eine Meile nach Aliscans hin ein Hügel: *Un val avale s'est un tertre montee* — *Aliscans voient*... Am Morgen dann beginnt der Kampf, und R., der in der Küche am Feuer gelegen und den Aufbruch verschlafen hatte, zwingt an der Furt die fliehenden Franken zur Rückkehr. — Wilh. ist also am Morgen in Orange aufgebrochen und den Tag über marschiert; so lagert er am Abend dort, wo in der *Ch.* die Heiden am folgenden Morgen überrascht werden. Der Kampf mit ihnen ist so in *Aliscans* unmöglich geworden, und wir verstehen, weshalb der Aliscansbearbeiter ihn dann nach der Schlacht einführt. — An Stelle des Nachtmarsches ist der Marsch bei Tage auch in den *Enf. V.* eingeführt, und König Ludwig lagert am Abend in Valmai!

Vor der zweiten Wilhelmsschlacht der *Ch.* reitet Gui am selben Orte morgens einen *eslais*, um seine Ritterschaft vor Wilh. zu beweisen. Dieser will ihn vergebens nach einem Hügel *(mönt)* schicken und von 20 Rittern bewachen lassen, da er für die Schlacht noch zu jung sei (1646—47).

Im *Cov.* besiegt der dem Heere nacheilende junge Ritter Guichardet 6 (Var. 15) Räuber an einem Hügel (1320) und wird dann von Wilh. freundlich willkommen geheißen (ohne weitere Prüfung der Ritterschaft).

3. Der Schluß der Schlacht in Aliscans-Rainoart ist eine weitere Umbildung der Tedbaltepisode: *Aliscans*: Wilh. hat es vergessen, R. nach Orange zum Essen einzuladen. R. kehrt wütend um. Ritter bringen Wilh. die Nachricht, und dieser sendet 20 Ritter zu R. Sie sehen R. an einem Hügel und wagen, ihn nur von ferne anzureden. R. spricht Drohungen gegen Wilh. und Orange aus, da suchen die Ritter ihn zu fangen. Aber R. geht zum Einsiedlerhause dort am Wege, reißt einen Giebelpfahl aus und schlägt auf die 20 ein, daß sie entsetzt davon rennen; er ruft ihnen nach *Quidiés vos ore avoir trové bergier?* Erst Wilh. und vor allem Guibore gelingt es, R. zu versöhnen. — Der *Rainoart* erzählt dasselbe nur mit geringen Abweichungen. Wilh. schickt 4000 Ritter. R. kommt diesen entgegen, nachdem er sich mit dem Pfahl des Hauses bewaffnet hat. Unter den 4000 befindet sich Gumebald *(un cheualer felun)*, dessen Neffen R. in der Küche zu Laon erschlug. Gumebald fordert R. heraus und wird als erster von 100 erschlagen. — Die Variante von Vs. 7678 des *Aliscans* weist auf diese ursprüngliche Fassung im *Rainoart* hin. — Der Ort des Kampfes ist derselbe wie oben. An einer Anhöhe steht eine Hütte, an der ein Pfad vorbeiführt (7646 *tertre*; 7686 *contre val un rocier, tot a ual .I. santier*; 7696a *En fuie tornent contre val un terrier (gravier, un anti santier)* — *Li plus hardis vausist estre premier (a Angier, a Poitiers)*;

7680—81 ... *les un sentier — Vit une-borde.* Und *Rainoart*, 3405 fg.: R. ist *en un pre — Cum il deueit en vne uile entrer ... Deuant li garde vit un bordel ester*; 3489 *Franceis senturnent le pendant dun tertre*; 3517 *sur un tertre.* Hervorzuheben ist, daß die vergessene Einladung zum Essen die Veranlassung für R.s sonderbares Verhalten ist. Und R. kehrt an den selben Ort zurück, an dem der Gui der *Ch.* seinen Hunger und Durst stillte, an dem die Feinde von Wilh. beim Gelage überrascht wurden. Die Hütte *(bordel)* entspricht dem *maisnil* der *Ch.* und dem *grant paliz.* R. tötet Gumebald, den *felun cheualer*, wie Girart *Tiedbalt le cuart cunte* (382). Der zornige R. ist an die Stelle des flüchtenden Girart getreten, der Tedbalt Roß und Waffen abnimmt und sich zum Ritter macht. Und im Bohnenfeld gibt R. die erbeuteten Rosse und Waffen dem Bauern! — Also, Hunger und Durst vor allem spielen eine Hauptrolle. Sie beschleunigen einerseits V.s Tod und in der ersten Wilhelmsschlacht auch Girarts Tod. Sie treiben andrerseits Gui zum maisnil und bedingen R.s sonderbares Verhalten (Vs. 2994 fg. ist das Motiv im *Rainoart* ebenfalls benutzt); sie werden am maisnil gestillt, und der gesättigte Held kann weiter kämpfen.[90]

4. Wir denken in diesem Zusammenhange nicht bloß an den Tod Rolands im *Pseudo-Turpin* (vgl. auch Turpins Bemühen, Roland an der *ewe curant* Wasser zu holen, *Rolandslied* 2225), sondern vor allem an den Aufenthalt der jungen Nerbonesen in Valqaire la Guion. In den Narbonnais schickt Aimeri seine 6 ältesten Söhne nach Paris, damit sie dort von Karl Ritterschlag und Lehen empfangen. Die Söhne übernachten in *Valqaire la Guion* bei dem reichen Bürger Simon, zechen munter darauflos, obwohl sie keinen Pfennig Geld besitzen. Es wäre ihnen schlimm ergangen, hätte nicht der Herr von *Valqaire*, Graf Gui, sie in letzter Stunde noch gerettet und ihre Rechnung am Morgen beglichen. Gui tat das aus Dankbarkeit gegen Aimeri; denn dieser hatte ihn zum Ritter geschlagen und von seinen Verwandten befreit, die sein Erbe wegnehmen wollten. In *Valqaire*, das am Wege und an der Grenze von *France* liegt (1133. 1735. 1747), trennen sich die Brüder. Beuves geht nach Bordeaux, Garin nach Pavia. Die vier andern ziehen über Ricordane nach Clermont, werden am folgenden Morgen von 40 Räubern unter Gonbaut überfallen, den sie schließlich erschlagen, und betreten von Orléans aus das französische Gebiet (1857).

Wo liegt *Valqaire la Guion?* Es ist Laval (la Val) an der Mayenne. Darüber kann nach *Folque* 6643—44 kein Zweifel

[90]) Vgl. vor allem noch dieses: Der Bote Girart stillt seinen gewaltigen Hunger in Barcelona, wird Ritter und zieht mit nach dem Archamp. — Ganz ähnlich berichtet die *Ch.* von Wilh. vor der zweiten Wilhelmsschlacht. — Wilhelm und Rainoart in Orange, R. wird Ritter. — Vgl. auch den trunkenen Tedbalt in Bourges. Vgl. den Bericht des *Pseudo-Turpin* u. a. m.

sein: *outre la val Guion — te tornerons de ta terre a Charlon*; vgl. bes. nach Vs. 8213 fg.: *je ai Galeranz non — et tien del roi Mollant et Alençon — et .III. chasteax deça la val Guion.*

Welche Gründe können aber die Nerbonesen veranlaßt haben, zuerst über la Val zu ziehen, wenn sie doch über Clermont-Orléans nach Paris reisen wollen? Beide Orte liegen, so wird ausdrücklich betont, zudem nahe der Grenze von *France*, und in la Val wie bei Orléans haben die Nerbonesen ein gleich gefährliches Abenteuer zu bestehen![91]) Weshalb ziehen Beuves und Garin überhaupt mit nach la Val und gehen von da erst nach Bordeaux, bezw. Pavia? la Val erscheint danach ja als ein zweites Narbonne! Doch genug! Es genügt, die charakteristischen Züge der Vorgänge in la Val festzuhalten: la Val gehört dem reichen Grafen Gui. Dieser steht in den engsten freundschaftlichen Beziehungen zu den Nerbonesen. Er errettet die jungen Nerbonesen, die abends in la Val angekommen, übermäßig zechen und nicht zahlen können, am Morgen aus Lebensgefahr. Also, eine der *Ch. de G.* verwandte Episode ist mit dem Orte la Val Guion (an der Mayenne und nahe bei den *Aluez de l'Archamp*) verbunden. — Der Ort liegt hier wie dort nahe der Grenze von *France*. Der Träger der Handlung heißt Gui. Und ein Gui ist in der *Ch.* V.s Bruder und Erbe der *tere V.* (in Maine), wird durch Wilh. Ritter und rettet seinen Onkel frühmorgens, nachdem er Hunger und Durst gestillt.

Und noch eine auffällige Stelle will ich anführen, die vermutlich la Val betrifft.[92]) Du Cange sagt in seinen *Dissertations sur l'histoire de saint Louis* unter Abschnitt XI: *Du cry d'armes*, S. 52: Il y avoit de ces cris de guerre qui marquoient la dignité annexée à la famille dont le prince ou seigneur estoit issu ... Les anciens comtes d'Anjou crioient Valie, qui est le nom d'un pays voisin du comté d'Anjou, que l'on nomme Vallée, où est Beaufort. Philippes Mouskes, en *la Vie de Charles le Simple*, parlant des Normans:

Lors s'en alérent à gens tantes,
Qu'ils arsent la cité de Nantes,
Touraine, et Angers, et Anjo,
Le Mans, et Valie et Poito.

Léon Maître[93]) belegt für la Val im XI. Jh.: *Hamo de Lavallo*; *Lavallense castellum*; *Hersandis de Valleia*; *N. de Lavalle Guidonis.*

---

[91]) Ist Gonbaut der Gumebald des *Rainoart?* — Wilh. nimmt in *Aliscans* seinen Weg über Orléans und hat in Orléans ein Abenteuer zu bestehen. S. auch unten, S. 63.

[92]) Eine Variante zu Vs. 8066—67 des *Folque* erwähnt einen Heerführer *Guy (auoit non et escrioit Valye).*

[93]) Dictionnaire topographique du département de la Mayenne, Paris 1896.

Vivien de Saint Martin:[94]) Laval a une origine féodale. Ce fut d'abord, à l'époque des invasions normandes, une enceinte de palissades autour de laquelle accoururent se réfugier les populations d'alentour; c'est de cette enceinte ou *vallum* que vient le nom de Laval, auquel on ajoute celui de Gui, le premier seigneur, d'où *Vallum Guidonis* ou Laval-Guyon.

5. Valtrie des Folque de Candie. Endlich finden wir die Tedbaltepisode im Folque erhalten, und zwar in 2 Anspielungen und einer Nachahmung (soweit der bisher veröffentlichte Text Schultz-Goras in Betracht kommt). Vs. 602—05: *Oi, las, pechierres! quis i a donc menez — Cil de Berri qui tant par est provez — De coardïe, honiz et vergondez; — ja mes a cort ne doit estre mandez.* Vs. 9581 bittet Guischart den König um das Lehen Babiloine, denn nach dem Tode Tibauts sei hier nichts mehr zu tun. Der König antwortet unwillig: *Guischarz fera semblant de coardie, — s'en Babiloine me quiert fie ne haïe — et lait Espaigne, qui tant nos contralie.* Da wird dem Könige auch schon gemeldet, daß Tibaut lebt und sogar geheilt ist. Nun sagt der König: *S'or vielt Guischarz faire chevalerie, — ja mar querra tornoi en la Berrie, — car d'Erabloi ne nos rendront il mie* (9608—10). Und Girart spottet: *Sire, donc irons nos soper; — mais Babiloine nos covient oblïer — et la Berrie*[95]) *que Guischarz doit passer* (9765—67). — Diese letzte Anspielung auf die Tedbaltepisode steht nun in dem Abschnitt der Erzählung, der die Episode selbst nachahmt. 8154 fg.: Wilh. erscheint im Kampfe vor Candie; die Feinde weichen. Von Tibaut gedrängt, greift Deramé zwar nochmals an, wendet sich aber bald zur Flucht nach Arrabloi, und Tibaut leistet noch einen letzten Widerstand mit 500 Tapfern. Er wird von Girart und Gui *lez lo bruillet que Valtrie apele on* (8370, 8363) vom Pferde geworfen, aber von seinen Leuten gerettet. Über 20 Franken fallen; Girart und Guinemer haben ihre Pferde verloren, da erscheint Folque als Retter in der Not, und Tibaut flieht (8434, 8447, 8459). Es ist Abend (8443). Der flüchtende Tibaut hat Schild und Schwert eingebüßt; er sieht vor sich Maudras de Pierrelee fliehen, sprengt dicht neben ihn, entreißt ihm sein gutes Schwert und haut damit auch noch Doon de la Ramée nieder. Dann flieht er weiter *lo pendant fors estree* (Var. *uers une grant ualee*). Da bricht sein Pferd mitten im Tale unter ihm zusammen (*el fonz d'une vallee*). Er bleibt absichtlich unter dem Pferde liegen, bis der Schlachtenlärm

[94]) *Nouveau dictionnaire de géographie.*

[95]) Der Herausgeber der *Chronique rimée de Mouskes* führt zu Vs. 12168: *Rower Orable avoec le roi Tiber* ein Sirventois Hues de la Ferté an: *Diex qui le mont puet sauver — Gart France de raüser — Et la baronnie! — Et Thibaut de Brie — Doint Diex le roi mains amer — Et Ferrant fasse terrer.* Im *Folque* 8388 reitet Girart, als er mit Tibaut in Valtrie kämpft, das Pferd Ferrant; ebenso im *Siège de Barbastre* (2080) beim Kampfe mit Libanor.

verhallt ist (8465, 8475—78). Dann sprengt er zum Lager der Franken und greift an; der Schlachtenlärm erhebt sich wieder, und Tibaut flieht aufs neue. Saligot, sein ehemaliger Lehnsmann und jetzt Freund der Franken, holt ihn an einer Furt ein und verspricht, ihn zu retten. Sie lassen Candie rechts liegen und kommen zu der Furt von Tabrie (8517 und 8535—38: *droit a Valtrïe lez un bruillet espois: — Tabrie passent soz la roche as Vrois, — — outre descendent es prez de Johenois*), passieren diese und trennen sich hier. Denn nun ist Tibaut gerettet; er begibt sich nach seiner Herrschaft, nach der Burg Arrabloi. Saligot kehrt nach Candie zurück. An den beiden folgenden Tagen greift Guischart tollkühn die starke Feste Arrabloi an. Das zweite Mal haben aber die Franken schwere Verluste. Galerant, der Normannenführer, fällt. Aber auch Tibaut wird durch Folque tödlich verwundet und kann nur in dem wunderbaren Zimmer in Arrabloi vor dem Tode bewahrt und wieder geheilt werden (vgl. ebenso *Girart de R.*) S. 34.

Handlung und Örtlichkeit verraten deutlich genug die Entlehnung aus der *Ch. de G.* Die Flucht Tibauts am Abend nach der Schlacht von Candie bildet die Einleitung zu den Ereignissen vor Arrabloi, die noch zwei Schlachttage umfassen; erst am dritten Tage also wird Tibaut von Folque zu Tode verwundet, und es tritt ein wirklicher Stillstand in den kriegerischen Ereignissen ein. Guischart will in Babylonien kämpfen! Die Verhandlung über Saligot, der Tibaut rettete und nach seiner Rückkehr zu den Franken diesen sofort Meldung davon erstattete, findet am folgenden Tage statt. Dieser vierte Tag ist ein Dienstag (9757). Auch eine Erinnerung an die Schlacht der *Ch. de G.*, die am Sonnabend begann und *lunsdi al vespre* endigte.[96]) Saligot ist offenbar der Girart der *Ch.*, der Tedbalt am *grant paliz* niederschlug, der in der Nacht als Bote V.s zu Wilh. nach Barcelona aufbrach. — d i e Ö r t l i c h k e i t, an der Tibaut sich das Schwert verschafft, an der sein Pferd stürzt und er darunter versteckt liegen bleibt, bis der Schlachtenlärm verklungen ist[97]), heißt *Valtrïe.* Ebenda warfen ihn auch Girart und Gui aus dem Sattel, wurden die 20 Franken getötet. Und hier erreicht ihn wiederum Saligot, führt ihn über das nahe Wasser und kehrt dann zu den Franken zurück. — In der *Ch.* bricht unter Girart das Pferd zusammen, als er eben *parmi le coign d'un tertre* (698) den Heiden entgangen ist. Und der flüchtende Tedbalt verliert sein Pferd an Girart, als er auf einer Anhöhe außerhalb des Bereiches der Feinde ist. Valtrïe ist nun der Name eines eingehegten Wäldchens *(bruillet).* Ein *broillet antif*, von dem her die Heiden

---

[96]) Vgl. *den Prosaroman*: V. langt nach einem Nachtmarsch am Sonnabendmorgen vor dem Feinde an (*toute celle nuit entre ven(d)re di et samedi*, S. 219, 34 und *par ung samedi matin*, 14).

[97]) Vgl. den oben erörterten Bericht über die wunderbare Rettung Deramés durch einen Greifen nach dem Kampfe mit Wilh.

zum Angriff vorrücken, wird auch in der *Ch.* 236 erwähnt, und sehr wahrscheinlich verstecken die Heiden V.s Leiche an demselben Ort (928 fg. *Ot els l'em portent, ne l'i vuelent laissier, — desuz un arbre l'unt mis lez un sentier, — que il ne fust trovez de Crestiëns*). Auch in *Gormund und Isembart* (s. u.), den *Narbonnais* und in *Philomena* (s. Suchiers Ausg. d. *Narbonnais* S. 77—78), in der *Entrée d'Espagne* und im *Rolandslied* kommt ein *bruillet* (dicht beim Schlachtfeld) vor.[98] *Entrée d'Espagne*, 8735 fg.: *Sovre li sunt coruz a destre et par costal. — Malçeris a seisis le bai de Portegal — Et en arçons seili, roge come coral. — La fu pris Gaeneluns par delez un broal.* Vs. 714 des *Roland* verstecken sich die Heiden am Abend vor der Schlacht: *En un bruill par sum les puis remestrent — . IIII . c. milie atendent l'ajurnee. — Deus, quel dulur, que li Franceis nel sevent! Aoi.* Vgl. *Galiens*: Roland hält sich auf einem Felsen versteckt und kommt von dort Galiens zu Hilfe. Vgl. den *Pseudo-Turpin*: Roland kommt von den Bergen zurück und haut Marsilies und dessen Roß in vier Teile, so daß 20 000 Heiden entsetzt davon fliehen (s. Gui der *Ch.*!).

Bei Valtrïe fließt ein Wasser mit der Furt Tabrïe (8517. 8536) und dem Felsen *as Yrois* (8536). Das Wasser bildet die Grenze des feindlichen Landes. Jenseits, *es prez de Johenois*, befindet sich Tibaut in Sicherheit (8518 fg.: *puis si seroiz a vostre garentie, — mar doteroiz Franc ne sa compaignie, — tresqu'al lagant a vostre seignorie*). Arrabloi ist die nahegelegene Burg, wohin er sich rettet. Arrabloi liegt auf einem Felsen, der nur von einer Seite zugänglich ist; vor dem Felsen fließt das Wasser *li laganz* (8726 fg.).

[98]) Vgl. auch *Aliscans*, 544: *Vers l'Archant torne par un petit bochal* (Var. *par un chemin desoç un grant roschal* u. a.). 7454—55: *Mais la faviere ert close de seü — Et de grant soif u a grant pel agu*; faviere steht für broillet, s. o. unter Aliscans, Nr. 2, 3. Vgl. den *Siège de Barbastre* (2687: die Ritter sind in dem *brueil de pinel* versteckt) mit *Folque*, 3713 fg.: *Desoz Guiuel* (Var. *en ꞁ val, Givel, Ginel, Guieil* 1994, 3671) *ot un vergier plante . . . clos fu de mur de vieill' antiquite. — Par une freite lez le tor d'un fossé — sunt li François as puceles ale.* Ein Felsen und der Rhônefluß sind nahebei. — *Cour. de Louis*, Var. aus *Charroi de Nîmes*: Der König flieht beim Angriff des Feindes *En ꞁ bruillet de pins et de loriers — Ilueques fis les barons enbuchier* (Ausg. Langlois, S. 64). — *Girart de Viane*, Ausg. Tarbé, S. 65: *de lès ·|· bruel flori* wird Aymeri von Girart zum Ritter geschlagen. — Girart de Roussillon, S. 208: Bei Roussillon liegt ein *bois fermé*, Anm. 5: *Entouré de palissades ou de fossés*; Tibert de Vaubeton fällt hier. S. 43—44: Der König zieht sich vor Roussillon über Pui-aigu mit 700 Mann zurück; der Verräter Richier de Sordane wird am Seinefluß eingeholt und auf dem nahen Hügel gehenkt. — *Huon de Bordeaux*, 9220 fg.: Aus einem *bruelet* heraus, das eine Abtei enthält (8885 fg.), in dessen Nähe ·||||· *cemin . . . se devisent* (9150) und die Gironde fließt, greifen 60 Gegner Huon an. — *Moniage Guillaume*, Ausg. Cloëtta, bes. S. 98: Wilh. liegt tot im dichtesten Walde, wo eine *éminence entourée d'arbres et surplombée par un rocher.* — *Raoul de C.* unter *bruellet, paliz* um Origni, 1258+80+1390 fg. u. a.

Der Name des Wäldchens besteht aus *Val* und *trïe.* trïe ist offenbar Verstümmelung von Tabarie, Tabrie [= Tiberias], dem Namen der Furt. Der Name *Val* ist also dem eingehegten Wäldchen im *Folque* gegeben. Das uralte Wäldchen der *Ch.* liegt erhöht 236. Dasselbe gilt von dem *grant paliz*, von der Stelle, an der der BoteGirart sein Pferd verliert, von dem *maisnil*, in dem Gui Hunger und Durst stillt, von dem *bordel*,[99] in dessen Nähe Rainoart nach der Schlacht die 20 Franken in die Flucht schlägt, vgl. auch die Flucht der 20 Mann V.s in der *Ch.* nach einem Hügel, von dem sie das Schlachtfeld übersehen können, ebenso die Flucht Wilhelms in *Aliscans* nach einem Hügel, auf dem er seinem ermatteten Pferde Versprechungen macht und gleichfalls Aliscans übersehen kann (u. S. 64!). A. Thomas sagt in der *Entrée d'Espagne* unter *broal*: petite éminence (?). *Le prov. mod. brial* a ce sens. Die *Enf. V.* verstehen unter *Valmai* allerdings ein Tal (ebenso das *Rolandslied* unter *Val Tenebrus* s. u.), in das der König hinabsteigt *(est descenduz)*, oder vielmehr das Tal, das alle erwähnten Lieder auch kennen und sogar z. T. benennen, wie wir unten sehen werden.

Das Wasser mit der Furt von Tabrïe fließt an einem Felsen vorbei, *roche as Yrois* genannt. Auch die Burg Tibauts, jenseits des Wassers und im feindlichen Lande, liegt auf einem Felsen, an dem das Wasser *laganz* fließt, und hier wie dort befindet sich eine große Ebene und ein Tal. Das Tal bei Arrabloi heißt *val de Tabrise* (8733. 9161), von der Ebene sagt Vs. 8788: *(defors porprenent) les plains sor lo lagant.* Dieser Vers ist den Versen 231, 1120 der *Ch.* offenbar nachgebildet: *si i purpristrent defors Certaine Terre. Folque* hat diesen Vers sehr oft gebraucht: 174, 255. 2160. 4539. 8980 u. a., s. u. Anm. 110.

Was bedeutet nun der Name *laganz? laganz* ist ein Wasser vor Felsen und Burg Arrabloi, nicht die Burg selbst, wie Schultz-Gora in seiner Ausgabe, S. XXV, offenbar nach Vs. 8316 annimmt: *Icele fuie lor dura d'un tenant — granz .IIII. liues toz les plains d'Aiguilant — ainçois qu'il voient lo chastel del lagant*; ähnlich lautet nun 8520 *tresqu'al lagant a vostre seignorie*; vgl. aber 8729: *li laganz cort desoz et l'aigue dyse*; ferner greift Guischart an: *sor lo lagant es beax plains de charmoi, — devant la porte del chastel d'Arrabloi*; dazu 8688/89 *qu'il asseront la puie gent sauvage — sor lo lagant au chastel que feus arge.* König Ludwig lagert abends *sor lo lagant* vor Arrabloi (9172).[100] — Nun ist uns durch den *Willehalm* Wolframs von Eschenbach das *wazzer Larkant* über-

[99]) Vgl. die *Entreé d'Espagne.* Dort steht (wie auch in Aliscans) eine Eremitage. Der Eremit verkündet Roland, daß dieser nur noch 7 Jahre leben wird (Vs 15044 d. Ausg. A. Thomas). Vgl. auch den Ort, an dem sich im Nibelungenlie de die 20 Burgunden gegen die Hunnen verteidigen (unten Anm. 102).

[100]) Vgl. noch *Zs. f. frz. Spr.* XLII, S. 48—49.

liefert, und die Var. von Vs. 61 des *Aliscans* setzt statt *en lalue de larchant* der bessern Hss. *en leue* (en lue); die andern Hss. *en milieu*. Ein Wasser aber fließt tatsächlich in *Aliscans* (86 u. a.) wie in der *Ch.*, und nach dieser *Ch.* kommt es aus einem Felsen am Meer (849—50). Auch der *Roland* kennt ein Wasser, das durch Roncevaux nahe dem Berge fließt, auf den sich Roland schleppt, um dort zu sterben (2225). — Das Wasser *laganz* am Felsen Arrabloi betrachte ich demnach als eine Erinnerung an *les Aluez de l'Archamp* der *Ch.*[101]) Aber das Wasser *laganz* ist nicht von *Folque* selbst aus *Aluez de l'Archamp*, dessen Bedeutung nicht mehr verstanden wurde, hergeleitet worden, sondern *Folque* wie *Willehalm* entnahmen diese Bezeichnung ihrer gemeinsamen Quelle; und diese haben nun auch *Cov. V.* und *Aliscans* gekannt und in ihren Text mit aufgenommen. Darüber, wie auch über den Felsen am Meer, gedenke ich später zu handeln.

Nach all diesen Angaben liegt der Ort der Tedbaltepisode dicht bei dem eigentlichen Schlachtfeld Archamp, das sich bis zu dem Felsen am Meer erstreckt (vgl. *laganz* des *Folque* und *Archant* der *Enf. V.*). Der Ort ist ein hochgelegener, uralter und umfriedeter Wald *(bruillet)*. Er heißt im *Folque Valtrïe*, in den *Enf. Valmai (Valentre)*. Die zweiten Bestandteile der Namen erscheinen als Besonderheiten der betreffenden Lieder. In nächster Nähe befindet sich ein Tal und fließt ein Fluß, den die *Enf.* V *ewe de Maine* nennen. Auch die Grenze von *France* liegt nicht weit ab.[102])

Suchier hat nun die *Aluez de l'Archamp* im Departement

[101]) Ich verweise noch auf den *Roman de Roncevaux*, in dem Baligants Heer an Archant, Balaguer, Porpaillart, Orabloi, Belcler, Tortelose vorbei den Ebro hinauf fährt (s. Teil I, Anm. 26). Vgl. ferner bes. *Girart de R.* In der Schlachtebene vor Tiberts Schloß Vaubeton fließt der Fluß *Arsen*, *Arsanz*, *Arcen*, *Arsem*. Über *Vouterne* in *G. de R.*, S. 4, Anm. 2 der Ausg.; vgl. unten. *Folque* kennt eine *roche Arsent* bei Arrabloi am Wasser *lagant* (s. u.).

[102]) Zs. 38, S. 209, Anm. 31 vermute ich, daß der Hammel am Steigbügel Tedbalts eine Parodie zu dem Bären am Sattel Siegfrieds im Nibelungenliede ist (XVI 957). Siegfried fing den Bären *in ein gevelle* (948), nicht allzuweit vom Lager im Wasgenwalde (jenseits des Rheins). Vgl. auch den Garten, in dem sich die Burgunden gegen die Hunnen verteidigen, u. a. m. (s. *Zs. f. deutsches Altertum* Bd. 54, Heft 3/4, S. 427 fg.). — Vgl. ebenso den *Waltharius* und die Örtlichkeit und Handlung des Kampfes in der Nähe des Rheins, im Wasgenwald an der Grenze des Landes u. a. m. — Der Kampf in der Nähe eines großen Flusses und an der Grenze des Landes ist epischer Gemeinplatz; vgl. auch David und Absalom. II. *Sam.* 15—19. Über die *Waltharisage* s. Grundriß der gm. Ph. S. 703 fg., bes. S. 707.

Anm.: Über die Umformungen des Namens *l'Archamp* vgl. Suchier Zs. f. rom. Ph. 29, S. 680 und diese Zs. 38, S. 228—229 Anm. Der *Prosaroman* spricht von der Bataille *d'Arleschant*. Vgl. außerdem *lez larchant* (*Cov. V.*, 1551 Var.); *devers l'Argent* (Cov., 125, Hs. 1448); und *li chans* und *li cans* für *l'Archant*, *les Archanz*, *l'Arcant*, *les Arcans* (*Cov.* 1934: *Aliscans* 5672: *Cov.* 516 *li chans*, aber Hs. 1448 *la chans*).

Mayenne festgelegt. Über diesen Departement sagt Léon Maitre a. a. O. S. II fg.: Le sol du département de la Mayenne est ... sillonné de nombreuses vallées, de chemins creux, hérissé aussi de monticules ... ce sont plutôt des hauteurs isolees en forme de groupes quelquefois abruptes ... La population ... est répandue sur le territoire par villages, hameaux et fermes ... Les champs ont des limites invariables: ce sont des fossés profonds, dont les talus très-élevés sont garnis de haies épaisses, de broussailles et d'arbres forestiers. — So zahlreich wie die Täler und abgegrenzten Felder sind auch die überkommenen Namen dafür. Drei Gegenden treten hervor: Im Norden die Fosses aux Sarrasins, im Süden la forêt de Valles südlich von Château-Gontier mit dem gleichnamigen Bache, dazwischen la Val Guion. Der letztere Ort hatte eine hervorragende Bedeutung als einstiger Schutzwall gegen die Normannen und als Sitz eines hochangesehenen, alten Adelsgeschlechtes in fast unabhängigem Gebiete im mittleren Mayennetale und an der Grenze von France. Die alte Stadt lag am rechten Ufer der Mayenne an einer Anhöhe, die heutige liegt vorwiegend auf dem linken Ufer in der Ebene. Der Gründer des Schlosses und die Nachkommen tragen den Namen Gui, daher la Val Guion.

Wir haben oben gesehen, daß in den *Narbonnais* die Tedbalt-Gui-Rainoart-Episode mit la Val Guion an der Mayenne und mit Gui verbunden ist. Der Herr von la Val, Gui, besitzt zudem Land in Maine wie Gui der *Ch.*, wird ebenso von den Narbonesen beschützt und zum Ritter geschlagen. — Wir beachteten, daß der Dichter durch die Aufnahme von Ort und Episode die Geographie und Handlung seines Liedes arg verwirrt hat.

Die *Enf. V.* verlegen das Tal *Valmai* (Var. *l'Archant*) und die Stadt Luiserne an die *ewe de Maine*, nördlich von Anjou, und *Folque* das Wäldchen *Valtrie* nahe an einen Fluß, der nicht benannt ist, in dessen Nähe sich aber ein Felsen mit dem Wasser *laganz* befindet.

Was bedeutet endlich *la Val de Damart* im *Folque?* Was *Porte Valance?* Nach Vs. 429 hat die Archampschlacht *en la Val de Damart* stattgefunden; V. ist dort durch Tibaut gefallen, und Guischart und die Söhne Beuves sind gefangen genommen worden. Nach Vs. 556 wird Guischart aber *devers Porte Valance* gefangen. Vs. 1332, 2136 ist denn *Archant* als Schlachtfeld genannt, und Vs. 1503 auch *Aleschans.* Alle vier Bezeichnungen meinen dasselbe Schlachtfeld und dieselben Ereignisse und sind einander gleichgesetzt. Ich vermute, daß *la Val de Damart* (Damaskus) ganz ähnlich entstanden ist wie *Valtrie* und daß hier wie dort die selbe Ortsbezeichnung vorliegt. *Porte Valance* aber geht zurück auf *Porte Vals*, das die *Entrée d'Espagne* belegt (Ausg. A. Thomas): Die Stadt Nobles hat 4 Tore: porte Paris,

porte Clause, porte Vals und porte Lice. Durch *porte Vals* dringt schließlich auch Roland in die Stadt ein, der die porte Lice vergeblich zu stürmen suchte und dort Bernard verlor (!).[103] Ich erwähne, daß der *Roman d'Arles* einen *Gautier de Vals* in der Vivienschlacht auftreten läßt und führe auch das rätselhafte *Avalence* des *Aimeri de Narbonne* an, das die Feinde bei ihrem Anmarsch auf Narbonne passieren.[104] Die Variante zu *Avalence* heißt *Valence*. *Valence* aber wird in den Hss. oft für Namen eingesetzt, die ähnlich klingen. So tritt es im *Siège de Barbastre* für *Valee*, den Schlachtruf Jeufrois', ein (233). — Avalence kommt noch in *Aliscans* vor. Vs. 582a wird St. Ladre in der Bretaigne verehrt, nach der Berner Hs. aber in *Avalegne*. Dieselbe Hs. erwähnt endlich auch Vals in Zusatzversen zu 6489—90: *Na si grant dame de si en guines vaus ... Ele est roine des landes de Bordiaus* (Der Heide Grishart will seine Schwester Florechaus Reinoart zur Gemahlin geben, um ihn wieder für das Heidentum zu gewinnen). In der *Ch.* selbst wird nun keine nähere Bezeichnung für den Ort gegeben, als die allgemeineren: *grant paliz*, ... *desus el tertre*, *broillet antif*, *un grant chemin u quatre veies furchent*, dabei ein Galgen, *lune ceste roche parmi cest val*. Diese Bezeichnungen der *Ch.* finden sich alle in den jüngeren Liedern wieder. Hier aber treffen wir außerdem noch die Bezeichnung *Val* — für einen höher gelegenen Ort, und la Val Guion im mittleren Mayennetal wird von den Liedern mit größter Wahrscheinlichkeit als Ort der Handlung aufgefaßt. Entweder hat nun die *Ch.* mit den obigen Angaben denselben Ort im Auge oder erst die jüngeren Lieder haben die Tedbalt-Gui-Episode mit la Val und Gui verbunden.

Die Tedbaltepisode ist aber in der Form, wie sie uns durch die *Ch.* überliefert ist, nicht ursprünglich. Die Flucht des Heeresführers fand in einem alten Vivienliede in der Nacht des zweiten Schlachttages (und anstelle der Botschaft Girarts) statt. Die *Ch.* bietet einen überarbeiteten Text des Vivienliedes, aber sie bietet auch einen überarbeiteten Text der Fortsetzungen des Vivienliedes: der beiden Hilfszüge Wilh.s nach dem Archamp; vgl. nur, daß Gui, V.s Bruder, obwohl von V. erbeten, im ersten Zuge nicht mit nach dem Archamp kommt, sondern erst im zweiten Zuge, u. a. m. — Die *Ch.* ist also für die Örtlichkeit nicht

---

[103]) Vgl. Suchier, Ausg. d. *Ch.* unter Vs. 672.

[104]) Vs. 3625: *Des nes issirent, ni ont plus demoré, — Sor les destriers sont maintenant monté. — Quant cil se furent molt richement armé, — Par Avalence* (Var. *Valence*) *se sont acheminé, — Tote ont la terre et le païs gasté; — Tant chetif ont pris et enchaenné, — Batu les ont et feru et fusté...* vgl. dazu die *Narbonnais*, 3665: *Des nes s'en partent sans plus de demorer. — Les armes prenent, nes vielent obliër — Et puis en vont sor les chevax monter — Tote la terre comencent a gaster — Crestians prenent, ses font enchaener...* und *Rainoart* 2258 fg. und *Ch.* 16 fg., 42 fg., 972 fg.

absolut zuverlässig, und die Epen können sehr wohl eine Bestimmung enthalten, die in der *Ch.* fehlt und trotzdem echt ist. Ich glaube aber nicht, daß im alten Vivienliede la Val bereits als Ort in der Nähe des Schlachtfeldes bekannt war, vielmehr vermute ich, daß erst mit der Tedbalt-Gui-Episode und der Einführung des epischen Wilh., der Gui (wie auch V.) den Ritterschlag erteilt und eine Aufsicht über sein Land bekommt,[105] der Ort la Val in die V.-Wilhelmslieder aufgenommen worden ist. Und auf den einstigen Schutzwall gegen die Normannen in der bretonischen Mark, nahe den Aluez de l'Archamp, im Tale der Mayenne, weisen vermutlich die Ortsbestimmungen der *Ch.* hin: *grant paliz*, *broillet antif*, *parmi cest val* und *vait s'ent fuiant a Beürges la rute*, — *un grant chemin u quatre veies furchent.*

Diese letzte Bestimmung ist gleichfalls in den Epen festgehalten: *Gormund und Isembart*: *La v chai li margariz — au quarefoz de treis chemins — lez un bruillet espes foilli.* *Huon de B.*: ***bruelet*** und [illegible] *cemin.* s. Anm. 98. Sie paßt zu la Val. Der Ort liegt nahe der alten Straße nach Le Mans (Tours und Bourges — in den *Narbonnais* geht der Weg von la Val direkt nach *France*, — andrerseits liegt la Val an der Pilgerstraße, die von Chemazé kommend nach dem Mont-Saint- Michel führte.

In *Aliscans* fehlt die Bezeichnung der quatre *veies*. Das Epos kennt nur einen Pfad (1569 : 1468 : 1421; 544. 613. 7680) und allerdings *le grant chemin ferré*, der wie im *Rainoart* an Orange vorbeiführt (8274. 8373). Vs. 2258 des *Rainoart* (vgl. dazu *Ch.* 1249, 943, 342, 102, 187, 236 fg.) ziehen die Feinde von Tours her, wo sie das Martinskloster geplündert haben, an Orange vorbei und nach dem Archamp zurück.[106] *Aliscans* unterdrückt diese Ortsbestimmung 1665 fg., 2049 fg. und setzt für Tours *Tolete (ki ont la terre vers Tolete praee)* ein. Der *grant chemin ferré* führt in *Aliscans* von Orange über Orléans (!)[107] nach Paris. Aber auch *Aliscans* unterscheidet zwei Schlachtorte, wie ich in den vorausgehenden Abschnitten 2 und 3 unter *Aliscans* gezeigt

---

[105]) Vgl. darüber Teil I, S. 20—21, auch Teil III, S. 48.

[106]) Wo liegt Orange im *Folque*, wenn Wilh. einen Hirsch *en la forest del Loir desoz Valrue* erlegt (6405. 6389), wenn Orange von Herupois und Bretonen unter der Führung Wilh.'s, Bernards, Beuves besetzt sein soll? Vgl. Vs. 7646 fg. und 7692 fg. **(9468 !)**, wo Bernard und Beuves offenbar die Ritter der bretonischen Mark und Wilh. die von Maine befehligen. Vgl. *Ch.* 676: V. führt Normannen vor Orange; und im Folque ist V.s Bruder Guischart Normanne. S. auch Teil I, Anm. 44. Was bedeutet im *Folque* der Name *Guivel* (nahe bei Orange, s. o.)? Ist *Valrue* verlesen oder absichtlich aus *Valtrïe* gebildet? — Und wo endlich versammeln sich die Herupois der *Ch. des Saxons* unter Huons von Maine Führung? In Larchant (Seine-et-Marne) oder in Huons Land selbst, zwischen Loire und Seine, *en l'Archamp Saint Martin* nahe Tours-Orange? (s. *Ch. de Guill.* XLVIII, Anm.)

[107]) In Orléans hat Wilh. ein Abenteuer zu bestehen, als er an den Hof von Laon reist, s. oben S. 55.

habe. Hier noch einige Hinweise auf den ersten Teil des Liedes: Wilh. auf der Flucht nach Orange 486—88: 457. 563. 1085—86. 1468. 1499. 1532 (*Folque* 23. 50—51) und Wilh.'s Rückkehr nach dem Archamp 544. 585—86. 667. Vgl. ferner 6250: *De l'autre part contre val les Archans — Se recombat Guill.* u. a.

6. *Valterne, Val Teuebrus, Valtor des Rolandsliedes.* Kaiser Karl trifft abends die nach Sarraguze abziehenden Feinde an der *ewe de Sebre* (Ebro) in einem finstern Tale: *el Val Tenebrus* (Var. *El Val Tenebre, aual un tertre* 2461+2425-6). Die Feinde fliehen (*Tolent lur veies et les chemins plus granz* (Var. *lor (le) chemin*; *Terre lur tolent per mer sen vont fuiant* u. a. 2464)), sie werden in den Ebro gejagt und ertrinken fast alle *(Il nen i ad barge ne drodmund ne calant ... Puis saillent ens, mais il n'i unt guarant).* Vgl. nun *Ch. de G.*, 1105—08, 1702—1706 (Wilh. stößt in Terre Certaine auf die Vorhut der Feinde und jagt sie in die Schiffe; *acueillent fuie vers la rive de mer, — saillent es barges, es salandres e nes*, 1107—08) mit dieser Stelle des *Roland* (2460—69). Der Kaiser verbringt hier die Nacht, denn *en Rencesvals est tart del repairier* (2483); erst am Morgen bricht er dahin auf *cez veiez lunges et cez chemins mult larges* (Var. haben Singular 2852). — Zu Beginn des *Rolandsliedes*, beim Aufbruch des Kaisers nach Frankreich, haben wir offenbar dieselben zwei Örtlichkeiten. Die *tere deserte*, wo der Kaiser *ad prise sa herberge* (2488—89), der Val Tenebrus, heißt dort Valterne (Var. *citet de Galne*, *Valente*, 199, 662); Roland hat die Stadt *et prise et fraite — Puis icel jur en fut cent* (lies mit Var. *sept!*) *ans deserte.* Vgl. auch die Ausgabe E. Stengel 2488ª. Kaiser Karl lagert *entre Sebre et Valterne.* In Valterne macht Kaiser Karl Halt und übernachtet, ehe er über Roncevaux nach Frankreich zurückkehrt; er erwartet den Boten Ganelon. Dieser trifft am folgenden Morgen ein und berichtet: Marsilies will die Wünsche des Kaisers erfüllen; der Kalif aber ist zum Meere geflohen und mit seinem Heere durch einen großen Sturm nahe der Küste ertrunken. Der Kaiser bricht nach Frankreich auf (*Vers dulce France chevalchet l'emperere. — Li quens Rollanz ad l'enseigne fermee, — En sum un tertre cuntre le ciel levee. — Franc se herbergent par tute la cuntree. — Paien chevalchent par ces greignurs valees ... En un bruill par sum les puis remestrent* (Var. *Mot pres des porz a une grant valee*, 706 fg.). Das Heer lagert offenbar in Roncevaux, und am folgenden Morgen wird Roland nun auf Ganelons Rat zum Führer der Nachhut bestimmt, und der Kaiser verläßt Spanien (816, 829). Die 12 Pairs schwören Roland Treue, und Roland schickt seinen Lehnsmann Gualtier del Hum mit 1000 Mann auf Wache nach den umliegenden Höhen (804—05), von wo er (*des muntaignes jus*, 2040) nach hartem Kampfe und nach Verlust aller Mannen zu Roland zurückkehrt, als dieser sein Heer ebenfalls verloren hat (vgl. Girart der *Ch. de G.*). Die Feinde sind im

Hinterhalt; sie haben bei Nacht (710 fg. *la tere Certeine et les vals et les munz* (Var. *tertres valees enuiron et entor*, 856) durchzogen und lagern *En un bruill par sum les puis* (714); am Morgen ziehen sie zum Streite heran (1001), und Olivier sieht sie von einem Hügel aus *parmi un val herbus* (Var. *touz les pleins de Valtor*, 1018); er kommt bestürzt zum Heere herab (1037—38 = *Ch.* 192—93). Vgl. oben S. 17 über *Pseudo-Turpin* und *Galiens*.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß der Roland zwei Schlachtorte kennt, 1. *Roncevaux* und 2. *Valterne*, *Val Tenebrus*, *Valtor*, das hochgelegene Wäldchen *(bruill)*, die bewaldeten Berge, auf denen (nach dem *Pseudo-Turpin*) Roland 100 Mann sammelt. Beide Orte liegen nahe beieinander, und der zweite hat die genannten 4 Bezeichnungen: Kaiser Karl lagert in *Valterne* nahe am Ebro; er trifft die Feinde in *Val Tenebrus* (auch *Valtor*). Diese lagern vor dem Aufbruch des Kaisers aus *Roncevaux* versteckt *en un bruill par sum les puis*; Walter gerät hier mit ihnen zuerst in Kampf, als er von Roland auf Wache geschickt wird und kehrt, nach Verlust seiner Mannen, zu Roland in *Roncevaux* zurück. Im *Turpin* kehrt auch Roland von dort mit seinen 100 Mann nach *Roncevaux* zurück, tötet Marsilies und treibt dadurch 20 000 Heiden in die Flucht. Ja auch der Kalif fällt ursprünglich am selben Orte. Denn daß der Kalif im Meere ertrinkt und nicht auf dem Festland getötet wird, ist Machwerk des Rolandsdichters. Die Botschaft Ganelons ist an den Änderungen schuld. Der Sieg über den Kalifen (vgl. Wilh.s Sieg über die Vorhut des Feindes in *Tere Certaine*) ist dadurch um einen Tag von der Hauptschlacht und Niederlage getrennt, und das Heer des Kaisers braucht diese Zeit zum Marsche von *Valterne* nach *Roncevaux*.

Es kommt aber noch ein Ort der Tedbaltepisode im *Roland* in Betracht; denn Ganelons Verrat beeinflußt die Handlung auch weiterhin. — Der Kaiser zieht als Sieger mit Ganelon und dem Hauptheere ruhig der Heimat zu; Walter wird von Roland auf Wache geschickt. Keine Feigheit, keine schimpfliche Flucht des Führers hier im *Roland*, wie in der *Ch. de G.* Aber der Verrat umlauert alle. Der Feind bricht aus dem Versteck hervor. Olivier sieht ihn vom Hügel aus kommen. Walters Abteilung wird nach heldenhaftem Kampfe vernichtet, und Walter eilt allein von den Bergen zu Roland, um mit ihm zu sterben. Der Kaiser hört Rolands Hornrufe, läßt sich einmal von Ganelon zurückhalten, folgt aber dem zweiten Ruf. Der Verrat wird aufgedeckt, und das Geschick ereilt den Verräter. Ganelon wird gefesselt, um später vor Aachen hingerichtet zu werden. Dieser neue Ort der Tedbaltepisode im *Roland* liegt am Ausgang der Pyrenäen (1422), nahe Roncevaux, aber hart an der Grenze von Frankreich, von *Tere Majur*; Vs. 818 sehen die Franken tief bewegt bereits die Gascogne

vor sich liegen. — Durch die Einführung von Ganelons Verrat sind die Handlungen der *Ch. de G.* bei dem Aufbau des Rolandsliedes tiefergreifend umgestaltet worden, und damit auch die Hauptörtlichkeiten. Roncevaux und die „Orte der Tedbaltepisode" liegen zwar noch in *Terre Certaine*, aber der Name ist nur ein einziges Mal, Vs. 856, und nur in einer einzigen, allerdings der besten Hs. rein und unverändert erhalten geblieben. *Terre Certaine* = Festland (s. Suchier in der Ausg. der *Ch.*, XLV) und das Meer der *Ch.* als Anmarschgebiet des Feindes passen ja auch nicht in den neuen Zusammenhang zu Roncevaux und Roland. Der Rolandsdichter ändert also.[108])

Kaiser Karl jagt bei *Val-Tenebrus* (Var. *Val-Tenebre*, *aual un tertre* 2461 + 2425-6 die Feinde in die Fluten des Ebro, wie Wilh. die Heiden in die Wellen des Meeres.

In *Valterne* (Var. *Valente*, Oxf. Hs. *cité de Galne*[109]) erfährt Karl durch Ganelon, daß der Kalif aus Furcht davor, Christ werden zu müssen (!), mit seinem Heere aufs Meer geflohen und dort durch einen Sturm vernichtet worden sei.

Zur eigentlichen Schlacht von Roncevaux rücken die Feinde über *Terre Certaine* in das Versteck, *bruill*, und Olivier sieht sie dann erst von dorther, und zwar durch ein bewaldetes Tal (*Var. les pleins* de *Valtor*; 1029 sieht er *l'Espaigne le regnet*; s. 2426: ***les granz chemins puldrus***) hervorbrechen.

Von den Pyrenäen endlich sehen die Franzosen ins „liebe Frankreich", in die Ebenen der Gascogne, nicht auf *Terre Certaine*, noch aufs Meer. Aber sie sehen die *Tere Majur*. Sie bedeutet i. allg. Frankreich; an einer Stelle jedoch, Vs. 600, Spanien, dasselbe Gebiet, das Vs. 856 ein einziges Mal mit Terre Certaine bezeichnet ist, also das Land bis — zum Ebro und darüber hinaus; nach

[108]) *Terre Certaine* glaube ich mehr oder minder verändert an einzelnen Stellen des Liedes wiederzuerkennen. So ist vermutlich *Tere Majur* aus T.C. herzuleiten, wie ich oben nachzuweisen versuchen werde, ebenso *Tere Altaigne* des Verses 3: *Tres qu'en la mer cunquist la Tere Altaigne.* Vgl. ferner Vs. 2312 *Rollanz ferit el perrun de Sardonie* (Var. *sardegne, cartaine*) mit *Aliscans*, 1387 *Mais puis et roches et pieres de Cartaingne* = *Folque* 115, doch *Sartaigne*, *Sartage*; 578 *Bien m'en iroie par mi un val soutaigne* (Var. *Sardaigne*); die Stellen entsprechen sich inhaltlich vollkommen. *Aliscans* und *Folque* stimmen zudem noch wörtlich überein. Wilh. schlägt sich fliehend nach einem Felsen durch; wenn er ihn erreicht hat, ist er gerettet (*Aliscans* 576: 457: 991 :1470 + 1495 fg. :1549—55; vgl. *Cov.*, 733 fg., 1011; *Ch. de G.* 198—206, 698—704 u. a.). Roland stirbt auf einem Hügel, *en un guaret* 2266, unter einem Baum neben vier Marmorsteinen *de Cartaine*; vgl. Vivien der *Ch.*, der unter einen Baum geschleppt wird *que il ne fust trovez de Crestiëns* 930. — Über weitere Veränderungen und Umschreibungen des Namens *Terre Certaine* s. Anm. 110.

[109]) *Zu Roland* 199 vgl. *Aliscans*, S. 496_{16}: Roland eroberte *Valterne* die *Tere de Pine* u. a. *Pine* und *Val Tenebré* gehören in *Aliscans* König Deramé S. 495_{13}, 496_{16}. Über *cité de Galne* gedenke ich später zu handeln.

Vs. 3 bis zum Meer: *Tres qu'en la mer cunquist la Tere Altaigne.* Nun bestätigt *Folque de Candie* 4497 den Vers 600 des *Roland*: *Ferant i vienent cil de Terre Major; n'en portent mie a noz François amor.* Wir werden also die Vermutung nicht von der Hand weisen, daß *Tere Majur* tatsächlich auf *Terre Certaine* zurückweist. T. C. meint allgemein das Festland, das an der Grenze und im Machtbereich Frankreichs liegt. T. M. hingegen bezeichnet das ganze Frankreich selbst, das größere Frankreich, das im *Roland* bis zum Ebro, ja bis zum Meere reicht. So kann T. M. sowohl auf Spanien als neues Grenzgebiet, wie vor allem auf das eigentliche Frankreich selbst bezogen werden.

Der Hinrichtungsort Ganelons ist ein doppelter. Ganelon wird am Ausgang der Pyrenäen gefesselt, verhöhnt und geschlagen; dann bei Aachen geschlagen, verurteilt und hingerichtet: auf weiter Wiese (3873) *devers un ewe ki est enmi un champ*, 3968.

Wir haben, wie in der *Ch. de G.*, auch im *Roland* zwei Schlachtorte. Die Örtlichkeiten sind in beiden Liedern dieselben, nur an die besonderen Verhältnisse angepaßt. Wir finden die *Terre Certaine*, den Ort der Tedbaltepisode, wie das Meer, im *Roland* wieder. Für das Meer, auf dem die Feinde herankommen, ist bald Ebro, bald *bruill* (auch *porz*) gegeben.[110])

---

[110]) Sehr bezeichnend für diese Veränderungen sind die folgenden Stellen: *Ch. de G.* 230—31 = 1118—19: *Cil s'en eissirent el sable, en la gravele — si i purpristrent defors Certaine Terre* 1098—99 = 1689—90: *Terre Certaine alerent esguarder — une grant liwe lez le* (Var. *loinz del*) *gravier de mer.* Vgl. *Folque* 201—203: *La pute gent porprenent la contree; — entor Orenges plus d'une grant jornee — ont li forrier la riviere gastee.* 250: *Paien se logent an la grant praerie, — entor Oranges ont la terre saisie — une jornee, . . .* 255: *lors ont porpris lo Rosne et la navie.* 2166: *Del port del Rosne paien ont fait saisine; — plus de cent mile en voi sor la saline.* 2159 fg.: *une grant liue environ cest chemin — a l'oz porprise dusqu'a la roche Alphin* (↘ 8980). 8313 fg.: *Terre porprenent . . . — granz .////. liues toz les plains d'Aiguilant, — ainçois qu'il voient lo chastel del lagant. Aliscans*, 1772d fg.: *Es vos paien venuz et atrevez,— Entor Orenge environ de toz lez, — Tendent lor loges . . . —, Que .//. granz lieues ont tot le champ puplé. Roland*, 856—57: *Puis si chevalchent . . . La tere Certeine et les vals et les munz* (Var. *Si trespassent qui tertre et qui mon; Tertres valees enuiron et entor*). 710 fg. . . . *par cez greignurs valees . . . En un bruillet par sum les puis remestrent.* 3125 fg.: *(Passent cez puis et cez roches plus haltes, — Et cez parfunz val (ees), cez destreiz anguisables, —) Issent des porz et de la tere guaste. — Devers Espaigne sunt alez en la marche* (Var. *ont la m. saisïe*), *— En un em (!) plein unt prise (!) lur estage* (Var. *In un pra; Enmi un champ*). 3294: *Ben s'entreveient en mi la pleine tere* (Var. *parmi une bruiere*). 3331 fg.: *De cels d'Arabe si grant force i par ad, — De la contree unt porprises les parz* (Var. *le cant; que ilz pourpennent la c. dun val*). 3567: *Enmi le camp* (Var. *au fons d'une valee*) *amdui* (die beiden Könige) *s'entrencuntrerent.* — Vgl. weiter aus *Folque*: 174. 1079. 1549. 2219. 2359. 2396. 4539. 4957 + 5137. 8313. 8980 (↘ 2160); aus *Aliscans*: 457. 1793; aus *Cov. V.* 734. 713.

Nun begegnen wir auch in der *Ch. de G.* diesen beiden Orten, von denen Tedbalt die Feinde ankommen sieht: vom Meer, dann vom *bruillet antif.* Ich vermute, daß die letztere Lesart (vom *broillet antif* her) erst mit der Tedbaltepisode und dem Entstehen der erhaltenen *Ch. de G.* eingeführt worden ist. Das Vivienlied kannte sie nicht. Es erzählte ja auch von der Flucht am Ende des zweiten Schlachttages und nicht zu Beginn des Kampfes überhaupt. — In den jüngeren Epen treffen wir fast allgemein den *broillet* als den Ort an, aus dem der Feind hervorbricht. Das läßt sich leicht aus denselben Rücksichten auf die Örtlichkeiten verstehen wie beim Rolandslied. In dem *broillet* wird fast durchgängig der Gegner, meist im Zweikampf, getötet oder in die Flucht geschlagen. In der Ebene aber, nahe einem Felsen am Meer, Wasser, Fluß erliegt der Held. Der *broillet* trägt oft einen Namen, der die Silbe *val-* enthält. — Die Ebene heißt meist einfach *plaine* oder *chans*, *pre* oder *lande*, *contree*, *terre*, *tertres valees*, auch *riviere* und erhält je nach den Örtlichkeiten bestimmende Attribute. — Der Schauplatz des Kampfes liegt nahe der Grenze des eigenen Landes.

Breslau. W. Schulz.

Der Name *Ârchamp* klingt nach in dem Wasser *laganz*, dem Felsen *Arsent* 8980 im *Folque.* *Laganz* gilt ferner als Benennung der Ebene am gleichnamigen Wasser (8788: *Defors porprenent les plains sor lo lagant*; 9172: *Cele nuit jurent François sor lo lagant*), obwohl *Folque* dafür andere Benennungen hat: *Arbreles*, *Johenois*, *Aiguilant*, *Dunois* (s. für *Roche - Arsent* auch *Roche - Genois*, Var. *R. Dunois* 9000). Ein gleicher Fall liegt bei dem Namen *Aiguilant* vor, der für Ebene und Fluß gebraucht wird 8315 und 5955 (an der *ewe d'Aquilant* liegt die Stadt *Valbruiant!* — wie am *guez de Tabrïe* das Wäldchen *Valtrïe*).

Das Wasser selbst, das die Ebene durchfließt, in der *Ch.* und im *Roland* ein unbedeutender Graben (*Ch.* 849 duiz troblez, *Roland* 2225 *ewe curant*, *Rainoart* 1988 *funteine dunt li duit sunt bruiant* = *Aliscans* 696, 86), ist im *Folque* ein schwer überschreitbarer Grenzfluß (*ewe de Maine* der *Enf. V.*), Strom (Rhône, Ebro, Seine in *Girart de R.*, usw.) geworden, der die Stelle des Meeres der *Ch.* einnimmt. Vgl. dazu besonders *Folque* 118—24: Wilh. kommt auf seiner Flucht zum rettenden Hügel und nach Orange an das reißende Wasser und klagt, daß er es nicht überschreiten kann. Die entsprechende Stelle in *Aliscans* findet sich 576—84, und hier klagt Wilh., daß er sich vor den Verfolgern nicht übers Meer zu flüchten vermag. Das reißende Wasser läßt kein Fahrzeug zu, auf dem Meere ist kein solches bereit 120: 581. An der zweiten Stelle von *Aliscans*, die *Folque* entspricht, 1585 fg., erwähnt Vs. 1470 den Felsen, 1468 Var. sogar ./. *viez sentiere* (vgl. *Ch.* 929 und *Aliscans* 1569), vom Wasser fehlt jede Erinnerung; vgl. noch Vs. 610 fg., doch 86: 696; vgl. 6863.

Zur französischen Ortsnamenforschung.

I.

Lat. calvus wird altfr. chaus; calvum chauf. So heißt es im Cato von Jean Lefevre (Roman. Forschungen 15, 89): *Tel a son chief orendroit chevelu, Qui devendra tout chaus et pou pelu*; desgl. in den Regres Nostre Dame (Långfors) 49, 6: *Nous sommes cauf, il cavelu*, und im Doon de Nanteuil (Romania 13, 24): *Par la foi que je doi la coronne et le clou Que dans Charles li Chauf aporta a Charrou*; vgl. *Charle le Chauf* in der Vie de S. Grégoire le Grand (Romania 8, 536). Häufig ist die Wendung *ne chaus ne chevelus* „weder ein Kahler noch ein Behaarter", d. h. Keiner, Niemand; z. B. Auberi (Toblers Mitteilungen) 138, 29: *Faites monter as murs par grant vertu, Que n'i remaigne ne chaus ne chevelus.* Die neufr. Form ist *chauve.* Sie findet sich aber nicht erst seit dem 16. Jahrhundert, wie Meyer-Lübke, Gr. II, 81 und Nyrop, Gr. II, 270 angeben, sondern schon beträchtlich früher; vgl. die Vie de Saint Denis, von der Paul Meyer in der Romania 39 (1910) Auszüge mitgeteilt hat; S. 550 *Challes li chauves.*

Die altfr. Form *chauf*, die später durch die gelehrte *chauve* verdrängt wurde, lebt fort in dem sehr häufigen Ortsnamen *Chaumont* — in der Picardie und einem Teil der Normandie *Caumont* — aus *Calvum Montem* (vgl. *griement* aus *griefment*). Als größere Örter erwähne ich hier nur 1. *Chaumont* in der Champagne (Haute-Marne) gewöhnlich *Chaumont-en-Bassigny* genannt: *Calvus Mons* (1167), *Calvus Mons in Bassigneio* (1256—1270), *Chaumont* (1226), *Chaumont en Basseigni* (1265) usw. bei Roserot, dict. top. du dép. de la Haute-Marne (1903) p. 43; *Calvus Mons* (14. Jahrh.) Longnon, Pouillés de Lyon (1904) 138 B und ebd. 154 E (1436). — 2. *Chaumont-en-Vexin* (Oise), nicht weit von Gisors: *Calvus Mons* Ordericus Vitalis IV, 25 und öfter, Chronique de Robert de Torigni I, 267, 366, II, 34; *Feoda de Calvo Monte in Vulcassino. Dominus Guillelmus de Calvo Monte tenet apud Calvum Montem unum feodum quod dividitur in duo feoda... Domina Petronilla*

de Calvo Monte tenet de rege quidquid habet apud Calvum Montem Magni rotuli Scaccarii Normanniae sub regibus Angliae anno MCLXXXc (Mém. de la Société des Antiquaires de Normandie t. XV (1846); *de Calvomonte* (1137) Longnon, Pouillés de Rouen (1903) 57 d; vgl. ferner Delisle, Catalogue des actes de Philippe-Auguste (1856) p. 587. — 3. *Chaumont-sur-Loire* (Loir-et-Cher): *Calvus Mons* Chronique de Robert de Torigni I, 330, Longnon, Pouillés de Sens (1904) 167 a (1351); 224 e (Ende des 15. Jahrh.)[1]). Genannt seien ferner 4. *Chaumont-le-Bois* (Côte-d'Or): *Calvus Mons* (1183) Chartes de communes et d'affranchissements en Bourgogne p. p. Garnier, Dijon 1867—77, t. I: *de Calvomonte* (1277—1324) 346, *de Chaumonte* (1178), 331, *Chaulmont le Bois* (1583—4), 442. Der Ort heißt auch *Chaulmont les Chastillon sur Seine* (ebd. 430), weil er nahe bei letzterem liegt. Vgl. ferner Longnon, Pouillés de Lyon 135 B: *Chaumons in Bosco* (14. Jahrh.); ebenso 152 a (1436). — 5. *Caumont* (Pas-de-Calais bei Hesdin): *Calvus Mons* (1153), *Calmunt* (1167), *Caumont* (1242); vgl. Le Comte de Loisne, dict. top. du dép. du Pas-de-Calais (1907) p. 91. — 6. *Caumont* (Calvados, Arr., Falaise, nicht weit von Thury-Harcourt): *Calvus Mons* (1269), *Calvus Mons super Divam* bei Hippeau, dict. top. du dép. du Calvados p. 62. — 7. *Caumont* (Calvados, Arr. Bayeux): *ecclesia de Calvomonte* (um 1350) Longnon Pouillés de Rouen 121 d. — 8. *Chaumont-la-Ville* (Haute-Marne, nahe bei Bourmont): *Calvomontis villa* (1402), *Chaumont-la-ville* (1286) bei Roserot, dict. top. de la Haute-Marne p. 43.

Latein. c a l v u s wird prov. c a l s, c a u s (Raynouard l. r. 2, 297), c a l v u m — c a l, c a u (Bartsch, Chrest. prov.[6], 38, 3). *cal* findet sich wieder in dem Ortsnamen *Calmont* (Haute-Garonne, Arr. Villefranche c. Nailloux): *Calvimontis* (1230), *de Calvomonte* (1337, 1341), *Calmont* (1342) bei Barrière-Flavy, la Baronnie de Calmont en Languedoc, Toulouse 1893, p. 50 bezw. 54 und 56. Die gleiche Bedeutung hat *Calmont d'Olt*, ein früheres Schloß am Lot, nicht weit von Espalion (Aveyron), von dem noch Ruinen vorhanden sind.[2]) Vgl. *in aice*[3]) *Calvomontense* (883), Cart. de Conques, p. p. Desjardins, Paris 1879 p. 6; *Hugo de Calmonte* (1031—1065) p. 78, *fevo de Calmonte* 239 (11. Jahrh.), *Bego de Calmonte* 390 (1099—1107) usw.; *Calmon* Annales du Midi 20 (1908) p. 180, wo Antoine Thomas auf Hipp. de Barrau, doc. hist.

---

[1]) Das große, reich ausgestattete Werk von Bosseboeuf, le Château de Chaumont, Tours 1906, enthält leider keine lateinischen Urkunden. Der Verfasser sagt nur kurz (p. 3), der Name bedeute *Calvus Mons*, das später in *Calidus Mons* verändert sei.

[2]) Über dies *Calmont d'Olt* hat Herr Lempereur, Archivar in Rodez, mir brieflich einige Mitteilungen gemacht und mich auf das im Folgenden genannte Cartulaire de Conques hingewiesen.

[3]) Über den geographischen Begriff von *aicis* ist zu vergleichen A. Thomas in der Romania 21, 507 ff.

et généal. sur les familles... du Rouergue I (1853) p. 579—93 verweist, die mir nicht zugänglich waren.

Auf französischem Gebiete scheint sich lat. cavum (von cavus) von Anfang an kaum anders als in der gelehrten Form cave zu finden (Darmesteter in der Romania III, 392, Horning, Ztschr. f. roman. Philologie XVI, 530); dagegen besteht altfr. das häufige Verbum *chever* (aus *cavare*) (s. Darmesteter a. a. O.), das noch neufr. neben *caver* von den Wörterbüchern angeführt wird. *cavum* findet sich jedoch in lautlich richtigerer Form in dem normannischen Ortsnamen *Le Chefrêne* (Manche, Arr. Saint-Lo) = *Chef-frainne* Hist. du château et des sires de Saint-Sauveur-le-Vicomte par Delisle, Valognes 1867 p. 72 (Urkunde um 1165 ausgestellt) aus *cavum fraxinum* (vgl. ebd. p. 67). Urkunden von 1119—24 und 1310, die in den Archives historiques du Poitou XX, 12 bezw. XI, 61 abgedruckt sind, verzeichnen außerdem *Cava Faya* = *Cheffois* (Vendée, nicht weit von Fontenay-le-Comte). Diese Namen schließen sich den schon von Quicherat, de la formation française des anciens noms de lieu 58 erwähnten *Chaveroche* und *Chavroche (Cava rupes)* an.

Die auf cavum zurückgehende prov. Form lautet cau (Raynouard, l. r., II, 365, Levy, Supplw. I, 228); vgl. Bertran de Born ed. Stimming (Roman. Bibl. 8, zweite Auflage, 1913), 38, 22: *Dedintz etz plus chaus d'un sauc* „inwendig seid ihr hohler als ein Holunder".[4] Dies Adjektiv liegt auch vor in dem Ortsnamen *Caumont* (Lot-et-Garonne, Arr. Marmande, bei Mas d'Agénais) = *Cavum Montem.* Es ist die Wiege des Geschlechtes der Herren von Caumont, die in der Geschichte eine Rolle gespielt haben,[5] und von dem noch ein Zweig blüht, *Caumont-la-Force.* Vgl. das ausführliche Werk vom Abbé Alis, Histoire de la ville, du château et des seigneurs de Caumont, Agen 1898. Seite 33 wird dort eine Urkunde des Königs Philipp von Valois vom Jahre 1342 mitgeteilt zu Gunsten von *Guillaume-Raymond „domini Cavimontis"*.[6] Vgl. ferner *de Cavomonte* bei Magen et Tholin, Archives municipales d'Agen, Villeneuve-sur-Lot 1876 pièce LVII (1269) und LX (1279); Archives historiques de la Gironde t. V p. 43 (1298), p. 261 (1273), p. 335 (1275); *en Guilhem de Caumont* ebd. II, 160 (1300); *de Cavomonte* Jurades de la ville d'Agen, p. p. Magen, Auch 1894 p. 223 (1350), 279

[4]) Ebenso bei Sordel an einer von Raynouard, l. r. II, 365 angeführten Stelle: *Fols plus caus d'un sambuc.*

[5]) Ein *Richard de Caumont* wird unter den Helden des ersten Kreuzzuges genannt und kommt in Chansons de Geste vor; s. Langlois, Table 556; vgl. auch G. Paris in der Romania 17 (1888), 525.

[6]) Die Vermutung (s. Alis XI und 5), daß dies *Caumont* seinen Namen von dem ersten Besitzer *Calo* erhalten habe, die sich auch bei Lalanne, Dict. historique de la France p. 458 findet, scheint in das Gebiet der Fabel zu gehören.

(1351), *Caumont* p. 69 (1346), 193 (1349), *de Cavomonte* Tamizey de Larroque, documents inédits pour servir à l'histoire de l'Agénais, Paris 1874 p. 12 (1284) und 57 (1340). Die gleiche Bedeutung (*Cavum Montem*) hat nach Courtet, Dict. geogr. du dép. de Vaucluse, Avignon 1876 p. 137 auch *Caumont* bei Avignon. Hier wird bemerkt: „*Le nom de Caumont vient des nombreuses excavations de la colline, à laquelle il est adossé.*"

Durch die Form veranlaßt, erblickten Schreiber von Urkunden, die sich die Bedeutung der ersten Silbe in *Chaumont*, *Caumont*, nicht recht erklären konnten, gelegentlich in ihr das Adjektiv *chaut*, *caut*, neufr. *chaud* = *calidum* und übersetzten den Namen mit *Calidus Mons*; vgl. die Dict. top. der Haute-Marne, des Pas-de-Calais u. a. Ob aber in der Tat in einem der zahlreichen andern *Chaumont*, die außer den von mir betrachteten in geographischen Wörterbüchern angeführt sind, *Calidus Mons* steckt, vermag ich für den Augenblick nicht zu entscheiden. Auf Vollständigkeit sollte meine Untersuchung überhaupt keinen Anspruch erheben.

Neben dem so häufigen *Calvus Mons* begegnet vereinzelt *Mons Calvus*. Diesem entspricht das heutige *Montchal* (Loire, nicht weit von Feurs): *Monte Calvo* (1150) Cart. lyonnais p. p. Guigue, Lyon 1885 p. 44; Cart. du Prieuré de S. Sauveur-en-Rue p. p. le comte de Charpin-Feugerolles et Guigue, Lyon 1881 (1168) p. 42, 43; ebd. 30 (1276), 62 (1251), 97 (1263); *castrum Montiscalvi* (1365), 255; *Monte Calvo* Cart. des Hospitaliers du Velay p. p. Chassaing, Paris 1888 p. 185, 186 (1356); Titres de la maison ducale de Bourbon, ouvrage continué p. Lecoy de la Marche, Paris 1874, II, 4 (1383), 55 (1392), *Montchal*, *Monchal* Cart. de S. Sauveur-en-Rue 32 (12. Jahrh.), 35 (um 1198); Récits de la guerre de cent ans p. Guigue, Lyon 1886, p. 313 (1313).

II.

In den Archives historiques du Poitou III, 114 kommt eine Örtlichkeit vor, die jetzt *L'Homme grand* heißt, deren lat. Name aber *Ulmus (villa)* ist. Die Form ist entstanden aus *L'olme* (sonst *L'orme*), *L'omme*, und dann an *homme* angelehnt. Ebenso begegnet im Cartulaire von Conques p. 376 *L'Hom* = *Ulmo*, sowie p. 232 *Les Homs* = *Olmos*. Vgl. Cocheris, Origine et formation des noms de lieu p. 41, der zugleich auf *Lomme* (Nord, Arr. Lille) verweist. Von diesen Ortsnamen ist zu unterscheiden der namentlich in der Normandie (s. Hippeau, Dict. top. du Calvados 147 und Blosseville, Dict. top. de l'Eure 114) häufige Ortsname *Le Homme*, auch *Le Hom*, Deminutivum *Le Hommet*. Hier handelt es sich um das germ. *Holm*, mlat. *Hulmus*. Zahlreiche

Belege in der Chronique de Robert de Torigini p. p. Delisle, Rouen 1872: *de Hulmo* II, 240, 261, *de Hume* II, 299, *de Humme* II, 283, 284. Ferner *du Houme* Histoire de Saint-Sauveur le-Vicomte (1867) par Delisle, p. 144 und 149. Mitunter werden beide Namen vermengt, schon in der Schreibung; so bei Ordericus Vitalis V, 107: *castrum de Ulmo*, das aber = *Le Homme* ist, jetzt *L'Isle-Marie*; s. die Table générale und zu Robert de Torigni I, 80. Hippeau, Calvados p. 147 führt bei *Le Homme*, c. de *Touffreville* aus einer Urkunde von 1234 die bezeichnenden Worte an: *Hulmus qui dicitur Orme.*

III.

Die Zahl der Fälle, wo bei einem Adjectiv lat. 3. Declination, wenn es sich auf ein Femin. bezieht, die ursprüngliche, d. h. die mit dem Masc. übereinstimmende Form im Neufr. sich erhalten hat, ist, wie wir wissen, nicht eben groß. Zusammengestellt und ausführlich besprochen hat sie Nyrop, Gr. II, § 386 f. Vgl. auch Schwan-Behrens, Gr. § 306. Es handelt sich hier fast nur um die Adjectiva *fort* (*raifort*, *Rochefort* etc.) und *grand* (*grand' mère*, *Granville* etc.). Zu dem von Nyrop gleichfalls angeführten *Vauvert*[7]) gesellen sich *Villevert* = *Villa viridis* Titres de la maison ducale de Bourbon I, 427 und *Villecomtal* Cartulaire de Conques LXIX.

IV.

Volksetymologisches.

Belleau — *Bailluel*, *Bailleau* (*Balolium*) Dict. top. du dép. de l'Aisne p. Matton p. 24.

Brunehautpré — *Bruneaupre* (*Brunelli pratum*) Dict. top. du dép. du Pas-de-Calais par le Comte de Loisne p. 73.

Champvert — *Campus versus* Registre - terrier de l'évêché de Nevers, p. p. René de Lespinasse, Nevers 1869, p. 66.

Chapelle aux Chasses — *Capella catorum* ebd. 65.

Chardon — *Campo Rotundo* Archives historiques de la Saintonge et de l'Aunis IX, 47, 64, 76.

Eaucourt — *Aeucort* (*Aiolcurtis*) Loisne, Pas-de-Calais p. 127.

Les Gonds — *Les Gons*, *Les Gons pres Xainctes*, d. h. Saintes, (*Augundo*, *Augundo prope Xanctones*) Archives histor. de la Saintonge I, 107, 109, 123, II, 373, VI, 51, VIII, 410.

Monchy-le-Preux — *Monchi le Perreus* (*Monchiacum Petrosum*) Loisne, Pas-de-Calais 256.[8])

Montéclair — *Montcler* (*Mons Clerici*) ebd. 259.

Mouflon — *Monflon* (*Montfelon*) ebd. 268.

---

[7]) Steht z. B. Annales du Midi 2 (1890) p. 185 in einem Schriftstücke aus dem Jahre 1300 (*Valle viridi*).

[8]) Vgl. die von Östberg, les voyelles vélaires accentuées, Upsala 1899 p. 14 angeführten *Perreux-les-Bois* (*Petrosus*) und *Perreuse* (*Petrosa*), beide im Dép. Yonne.

Orgeville[9] — *Ogervilla (Olgerivilla)* Dict. top. du dép. de l'Eure par Blosseville p. 159.

Ruisseauville — *Rousseauville (Russelli villa)* Loisne, Pas-de-Calais 334.

Sainte-Croix-Grand' Tonne — *Sancta Crux de Grentone* Dict. top. du dép. du Calvados par Hippeau, p. 251.

Soupir — *Soupi (Soupeium)* Dict. top. du dép. de l'Aisne par Matton p. 265. Noch Ende des 15. Jahrh. ohne *r*. S. auch ebd. 81 *Cour de Soupir.*

Vauclerc — *Vaucler (Vallis clara)* ebd. 282; Recueil des chartes de l'abbaye de Notre-Dame de Cheminon p. p. le comte E. de Barthélemy, Paris 1883, p. 86.

Hugo Andresen.

[9]) Schon von Cocheris, Origine et formation des noms de lieu p. 171 genannt.

Zur u-ü-Frage.

II.

In dieser Zeitschrift XLI[1], 1—7 habe ich zu zeigen versucht, daß im Osten und im Westen des provenzalischen Sprachgebietes das *ü* jünger ist als im Zentrum. Was das letztere betrifft, so ist zu den Ausführungen in den Mélanges Wilmotte I, 367 noch die Beobachtung G. Bertonis hinzugekommen, daß in einer, dem XIII. Jahrhundert angehörigen, der Provence oder Languedoc entstammenden Handschrift nicht nur *lhiore*, *lhiorar*, sondern auch *lhum*, *lhui* geschrieben wird, was nur bei einer Aussprache *ü* verständlich ist (Annales du Midi XXV, 473). Alte, lokalisierte Texte, die diese Erscheinung zeigen, sind, beiläufig bemerkt das „Memorandum des consuls de Martel (Lot)", das H. Teulié in Band VII und VIII der Revue de Philologie herausgegeben hat und das von A. Thomas AM. XX veröffentliche Kartular von Notre-Dame-du-Pont (Haut-Auvergne), das neben gewöhnlichem *lui* doch zweimal (§ 9, 11) *lhui* nebst *galhina* bietet. Wenn Bertoni dann aber weiter sagt, das katalanische *u* sei eine Rückbildung aus *ü*, so hätte er dafür doch einen Beweis geben sollen; der bloße Hinweis auf Suchier (Grundriß, I, 729) genügt nicht, weil auch da keine Gründe angeführt werden. Denn wenn auf Punkt 788 (Pyrénées orientales) des Atlas lingu. *l'una* erscheint, so handelt es sich dabei nicht, wie Bertoni meint, um Palatalisation des *l* durch *ü* und nachherige Umgestaltung des *ü* zu *u*, sondern darum, daß, wie in allen katalanischen Mundarten, anlautendes *l* ohne Rücksicht auf die Art des folgenden Vokals palatalisiert wird, also auch *l'ob* aus *lupus*.

Hier soll nun untersucht werden, ob nicht auch für Nordfrankreich das heutige *ü*-Gebiet sich als Ergebnis einer allmählichen Ausbreitung des neuen Lautes nachweisen läßt.

Daß das wallonische *u* der gerade Fortsetzer von lat. *ū* ist, dürfte nach den Ausführungen Marchots (Solution S. 80 ff.) nicht mehr bezweifelt werden. Merkwürdig ist aber die Stellung der lothringischen Mundarten. Während sich im allgemeinen *ū* zu *ü* wandelt und auch *ui* „von einem bestimmten Zeitpunkt an im ganzen Osten zu *ü* wird (*frü* nicht *früi* Horning, ZRPh. XI, 263),

erscheint *ū* im Hiatus als *u*, *o*, also *krü*, *krow* aus *crudu*, *cruda*. Diesem lothr. *ü*, *ow* entspricht im Wallonischen *u*, *ow* und die einfachste Erklärung ist danach die, daß altes *ue* über *uwə* zu *uwe*, *ǫwe* geworden, dann im Süden *u* durch *ü* ersetzt worden sei, während *u*, *ǫ* natürlich blieb. Als Bestätigung darf man wohl die Grenzpunkte 195 und 187 anführen, für welche Gilliéron *ü*, *üuw* notiert, während ganz im Norden 199 mit *ü ow* lothringische Verhältnisse zeigt. Die Entwicklung *üuw* kann ich nur als ein *uw* verstehen, über das sich ein jüngeres *ü* legt.

Anders Horning. Von der richtigen Beobachtung ausgehend, daß das Lothringische den Hiatus nicht duldet, meint er, ein *i* als Hiatustilger sei nicht möglich gewesen, weil die Verbindung *üi* zu *ü* geworden sei oder wäre, daher nun *w* eingetreten sei, das das vorhergehende *ü* zu *u* umgebildet habe (a. a. O. 264). Das halte ich nicht für richtig. Soweit hiatusfüllende Konsonanten nicht rein analogisch sind, wie etwa das *r* in vulgärwienerisch *kokarin*, sind sie Gleitelaute, die notwendigerweise dem einen der beiden Vokale, zwischen denen sie den Übergang bilden, homorgan sein müssen; genauer gesagt, die Organe bleiben noch in der alten Stellung stehen, wenn schon der vokalische Klang aufgehört hat. Also wenn *ua* zu *uwa* wird, so bleibt die für das *u* charakteristische Lippenstellung zunächst noch, nachdem der *u*-Klang verhallt ist und erst etwas später findet die Einstellung der Organe für das *a* statt. In der Verbindung *üe*, deren beide Teile sich nahe berührende Zungenstellung haben, kann der Gleitelaut zwischen den beiden nur in der Palatalregion sein, da beim Übergang von der *i*-Stellung zur *e*-Stellung eine Pause, in der die Zunge in der Indifferenzlage wäre und die ausströmende Luft bei den gerundeten Lippen eine Reibegeräusch erzeugte, nicht möglich ist.

Diese Auffassung wird durch zwei weitere Erscheinungen bestätigt. Nach Bruneau, Etude phonétique des patois d'Ardennes, S. 178 lauten in einzelnen Ardennen-Mundarten die den angeführten wallonisch-lothringischen entsprechenden Formen *krüwə*, *perdüwə*, ferner *ʒerüwə*, „Pflug“, dann *ruwə (rota)*, *flowə (fabula)*, dagegen wird *ata* über *ee*, *eiə* zu *ey*, *ita* über *iiə* zu *iy*, also wiederum nach velarem Vokal *w*, nach palatalem *y* und wiederum wird man zu dem Schlusse gedrängt, daß *uta* über *ua* zu *uwe*, erst später dieses zu *üwə* geworden sei.

Sodann hat Horning Ostfrz. Grenzdial. S. 53 gezeigt, daß in einem südlicheren Gebiete *üy*-Formen an Stelle der *ow*-Formen treten, und die späteren Arbeiten über lothringische Mundarten haben das bestätigt. Wenn nun z. B. *pedüy* neben *frü* steht (ZRPh. XXXV, 680), so ergibt sich daraus das Unzutreffende von Hornings Folgerung: die Entwickelung von *üi* im Auslaut und vor Konsonanten hat mit der von *üyə* nichts zu tun. Wohl aber verhält sich *üyə* aus *ua* zu *uwə* aus *ua* genau so wie engad. *süiur* zu

obwald. *savur* aus *sudore*: wo *u* bleibt, erscheint *w*, wo es zu *ü* wird, *y* als Gleitelaut; vgl. noch *eternüyé* neben *tenuwé (sternutare)*. Atl. ling 152, 173.

Nur scheinbar widersprechen *peduy* neben *ternuwé (sternutare) nuy* u. dergl. auf Hornings E-Gebiet. Wir stehen hier auf der Grenze zwischen *uwe* und *üye*, *üe*, so daß dieses *uy* eine Kreuzung verschiedener Entwicklungen darstellt. Hint r *styarnüwé*, das Bruneau S. 116 anführt, steht wohl wieder *styarnuwé*.

Stellt man afrz. *essuer (exsucare) avoué (advocatu) louer (locare)* und *paiier (pacare) doiien (decanus) mendiier (mendicare)* nebeneinander, so wird man zu dem Schlusse gedrängt, daß zur Zeit der Vokalisierung des *c* der Vertreter von lat. *ū* noch der Velarreihe angehört hat, daß also auch in Zentralfrankreich *ü* jünger ist als die letzte Entwickelung der zwischensilbischen Verschlußlaute. Zu demselben Schlusse gelangt man von einer anderen Seite. Ascoli hat stets daran festgehalten, daß zwischen der Entwickelung von *ū* und der von *uo* ein Zusammenhang bestehe, so zwar, daß dem *ü* ein *üo*, *üe*, *ö* entspreche. Vereinzelte Ausnahmen in Norditalien mit *u: ö* bezw. *e* (Rom. Gramm. I, 215, Ital. Gramm. 38) sind wohl das Ergebnis sekundärer Verschiebungen. Da nun *rota* über *roée*, *ruée* im Zentralfranzösischen zu *roue* geworden ist, so muß zur Zeit, da die Zusammenziehung von *uee* zu *ue* stattgefunden hat, noch *ue*, nicht *üe* gesprochen worden sein. Was aus *üee* entstanden wäre, ist nicht zu sagen, da Beispiele fehlen, doch legt *ie* aus *iee*, *ue* aus *uee* nahe, *üe* anzunehmen. Allein afrz. *rue*, nfrz. *rü* für *rota* ist nirgends zu finden, bezw. das letztere nur da, wo *ue* aus *ǫ* zu *ü* wird. Wohl aber zeigt zunächst der Osten mancherlei Formen, die mit *ruee* nicht vereinbar sind, die aber Horning schon richtig gedeutet hat: „*rota* wird ursprünglich regelmäßig zu *riöi*, wo das letzte *i* den durch den Ausfall des *t* entstandenen Hiatus füllt“ (Grenzdial. 41). Da *rota* zu **rueye* geworden ist, war eine Zusammenziehung zu *rue* nicht möglich und *ue* entwickelte sich wie jedes andere *ue*. Man könnte dagegen einwenden, daß *iee* auch hier zu *ie* geworden sei, wie im Französischen und im Pikardisch-Normannischen, allein auch hier hat Horning schon die richtige Lösung gegeben: es handelt sich um die Reduktion des Triphthongen *iei*, die Grundform ist *ieie* (a. a. O., 12). Das gilt natürlich nur für einen Teil des Ostens, nicht für Zentrum und Westen, so daß wir also in dem so weit verbreiteten *íe* aus *iée* wieder ein schönes Beispiel für Polygenesis und gleichzeitig Heterogenesis haben. Die Vereinfachung von *riöi* kann in verschiedener Weise vor sich gehen, interessant ist etwa *eryö* auf Punkt 189. Ferner mag *rüuw* 187, 195 erwähnt werden, das auf *ruowə*, nicht wie die lothr. Formen, auf *rueye* beruht, vgl. *üuwe* aus *uta* S. 76.

Auch der Westen hat ein *rö*-Gebiet, das von der westlichen Normandie bis nach Deux-Sèvres und Vendée reicht, übrigens

stark mit *ru*-Formen durchsetzt ist, die nicht alle auf reichssprachlichen Einfluß zurückzuführen sein werden. Aus dem alten Material, das Görlich in seinen Arbeiten über die nordwestlichen und die südwestlichen Mundarten zusammenstellt, ist etwa hervorzuheben, daß nie *pucent* erscheint, daß mitunter in Urkunden aus derselben Gegend *puet* und *poent*, *pouent* nebeneinander stehen. Mancherlei spricht dafür, daß wir hier in einer Gegend sind, in der weder *e* noch *o* ursprünglich diphthongierten, ein *roə* neben *nof* also dann, als dieses zu *nöf* wurde, als *röə* erscheint.

Lat. *maturus* lautet auf dem wallon. *u*-Gebiet zunächst *maur*, woraus *mawr*, *maw*. Ebenso deutlich sind *maor*, *maur*, *mar* u. drgl. in der französischen Schweiz Zeugen der *u*-Aussprache. Im Lothringischen dagegen begegnet *mẹyür*, *mẹyör* „von Lüttich bis Tavannes im Jura" (Horning, ZRPh. XIV, 385). Daß es sich dabei nicht um einen Wandel von *t* zu *y* handelt, wie ich angenommen hatte (Rom. Gramm. I, 456), sondern um einen Gleitelaut, bemerkt Horning ganz richtig, doch bleibt zweierlei unaufgeklärt: warum tritt kein Gleitelaut bei *nué (natalis)*, *sué* (*sudare)* usw. ein und warum steht einem *úwə* aus *uta* nicht **mewur* aus *maturu* zur Seite? Ich kann die Erklärung nur in Folgendem finden. Zu einer gewissen Zeit entwickelt sich nur nach betontem Vokal ein Gleitelaut, nicht vor demselben, also *úwə* aber *nué*, *maúr*. In einer weiteren Epoche, bevor *ü*, das auch im Zentrum in tonloser Silbe nicht bestand (Franz. Gramm. 108, 109), eindrang, wurde *sué* zu *swé*[1]), ferner vortonig *a* zu *ẹ* (in den alten Texten *ai* geschrieben), dann drang *ü* ein und zwischen *ẹ* und *ü* erschien der dem *ẹ* homorgane Gleitelaut.[2]) Möglich ist natürlich, daß der Gleitelaut noch auf der Stufe *ẹ-u* eintrat. Daß das *ẹ* in lothring. *meyür* nichts mit dem *e* von afrz. *meur* zu tun hat, erhellt daraus, daß dem afrz. *seur* aus *securus* hier *sür*, *šür* entspricht. In einzelnen Mundarten des Berner Jura und der Freigrafschaft findet sich *mevür*, *mavür*, s. Atl. lingu. 891, was auch wieder auf *maur* zurückweist und was nun das Bindeglied zwischen dem wallonisch-lothringischen und dem südostfranzösischen *u*-Gebiet bildet.

Weiter verdienen die Vertreter von *sabucus* in dieser Frage gehört zu werden. Wallonischem *sau* schließt sich westlich *se(y)ü* an, das noch das ganze Dép. Somme umfaßt und nach dem Atl. lingu. 1270 in *seyü* und *saör* in Oise seine letzten Ausläufer hat. Auch hier bietet das *mavür*-Gebiet *savü*, *sevü*, woran sich namentlich in den Vogesen *seyü*, *sayö* schließt. Die Verbindung mit dem

[1]) „Nach einem der wichtigeren Lautgesetze des Wallonischen und Lothringischen wird tonloses *u* im Hiatus nicht zu *ü*, sondern zu *w*". (Horning, Grenzdial. 54).

[2]) Nicht um einen Gleitelaut dürfte es sich in alothr. *loweir* aus *locare* handeln. Im Psalter III, 7 stehen *saoleiz* und *loweiz* nebeneinander, also ist *t* einfach geschwunden, *c* zum homorganen Reiblaut geworden.

Wallonischen ist leider durch eine *süñō*-Zone unterbrochen. Da *habutus* in seinem Habitus sich fast ganz mit *sabucus* deckt, so wird man für die beiden Wörter ähnliche Entwickelung erwarten. Das trifft nur z. T. zu. Zwar wenn neben wallon. *sau* einfaches *u*, nicht *au* steht, so erklärt sich der Schwund des *a* leicht aus der Verbindung mit den Singularformen des Verbums, die *a* lauten, und westlich und nordwestlich findet sich wenigstens bald häufiger, bald seltener *yü*. Aber der ganze Osten spricht *ęvü*, *avü*, nirgends begegnet man **eyü*. Da noch im Lothringer Psalter *eu*, *ehu* geschrieben wird, darf man wohl annehmen, daß der Gleitelaut durch die Praesens- und Imperfektformen bestimmt worden sei.

Für das Zentrum, den Westen und den Norden gilt als Regel, daß *a-ü* zu *e-u* wird: *meur*, *feu*, *jehui* usw. An diesem Wandel des *a* kann nur die *ü*-Artikulation schuld sein, wenn auch auffällt, daß reines *i* einflußlos bleibt, vgl. *haïne*, *païs* usw. Als Gegenbeweis dienen eben die Formen aus dem *u*-Gebiete, wo *maturus* zu *maur*, nicht zu *meur* geworden ist. Und wenn wir nun auch anderweitig sehen, daß das *ü*-Gebiet erst in relativ später Zeit seinen heutigen Umfang erreicht hat, so dürfen wir wohl sagen, daß, wo in den betreffenden Wörtern *a*, bezw. dessen Vertreter erscheint, *u* zugrunde liegt.

Auf dem wallonischen *u*-Gebiete ist *ui* zu *ü* geworden: *frü*, *lür*, *lü*, d. h. die beiden Elemente des Diphthongen verschmelzen zu dem kombinierten Vokale. Der Gedanke liegt nahe, daß auch das *ü* aus *üi* im größten Teile des Ostens auf dieselbe Weise entstanden sei, daß also, wo *frü* und *nü* wieder nebeneinanderstehen, *nü* erst an Stelle eines älteren *nu* getreten sei, wogegen *früi* ein altes *nü* voraussetzt. Allerdings wäre auch denkbar, daß an bestimmten Orten zu einer bestimmten Zeit fallende Diphthonge mit *i* als zweitem Bestandteil zu Monophthongen durch Schwund dieses *i* geworden wären. In der Tat ist der Wandel von *ai* zu *a* gerade für das Lothringische kennzeichnend: *la* (*lacte*), *far*, *fran* usw. (Rom. Gramm. I, 236). Da aber *pyay (plaga)*, *may (maju)* daneben stehen, so ergibt sich, daß nur *ai* vor Kons. zu *a* wird. Diese Verschiedenheit der Stellung gilt auch für das Wallonische, nur mit dem Unterschiede, daß hier inneres *ai* zu *e* wird, wie Horning ZRPh. IX, 481 ganz richtig gesehen hat. Wenn nun *illui* überall als *lü* erscheint, auch da wo *may* bleibt, so folgt daraus, daß zwischen *ui* zu *ü* und *ai* zu *a* oder *e* kein innerer Zusammenhang besteht. Ein zeitlicher Unterschied ergibt sich auch daraus, daß im Lothringer Psalter *ai* bleibt, sieht man von gewissen Verbalformen ab, wogegen *ui* „die Neigung zeigt, den Diphthongen auf den einfachen Vokal zu reduzieren" (Apfelstedt, S. XXXV); andere Texte wie der Dialogus animae et rationis, die Guerre de Metz u. a. weisen dagegen die heutigen Verhältnisse auf.

Nach diesen allgemein gehaltenen Angaben über die geographische Verbreitung der behandelten Erscheinungen könnte

man nun an der Hand der Karten des Atlas lingu. eine genauere Abgrenzung erwarten. Allein wenn der Benutzer des gewaltigen Werkes immer wieder staunt über die Masse des gegebenen Stoffes, so darf doch nie vergessen worden, daß er nur eine Augenblicksaufnahme von Bildern bietet, die sich fortwährend verschieben, die auch für den Augenblick der Aufnahme nicht das allein Gebräuchliche geben. Sorgfältige Benutzung der älteren Dialektwörterbücher läßt oft das Bild anders erscheinen.

Ich bleibe daher bei diesen unbestimmten Angaben stehen und will nur noch zwei Bemerkungen allgemeiner Art hinzufügen.

In den genannten Gebieten ist *u* erst durch *ü* ersetzt worden, als sich schon eine ganze Reihe anderer konsonantischer und vokalischer Umgestaltungen vollzogen hatten, die ausschließlich nord- und südostfranzösisch, also relativ jung sind. Es ergibt sich also, wie schon oben XLI[1]. 4 bemerkt wurde, daß der Wandel von *u* zu *ü* zu den spätesten Umgestaltungen im urfranzösischen Vokalismus gehört.

Es ist ferner versucht worden, einen engeren Zusammenhang zwischen Wallonisch-Lothringisch unter sich und mit dem Südosten zu erweisen und diesen Teil Frankreichs in Gegensatz zum Pikardischen und Franzischen zu stellen. In der Tat ließe sich dafür mancherlei ausführen. Vor allem scheint es mir von Wichtigkeit, bei der Aufstellung von Sprachgruppen, sofern man linguistische, nicht ethnologische oder historische oder geographische Gesichtspunkte wählt, nicht ein oder zwei beliebig herausgegriffene Erscheinungen als maßgebend zu betrachten, sondern den gesamten Sprachcharakter, wie er sich in der Betonungsweise und deren Einfluß auf die Sprachveränderung kundgibt. Wenn wir von diesem Standpunkte aus die romanischen Sprachen gruppieren, so kommen wir zu folgendem Ergebnis.

Der Tonfall der Proparoxytona ist entweder _́ _̀ _ oder _́ _ _̀ Im ersteren Falle bleibt der Mittelvokal, der auslautende schwindet, wenn überhaupt Vokalschwund stattfindet, im zweiten fällt der Mittelvokal, der Auslaut bleibt. Daß das Nordfranzösische dem zweiten Typus angehört, ist längst bekannt, dasselbe gilt vom Altdalmatinischen, wogegen das Urrumänische den ersten darstellt, vgl. Mitteilungen des rum. Instituts Wien, I, 5, 15. Nach den Untersuchungen Hornings, Zur Behandlung der tonlosen Pänultima (ZRPh. XV, 493): Die Proparoxytona in den Mundarten der Vogesen und im Wallonischen (1902) unterliegt es keinem Zweifel, daß wir im Osten ein weites Gebiet haben, auf welchem *pertica* zu *perte*, *imputat* zu *impet*, nicht wie im Pikardischen und Franzischen zu *pertké*, *imptet* geworden ist. Da ein Tonfall _́ _ _ aller Erfahrung widerspricht und die Annahme einer Reihe *pérticà*, *pértià* auf andere unüberwindliche Schwierigkeiten stößt, so bleibt

eben nur der Tonfall ˊ ˋ _ _ _, wodurch diese Mundarten auf das engste miteinander verknüpft werden und gleichzeitig in scharfen Gegensatz zu ihren westlichen Nachbarn treten. In voller Übereinstimmung damit steht, daß Rydberg in seinen feinsinnnigen Untersuchungen über die Entwickelung der Kleinwörter für den Satztonfall im Osten mehrfach andere Bedingungen festgestellt hat als im Norden und im Zentrum (Geschichte des französischen ə passim): der sprachliche Typus der Belgica prima ist von dem der Belgica secunda in seinem innersten Wesen verschieden.

Eine andere, in der *ü*-Frage wichtige Gruppe bilden die Wörter auf *-ōm-*, *-ūm-*. Altpikard., von Adam de la Halle mit *plume* gebundenes *pumes* ist von Suchier mit scheinbar um so größerem Rechte als Beispiel für *ü* aus *o* gefaßt worden, als ihm ein heutiges *püm* zur Seite steht (Afrz. Gramm. § 12e), und ich habe bedenkenlos beigestimmt (Z. Kentniß des Altlog. 13). Anders Helfenbein, der ZRPh. XXXV, 347 schreibt: „Lat. *o* vor *m* findet sich in *pume*: *plume*, das nach Godefroy „Senkblei" bedeutet; da hier freies vlt. *ọ* mit gedecktem vlt. *ọ* reimt, das *ọ* ergibt, so ist die Aussprache des *u* von *pume* als *ü* ausgeschlossen; daher haben wir auch in dem auffälligen Reime *poumes* : *plumes* die Lautung *o (u)*. In der Schreibung *ou* kommt lat. *pomum* nicht nur 378, 19, sondern auch im Versinnern in *poumes* 360, 18, 398, 6; 399, 2; in der Schreibung mit *o* nur 359, 5, wofür die Handschrift Pa *pumes* bietet; in der Schreibung mit *u* unbetont in *Pumetes* 308, 17 vor, wozu auch *pumete* in den Chansons et dits artés. XXI, 688 zu vergleichen ist. Fertiault belegt *poume*, *pome*, *pume* für Berry und Lyon, für das Pikardische aber *peime*, wozu die Aussprache *pö̃m*, *pẽm* stimmt, die der Atlas ling. für das Départ. Pas de Calais belegt, während in St. Pol aber auch *pɔ̃m*, im Nordosten (Belgien) vereinzelt auch *püm* vorkommt; als modern-artesisch ist *peumes* auch in Rev. d. l. rom. XV, 63 belegt". Dazu S. 352: „Die modern-artesische Aussprache *plŏ̈m* hat vielleicht älteres *u* zur Voraussetzung".

Zunächst liegt in diesen Auseinandersetzungen ein logischer Fehler vor. *Pome* aus lat. *poma* reimt einerseits mit *plume* aus *pluma*, andererseits mit einem zu lat. *plumbum* gehörenden *plume*. Anstatt nun zu untersuchen, ob in allen drei Fällen *ü* oder *o* zu sprechen sei, lehnt der Verf. die Möglichkeit, daß im dritten Falle *ü* vorliegen könnte, einfach mit dem Hinweis darauf ab, daß hier *o* in gedeckter Stellung vorliege. Allein der Wandel von *o* zu *ü*, wenn er für *pume* anzunehmen ist, hat mit der alten Verschiedenheit zwischen freien und gedeckten Vokalen nichts zu tun, und wenn er es hätte, so würde auch das *o* in diesem zweiten *plume* von dem Augenblicke an als frei zu bezeichnen sein, wo *mb* zu *m* geworden war. Wir müssen uns also nach anderen Mitteln umsehen.

Vergleicht man die Blätter *pomme, plume, écume, enclume* des ALF., so ergibt sich, daß diese Wörter miteinander reimen auf einem Gebiete, das im Westen die Somme noch etwas überschreitet, dann die Dép. Pas de Calais und Nord umfaßt, weiter durch das Hennegau und das südliche Belgien ziehend auf französischem Boden sich über die Dép. Meuse, Meurthe-et-Moselle erstreckt und östlich in Lothringen wohl ursprünglich bis an die Sprachgrenze reichte, westlich das Aisne-Tal, südlich das Meuse-Tal umfaßt, in Poissons (Haute-Marne) bis an das Marne-Tal angrenzt. Kleinere Abweichungen kommen nicht in Betracht: die *üm*-Wörter erscheinen mitunter in dem einen Vertreter mit *ü*, im andern mit *ö*, in welchem Falle *ü* der Reichssprache entstammt; auch *plōm* neben *pȏm* auf Punkt 189 erweist sich durch *eskŏm* und *lŏn (luna)* als importierte Form. Vollends Verschiedenheiten wie *plóm* neben *pẽm* 285, 286 sind belanglos, wenn man *õn pẽm ter (une pomme tendre)* und *de pöm (des pommes)* für ein und denselben Punkt 279 angegeben findet.

Da nun die Reihe *ŭ, ŏ, ĕ* auch sonst nicht nur auf diesem Gebiete gesichert und lautphysiologisch begründet ist, wogegen der von Helfenbein angenommene Übergang von *ŭ* zu *ŏ* keine lauthistorischen Paralleln hat und lautphysiologisch nicht zu rechtfertigen ist, bleibt die ältere Auffassung zu Recht bestehen, daß das *o* in *poma* zwischen den zwei Labialen zu *u* geworden sei und zwar bevor altes *u* die Umgestaltung zu *ü* erfahren hatte. Für die Chronologie gewinnen wir damit natürlich keinen Anhaltspunkt und auch das wissen wir vor der Hand nicht, weshalb dieser Einfluß der zwei Labiale sich nur gerade hier im Norden und Osten geltend gemacht hat. Wie wir ja auch nicht wissen, weshalb *fames* nur in Portugal und in Südostitalien zu *fome* geworden, in Spanien als *hambre*, in Mittelitalien als *fame* geblieben ist, die Tatsache aber doch nicht in Abrede stellen können.

Was den Reim *pume* : *plume* im jeu Adan 1039 betrifft, so wäre ein *m* aus *mb* nicht ohne weiteres abzuweisen, da gerade in der Gegend, in der *poma* zu *püm* wird, *gam* aus *gamba* vorkommt, wobei allerdings die Frage noch zu lösen ist, ob der Schwund des *b* nicht erst nach dem Verstummen des *e* erfolgt sei, wofür *kam* neben altpikard. *cambre* sprechen könnte. Aber auch wenn dem nicht so wäre, ließ sich *u* hier aus dem Einfluß von *l* und *m* erklären, und man könnte zur Not auch rechtfertigen, daß das *o* in *plonb* aus *plumbum* geblieben ist. Aber all das ist unnötig. Der Text lautet nämlich

Li derves
Par le mort Dieu, ie muer de fain.

Li peres au dervé
Tenes, mengies dont ceste pume.

Li derves
Vous i mentes, c'est une plume.
Ales est ore a Paris.

Wenn ein Vernünftiger einen Apfel mit der Bemerkung, er sei ein „Senkblei" ablehnt, das heißt, er sei hart wie Blei, so gibt er damit einen ganz vernünftigen Vergleich, aber wenn man einen Narren etwas Vernünftiges sagen läßt, so beraubt man ihn seines wesentlichsten Kennzeichens. Gerade wenn er sagt: „Du lügst, das ist kein Apfel, das ist eine Feder", so hat er sich als Narren ausgewiesen. Damit fällt die letzte, ohnehin nicht allzu scharfe Waffe, die gegen das gut gestützte *püme* in Anwendung gekommen ist.[1])

Sehr merkwürdig ist *plomme* in Vers 5480 und 5485 des aus der Champagne stammenden Remigiusleben des Richier. Die Formen stehen im Versinnern, aber die Verschiedenheiten zwischen der Sprache der Reime und des übrigen Textes sind sonst nicht derartig, daß man Verf. und Schreiber allzuweit auseinander setzen möchte. Nun verzeichnet der Atlas *plãm* und *ãklãm (enclume)* in Courtisols am obern Lauf des Flusses Vesle, der das Dép. Marne durchfließt und an dem auch Reims liegt, während allerdings *écume*, das sonst mit *plume* geht, hier *eköm* lautet und *rhume* fehlt. Aber diese merkwürdigen *plãm*, *ãklãm* erhalten eine Stütze durch *lãn (luna)*, dem wiederum *prŏn (prune)* zur Seite steht. Da aber neben *prŏn* auch *balos* üblich ist und für die umgebenden Mundarten allein angeführt wird, so ist *prön* deutlich ein jüngeres Wort. Vergleicht man *pàm*, *-ǻ*, *bå̂*, aus *poma*, *-one*, *bonu*, so wird man sagen dürfen, daß hier *-ūm-*, *-ūn-* über *om*, *on*, *õm*, *õn* zu *ãm*, *ãn* geworden ist, d. h. wir baben hier den Rest eines zweifellos einst viel größeren Gebietes, auf welchem wie im Südostfranzösischen orales *ü* erst an Stelle von *ū* getreten ist, als nasales *ū* schon *o* geworden war. Die geringe Verschiedenheit zwischen diesem und dem aus *o* entstandenen nasalen Vokal vermag ich nicht zu erklären, halte es aber für möglich, daß ein Einfluß der reichssprachlichen Lautung beim Sprechenden oder beim Hörenden vorliegt.

Daß auch in Südfrankreich ein *pluma*-Gebiet bestehe, konnte ich zunächst nur an Hand von Aymeric's Bemerkung für das Rouergat feststellen, noch dazu stehen sich *plumo* und *brümo* gegenüber (ZRPh. III, 322). Jetzt läßt sich auch hierüber Genaueres sagen, ist auch von O. Zaun, Die Mundart von Aniane, S. 46 z. T. gesagt worden. Das eigentliche Zentrum ist Ardèche, Lozère und Gard, der nordwestlichste Punkt 709 in Cantal, der westlichste 733 in Tarn-et-Garonne; in Aveyron gehen *plumo* und *plümo* durcheinander, Tarn kennt nur letzteres, in Hérault und Gard reicht *u* nirgends bis an die Küste, wie denn auch nach den Auf-

[1]) Im Glossar seiner Ausgabe des Jeu d'Adam erwähnt Langlois *plume* nicht, sieht also offenbar auch *pluma* darin.

zeichnungen Zauns die Ortschaften der Diözese Lodève *u*, die derjenigen von Montpellier *ü* zeigen. Man wird aber mit der Annahme nicht fehl gehen, daß, wo *ü* mitten im *u*-Gebiete liegt oder umgekehrt, nicht *pluma* sondern *plüma* seine Grenzen ausgedehnt habe. Bemerkenswerter Weise zeigt *écume* nur *ü*-Formen, *brume* fehlt zumeist ganz, steht in 724 Aveyron als *brümo* neben *plumo*, wogegen auf dem *plümo*-Gebiete in Aude, Ariège, Haute-Garonne, Gers und Basses-Pyrénées *brumo* erscheint, vielfach allerdings untermischt mit *brümo*.

Ein Zusammenhang dieses *uma*-Gebietes, auch wenn wir seine Area soweit ausdehnen, als es die äußersten *bruma*- und *pluma*-Formen gestatten, mit dem südostfranzösisch-waldensischen oder mit dem katalanischen ist aber nicht mehr zu erweisen, vielmehr wird man zunächst sagen müssen, daß an verschiedenen Stellen des galloromanischen Sprachgebietes *ųm* zu *ųm*, *ǫm* geworden ist und zwar ist in den *ü*-Dialekten diese Umgestaltung älter als der Wandel von *u* zu *ü*.

Zauns Darstellung scheint mir hier nicht ganz richtig. Er schreibt: „Es handelt sich bei diesem Wandel um eine Entpalatalisierung des *ü*, d. h. die Artikulationsstelle des Vokals wird durch die zur Bildung des folgenden Nasals notwendige Senkung des Gaumensegels nach hinten gezogen." Dazu die Anmerkung „Man kann sich fragen, ob in diesem Falle der folgende Nasal nicht überhaupt den Übergang von lat. *u* zu *ü* verhindert habe." Wenn die erste Auffassung richtig wäre, so müßte man einen entsprechenden Einfluß auch des *n* annehmen, aber *-ụna* erscheint, soweit ich sehe, in Südfrankreich überall als *üna*, nirgends als *una*. Sodann zeigen uns vor allem die nordfranzösischen Mundarten, was wird, wenn die *ü*-Artikulationen und die Nasalierung nicht miteinander vereinbar sind: es ist stets *ö*. Wenn sich ferner die Nasalierung nicht mit der *i*-Artikulation des *ü* vertrüge, so müßte sich das auch bei *ima* zeigen, und das ist wiederum nicht der Fall. Dagegen ist die in der Anmerkung ausgesprochene Auffassung eher denkbar.

W. Meyer-Lübke.

Zur Konjugation im Galloromanischen.

1. Die 2. Pluralis auf *-ez* im Französischen.

In seinem an Gedanken und an Stoff so reichen Buche „Zur Bildung des Imperfekts im Frankoprovenzalischen" schreibt J. U. Hubschmied S. 7: „Im Altfrz. assoniert seit ältester Zeit die 2. Plur. *avez*, *vendez* mit *e* aus *a* in freier Silbe, nicht mit *ei (oi)* aus *e* in freier Silbe; also muß im Zentralfrz. schon in vorliterarischer Zeit *ez*<*atis* von den Verben I auf alle übrigen übertragen worden sein, während im Impf. umgekehrt die Klasse von *avoir* stärker war und *porter* das Impf. nach *aveit* bildete. So, soviel ich sehe, nach allgemeiner Annahme."[1] Und weiter S. 72: „Die modernen Mundarten zeigen, daß man mit Unrecht afrz. *aveiz*, *avez* als Analogiebildungen nach *porteiz*, *portez* betrachtet: wir finden heute auf weitem Gebiete in der 2. Plur. *e* oder *ei*, wo man für *porter portá* spricht." Nach Hubschmied wäre *volez* vielmehr die satztonlose Form.

Der Einwand gegen die bisherige Erklärung ist nicht stichhaltig. Es handelt sich bei ihr um nordfranzösische Formen, d. h. um Formen aus dem Gebiete, in welchem lat. *portare* zu *porter* geworden ist: wenn nun auf dem *portá*-Gebiete die 2. Plur. auf *-é* ausgeht und dadurch mit der des *porter*-Gebietes übereinstimmt, so folgt doch daraus noch nicht, daß beide auf die gleiche Weise entstanden sein müssen; es ist dies nur möglich, und Sache der wissenschaftlichen Untersuchung bleibt es, festzustellen, welche von den beiden Möglichkeiten der Wirklichkeit entspricht.

Wenn wir zunächst innerhalb des Nordfranzösischen bleiben, so fällt ein gewisser Gegensatz zwischen den alten Belegen und den heutigen Mundarten auf. Fast alle alten Texte kennen ausschließlich *-ez*, nur die ältesten westfranzösischen schreiben gelegentlich *-eiz*, die assonierenden verwenden aber in der Assonanz einzig *-ez*, vgl. die Beispiele bei A. Behrens. Die Endung der

[1]) Baists gegenteilige Auffassung (s. S. 91) ist hier dem Verfasser ebenso entgangen, wie er übersehen hat, daß seine Erklärung von *afrz. soit*, *ait*, *puist* im Grunde genommen schon Chabaneau, Histoire et théorie de la conjugaison française 134 und Grammont Le patois de Damprichard 150 Anm. geben.

zweiten Person Pluralis des altfranzösischen Verbums S. 17 ff., so daß also die Gleichmäßigkeit der Endung aller Verba kurz vor Beginn unserer literarischen Überlieferung durchgeführt worden sein muß. Daß in der Assonanz, also an vollbetonter Stelle, die *-ez*-Formen, im Vers- und Satzinnern, also in tonschwächerer Stellung, die *-eiz*-Formen erscheinen, spricht nicht gerade für die neue Theorie. Merkwürdig ist das vereinzelte *metois* in der Assonanz im Aiol 751; ich denke, man wird das am besten so deuten, daß der Verf. im Futurum die ältere *-oiz*-Form und die jüngere *-ez*-Form nebeneinander kannte und nun in der Assonanz auch einmal ein präsentisches *-ois* verwendete, das er für einen berechtigten Archaismus halten konnte. Das *-ez* zeigt nun aber auch der Lothringerpsalter, wogegen die heutigen Mundarten Lothringens eine Endung haben, die auf *-ētis* beruht. Aus den mancherlei Arbeiten, die in letzter Zeit über das Lothringische veröffentlicht worden sind (man sehe sie ZRPh. XXXV, 645), ergibt sich als *etis*-Gebiet Metz mit Umgebung, also namentlich das Tal der Seille und der Nied, dazu auf französischem Boden nach dem Atlas Valleroy mit *levöi*, *maryö*, *vulö*, *truvrö* neben *alé*, *vená*, endlich bei *habere* als Besitzverbum *e*, als Hilfszeitwort *ö*. Diese letztere Verschiedenheit ist auch anderswo anzutreffen, besonders bemerkenswert erscheint *voz evé* neben *voz o* auf Punkt 69, wogegen die umgekehrte Verteilung nur einmal begegnet: *vz o*, *vz avé* 49. Daß hier nicht wohl die Verschiedenheit der Tonstärke maßgebend sein kann, liegt auf der Hand, *-e* kann nur auf *-atis*, *-o* nur auf *-etis* beruhen, und es bleibt wohl keine andere Erklärung, als die, daß der Einfluß der Reichssprache bei dem selbstständigeren Verbum sich leichter einfindet. Die Form *alé* ist wohl als Imperativ aus der Reichssprache eingedrungen, ihre Bedeutung verbietet die Annahme, daß sie syntaktisch schwächer, tonloser sei, wir haben also hier ein ganz deutliches Beispiel dafür, daß, wo *o*- und *e*-Formen nebeneinander stehen, die Doppelheit nicht von satzphonetischen Erscheinungen abhängt. Auch wenn Simon (Grammaire du patois wallon du canton de la Poutray (Schnirlach), S. 58 bemerkt: „à la 2. personne du pluriel on emploie plutôt *savou* que *sevé*", so kann es sich dabei nur um geographisch oder besser gesellschaftlich verschiedene Entwicklung handeln. Ganz unverständlich ist *vena*. Ist hier die alte Endung noch im Ganzen und Großen geblieben, so hat dagegen wenig südlich Jaulny nur *u* als Hilfsverbum bewahrt, überall sonst *-e* eingeführt. Der Weg, oder besser ein Weg, auf dem das geschehen sein wird, ergibt sich daraus, daß in Château-Salines die Anrede an eine Mehrzahl von Personen auf *-o*, die Höflichkeitsform auf *-e* ausgeht (Caillas, S. 377; ZRPh. XXXVI, 279). Noch weiter südlich verzeichnet Horning ganz zersprengt *o*-Formen in Orbay und dann in Le Puix am welschen Belchen, so daß man vielleicht für eine frühere Zeit das *ētis*-Gebiet bis hierher umgrenzen darf.

Weiter nördlich reicht *-etis* nicht. Allerdings kennt das Wallonische *-o* in Namur für die Verba 2, 3, im Süden der Provinz, in Luxemburg und in der preußischen Wallonie in allen Klassen, vgl. Niederländer ZRPh. XXIV, 279, dessen Angaben durch den Atlas noch etwas ergänzt werden können. Wilmotte sieht darin ein über *ö* aus *e* entsandenes *o*, also dieselbe Entwicklung wie im übrigen Nordfrankreich, aber in keinem einzigen anderen Falle, außer der 2. Plur., zeigt sich sonst eine solche Entwicklung von lat. *a*. Stürzinger, Douterpont und Niederländer gehen von *-ẹ́tis* aus, aber gerade in den in Betracht kommenden Mundarten geht *ẹ* andere Wege. Vor allem ist aber zu beachten, daß im Mittelalter dieses heutige *o*-Gebiet nicht *-oiz* sondern *-eiz* zeigt. Damit ist denn auch Hubschmieds Ausweg, in dem *o* die tonschwächste Entwicklung von *oi* zu sehen, als nicht beschreitbar erwiesen, ganz abgesehen davon, daß denn doch noch andere sichere Belege dafür zu geben wären, daß in diesen Mundarten ein tonschwaches *oi* zu *o* wird. Da in allen durchsichtigen Wörtern *o* auf gedecktes *ọ* zurückführt, also frz. *ou* entspricht, so ist die Lösung des Rätsels in dieser Richtung zu suchen. Niederländer war auf dem ganz richtigen Wege, als er bemerkte, das Umsichgreifen des *o* werde begünstigt „durch die 5. Praes. der Hilfsverben *avó* und *ató* sowie durch das charakteristische *savo (sapetis)*, das nach jeder kleinen Anrede gesetzt wird" (a. a. O. 279). In der Tat ist auszugehen von den schon aus dem Mittelfranzösischen wohlbekannten Frageformen *a-vous*, *sa-vous*, die im südlichen Wallonischen *avó*, *savó* lauten.

Wie weit wir nach dem Südwesten das *etis*-Gebiet ausdehnen können, ist schwer zu sagen. Die heutigen Mundarten der Champagne geben, so weit ich sehe, keine Anhaltspunkte. Aus Chrestien führt A. Behrens a. a. O. S. 26 als handschriftliche Belege *antroiz* Yvain 6616 und *trovoiz* Cligés 5582 an. Allein die zweite Stelle ist ein offenkundiger Schreibfehler der Handschrift S, statt des *troveroiz* von P, das Foerster in den Text gesetzt hat, wogegen *antroiz* etwas besser gestützt, aber auch nicht ganz sicher ist. Wohl aber findet sich, worauf Foerster in der Einleitung zum Cligès S. LXIV hinweist, im Erec 167 der Reim *parloiz* : *droiz*. Die späteren Werke zeigen davon nichts mehr, vgl. für Yvain Lücking, Die ältesten frz. Mundarten, S. 203, für Cligès *devez* : *grevez* 91, *departez* : *clartez* 719, *metez* : *rachatez* 2177, *covrez* : *ovrez* 2297, *santez* : *santez* 3111, *deseritez* : *antremetez* 3193, *veez* : *desreez* 4659, *raprenez* : *nez* 5049, *desperez* : *requerez* 5943, *descovrez* : *ovrez* 5979, *forsenez* : *revenez* 6729, für den Karrenritter: *alez* : *savez* 117 *veez* : *tressuez* 281, *valez* : *alez* 1547, *prez* : *veez* 1677, *veez* : *nez* 1941, *poez* : *desnoez* 2141, *volez* : *alez* 2387. *desçandez* : *comandez* 2533, *charpantez* : *repantez* 3058, *querez* : *esperez* 3360, *volez* : *volez* 3825, *provez* : *movez* 4809, *conreez* : *creez* 4841, *celez* : *volez* 5423, *alez* : *valez* 6503, *secorez* : *demorez* 6507, *veez* : *veez* 6919. Daneben finden

sich zwei Ausnahmen. Cligès 2301 lautet: *D'amor omecide seroiz, Or vo lo que jaene queroiz Force ne volanté d'amor*. Nun steht in allen Handschriften *serez* außer ST, die die dritte Person haben: *seroit*., als Reim dazu statt *querez* in T: *querroit*, in S mit anderer Wendung *Que vos ja lox ni conquerroiz*. Da das Futurum *-oiz* gesichert ist und da sonst Präs. Ind. nicht auf *-oiz* ausgeht, darf man in *queroiz* wohl ein Futurum sehen. Schwieriger ist Karrenritter 6773 *Et j' an giet plus que ne façoiz, Si m'ait Deus et sainte Foiz*. Außer F bieten alle Handschriften das Reimpaar und wenn nur T *faciez* schreibt, aber dabei *foiz* behält, so ist es klar, daß die Verse so wie sie Foerster druckt, vom Dichter herrühren, nur ist dieser Dichter nicht Chrestien, sondern Godefroi von Leigni, dessen Arbeit ungefähr bei Vers 6150 einsetzt, s. Foersters Vorrede S. XVI. Man wird danach in *façoiz* ein Zugeständnis an den Reim sehen dürfen, wie in dem *metois* im Aiol, nicht eine in der Sprache des Dichters übliche Form. Anders das Beispiel aus dem Erec. Ich habe ZöG. XLII, 763, Frz. Gramm. § 10 darauf hingewiesen, daß Chrestien in dem ältesten seiner uns erhaltenen Werke Formen seiner heimatlichen Mundart verwendet, die er später meidet. Foerster selber hatte das mit Bezug auf die 3. Plur. *essiánt* hervorgehoben. S. 308. Darf man die 2. Plur. Präs. auf *-oiz* dazu rechnen, so würde dadurch das *oiz*-Gebiet nicht unbedeutend nach dem Westen erweitert.[2])

In der altlothringischen Übersetzung der Predigten Gregors über Ezechiel wird ganz richtig zwischen *matoiz*, *quaroiz*, *porseoiz* und *disiz*. geschieden, letzterem schließt sich *trahiz* und *riiz* an, vgl. Mussafia LBlGRPh. III, 104, wo irrtümlicherweise auch noch *luisiz* erwähnt ist, das, da der Inf. *luisir* lautet, zur *i*-Klasse gehört: Behrens führt noch *conessiz* aus dem Bernhard na, das vielleicht nicht ganz sicher ist, da daneben *coneisseiz* vorkommt, dann aber *fuiiz* und *recoilliz*, an denen nicht zu rütteln sein wird. Diesen alten *i*-Formen stehen heute zur Seite *levi* in Einvaux (Meurthe-et-Moselle), Essegne, La Petite-Raon, Sainte-Marguerite (Vosges). doch sind nur die zwei letztgenannten Orte benachbart. (Nr. 160, 69, 87, 86 des Atlas). Nur 86, 87 haben *vulí*, nur 86 *nalí z ẽ* (allez-en); *mariez*, *fermez* zeigen überall *-e*, *avez* und das Fut. *e* oder *o*, endlich *vení* für frz. *venez* erscheint in 88, 87, 86, in 56, 55 und weiter südlich, ein paar *i*-Formen führt Horning aus Le-Puix an, das schon als *-etis* Insel begegnet ist. Ganz merkwürdig ist *ali*, *levī*[3]) neben sonstigem *-e* und einerseis *elá* (aller) und den anderen Infinitiven auf *-a*, *pra* (pré), *emar* (amer) usw., andererseits *mẽgé* (manger). *maryé* (marier) usw. in Ramonchamp (66). Wir sind hier auf einem Gebiete, wo wahrscheinlich sekundär

[2]) Foersters Bemerkung Cligès LXIV „*oiz* bei Rustebuef" ist in ihrer Kürze mißverständlich, es handelt sich nur um Futura, vgl. die Stellen bei Mojsisovic, Metrik und Sprache Rustebuefs, S. 34.

[3]) Sollte das nicht verdruckt sein für *levĭ*, da auch *alĭ*. gedruckt ist?

freies *a* wieder als *a* erscheint außer nach Palatalen. Danach wird man in dem *-e* der 2. Plur. nicht wohl etwas anderes als die Verallgemeinerung des alten *-iez* sehen können, es sei denn, es handle sich um nur halb dialektische Formen, die unter dem Drucke der höflichen Anrede stehen. Das *i* kann nur von den *i*-Verben herrühren.

Das Bild, das wir somit für das älteste Französisch bekommen, ist folgendes. Im Westen, Norden und Zentrum, vielleicht auch im Nordosten ist zu Beginn der litterarischen Periode das *-éz* von I auf alle anderen Verba übertragen worden. Im Osten dagegen sind die alten Formen geblieben: *-ez*, bezw. *-iez* bei I, *-iz* bei II, *-oiz* bezw. *-iz* bei III. Dann ist auch hier eine Vereinfachung eingetreten, und zwar z. T. zu Gunsten von *-oiz*, z. T., wohl mehrfach unter dem Einflusse des Zentrums, von *-ez*.

Bei der Bedeutung von Hubschmieds Arbeit muß ich nun nach diesen positiven Angaben die Gründe anführen, die gegen seine Auffassung sprechen. Er sagt S. 72: „Die schwachtonigste Entwickelung zeigt *voulez*: fast überall Formen auf *ẹ*, oder sogar auf *-i*, viel seltener auf *-ę*, *a*. Das labiale Element der Lautgruppe *oi* (*oei*, *oei*) in *-oiz* ist hier früh geschwunden“. Dazu ist zunächst zu sagen, daß die Verteilung von *ę* und *ẹ* fast durchweg die nämliche ist wie beim Infinitiv I und bei *pré* und mit einer einzigen Ausnahme dieselbe wie bei *allez*, *fermez*. Die in satztonloser Stellung erfolgte Reduktion des *oe* hätte danach genau dasselbe Ergebnis zur Folge gehabt, wie der Wandel des hochtonigen *a* zu *e*. Andererseits finden wir vielfach gegenüber diesem angeblich tieftonigen *e* als hochtonige Form von *ẹ* nicht *wẹ* sondern *wę*. Man müßte danach, wenn man die Reihe *oi oe wẹ wę* annimmt, voraussetzen, daß die Reduktion auf der Stufe *wẹ* erfolgt sei, daß *e* aus *a* damals noch *ẹ* gelautet habe und infolgedessen dieses Reduktions *-ẹ* mit dem anderen zusammen in manchen Gegenden zu *ę* geworden sei. Das ist natürlich möglich, aber nicht beweisbar. Haben wir aber sonst in diesen östlichen Mundarten eine Reduction von tonlosem *oi* auf *e*? Der Diphthong *oi* in tonloser Stellung ist ja im Französischen keineswegs selten, aber Formen, die den angeblich aus *oi* reduzierten Verbalendungen entsprechen, finden sich nirgends, namentlich auch nicht *i*. Es bleibt also nur der Ausweg, daß der Einfluß der Tonstärke auf die Entwicklung der Vokale im Satz anders geartet ist als auf die Vokale im Worte. Daß dem so sei, kann nicht von vornherein abgelehnt werden, wie man ja nichts ablehnen soll, weil es neu ist, aber die Beweise müssen überzeugender sein. Der Ausgangspunkt für Hubschmied ist eine Art Triphthong *oei*, vergl. S. 74, Anm. 3: „jeder sog. Diphthong besteht aus einer (theoretisch unendlich langen) Reihe von Vokalen von denen gewöhnlich nur der erste und der letzte ins Ohr fallen und nur diese notiert werden. Daß die Schreibung *oi* der alten französischen Texte eine Vokalreihe darstellt, bei der die Lippen

gleich nach dem *o* sich entrundeten und die Zunge über die *e*- (später sogar *a*-) Stellung zur *i*-Stellung überging, das zeigt die Entwicklung der Vokalreihe in den modernen Mundarten aufs deutlichste.“ Ich lasse die theoretische Frage nach dem Wesen der Diphthonge außer Betracht und frage nur, wo sind die modernen Mundarten, die diese Reihe bestätigen? Die Stufe *oi* ist in den nordfranzösischen Mundarten außer im Hiatus überhaupt nicht vorhanden, aber es ist wohl selbstverständlich, daß, wenn die ersten Franzosen, die den Laut niederschrieben, im zweiten Teile mehr *e* als *i* gehört hätten, sie bei der aus dem Lateinischen bekannten Verbindung *oe* geblieben wären, nicht zu dem ganz neuen *oi* gegriffen hätten. Daß sie etwa durch griech. *oi* beeinflußt worden seien, ist bei dem damaligen Stand der Bildung vollkommen ausgeschlossen. Die Stufe *oi* findet sich heute in bayerisch-österreichischen Mundarten, wo ich sie mit ganz reinem *oi* gehört habe, in den Abruzzen, wo der sehr scharf beobachtende Rollin ebenfalls *oi* schreibt (Mitteil. XXV der Gesellsch. zur Förderung deutscher Wissensch., Kunst und Litt. in Böhmen, S. 30, 33), in Brigels, wo Gartner *oi* schreibt. Hubschmied zieht freilich aus afrz. *oi* einen anderen Schluß. „Wenn die Schreibung *oi* die Lautreihe $o_{\breve{e}}i$ ausdrückt, so wird dadurch wahrscheinlich, daß *ei* über $_{o}ei$ zu $o_{e}i$ wurde.“ Auch dagegen ist einzuwenden, daß da, wo wir die verschiedenen Entwicklungsstadien von *ei* zu *oi* nebeneinander beobachten können, eine solche Stufe mit Labialisierung des Anfangs von *e* und gleichzeitiger Fortsetzung der Artikulation in der alten *e*-Stellung nirgends belegt ist. Die Vorstufe des *oi* ist nachweislich vielfach ein *ai*, das aus der palatalen Region in die velare hinübergleitet. Das kann auch im Urfranzösischen der Fall gewesen sein, ohne daß darum ein Zusammenfall mit dem alten Diphthongen *ai* eintreten mußte, denn da dieser Diphthong aus der Vokalisierung eines velaren Konsonanten oder aus einem silbebildenden *i* entstanden ist, war er zunächst von *ei* wesensverschieden. Das ist nur eine Möglichkeit, wahrscheinlicher ist mir, daß es sich um eine Art Dissimilation handelt. Zu einer Entscheidung dieser Frage werden wir so leicht nicht kommen; was mir bei Hubschmieds ganzen Ausführungen bedenklich scheint, ist aber eben, daß er durchweg mit Formen operiert, für deren Wirklichkeit jeder Anhaltspunkt fehlt. Um nur noch eines zu erwähnen, Die Verschiedenheit zwischen *oi* nach Nichtlabialen und *oe*, *ue* nach Labialen erklärt Hubschmied S. 79 in einer Art, die sich von der Rom. Gramm. I, § 107 vorgetragenen nicht allzuweit entfernt. Wenn er aber sagt, durch den Labial sei das zweite Element der Vokalreihe betont worden, man habe *av*$_{o}$*éitz* gesagt, so muß man sich füglich fragen, warum denn in einer Mundart, die *ei* für *e* (aus *a*) zeigt, nicht *oei* erscheint. Es ist weder theoretisch noch durch Tatsachen zu begründen, daß eine dreigliedrige Vokalreihe (um Hubschmieds Ausdruck zu gebrauchen) sofort wieder zwei-

gliedrig werden müsse. Man bekommt den Eindruck, daß die ganze *oei*-Reihe nur konstruiert ist, um zu begründen, daß sowohl *e* als *i* das schwachtonige Ergebnis von *oi* sein können. So steht die Grundlage, die versuchte lautphysiologische Erklärung dieses schwachtonigen *i* auf noch weniger festen Füßen als die sprachhistorische. Über das *i* im Imperf. s. noch S. 99.

Die Schwierigkeit der alten Erklärung, daß hier die *a*-Verba führend sind, während etwas später bei der Vereinfachung der Imperfektendungen vielmehr das *oie* von II, III maßgebend geworden ist, ist wie gesagt vor Hubschmied schon von Baist hervorgehoben und eine Lösung in Anschluß an das zweimalige *volestis* bei Fredegar versucht worden. *Potestis*, das danach gebildete *volestis* und *estis* hätten für die Verba II, III eine Endung abgegeben, die in einer mir nicht ganz verständlichen Weise mit dem *-ez* von I zusammengefallen war. S. Rom. Forsch. X, 624. Die Schwierigkeit ist aber doch nicht so groß, wie es auf den ersten Blick scheinen mag, und der Vergleich mit dem Imperfektum nicht zutreffend. Wir müssen uns nur in die Zeit zurückdenken, wo die Tonverschiebung noch nicht eingetreten war. Damals hatte man *cantats*, *venits*, *vedeits*, *crétes*, d. h. die Gesamtmasse der *a*-Verba mit *datis*, *statis*, *ambulatis* hatte nicht eine geschlossene andere Klasse sich gegenüber, sondern eine ganze Reihe verschiedener Typen. Eine Ausgleichung lag in der Entwicklungslinie des Französischen, bewirkt durch die Gleichheit der 3. Plur., die auf fast dem ganzen Gebiete auf lautlichem Wege eingetreten war, vielleicht auch der 1. Plur., wo *-ons* früher auch im Osten alle Verba bis auf *faimes*, *dimes* erobert hatte. Warum die Schnelligkeit dieser Ausgleichung nun im Westen und Zentrum eine größere war als im Osten und sich daher dort im anderen Sinne vollzog, als später hier, bleibt allerdings noch aufzuklären. Aber bei Baists Auffassung versteht man nicht, weshalb *volestis u. s. w.* nicht im Osten ebenso gewirkt haben wie anderswo, bei Hubschmieds, warum in den einen Gegenden die vollbetonten, in den andern die schwachbetonten Formen verallgemeinert worden sind: ein letztes warum bleibt überall.

2. Die *mes*-Formen der 1. Pluralis.

Für die Frage nach dem Verhältnis der im Mittelalter auch außerhalb des Perfektums weit verbreiteten *mes*-Formen möchte man aus den lebenden Mundarten gern eine Lösung bekommen. Allein auch heute, wo das Material so viel reicher ist als vor 25 Jahren, führen sie nicht so weit, wie man wohl wünschen möchte. Ich hatte Rom. Gramm. II, § 137 nur ein *fęzóm* aus Possesse in der Champagne angemerkt, hätte aber schon damals aus Nisard, Étude sur le langage populaire ou patois de Paris S. 219 hinzufügen können, daß in den, pikardischen Einschlag zeigenden Sarcelles ebenfalls *faisomes*, aber auch nur dieses vorkommt, während

sonst das Präsens *-ons* zeigt. Die Annahme, daß es sich um eine Umgestaltung des alten *faimes* handle, wird nun noch mehr dadurch bestätigt, daß sich in älterer Zeit auch *fomes* findet, so im Rosenroman und bei G. Guiard. (Auler, Der Dialekt der Provinzen Orléanais und Perche im 13. Jahrh. S. 134) und vielleicht in den Narbonnais 1966, wo die eine Handschrift *fomes*, die andere *pomes* schreibt, letzteres als 1. Plur. von *pooir* aber schwerer verständlich wäre, wogegen „*fomes* a été formé sur *somes*, depuis que *faites* rime avec *estes*" (Suchier, S. LI seiner Ausgabe des Epos). Wenn nun *faisomes* ebenfalls in den Narbonnais und in anderen Texten vorkommt, so möchte ich das Überleben nur dieser einzigen Form dem Umstande zuschreiben, daß die Neubildung *fomes* ein *faisomes* nach sich zog oder fester hielt.

Wohl aber ist *-iemes*, bezw. *-uem*, *-em*, *-om* im heutigen Pikardischen die Endung des Imperf. Praes. und Fut., vgl. außer dem Atl. ling. z. B. Koschwitz in der Festschrift für Gröber S. 35 (Amiens), Helfenbein ZRPh. XXXV, 427 Anm. (Artois), Sütterlin, ZRPh. XXVI, 693, vor allem Brebion, Étude philologique sur le Nord de la France S. 23„la terminaison de la i. personne est ici *-enmes* ou *-anmes*; les deux formes sont employées indifféremment et souvent par les mêmes personnes, mais la dernière n'est qu'une altération récente de la première, la seule en usage ailleurs, dans le Boulonnais par exemple. Cette terminaison est *-oenmes* dans la Somme et *-oanmes* dans le Santerre, à Démuin, à Bavai, etc.; dans le Nord elle est *-imes*, près de Mons *-ines*, à Condé *-umes*, à Valenciennes *-eunmes*. A St. Pol, elle est *-onmes*, dans l'Oise et une partie de la Normandie *-ionmes*". Eine Verschiedenheit zwischen Imperf. Praes. und Fut. gibt Brebion für Doullens: „le langage du Doullenais présente la particularité remarquable d'employer *-ouenmes* a l'imparfait et *-ions* au conditionnel."

Daß es sich bei diesen Formen z. T. um alte Perfecta handelt, ist klar, doch wird man sich mit der Erklärung, die Sütterlin a. a. O., 693 mit einem vorsichtigem „Vielleicht" vorbringt, heute nicht mehr zufrieden geben können. Er meint nämlich, *-iens* sei unter dem Einfluß von *-ames* zu *-iemes* umgestaltet worden. Dabei fehlt vor allem ein Grund dafür, daß nur die erste Plur. des Imperf. dem Perf. angeglichen wurde, nicht auch andere Formen, denn die heutige 2. Plur. Imperf. auf *-yet*, *-ut* usw. ist wesentlich jüngeren Datums. Zunächst fragt es sich, wie das *-omes* des Imperf. sich zu dem des Präs. verhält. Daraus, daß im Roland nur *avriumes*, und zwar nur in der Assonanz, Vers 491, vorkommt, läßt sich nichts für die Sprachgeschichte schließen, wohl aber für die Sprache, deren sich der Dichter bediente, besser gesagt, für die Art und Weise, wie er sich seine Sprache schuf. Höchstens könnte man sagen, daß er die ihm eigentlich fremde *mes*-Form gerade im Imperf. II anwandte, zeigt, daß er sie in dieser Zeit häufiger gelesen oder gehört hatte als im Präsens, doch ist dieser Schluß nicht zwingend.

Wichtiger ist *posciomes* im Jonas, da es zeigt, daß *-mes* in seinen Anfängen hinter unsere Überlieferung zurückreicht.

Was nun die Verbreitung von *-omes* betrifft, so hat schon P. Meyer in der Einleitung zu Raoul de Cambrais S. LXX darauf hingewiesen, daß die Urkunden aus der Pikardie und aus dem Artois nur *-ons* kennen, daß *-omes* etwa bei Tournay beginnt, und die Arbeit von Lorenz, Die erste Person Pluralis des Verbums im Altfranzosischen bestätigt das: „es gibt pikardische Denkmäler, wo keine Spur von *-omes* zu treffen ist" (S. 33). Von den durch Wilmotte Rom. XVII—XIX veröffentlichten Urkunden zeigen die aus Lüttich und Namur *-ons*, die südlich von Lüttich *-omes*. Dem entsprechend hat auch die nach Wilmotte (Festgabe für Suchier, S. 74, Zs. XXII[2]186—194) in Lüttich entstandene Übersetzung der Dialoge Gregors *-ons*, wogegen der Dichter des Poème moral, der *-omes* anwendet, nicht wohl aus Lüttich stammen kann. Im übrigen ist die Verbreitung von *-omes* sehr merkwürdig. Lorenz hat ganz richtig beobachtet, daß die Form in Gedichten viel häufiger ist, als in Prosadenkmälern und in Urkunden (a. a. O. S. 33), d. h. sie ist von einer bestimmten Gegend aus literarisch verschleppt, weil sie den Dichtern ein leichtes Mittel bot, eine Silbe mehr zu bekommen. Bemerkenswert ist in dieser Richtung, daß Chrestien im Erec nur *-ons* anwendet: *compaignons*: *gaaignons* 2803, *porteron*: *manrons* 4715, er kannte in seinem heimatlichen Dialekte offenbar nur dieses, später lernte er *-omes* kennen und verwendet es gelegentlich, s. die Belege in Försters Einleitung zum Cligès LVIII. Damit ist denn auch gesagt, daß eine geographische Umschreibung anders als an der Hand von Urkunden wertlos ist und die diesbezüglichen Angaben, die aus der Arbeit von Lorenz in die Handbücher übergegangen sind, einer vollständigen Umgestaltung bedürfen, ist doch dieses literarische *-omes* bis in den Westen gedrungen, vielleicht vom Verf. des Aeneas (Salverdà de Grave, S. XXI), ziemlich sicher von dem Tristandichter Beroul verwendet worden (Muret, S. LVIII).

Wir haben also ein wallonisches *-omes-* und ein pikardisches *-iemes-*Gebiet, die sich vielleicht an der Grenze decken, die aber jedenfalls ganz unabhängig von einander sind. Zur Erklärung dieses *-omes* vermag ich nichts Neues beizubringen, dagegen möchte ich *-iemes* mit einer anderen pikardischen Eigentümlichkeit in Verbindung setzen, für die bisher, soweit ich weiß, ein Grund noch nicht gegeben worden ist. Suchier hat als erster darauf aufmerksam gemacht, daß in den altpikardischen Denkmälern die Endungen des Imperf. *-iemes*, *-iens* und *-iez* diphthongisches *ie*, nicht *i-e* haben, s. ZRPh. II, 281, und wenn sich nun eine Erklärung geben läßt, die den beiden Eigentümlichkeiten gerecht wird, so darf sie wohl einen gewissen Anspruch auf Wahrscheinlichkeit machen. Auf dem größten Teile des italienischen Festlandes, in Sizilien, Nordsardinien, Korsika, in den rätoromanischen

Mundarten, auf der ganzen iberischen Halbinsel war oder ist heute noch die erste und zweite Pluralis des Imperf. teils aller Klassen, teils nur der *e*-, *i*-Verba auf der drittletzten Silbe betont. Daß auch das Gascognische nicht nur *-ábem*, *-ábes* sagt, sondern auch *-éem*, *-ées* sagte, soll S. 102 gezeigt werden. Wenn nun auch Nordfrankreich einst *-éamus*, *-íamus* gesagt hätte, so wäre daraus, oder wenigstens aus dem letzteren *-í-emes* entstanden, was sich in einer den proparoxytonen Typus nicht mehr brauchenden Sprache notwendigerweise zu *-iémes* entwickelt hätte. Aus *-íatis* erwartet man entweder *-íees*, woraus pik. *-í-es* und nun im Anschluß an das Präs. *-iez*, oder *-í-etz*, woraus nach der 1. Plur. oder weil *i-e* nur vor *-s*, nicht vor *z* stand, wieder *-iez*.

Der einzige, allerdings schwerwiegende Einwand gegen diese Erklärung ist der, daß man nicht versteht, warum gerade und nur der hohe Norden und der Südwesten Galliens diese Betonung bewahrt haben. Die Frage kann auch von etwas weiterem Gesichtspunkte aus so gestellt werden: warum ist der größte Teil Galliens und ein kleiner Teil Italiens bei der schulmäßigen Betonung geblieben? (Sardinien und Rumänien kommen bei der Frage nicht in Betracht, da der ursprüngliche Zustand hier nicht mehr zu erkennen ist.) Die Antwort liegt in der Frage selber. Es fällt auf, daß die Sprachen Galliens mehrfach die lateinischen Formen fester bewahrt haben. Man mag von der Unterscheidung des Nominativ und Akkusativ absehen, die wenigstens im Vergleich mit dem romanischen Osten in lautlichen Verhältnissen ihre Begründung haben kann, aber die Schicksale der Comperative sind in dieser Hinsicht sehr bemerkenswert. Das Rumänische und manche Mundarten der anderen Sprachen haben die alten Steigerungsformen ganz aufgegeben, sonst sind *maior*, *minor*, *melior*, *peior* im ganzen geblieben, die häufigsten haben sich in den schriftlich rechtzeitig festgelegten Sprachen erhalten. Aber das Altprovenzalische und das Altfranzösische kennen ihrer noch vielmehr, d. h. der Einfluß der Schule ist hier mächtiger gewesen als anderswo, als in Italien und Spanien. Auch die Entstehung des Futurums gehört hierher. L. Spitzer hat die Andeutungen, die ich gelegentlich darüber gemacht habe, nach einigen Seiten hin vertieft (AStNSpL. CXXXI. 467), ich möchte jetzt etwa folgende Entwicklung annehmen. Von den verschiedenen Möglichkeiten, eine erst eintretende Handlung als solche zu bezeichnen, scheinen in Gallien zunächst drei bestanden zu haben: *cantare habet*, *cantare it* und *cantare volet*. Die zwei letztgenannten gehören dem Osten an, der letztere findet sich noch heute in ostfranzösischen Mundarten und im Waldensischen, und er dürfte einst durch das Rhonetal hinauf ins obere Rheintal gedrungen sein, wo er im Altobwaldischen noch zu treffen ist. Daß er andererseits in Ost-

frankreich nicht als ganz junge Neuschöpfung zu betrachten ist, zeigt der Vers 464:

> *et quant la barbe lor vuet poindre*
> *lors les doit on chevaliers faire*

der Abrejance de toute chevalerie des Priorat aus Besançon, was schon U. Robert ganz richtig mit der heutigen Ausdrucksweise in Verbindung gebracht hat, vgl. noch Jehan de Nevelon. Venjance Alixandre 942, 1832 ed. Schultz-Gora.[4]) Der *it*-Typus ist uns nur in ein paar alten Texten, in der Übersetzung der Predigten Bernhards und im Ezechiel, bewahrt. Die Erklärung stammt von Suchier, und sie ist formell und begrifflich nicht anfechtbar. Daß eine entsprechende 1. und 2. Person fehlt, kann nicht dagegen eingewendet werden, zeigt doch das Englische auch die Verwendung verschiedener Ausdrucksmittel bei verschiedenen Personen: es kann also ein *volo cantare* neben einem *cantare it* bestanden haben. Aber bevor diese Typen so festen Fuß gefaßt hatten, daß sie in den literarischen Gebrauch eindrangen und dadurch erst recht erstarrten, kam von anderer Seite her der *cantare-habet*-Typus. Warum ist aber in Nordfrankreich und in Italien die Trennung der zwei Glieder nicht möglich, obschon die französische Überlieferung älter ist als die südfranzösische, die italienische älter als die spanische und die portugiesische? Ich glaube nicht, daß man nur mit dem Satze schnellerer und langsamerer Entwicklung durchkommt, ganz abgesehen davon, daß damit auch nur eine Erscheinung festgestellt, nicht erklärt ist. Ich denke mir die Sache vielmehr folgendermaßen. Die volle Entwicklung von *cantare habet* zum Ersatz von *habe it* oder genauer gesagt, das Bedürfnis, das Futurum ebenso scharf im Verbalsystem zum Ausdruck zu bringen wie etwa das Präteritum hat sich am frühesten und am entschiedensten in Südfrankreich geltend gemacht und hier ist daher *cantare habet* und *videre illum habeo* am ehesten erstarrt, während die Verbindung, wie uns die alte Sprache zeigt, auf der iberischen Halbinsel lose blieb, weil hier das Bedürfnis nach einem ausgesprochenen formalen Ersatz für *cantabit* geringer war. Die feste Formel *cantarat* dringt nun nach Norden, und da sie sehr viel häufiger ist als *vederloat* und das Bewustsein für ihre ursprüngliche Natur fehlt, so tritt auch *vederatlo* ein. Ähnlich wird es sich in Italien verhalten. Die östliche Grenze des nördlichen Frankreich hat diese Neubildung nur langsam oder gar nicht erreicht, wie ja Jahrhunderte später die Neubildung *estoit* das alte *iere* aus dem Osten nicht zu verdrängen mochte. In Italien hat das eingeschleppte *cantarat* dann den merkwürdigen Mischtypus *haberat cantare* erzeugt,

---

[4]) Wenn sich dieselbe Verwennung von *vouloir* auch im Agn. findet, wie Stimming zu Boeve de Haumtone, 152, zeigt, so handelt es sich dabei deutlich um englischen Einfluß.

ein Typus, der bei bodenständigem *cantarat* schwer verständlich wäre. Man wende nicht ein, daß der älteste Beleg, das *cantara* bei Fredegar uns nicht nach Südfrankreich weist: da man afrz. *orrai*, nicht *oir a*, *verra*, nicht *veoira* usw. sagt, ergibt sich, daß *audirat* als feste Form schon im V. Jahrh. bestanden haben muß. So möchte ich nun auch annehmen, daß *audiamus* als schulmäßige Betonung vom Süden ausgegangen ist und bei seinem Vordringen den äußersten Norden nicht mehr erreicht hat. Noch eines Einwandes muß ich mich versehen. E. Gamillscheg hat zu zeigen versucht, daß die Verwendung von *-asset* als Imperf. Conj., die dem Rumänischen fremd ist, ihren Ausgangspunkt in der karolingischen Schulreform hat (Studien zur Vorgeschichte einer romanischen Tempuslehre, S. 153), daß somit eine Verschiebung von Nord nach Süd stattgefunden hat. Wenn ich nun hier von einer gegenteiligen Bewegung ausgehe, so ist das weder gegen die eine noch gegen die andere Annahme ins Feld zu führen, da es sich um Erscheinungen handelt, die um Jahrhunderte auseinander liegen.

Kehren wir zu den pikardischen Imperfekten zurück. Es bleibt noch die Frage zu beantworten, wie die Vermischung mit dem Perfectum zu stande gekommen sei. Dadurch, daß in beiden Zeitformen die I. Plur. auf *-mes* ausging, war schon ein engerer Zusammenhang und ein Gegensatz gegen das Präs. auf *-ons* gegeben. Dazu kommt nun weiter, daß die *dedi-* Perf. auch im Vokal der I. Plur. mit dem Imperf. zusammenfielen: *vendédimus* mußte ebenso gut zu *vendiemes* werden wie *vendíamus*, und damit war der Anknüpfungspunkt geboten.

3. Die Imperfekta im Lothringischen.

Während auf dem ganzen übrigen nordfranzösischen Sprachgebiete und auch in der Metzergruppe des Lothringischen Imperf. I und II[5]) vollständig zusammengehen, trennen sie sich vielfach im südlichen Lothringen und die Vertreter von ę in anderen Formen gehen z. T. wieder andere Wege. Hornig, Grenzdial. 209 und Urtel ZRPh. XXVI, 674 haben die Fragen berührt, ohne sie allseitig zu lösen. Hubschmied sieht Verschiedenheiten des Satztones, ohne zu begründen, weshalb eine so stark wirkende Verschiedenheit sich nur hier finde, nicht anderswo und nicht in ähnlicher Weise auch bei Substantiven, die ihrer Natur nach ja auch verschieden stark betont sind. Die Erklärung ist allerdings vielfach schwierig, weil es an Material fehlt. Bei morpho-

[5]) Gamillscheg hat neulich sich gegen die Bezeichnung Imperfekt des Futurums ausgesprochen (a. a. O. 301). Es wird sich hauptsächlich fragen, ob mehr das formale oder mehr das begriffliche und ob mehr die Entstehung oder mehr der spätere Gebrauch in Betracht gezogen wird. Hier, wo lediglich formale Fragen besprochen werden, ist die Bezeichnung Imperf. I und II wohl die passendste.

logischen Untersuchungen sind möglichst vollständige Paradigmen möglichst vieler Verba das erste Erfordernis, und das fehlt bei Horning und im Atlas, Urtel gibt genügend flexivisches Material, hat aber den Wortschatz nicht mit der Vollständigkeit verzeichnet, die für die Kontrolle nötig ist. Hätten wir für die in Betracht kommenden Mundarten Arbeiten, wie sie uns für die Metzergruppe zur Verfügung stehen, so würde sich wahrscheinlich manches deutlicher erkennen lassen. Für Kleinrumbach gibt Urtel

Imperf. I	Imperf. II
ei	*ai*
e	*o*
e	*o*
en	*en*
en	*en*
en	*en*

dazu *sa (siti)*, *dra (directu)*, *nar (nigru) day (digita)* usw. Danach deckt sich nur 1. Sing. Imperf. II mit den entsprechenden Nominalformen. Ich glaube nun aber wahrscheinlich machen zu können, daß auch das *o* alt ist und daß es sich bei dem *a* der Nomina um eine sekundäre Schicht handelt. Die Rumbachtäler gehören zu der von Horning und Urtel mit D bezeichneten Gruppe, und für diese Gruppe sind Diphthonge kennzeichnend, während die E-Gruppe Monophthonge zeigt. Nun sehen wir weiter, daß den Monophthongen als Vertreter von *ẹ* nach Nichtlabialen *o*, den Diphthongen *a* entspricht, d. h. die Reihe ist dort *oi*, *o*, hier *oi*, *oe*, *oa*, *a*. Dieser Zusammenhang wird besonders deutlich in der breit angelegten Untersuchung von Callais, vgl. für *ẹ* „im Vosgien Diphthong, im Saunois Monophthong: *ye* östlich von Linie XXIX, *yö* zwischen Linie XXIX und Linie XI, *i* westlich von XI" (S. 326); für *ọ*: „*ye* östlich von Lautgrenze XXIX, *yö* westlich davon bis Linie X, Monophthong westlich von X", S. 336; für *ẹ*: „*a* Vosgien *o* Saunois, Lautgrenze XXII" S. 329. Etwas andere Wege geht z. T. *ọie*. Zunächst nach Labialen, vgl. *savũ (sapēre, sapētis)* neben *ewuy (invio)* einerseits, *muo (mense)* anderseits, es tritt also nicht der Diphthong, aber auch nicht die Kürze ein, vgl. noch *kyay (cleta)*, *day (digita)* in Hattigny, das sonst *o*-Gebiet ist; in dem *a*-Gebiet von Altmünsterol wird *oie* zu *u*: *koru (courroie)*, *menu (monnaie) gru (craie)*, wie Horning ZRPh.XIV, 390 mitteilt, so daß also auch 1. Sing. *oi* neben 2., 3. Sing. *a* in Steig nicht weiter auffällt. Wie nun aber, wenn im *a*-Gebiet die Verbalformen auf *-o* ausgehen? Das ist tatsächlich der Fall. Von vorneherein ist die Annahme nicht abzuweisen, daß diese Formen aus dem *o*-Gebiet verschleppt sind, denn daß nicht nur Lautveränderungen und Wörter wandern, sondern auch Endungen, ist schon oft bemerkt, neuerdings auch von Jaberg, AStNSpL 126, 396, und vor allem von Terracher in seinem umfangreichen Werke

Les aires morphologiques gezeigt worden. Aber noch ein anderes ist in Betracht zu ziehen. Neben *muo (mense)*, *puo (pisu, pilu)* *vuo (video)* stehen *savŭ* (Inf., 2. Plur.), vgl. Urtel, S. 276 und schon Horning, Grenzdial. 26. Die Erklärung, die ich LBlGRPh. VIII, 486, Rom. Gramm. I, S. 102 versucht habe, wird den verschiedenen Beispielen nicht gerecht. Ich möchte vielmehr glauben, daß die Silbenzahl ausschlaggebend gewesen ist. Bei mehrsilbigen Wörtern nämlich verteilt sich die Artikulationsstärke auf beide Silben; wenn auch zunächst noch nicht eine völlige Tonverschiebung stattfindet, so tritt immerhin in der zweiten betonten Silbe nicht mehr ein steigender Diphthong ein, sondern ein Monophthong, noch dazu eine Kürze. Das scheinbar wiedersprechende *fu (fois)* bestätigt die Regel, da es ein Wort ist, das fast immer schwächer betont erscheint, als das ihm vorangehende Zahlwort oder Demonstrativum. Übertragen wir das auf die Verbalendungen, so werden wir sagen dürfen *chanteroit* kann nach diesem rhythmischen Gesetze auch auf dem *a*-Gebiet zu *šãtero* werden. *čãteray* aus *chanteroie* verhält sich dazu wie *savu* aus *savoir* zu *ewuy* aus *envoie*.[5])

Es bleibt noch die Frage, weshalb neben diesen regelmäßigen Fortsetzern der alten *oie*-, *oit*-Formen im Imperf. in Kleinrumbach *-ęi*, in Hingrie *-i*, in Altweier *-ai* erscheint, um mich auf die von Urtel S. 676 gegebenen Ortschaften zu beschränken. Das *ai* in Altweier ist korrekt und der Unterschied in den zwei Zeitformen besteht nur darin, daß das Imperf. I die zweite und dritte Person der ersten angleicht, wogegen im Imperf. II wie im Futurum 1 von 2, 3 verschieden ist. Für Kleinrumbach aber kommt folgendes in Betracht. Der Plural lautet in allen Personen *-en*. Dazu verhält sich nun *čãtęi* wie *avuy* zu *avun*, welches *avun* auf *avoient* beruht, vgl. noch *-ai*, *-an* in Altweiher und *-i*, *-in* in Hingrie. Nun ist gerade in Lothringen frühzeitig der 1. und 2. Plur. Imperf. I auf *-iens*, *-iez* eine 3. *-ient* angebildet worden, vgl. Apfelstädt Lothringer Psalter IX, Söderhjelm, Über Accentverschiebung in der dritten Person Pluralis im Altfranzösischen, S. 8. Aus diesem *-ient* läßt sich das *ei* erklären. Kleinrumbach zeigt *marei (marie)*, *utei (ortie)*, d. h. *i* im Hiatus wird zu *ei*. Es läßt sich leider mit den vorhandenen Mitteln nicht sagen, ob dies auch von *-ient* gilt und dann sekundär *-ein* zu *-en* geworden ist, oder ob *-ient* zunächst 1. Sing. *-ie* für *oie* nach sich gezogen hat und dieses, zu *ęi* geworden, nach dem Muster *avuy avu* weiterflektiert wurde. Möglich wäre auch, daß *-ient* zu *-in* wurde, so daß Hingrie nach der einen, Kleinrumbach nach der anderen Seite

[5]) E. Gamillscheg weist Zs. XLIII[2] 189 darauf hin, daß im Südostfrz. das *-o* auch auf *-aba* beruhen kann, und es wird sich nun fragen, ob das auch im Lothringischen strichweise möglich oder ob das *-o* in verschiedenen Gegenden auf verschiedene Weise zustande gekommen ist. (Korrekturnote.)

hin verallgemeinert hat. Wie weit die Umbildung von *-oient* nach *-iens* zu *-ient* durch danebenstehendes *-ivent* begünstigt wurde, ist vorderhand auch nicht zu bestimmen. Bemerkenswert ist noch folgendes. „Wichtig ist, daß in demselben Umkreis das *i*- Imperfekt herrscht, wo auch die 2. Plur. Präs. auf *-i* ausgeht" (Urtel a. a. O. 674). Wenn nun auf lautlichem Wege das *i* im Imperf. I schwindet, hört die Gleichmäßigkeit auf. Das legt folgenden Entwicklungsgang nahe. Auf bestimmtem Gebiete waren die *i*-Endungen der *i*-Verba, unterstützt vielleicht durch die *ier*-Verba, widerstandsfähiger, es blieb also *-iz* und *-ive*, bei den Palatalverben der 3. Klasse *-iz*, *-ie*. Das *-ive* des Imperf. wurde dann zunächst durch *-ie* ersetzt und unter dem Drucke dieser Verba vermochte das *-iens*, *-iez* im Plural *-ient* an Stelle von *-oient* herbeizuführen. Von da drang *-i-* dann auch in die Singularformen und erfuhr, wahrscheinlich nur in der 1. Sing., eine Umgestaltung zu *eie*. Zur Zeit, wo dann in der 2. Sing. *is* und in der 3. *i* durch analogisches *ę* verdrängt wurde, wich auch das *-i* der 2. Plur. Präs., und zwar um so leichter, als *-ę* von jeher die Endung der 2. Plur. Präs. der ersten Klasse war.

Die endgültige Geschichte des Imperfektums im Lothringischen ist damit noch nicht gegeben, es fehlt zu sehr an Material, aber ich glaube, daß bei einer solchen, die gesamte Sprache in Betracht ziehenden, nicht nur Einzelnes heraushebenden und dabei doch individualisierenden Darstellung eher das Richtige zu finden sein wird, als bei einer summarischen Behandlung in Bausch und Bogen.

4. Altfranzösisch *ies* und *es* „du bist".

R. Thurneysen, Das Verbum *être*, S. 16 erklärt afrz. *es* aus lat. *ĕs* als Anlehnung an *est* oder als unbetonte Form, Suchier schließt sich der ersten Auffassung an, Grundr. I, 774, Neumann, ZRPh. VIII, 558, Schwan-Behrens § 10, 4a, Verf. Rom. Gramm. II, § 211, Frz. Gramm. § 323 der zweiten. Ein Versuch, an Hand der Überlieferung das Verhältnis der beiden Formen darzustellen und darauf die Erklärung aufzubauen, ist nicht gemacht worden. K. Koch, Die Entwicklung des lat. Hilfsverbs *esse* in den afrz. Mundarten, ist eine Zusammenstellung von Belegen, ohne daß aber mit diesen Belegen irgendetwas angefangen würde.

Gegen beide Erklärungen ist zunächst der Einwand zu erheben, daß die Mehrzahl der östlichen Mundarten, die gedecktes *e* durch *a*, *o* wiedergeben, zwar für *est* dieses *a*, *o* zeigen, für *es* dagegen *e*, und wenn auf engerem Gebiete auch *a*, *o* als 2. Singularis erscheint, so ist das eine sekundäre Entwickelung, die auf Einförmigkeit der ganzen Flexion hinzielt, vgl. Ch. Pernoux, Die Formen des Präsens indicativi von *être* im galloromanischen

Sprachgebiet, S. 50. So ergibt sich also vom Standpunkte der heutigen Mundarten aus 2. Sing. *ęs*, 3. *ęst*.

Die ältesten Texte einschließlich Alexius und Roland kennen nur *ies*. Für den Oxforder Psalter notiert Meister, Die Flexion im OP. S. 64, 16 *es*. Mit einer Ausnahme zeigen alle die Verbindung *tu es*, einmal steht *ki es*. Dem gegenüber findet sich nun auch 18 mal *tu ies*, einmal *ki ies*, sodann in allen anderen Verbindungen nur *ies*, also *ies tu*, *purquei ies*, dann bei vollständiger Tonlosigkeit *tu medesme ies li miens reis* 44, 6, *poanz ies en felunie* 51, 1, *faiz ies la meie esperance* 60, 3 usw. Im Cambridger Psalter finden sich nur ganz unwesentliche Verschiedenheiten: *n'es tu* 59, 10, *purquei es* 41, 5 gebenüber *ies* und *tu ies* 85, 9 statt *ies tu*; dann *tu ies* 2, 7; 31, 8; 85, 10; 15, 1; 21, 10; 22, 4; 24, 4; 30, 3 gegenüber *tu es*; umgekehrt *tu es* 76, 14, wo O *tu ies* schreibt. Der Pariser Psalter, dessen Abweichungen F. Michel angibt, zeigt eine noch größere Vorliebe für *ies*. In den Büchern der Könige dagegen kommt wie es scheint nur *es* vor. Bei Wace ist eine Regel schwer zu erkennen. Im ganzen wiegt auch bei ihm *es* vor. Die zwei Ausnahmen lassen sich schwer verstehen. In 6799 *tu n'ies pas reis par eritage* könnte man allenfalls übersetzen „du *bist* nicht ein erbangesessener König", aber 5799 *boen ies*, *bien as fait*, *bien feras* läßt sich das *ies* nicht rechtfertigen. Daß die Hs. C *bien es* bietet, hilft nicht weiter. Sollte ein verlesenes oder verschriebenes *boens es* dahinterstecken?

Ein ganz anderes Bild bietet Gui von Cambrai. In dessen Balaham und Josaphas (Ausgabe Appel) ist *ies* Regel, namentlich auch in dem sehr häufigen *tu ies* 1160, 3659, 4621, 4615, 5553, 5679 usw., aber ebenso regelmäßig begegnet *es tu* 2424, 3524, 1424, 3420, 3445 usw., sonst nur in dem durch eine Reihe von Versen wiederholten *hui es* 4284, 4283, 4291, 4296 und in einem ganz vereinzelten *trop es tardius* 6070, dem *trop ies tardius et trop ies lens* 6072 vorhergeht, so daß man es hier als ein Schreibversehen betrachten kann. Aber andere pikardische Texte zeigen vollständige Regellosigkeit. Im Aucassin findet sich *com par es caitis* 813, *tu es desiretes* 8, 15, *plus es douche que roisin* 11, 14, *chertes tu es de bon confort* 29, 61 neben *tu ies grans et si fors* 8, 19.

In Richars li biaus scheint *es* auf die Verbindung mit *tu* beschränkt, aber auch da nicht streng angewendet zu sein, vgl. *mout ies or muée* 462, *hui ies nes* 545, *n'ies ses freres*, *nen ies mes filz* 743, *mout ies biaus e mout ies preus* 2099, *dignes ies* 2101, *t'ies bastars* 2803, *dont tu ies* 2812, aber *qui tu es* 2793 *tu es mes pere* 3735 und *qui es* 2811, was natürlich ein *qui ies* darstellen könnte.

Im Aiol steht *ies* dagegen in der Assonanz (6184, 1035), im Versinnern *es*, was wohl heißt, daß der Verf. als Form der Umgangssprache nur noch das letztere kannte, *ies* aber wie *metois*

(S. 88) als literarische Form verwendete. Auch in Elie findet sich *ies* 1913 in der Assonanz, aber *ies tu* 384 am Versanfang und, was hier dasselbe ist, am Beginn der Rede, dagegen sonst *Qui es tu* 296 und *tu es cassals mout prous* 460.

Es wird kaum möglich sein, ein deutliches Bild zu bekommen. Vor allem fehlt die 2. Sing. der Urkundensprache fast ganz. Sodann ist es bei Texten, die in mehreren Handschriften überliefert sind, oft nicht zu sagen, was der Verf. geschrieben hat und, was vielleicht noch schlimmer ist, man sieht nicht immer deutlich, wie weit in solchen Fällen die Herausgeber normalisiert haben. Wenn z. B. Chrestien immer *ies* schreibt, hat er das wirklich getan oder ist es Foerster, nicht Chrestien? Im großen Ivain 329, 331 liest man *ies*, im kleinen aber *es*, die von Holland abgedruckte Pariser Handschrift hat an der ersten Stelle *se tu es boene chose*, an der zweiten *quiex hom ies tu*, wogegen allerdings im Cligès alle Ausgaben Foersters mit *ies* übereinstimmen. Oder Koch führt in der genannten Arbeit *ies* aus der Reimpredigt an, aber wenn ich Suchiers Bemerkung S. XVI recht verstehe, so steht auch in der Handschrift A *es*, das *ies* hat er eingesetzt.

Im Osten ist wie gesagt z. T. *ies* bezw. dessen regelmäßiger Vertreter *i* geblieben, daher es nicht wundern kann, daß der aus Lothringen stammende Schreiber der Hs. L des Florence de Rome stets *ie* schreibt (vgl. Wallensköld, I 2 seiner Ausgabe), das ist nun aber wiederum wichtig für die Beurteilung des Lothringer Psalters, in welchem sich ausschließlich *es* findet. So bedürfte Text für Text einer genauen Untersuchung und künftige Herausgeber werden gut tun, dieser Kleinigkeit mehr Augenmerk zu schenken, wodurch vielleicht auch eine Lösung der Frage, wie sich die zwei Formen zu einander verhalten, möglich wird.

Schon jetzt erhellt aber deutlich, daß nicht eine Verschiedenheit *és* : *es* vorliegt, die bis in die Zeit hinaufreicht, da *e* noch nicht diphthongiert war. Denn in diesem Falle wäre es unverständlich, daß die ältesten Texte teils nur *ies* kennen, teils es an Stellen anwenden, wo *es* zu allen Zeiten im Satze schwachtonig gewesen ist. Man bekommt vielmehr den Eindruck, daß erst etwa im Anfang des XII. Jahrhunderts *ies* unter bestimmten Bedingungen zu *ęs* vereinfacht wurde; *ęs*, nicht *ẹs* mit Rücksicht auf die heutigen östlichen Formen. Diese Bedingungen brauchen nun nicht überall dieselben zu sein. Durch Rydberg wissen wir, daß der Satzrhythmus in den verschiedenen Gegenden Nordfrankreichs ein verschiedener gewesen ist und vom Satzrhythmus hängt z. T. die Reduktion ab. Daß in dem häufigen *qui ies* die beiden *i* zusammenfielen und dadurch *es* entstand, ist verständlich; weniger leicht, aber nicht zu verkennen die Abneigung gegen *tu ies* im Westen. Verwächst einmal *ies tu* zu einem einheitlichen *iestu*, so stand *ie* hier vor

mehrfacher Konsonanz, was dem größten Teil Nordfrankreichs zu einer gewissen Zeit fremd war, und so konnte *estu* eintreten. Auch hier erweist sich also die heutige weithin reichende Gleichmäßigkeit als das Ergebnis sehr verschiedener Kräfte, der scheinbar einfache Vorgang âls ein recht verwickelter.

5. Die Imperfekta im Gaskognischen.

Während nach den Darstellungen von Lespy, Gramm. Béarnaise, S. 367 und von Bourciez, Annales de la Faculté des lettres de Bordeaux 1890, 223 die Endungen beider Imperfekta sich völlig decken, ergibt sich für den Teil der von Millardet dargestellten Mundarten der Landes, die *ö* als Vertreter von *ẹ*, *ę* als Vertreter von *ẹ* haben, die merkwürdige Verschiedenheit, daß im Imperf. I -*ę*, im Imperf. II -*ö* erscheint, und diese selbe Verschiedenheit ist auch im At. Lingu. auf diesem Gebiete angemerkt, nur mit der Einschränkung, daß auf Punkt auch das Imperf. I *ö* zeigt. Das ist Hubschmied nicht entgangen, er spricht davon S. 62 Anm., allerdings nicht ganz deutlich, da ihm offenbar nur das lückenhafte Material des Sprachatlasses vorlag, und ohne sich über das Verhältnis der verschiedenen Formen zu äußern. Doch dürfte sein Gedanke der sein, daß die *ö*-, älter also *ẹ*-Formen schwachtonig seien. Um zur Klarheit zu kommen, ist es nötig, die Imperfektfrage noch einmal aufzurollen. A. Zauner hat in gaskogn. *avi* eine Übertragung des Perfektums auf das Imperfektum gesehen und seine Erklärung gegen Einwände Ducamins geschickt verteidigt, s. ZRPh. XX, 445; XXXIII, 240. Aber es bleiben doch noch Schwierigkeiten, die dank dem sehr viel reicheren Material, über das wir heute verfügen, wohl behoben werden können. Wir haben zunächst im Imperf. II zwei Typen zu unterscheiden, deren einer den größten Teil des Gebietes umfaßt, während der andere fast ganz auf das Dép. Hautes-Pyrénées beschränkt ist, vgl.

I	IIa	IIb
i	*i*	*i*
ęs	*ös*	*es*
ę	*ö*	*i*
em	*öm*	*ẹm*
et	*öt*	*ęs*
ęn	*ön*	*i*

Die heutige Verbreitung des zweiten Typus erweist sich nun aber als letzter Rest eines viel weiteren Gebietes. Millardet hat ihn nämlich für das XIV. Jahrh. auch in Bazas nachgewiesen (Anciens dialectes landais S. XII), also wesentlich nördlicher, während die heutigen Mundarten dieser Gegend nichts mehr davon zu wissen scheinen, und ein *aurin* aus Bayonne aus dem Jahr 1272 führt Luchaire, Recueil de textes de l'ancien dialecte Gascon S. 136 an.

Als Vergleichsobjekte für die Frage nach der Entwicklung von *ẹa*, *ịa* stehen *dia*, *siat*, *mea* und *via* zur Verfügung. Das erstere ist heute im Südwesten stark eingeschränkt, hat aber, wie die alten Texte zeigen, sich früher weiterer Verbreitung erfreut, und zwar lautet es stets *dia*, *die* und ist wie auf der iberischen Halbinsel durchaus Maskulinum. In der Benennung der Wochentage aber findet sich nur *di*: *diluns* usw., während allerdings afrz. *diemenche* auf *dia dominicus* beruht, wie Foerster zu Aiol 1211 bemerkt[6]). Man könnte danach annehmen, daß im Wortinnern *ia* zu *i* geworden wäre, und dem Verhältnis prov. *dimentge*: afrz. *diemenche* das von prov. *Teiric*: afrz. *Tierry* zur Seite stellen. Gibt man das zu, so sind die gask. Kondizional-Formen auf *i* bei Voranstellung des Verbums entstanden, also *avi cantar* neben *cantar avia*. Die vollständige Verschmelzung der beiden Bestandteile des Futurums ist im Provenzalischen und auf der iberischen Halbinsel später erfolgt als in Nordfrankreich und Italien, in den ältesten spanischen Texten ist die Voranstellung des Modalverbums noch anzutreffen, s. Rom. Gramm. II, § 724 und oben S. 95, so daß dasselbe für die dem Spanischen am nächsten stehenden südostprovenzalischen Mundarten anzunehmen nicht bedenklich scheint. Leider fehlt bei Millardet ein Beispiel für 1. Plur. Imperf., doch ergibt sich aus den Angaben von Blatt 1201 *savions* und 515 *serions* die Gleichheit der Endung in beiden Zeitformen. Denn Verschiedenheiten wie *sabẹ̄m* und *serōm* 672 sind so unbedeutend, daß sie nicht in Betracht kommen. Den für den größten Teil von Südfrankreich schon in vorhistorischer Zeit eingetretenen Sprachgewohnheiten entsprechend ist das *e* geschlossen. Hier glaube ich, hat die Erklärung einzusetzen. Das *i* in 1. Sing. Imperf. kann nicht ursprünglich sein, da die syntaktischen Bedingungen der 3. Person von denen der ersten nicht so verschieden sind, daß sie eine verschiedene Entwicklung rechtfertigen könnten, wohl aber entspricht *-i* ebensogut dem *dedi*- Perfekt, wie die weiteren Endungen. Im Imperf. II dagegen stimmen die weiteren Formen zu der I. Plur., es muß also eine Zeit gegeben haben, in der diese erste Plur. im Imperf. und im *dedi*-Perf. gleich gelautet hat. In einer späteren Epoche, als das

---

[6]) Wie ist das Geschlecht des Wortes? Die Form weist auf *dia dominica*, vgl. Frz. Gramm. S. 105, aber *dimenche* ist, soweit ich sehe, in der alten Sprache und in allen nordfrz. Mundarten männlich. Also wird man annehmen, daß zu einem Masc. *dia* das Adj. im Auslaut übereingestimmt worden sei. An ein Fem *die*, ohne daß das Geschlecht eine Änderung erfahren hätte, oder überhaupt an ein selbständiges *die* in Nordfrankreich kann ich nicht glauben. Die zwei Beispiele in der Assonanz, bezw. im Reime, die Förster anführt, sind verhältnismäßig spät (Alexis III und Atre perilleus) und haben älteres *di* vor sich, so daß man sie wohl als Reimschöpfungen nach dem Vorbild von prov. *dia* betrachten kann, das Geschlecht ist nicht zu ermitteln; *mie di* ist jünger als *mi di*, danach also eine Anbildung an *mie nuit*.

Imperf. II schon z. T. fertig gebildet war, hatte die Gleichheit der 1. Plur. im Imperf. und im Perf. das Eindringen der Perfektendungen ins Imperfekt zur Folge.

Daß *vendedimus* im Gaskogn. zu *vendem* wurde, bedarf eines Beweises nicht; daß *vendem* Imperfekt war, ließe sich folgendermaßen rechtfertigen. Wie auf der iberischen Halbinsel, so ist auch im Gaskognischen das Imperf. der a- und der i-Klasse durchweg auf dem Kennvokel betont, also *-ávem*, *-ívem*, und zwar gilt das schon für das XIII. Jahrh., s. Zauner, ZRPh. XX, 439. Was mußte nun aber aus *-éamus*, *-éatis* werden? Wie fast das ganze romanische Gebiet, so hat auch das Gaskognische *ea* zu *ia* gewandelt, wie die Vertreter von *mea* und *via* zeigen. Für die letzteren sind wir allerdings nicht vollständig unterrichtet, da *via* sowohl im Sprachatlas als bei Millardet fehlt, die anderen Quellen aber kennen nur *vie*, *bie*. Nun steht aber neben weit verbreitetem *mie* doch auch *mea* 693, *meo* 694, *seye* für *sit* 697, dort allerdings *sie*, hier *mya*, zweimal steht ferner *seia* in einer Urkunde vom Jahr 1224 aus Bonefont (Haute-Garonne) in Luchaires Recueil S. 103 f. Es muß also wohl in den Pyrenäen einst ein *-ea*-Gebiet gegeben haben, das allerdings frühzeitig und gründlich von *-ia* überwuchert wurde. Danach lautete das Imperf. der *e*-Verba einst

ea
eas
ea
éam
éats
ean

Nehmen wir nun weiter an, vorkonsonantisches *-ea* oder vielleicht *ee* sei zu *e* geworden, so erhalten wir

ẹa
ẹs
ẹa
ẹm
ẹts
ẹn

d. h. Formen, die so ziemlich zum Imperf. II passen und bei denen die 1. Plur. mit dem Perfektum übereinstimmt. Dann ist *-ee* durch *-ie* ersetzt worden, z. T. wohl organisch, vgl. *tier* (*tenere*), *miar* (*minare*), z. T. im Anschluß an umgebende Mundarten: im Einzelnen läßt sich das nicht mehr ausmachen.

Noch muß erwähnt werden, daß auf einem Teile des *avi*-Gebietes *mea* als *mi*, *siat* als *si* erscheint, so daß also *avi* hier die Fortsetzung eines *avia* sein könnte. Da aber dieses *mi*-Gebiet wesentlich enger ist als das *avi*-Gebiet und da die alten Texte nur *mie*, *sie*, aber Imperf. *-i* haben, sind die heutigen gleichmäßigen Formen deutlich das Ergebnis verschiedener Kräfte.

W. Meyer-Lübke.

Wortgeschichtliches.

Neuprov. *ais* acide, aigre, rebelle à la culture.

Schuchardt hat als erster, soweit ich sehe, prov. *aisse* auf *acidus* zurückgeführt *Rom. Etym.* I, 43 und ich habe ihm bedingungslos zugestimmt REW. 105, ohne mich im Stillen der lautlichen Schwierigkeit zu verschließen, die dieser Zusammenstellung anhaftet; A. Thomas hilft sich etwas zweifelnd mit der Annahme einer Verschmelzung von *acidus* und *oxalis Rom.* XI, 105, eine Annahme, die kaum Anklang finden wird.

Bei der Beurteilung des Wortes ist zu beachten, daß es der alten Sprache fehlt, obschon der Begriff ein solcher ist, daß nach dem Charakter unserer altprovenzalischen Literatur zur Verwendung von *aise* es an Gelegenheit nicht fehlt. Wohl aber haben wir von jeher das Subst. *aisa* „Angst, Sorge" aus lat. *anxia* und dazu eine jüngere Nebenform *ais*, vgl. Levy, *Supplement-Wb.* I, 39. Daraus ist nun das Adjektivum entstanden. Sieht man sich die Beispiele bei Mistral an, so bemerkt man leicht, daß *acide* nicht die erste Bedeutung ist, daß vielmehr „herb", „unangenehm" als Grundidee erscheint, „alles was Unbehagen erweckt", wie denn das Substantivum *dégout* bedeutet, vgl. *erbo aiso* „herbe âpre, que les bestiaux ne mangent pas", *peu aise* „poil rebelle" usw. Adjektivisierung von Substantiven ist gerade im Provenzalischen nichts Ungewöhnliches, vgl. *Rom. Gramm.* II, 394 und *encre* „dunkel" Levy II, 456.

Was das Verhältnis von prov. *aisa* zu lat. *anxia* betrifft, so schreibt A. Thomas *Rom.* XI, 108 „un mot sur la perte morphologique de la nasale n'aurait pas été de trop". Ich verstehe das nicht ganz. Es scheint die Annahme vorzuschweben, daß in den Perfekten vom Typus *ceis* aus *cinxit* das *-n-* nach einer (welcher?) Analogie geschwunden sei und daß das zeitweilige Nebeneinander von *ceins* und *ceis* auch *aisa* neben *ainsa* hervorgerufen habe. Ich halte das nicht für richtig, möchte vielmehr in *ceis* wie in *aisa* einen rein lautlichen Vorgang sehen und als weiteres gleichgeartetes Wort noch prov. *aisi* neben afrz. *ainsi* erwähnen (*Rom. Gramm.* II, 290; III, 607). A. Thomas lehrt: „la chute de la nasale ou, pour mieux dire, l'assimilation de *ns*

en *ss* est un phénomène postérieur, propre à la phonétique provençale, qui se retrouve dans *pensar pessar*, *transir trassir*, etc.“ (Nouv. ess. 227). Es liegt aber kein Grund vor, für *ns'* eine andere Entwickelung anzunehmen als für *ns*. Wohl aber glaube ich, daß das Nebeneinander von *bos* und *bon* nun auch *bo* hervorgerufen habe, daß also in dem beweglichen *n* eine solche „perte morphologique“ vorliege.

Frz. nourrice.

In dem schönen Aufsatze „di *-tr-issa* che prende il posto di *-tr-ice*“ (AGlItal. X, 257) sagt Ascoli: „un *nudrié*, in cui si continuava limpidamente il lat. *nutrice*, diventava facilmente *nudriéa*: prov. *noirissa*, frc. *nourrice*“. Diese Erklärung habe ich *Rom. Gramm.* II, 367; REW. 6008 angenommen, wogegen im *Dict. gén* und von Salvioni *Rom.* XLIII, 402 das von Hieronymus gebrauchte *nutricia* vorgezogen wird. Man kann sich zunächst fragen, ob nicht beide Auffassungen sich vereinigen ließen. Ein lat. *nutriéa* könnte in alter Zeit kaum anders denn als *nutricia* geschrieben werden und es wäre dies ein bemerkenswerter Zeuge in der *é*-Frage. Allein auf galloromanischem Gebiete hätte dieses *é* wie jedes andere zwischensilbische zu *z* werden müssen. Es ergibt sich also, daß das *-a* erst angetreten sein kann, als nach Schwund der auslautenden Vokale das stimmhafte *z* im Auslaut zu stimmlosem *é* geworden war, und man müßte also, um Ascolis Standpunkt zu retten, den Zusammenhang zwischen lat. *nutricia* und gallorom. *nutriéa* ablehnen. Dem widerspricht nun aber katal. *norissa*. Im Katalanischen nämlich ist *-ce* über *-ze*, *-z* zu *-u* geworden, *nutrice* hätte **noriu* ergeben. Somit kann katal. *norissa* nur auf *nutricia* beruhen und damit ist *nutriéa* endgültig abgetan.

Den weiteren Ausführungen Salvionis kann ich dagegen nicht beipflichten. Er sieht in frz. *nourrisson* ein Diminutivum eines afrz. *nouriz*, das dem prov. *noiritz* entspreche. Allein von einem solchen *nouriz* ist keine Spur vorhanden, andererseits ist *nourresson* im Altfranzösischen reichlich belegt, und zwar vorzugsweise „Zucht“, „Erziehung“ bedeutend (A. Tobler bei Cohn, *Suffwand*, 126); davon das erst gegen Ende der altfranzösischen Periode erscheinende *nourrisson*, „Zögling“ zu trennen und es von einem nicht bestehenden Worte abzuleiten, scheint mir nicht zulässig.

Nordostfrz. *šatwer* „Bienenkorb“.

G. Ehrismann hat ahd. *chafteri* „Bienenkorb“ auf lat. *capisterium* zurückgeführt (BGDSpL. XVIII, 228) während Kluge auch in der neuesten Auflage unter „Käfter“ das Wort unerklärt läßt, J. Jud mit Recht pikard-wallon.-lothr. *šatwer* vergleicht und den Mangel des *-s-* mit dem „Fall des inneren Konsonanten

bei Dreikonsonanz" erklärt (ZRPh. XXXVIII, 62). Das ist aus verschiedenen Gründen unhaltbar. Die Regel vom Schwund des mittleren von drei Konsonanten ist ja für das Gedächtnis ganz gut, aber sie trifft den Kern der Sache nicht, sie ist eine Buchstabenregel, geht vom Auge, nicht vom Laut aus, ist also ihrem Wesen nach unwissenschaftlich und erweckt falsche Vorstellungen. Nicht auf die Zahl der Buchstaben, sondern auf die Art der Laute kommt es an. Ich habe daher denn auch eine andere, zweifellos weniger einfache, aber dafür den wirklichen Vorgängen besser Rechnung tragende Formulierung gegeben: Konsonanten, die in lateinischer Stellung am Silbenschlusse zunächst nicht schwinden, bleiben auch, wenn sie erst durch Vokalausfall in solche Stellung kommen, wobei dann, wenn zwei derartige Konsonanten zusammentreten, also eine Gruppe von dreien entsteht, eine Vereinfachung nicht nach der Stellung, sondern nach der Stärke, mit der der betreffende Konsonant sonst vor Konsonanten artikuliert wird, stattfindet. So wird *-v-* folgendem Konsonanten angeglichen, *-n-* verschmilzt mit dem vorhergehenden Vokal, wogegen *-r-* bleibt, daher schwindet in der Gruppe *-vrg-* das *v:tenerge* aus *tenebricus*, in der Gruppe *-rmt* das *m:ferté* aus *firmitate* usw., das einemal also der erste, das zweitemal der zweite von drei Konsonanten (*Frz. Gramm.* 179). Frägt man sich nun, welche der beiden Bedingungen bei *capisterium* vorliegt, so ergibt sich ohne weiteres, daß es die erste ist: *chastoir* ist die zu erwartende afrz. Form. Das kommt nun auch tatsächlich vor, ist aber, wie Jud zeigt, falsche Schreibung.

Auch der Tonvokal paßt nicht. Ich weiß nicht, ob das *e* in *capisterium* offen oder geschlossen ist, wo aber in den betreffenden Mundarten die Ergebnisse von ẹ (ę kann bei *chatoir* überhaupt nicht in Betracht kommen) und *oriu* nicht zusammenfallen, fordert unser Wort *oriu* als Ausgang.

Wenn also der Lauthistoriker die Erklärung abweisen muß, so kann ihr der Worthistoriker keinen besseren Empfang bereiten. Ein lat. *capisterium* „Bienenstand", „Bienenkorb" gibt es nämlich nicht. Der *Thesaurus linguae latinae* schreibt: „vas in agricultura frumento mundando inserviens, also „Wurfschaufel" oder „Getreidewanne", und gibt dafür einen Beleg aus Columella. Auch Ducange verzeichnet als Bedeutung zunächst „vas quoddam, quo frumentum purgatur", dann „granarium", endlich „capisterium hostiarum plenum" und „vas ligneum seu capisterium continens pannos". Die althochdeutschen Glossen übersetzen *capisterium* mit *muoltra*, *narten*, *wan*, *sib*, was alles sich unter der von Kluge für *mulde* gegebenen Definition vereinigt, „halbrundes, ausgehöhltes Gefäß, namentlich zum Reinigen des Getreides, Mehl-, Backtrog". Auf romanischem Gebiete ist das Wort bis jetzt in Mittel- und Süditalien als „Getreidewanne", in Rumänien als „Backtrog" nachgewiesen. Daraus folgt zu-

nächst, daß die von Georges und danach REW. 1629 gegebene Übersetzung mit „Wurfschaufel" unrichtig ist, daß es sich vielmehr um eine „Getreidewanne" handelt. Dann folgt weiter, soweit mir aus Bildern und persönlicher Anschauung Getreidewannen und Backtröge einerseits, Bienenkörbe andererseits bekannt sind, daß ein Übergang von jenen zu diesen nicht verständlich ist, wobei ich allerdings bemerken muß, daß bei der Schwierigkeit der Materialbeschaffung ein auch nur annähernder Überblick mir noch nicht möglich ist. Aber auch die Karte *ruche* des Atl. Lingu. gibt keinen Anhaltspunkt für den geforderten Begriffsübergang, wohl aber geht aus ihr wie aus den von mir nachgeschlagenen Wörterbüchern hervor, daß Juds Übersetzung mit „Bienenstand" falsch ist, das „Bienenkorb" bedeutet.

Ich habe als Grundwort für *šatwer* ein lat. *captorium* vorgeschlagen, was Jud hätte erwähnen und erwägen sollen. Formell ist dagegen nichts einzuwenden, auch nhd. *käfter* verhält sich dazu, wie *trichter* zu *trajectorium*. Schwierig bleibt nur die Bedeutung. Lat. *captorius* „zum Fangen dienend" paßt nicht, das liegt auf der Hand. Aber *capere* heißt nicht nur „nehmen", sondern auch „aufnehmen", „fassen", **captorium* also „Gefäß", vgl. dazu galiz. *queipo* „Graskorb" REW. 1625. Auffällig ist die enge Lokalisierung dieser doch offenbar schon lat. Bildung: das Wort wird in die nicht ganz kleine Zahl von Kulturbegriffen gehören, die von Augusta Trevirorum und Colonia Agrippina aus ins heutige Ost- und Nordostfrankreich und Westdeutschland ausgestrahlt sind.

Prov. *ronsar.*

Prov. *ronsar* übersetzt Levy mit „werfen, schleudern"; „jeter, lancer, précipiter, renverser", die letzteren Bedeutungen offenbar nach Mistral s. v. *rounsa*. Daneben steht ein *se ronsar*, das im Guill. de la Barra dreimal in dem unzweifelhaften Sinne von „sich ordnen, sich aufstellen" vorkommt, sonst weder in alter noch in neuer Zeit belegt ist. P. Meyer verbindet die zwei Verba fragend unter dem Begriffe „se rabattre". Woher das Wort? Das Lateinische bietet keine Grundlage und das Fehlen einer entsprechenden Form im Nord- und im Südostfranzösischen nimmt uns die Möglichkeit zu entscheiden, ob das *-s-* auf *-s-*, *-tj-* oder *-cj-* beruht. Bei einem südfranzösischen Worte kann man an das Gothische denken. Zu goth. *runs* „Lauf", *run gavaurkjan sis* „sich stürzen" ist ein Verbum **runsôn* möglich, wenn wir nur annehmen wollen, daß neben dem st. M. auch ein st. F. *runs* (vgl. goth. *garuns*, *urruns*, ahd. *runs*) gestanden habe. Daß ein subjektives „rennen, sich stürzen" zu objektivem „anrennen, umrennen, überrennen, stürzen" geworden ist, kann gerade auf romanischem Gebiete nicht überraschen, in *se ronsar* ist das *se* das bei den Verben der Bewegung ganz gewöhnliche; der Sinn wäre zunächst „sich rasch sammeln".

Altfranz. ***carougier.***

In dem Remigiusleben Richiers[1] liest man

Un diemenche apres mangier
Quant alez furent carogier
De la taberne en mi la ville,
N'ot pas oubliée sa guile
Li fel traitre, li maufez
Qui les ot de boivre eschaufez.

Der Herausgeber übersetzt *carogier* mit *charroyer*, und weder Philipot (Rom. XLII, 277) noch Sheldon (Romanic Review IV, 386) besprechen in ihren vieles bessernden Rezensionen diese Stelle. Und doch gibt die Übersetzung keinen Sinn, da ja gerade am Sonntagnachmittag die Bürger von Ceout, wenn sie aus dem Wirtshaus kommen, nicht Kärrnerarbeit verrichtet haben werden. Auch formell ist die Erklärung nicht möglich, da der Schreibung des Textes entsprechend *c* vor *a* nicht wohl palatal sein kann und *-oyer* unter keinen Umständen *-ogier* geschrieben würde. Geht man von heutigen Verhältnissen aus, so wird man sagen, daß die Leute vom Wirtshaus auf den Marktplatz, Kirchenplatz, Dorfplatz gehen und da nun weiter sich besprechen und unterhalten, wie dies letztere ja in der Tat in unserem Texte der Fall ist, wogegen beim *carroyer* die Verabredung und vor allem die Ausführung des Planes, die im folgenden erzählt wird, ihre Schwierigkeiten hätte. Der Sinn des Wortes weist also wie die Form auf eine Ableitung von *carouge* „Kreuzweg" hin, die Bedeutung wäre ungefähr „sich besprechen, sich unterhalten". Genaueres läßt sich natürlich, solange nicht andere Belege aus alter oder neuer Zeit gegeben werden, nicht sagen.

Bonn. W. MEYER-LÜBKE.

---

[1]) La Vie de saint Remi par Richier . . . . publié par W. N. Bolderston 1913.

Franz. *Noël.*

„*C'est un mot qui attend encore une explication*" schrieb G. Paris 1890 (*Rom.* XIX, 125) und dies gilt noch heute. Diez, Wörterbuch II c, meinte: „euphonisch für *nael* wie *poêle* für *paêle*". Seine alte Deutung (welche einen Vergleich mit *poêle* aus mehreren Gründen [1], nicht gut zuläßt) erscheint in etwas anderer Fassung („Dissimilation") wieder in der jüngsten von R. Haberl (*Z. f. frz. Spr. u. Litt.* XXXVI[1], 301) und diese fand Aufnahme, wenngleich nicht ausdrückliche Zustimmung, in Meyer-Lübkes *Hist. frz. Gr.* [2–3] § 228.[2]) Warum aber soll *noel* euphonischer sein als *nael*, das, wie G. Paris *a. a. O.*[3]) bemerkt, eine sehr häufig anzutreffende Vokalgruppe darstellt? Man vgl. z. B. *faé* (* *fatatum*), *faerie*, *faeson* (* *fatatione*, Foerster, Gr. Yv. 3594 A.); *baer* (* *badare*) neben *beer* oder, etwas anders geartet, *veel* (*vĭtellum*), wo trotz vorhergehender Labialis nirgends eine Nebenform mit *o—e* auftritt. Der Vokal *a* erweist sich gerade in anlautender (tonloser oder nebentoniger) Silbe als sehr standhaft, ja bevorzugt. Man vgl. noch das auch in anderer Hinsicht zu *natale* passende Wort *graal* (ob nun **cratale*[4]) oder **gradale* das Etymon ist), wo selbst das Hiatusverhältnis keine Dissimilation zu *oá* (wohl aber gelegentlich zu *eá*) herbeiführte, wie denn umgekehrt *roable* (*rŭtabulum*) über *raable* zu nfr. *râble* geworden ist.[5]) Mit Dissimilation, selbst in so früher Zeit, wie sie

---

[1]) Vgl. G. Paris *a. a. O.*; vielleicht auch wegen *p*—, obgleich Einfluß vorhergehender Labialis nicht mit Sicherheit anzunehmen ist, vgl. Meyer-Lübke, *Rom. Gr.* I, §§ 269—70, 363; dazu G. Paris *a. a. O.* 125, A. 4.

[2]) Nicht aber im *Rom. etym. Wörterbuch 5845*, wo auch Haberls gleichartige Erklärung von *nouer* als nicht recht befriedigend bezeichnet wird; unerwähnt blieb, und dies aus guten Gründen, Todds Erklärungsversuch (vgl. Körting *Wb.*).

[3]) Die A. 2 gegebenen Beispiele für *o* aus anderen tonlosen Vokalen sind aber auch anders zu deuten.

[4]) Wie bei Meyer-L. *Wb.* 2301 oder mit Fragezeichen bei Foerster, *Wb.* zu Christian (dagegen ebenda Einltg. S. 174* ff. wird diese Herleitung abgelehnt).

[5]) Mundartlich noch *rouable*, vgl. *Dict. gén.* und dazu M.-L., *R. Gr.* I, §§ 358—59.

Haberl annimmt und wie man sie wegen der alten Formen mit *o* — *á* annehmen muß, kommt man über die Schwierigkeiten nicht hinweg, so bequem das Mittel auch ist. Nyrop, *Gramm. hist.* I[3] §§ 160, 175 zieht daher die Mitteilung der bloßen Tatsache *(a s'est obscurci en o)* jeder der bisher vorgebrachten Hypothesen vor und Behrens (— E. Schwan), *Afr. Gramm.* [10] § 87 A. denkt an die Möglichkeit mundartlicher Abweichung. Andere Erklärungsversuche verzeichnet noch Todd, *Modern Language Notes* VI, 169 ff., Nebenformen Godefroy, *Compl.* Bd. X.

Will man aus dem Kreise, der immer wieder zu einem toten Punkte führen muß, herauskommen, so darf man neben dem Lautkörper die Bedeutung nicht außer Acht lassen. In dieser wird die Ursache der unregelmäßigen Lautentwicklung liegen. Das Wort *natalis* (schon im Lat. substantivisch gebraucht) ist zum Eigennamen geworden, und in dieser Sonderstellung haben ihn die Umstände, unter denen das Weihnachtsfest gefeiert wurde, offenbar beeinflußt. „Noël . . . cette fête commençait la veille au soir, et se continuait *toute la nuit* par le chant des psaumes. Cette coutume persista même lorsque les veillées des autres fêtes eurent été abandonnées. Dans l'Église latine, on dit *trois messes* à Noël: l'une *au milieu de la nuit*, l'autre au point du jour, la troisième à l'heure ordinaire" *(G[de] Encyclopédie)*. Noch heute beginnt die katholische Kirche das Fest der Geburt Christi um Mitternacht und danach heißt es im Englischen *Christmas*. Die nächtliche Feier an der Krippe, der Kirchgang der Gläubigen im Dunkel der Christnacht hat, besonders auf dem Lande und in kleineren Städten, noch heute etwas Eindrucksvolles an sich. Daß sich mit dem Begriffe dieser Feier leicht der Gedanke an die nächtige Zeit, wo sie stattfindet, verband, gibt kaum zur Verwunderung Anlaß. Das Wort *nocte* hat, glaube ich, auf *natale* abgefärbt, und zwar schon in früher Zeit, als der lautliche Unterschied zwischen beiden Stämmen sich fast auf den Vokal beschränkte: *nŏct-* »*nǫχt*«, *nǫt'-* : *nat-*! Der Unterschied von *a* und *ǫ*, von *t* und *t'* ist wahrlich nicht so bedeutend, um eine Angleichung (in tonloser Silbe!) unter dem Drucke der Vorstellung von der nächtigen Geburt Christi und ihrer Feier als unwahrscheinlich gelten zu lassen. Da, wie gleich gezeigt werden wird, schon seit Ende des 8. Jahrhunderts zahlreiche Schreibungen wie *Notalis* oder ähnliche (wo überall *o* statt *a* das Wesentliche ist) in Personennamen vorkommen, kann die Umgestaltung von *natalis* ein gutes Stück weiter zurückreichen. Damals ist *nocte* noch nicht *nuoit*, *nueit* oder *nuit* gewesen, sondern erst auf einer der beiden obengenannten Vorstufen angelangt [6]. Zu einer völligen Kreuzung der beiden Worte

[6]) Vgl. mit unserer Deutung von *Noel* das Wort *luiton* (nfr. *lutin*), ‚Kobold' aus *nuiton* (also „Nachtgespenst"), wahrscheinlich entstanden aus einer Kreuzung von *netun (Neptunum)* und *nuit* oder schon *nǒcte*

ist es indessen begreiflicherweise nicht gekommen, weil der Sinn des Festes nicht ganz verdunkelt war; etwa die Bezeichnung „Volksetymologie" könnte mit einer gewissen Beschränkung auf unseren Fall angewendet werden (vgl. dazu Meyer-L., *Rom. Gr.* I, S. 94, 547).

Ehe wir dem Haupteinwande begegnen, warum diese lautliche Umgestaltung von *natalis* durch den Gedanken an *nocte* nicht überall, wo das Weihnachtsfest ein Nachtfest war, also auch im Süden Frankreichs, auf der pyrenäischen Halbinsel, in Italien usw., erfolgt ist[7], sondern auf den Norden des Landes beschränkt blieb, wollen wir das Material vorlegen. Im Polyptychon der Abtei Saint-Germain-des-Prés (neuerlich herausgegeben von Auguste Longnon, Paris, Champion 1895), einer Steuer- und Abgabenliste mit den Namen der Dienstleute, Kolonisten und Leibeigenen auf den zerstreuten Besitzungen des Klosters aus der Zeit des Abtes Irmino (zwischen 790—829, nachweislich aber von 811—823), vermutlich bald nach seinem Amtsantritte angelegt, lesen wir *Natalis*[8], *Notalis*, *Nadalus*, *Nodelus*[9], *Nadala*, *Nodalia* (I, 256) und in hybrider Zusammensetzung mit einem germanischen Bestandteil, wie solche selbst mit hebräischen und anderen Namen (vgl. *Judildis)* vorkommen: *Nodalbertus*, *Nodalharius*, *Nodolharius* (I, 397, A. 2), *Nodalgarius*, *Nodalhardus*, *Nodelsingus*; und bei weiblichen Eigennamen: *Nodalberga* und *—berta*, *Nodalgardis*, *Naudalgildis* (wohl auch dazu gehörig), *Nodalhildis*, *Nodaltrudis* u. a. (I, 353) wobei kaum an deutschen Ursprung des ganzen Wortes gedacht werden kann, wie Foerstemann, *Altdeutsches Namenbuch*, 2. Aufl., anzunehmen geneigt ist,[10]) wenn auch er Beimengung von lat. *Natalis* nicht für unmöglich hält. Auch in anderen latein. Namen des Verzeichnisses ist *-d-* für *-t-* geschrieben, vgl. *Idalia*, *Biada (Beata)*,

(s. Foerster, Gr. Yvain 5273 A.). Hier ist der Gedanke an den heidnischen Meergott leichter zurückgedrängt worden als der ursprüngliche Sinn von *natalis*, wo der Begriff „Nacht" nicht übermächtig wurde.

[7]) Sind schon die lautliche Angleichung und Ausweichung (Assimilation und Dissimilation) nur eine bloße Neigung der Sprache, kein regelmäßig wirkender Trieb, um so weniger Einflüsse obiger Art, so daß ein und dieselbe Vorstellung sich nicht notwendig überall in solcher Weise äußern müßte. Das Wort *noer* (lt. * *notare* statt *natare*) hat seine besondere Geschichte; vgl. auch Meyer-L., Einführ.[2] § 153.

[8]) „*Nom emprunté à la fête de Noël*", Longnon a. a. O. I, 256, A. 4.

[9]) „*Nodelus colonus et uxor eius colona Vulfrada ‚homines' sancti Germani, manent in Villare* (II, 323, Nr. 26).

[10]) Seine Beispiele stammen auch aus dem Polyptychon Irminonis. Einmischung von deutsch *Not-* (vgl. *Notboldis*) ist kaum vorhanden. Eher könnte man an *-o-* von *Odal-*, *Odel-* in *Odelus*, *Odalgarius*, *Odelgarius*, *Odelbertus* etc. denken, wenn nicht auch das Weihnachts f e s t selbst *Noël* hieße, wo völlig germanische Lautgebung ausgeschlossen ist. Vgl. Longnon I, 256, A. 4; dazu Förstemann, unter Sp. 1154: *nath*, *Nadal-*, *Nodi* usw.

Leda (Laeta); vgl. dazu *Pavia (Papia)* I, 256—7; *Jagobus* II, 25 u. a. Alle diese sind Namen von Leuten niederen Standes, meist Landvolk und wohl meistenteils romanischer Nationalität, obgleich $^9/_{10}$ davon unrömische Namen tragen (I, 254 ff.). Diese urkundlichen Belege sichern also die Form *Notalis* (oder doch das Schwanken zwischen beiden Formen) auch für das Weihnachtsfest um die Zeit Karls des Großen und sie kann schon einige Menschengeschlechter älter sein.[11] Sie bezeugen diese Form, aber sie erklären sie nicht. Die Erklärung gibt uns der starke germanische Einfluß im Norden Frankreichs, dem Gebiete eben von *Noël*.[12]) Er zeigt sich nicht allein in der Namengebung, die bis nach Portugal reicht, sondern im öffentlichen und staatlichen Leben, in den politischen und sozialen Einrichtungen. Für die Germanen war schon v o r der Bekehrung zum Christentum die Zeit um Weihnachten ein wichtiger Abschnitt des Jahres: das Fest der Wintersonnenwende, das Julfest (vgl. engl. *Yule*, dänisch-schwedisch *jul*, „Weihnachten", bei Kluge, *Etymol. Wörterbuch*, s. v. „weihen"; Meringer, Wörter u. Sachen V, 184 fg.) Noch heute sind beim österreichisch-bayrischen Landvolk solche „Raunachts"-Bräuche aus ferner Heidenzeit erhalten. Ist doch auch „Ostern" eine Bezeichnung, die das Christentum davon übernommen hat, weil es schwer gewesen wäre, sie abzuschaffen. Der Name „Weih n a c h t e n" (man beachte den Plural!) bezeichnet eigentlich noch immer das altheidnische Fest, das dann mit dem christlichen zeitlich zusammenfiel. Seit Karl dem Großen war die heilige Nacht des 24. Dezember überdies die letzte des alten Jahres, die Neujahrs- oder, wie wir heute sagen würden, die „Sylvester"-Nacht. Da die Germanen nicht nach Tagen, sondern nach N ä c h t e n zählten (vgl. engl. *Fortnight* „14 Tage") erhielt das Wort ‚Nacht' überhaupt eine, dem Romanen sonst unbekannte Wichtigkeit.

Verbinden wir nun diese beiden Tatsachen: die nächtliche Messe mit ihrer sinnenfälligen Pracht in der katholischen Kirche und die germanische Vorstellung (oder Erinnerung) einer noch lange nicht überwundenen Heidenzeit, und wir wundern uns nicht mehr über die Verschmelzung beider Eindrücke, die im Worte „*Notalis*" sichtbar wurde. Der lautliche Ausdruck ist romanisch geblieben, aber der Vorgang ist kein phonetischer, sondern ein psychologischer, wie öfters im Leben der Wörter.

Die Verteilung der *o*- und *a*-Formen ist heute begreiflicherweise nicht mehr die gleiche wie im frühen Mittelalter. Die Karte 914 des Atlas linguistique läßt uns einen langen Kampf ahnen und zeigt schon dessen Ergebnis. Die Formen mit *o* (und solche,

[11]) Daher ist die Entwicklungsreihe ***nadel, nael, noel*** im ***Dict. général*** I § 402 nicht aufrecht zu erhalten.

[12]) In ganz anderem Sinne und unklar redet Haberl von german. Einfluß auf die („korrekte") Lautentwicklung infolge Dissimilation.

die darauf zurückgehen, wie die einsilbig gewordenen, vgl. Nyrop *Gr.* I³ § 160: *nwɛl, nwal*, in Paris) haben mehr Raum gewonnen: sogar ein Großteil der Provence hat *nuȇ, nuwȇ*. Durch *a*-Formen unterbrochen, erreicht *nŏdàl, nŏdà* etc. fast die Ufer der Garonne, ja das Dép. de la Gironde hat *nowȇl, nwȇl*. Aber bis ins Dép. Creuse hinauf hält sich noch *nadá, nadò* etc. Im eigentlichen *No(ë)el*-Gebiete wogt der Kampf zwischen *nŏel* und *nuel, nwel, nwe*, welch letztere das Übergewicht erlangen und die anderen Inseln zu erobern scheinen. Auffallenderweise hat sich neben *Natalis* nur **Kalenda* (im Südosten) zu behaupten vermocht. Das zeigt die Stärke der an diesem ersteren Worte haftenden Vorstellung. Die Formen *Nouvel* (Godefroy de Paris, Chron. 1697), nfr. dialektisch *nŏvȇ, nüvȇ* mit *novellus* in Zusammenhang zu bringen, schiene durch *tsălānda* etc. gegeben. Hat doch Todd *a. a. O.* S. 171 fg. auch die Form *Noël* davon herzuleiten versucht *(Novel* scil. *Soleil)*. Aber das *v* (*w*) in *nowey, nawĕy, naway* etc. im Dép. Meurthe ist ebenso hiatustilgend (sekundär) wie *i* in *noye, nüyĕ, noeye* in den Dép. Ain und Rhône. Schon afr. findet sich (s. Godefroy X) *Noiel* öfters neben *Naal, Nael, Neel.* Vgl. dazu Meyer-L., *R. Gr.* I, § 381; Nyrop *Gr. hist.* I³, § 279.

Die zweite Frage endlich, warum das Wort in der Schriftsprache nicht *Nouël* geworden ist, beantwortet Haberl a. a. O. S. 302 damit, daß es einen erstarrten Freudenruf darstelle, der also die weitere Entwicklung nicht mehr mitgemacht hätte. Aber der Zusammenhang dieses Rufes beim Einzuge von Fürsten usw. mit dem Weihnachtsfeste dürfte bald nicht mehr im Bewußtsein des Volkes gewesen sein. Von Erstarrung kann schon deshalb nicht gesprochen werden, weil selbst in jener übertragenen Bedeutung und Verwendung auch *nouel*, als Name des Christfestes vom XIII. bis ins XVII. Jhdt. hinein aber *no(u)é* zu finden ist (vgl. auch Littré: chanter des *nouels).* Die Verhältnisse sind also nicht so einfach. Tatsache ist, daß *Nouel* schon im XIII. Jhdt. vorkommt und, wie oben erwähnt, gegenüber *Noel* in den Mundarten immer mehr an Verbreitung gewonnen hat. Beide Formen sind bis in die Gegenwart herein erhalten und somit gleichberechtigt. Daß die Schriftsprache lange die ältere bevorzugte und noch heute verzieht, ist Willkür, die ja in der französischen Orthographie keine geringe Rolle spielt. Daher gibt es dafür auch keine Erklärung. Man könnte höchstens vermuten, daß die archaische Form sich bei einem solchen kirchlich geheiligten Worte eher empfahl als die Aussprache des Alltags und daher lautlich und graphisch sich erhalten konnte.[13]

Frankfurt a. M. M. FRIEDWAGNER.

---

[13]) Übrigens ist Noël nicht die einzige Ausnahme. Die Gründe liegen aber nicht bei allen gleich.

Der Gebrauch von DUPLU als Ersatz für Proportionalia in den romanischen Sprachen.

Wendelin Foerster gibt in seinem kürzlich erschienenen Wörterbuch zu Chrestien von Troyes für *quatre dobles* als Übersetzung „achtfach". Früher übersetzte er es, wie allgemein üblich, mit „vierfach", so daß also *dobles* als Hilfsmittel zur Bildung eines Proportionales, ohne Rücksicht auf seine eigentliche Bedeutung „doppelt" gesetzt war.[1]) Den ersten Hinweis darauf, daß Foerster mit seiner jetzigen Auffassung schwerlich im Recht sein dürfte, erhielt ich in der Vorlesung meines Lehrers, des Herrn Geheimrat Prof. Dr. C. Appel, der vor allem darauf aufmerksam machte, daß in den Psaltern *set duble* einem lat. *septuplum* entspricht. Diese Erörterungen führten mich dazu, eine Erklärung des Gebrauchs von DUPLU als Ersatz für Proportionalia zu suchen.

Bei Godefroy II, 755 wird *double, duble, droble* unter Ziffer 2 in substantivischer Bedeutung angeführt; als entsprechendes nfz. Wort ist „fois" angegeben. Eine Erklärung des Bedeutungswechsels wird nicht versucht. Auch Körting (Et. Wb². Nr. 3149) und Meyer-Lübke (Et. Wb. Nr. 2801) machen zu DUPLUS keine weiteren Bemerkungen. A. Tobler spricht von dieser Erscheinung *Verm. Beitr.* I², 176 ff. Auch seine Absicht ist es nicht, eine Erklärung für sie zu geben. Er spricht die Ansicht aus, daß unflektierten Formen von *duble* lateinisches Neutr. Plur. zu Grunde liege. Daß eine solche Pluralform *(dupla)* nicht zu allen Beispielen paßt, die wir von dieser Erscheinung in romanischen Sprachen haben, hat Georg Ebeling in seiner Besprechung von Meyer-Lübkes Romanischer Syntax dargelegt *(Litbl. f. germ. u. roman. Philologie* 1902, Sp. 132). Er hat, weniger zu dem Zwecke, den Bedeutungswandel des DUPLU zu erklären, als um eine Deutung für die unflek-

[1]) Für *à çant d.* in Wilhelmsleben und Gral, sowie für *cinc çanz d.* im Cligès läßt er nach wie vor *doble* als Proportionale gelten.

tierten Formen zu gewinnen, ein lat. **centuduplum* und ähnliche Bildungen, die für *centuplum* und ähnliche Formen eingetreten seien, angesetzt. Diese Worte konnten, wie er ausführt, „begreiflicher Weise nicht in Pluralform" erscheinen, „während da, wo ein solcher Plural vorliegt, ein *centum dupla* usw. (zwei Worte) die Grundlage bildet." Zur Erklärung der Tatsache, daß sich in den romanischen Sprachen bald flektierte, bald unflektierte Formen des DUPLU finden, ist Ebelings Ansetzung zweifellos befriedigend; die Möglichkeit der Bildung eines **centuduplum* ist an sich kaum von der Hand zu weisen. Aber daneben muß, wenn Ebelings Theorie im ganzen richtig sein soll, das regelmäßigere *centum dupla* fortgewirkt haben; die Ansetzung zweier Formen, die gleichzeitig im Schwange gewesen sein sollen, hat, obwohl sie natürlich nicht unerhört ist, nichts voll Befriedigendes. Läßt man sie trotzdem gelten, dann bleibt wieder das Rätsel ungelöst: wie kommt überhaupt das *centum dupla* zustande? Soll man eine Verwendung des DUPLU als Proportionale schon für das Lat. annehmen?

Ich möchte auf einem anderen Wege eine Erklärung des Bedeutungswechsels von DUPLU versuchen. Den Gedanken, diese Spracherscheinung rein semasiologisch durch Verblassen (oder wie man sonst den Vorgang nennen will) der Bedeutung des DUPLU vom Doppelten zum Vielfachen überhaupt zu erklären, halte ich zwar für plausibel, aber nicht für durchaus befriedigend. Die Bedeutung „vielfach" ist dem Frz. jedenfalls wieder verloren gegangen, und neben *double*-fois ist immer *double*-doppelt lebendig gewesen.[2])

Zunächst stelle ich Belege aus dem Altfranzösischen zusammen.

Bei Godefroy sind verzeichnet: *set duble* (Cambridger Psalter); *100 doubles* (Enf. Ogier); *a 100 doubles doublée* (Berthe); *100 doubles* (S. Graal); *100 drobles* (Serm.); *100 doubles* (Chast. d. Coucy); *quatre doubles* (J. de Condé); *100 milles doubles* (Gir. d. Rouss; Prosa); *7 dubles* (Mist. du viel testament); *7 doubles* (Grebans Mistère).

Bei Tobler (außer den auch bei Godefroy angeführten: Enf. Og., Chast. de Couci, J. de Condé und Cambr. Ps.): *100 doubles* (Méon, Nouv. rec. de Fabliaux et Contes); *20 doubles* (Jeh. d. Journi, Disme de penitence); *4 doubles* (Récits d'un ménestrel de Reims); *2 doubles* (Lamberts Alexander); *100 doubles* (Wilhelm v. Engl.); *100 doubles* (Perceval); *4 doubles* (Gaut. de Coincy);

[2]) **Puşcariu** will in seinem ***Et. Wb. d. rumänischen Sprache*** (Nr. 835) *indúplec* „überreden" darauf zurückführen, „daß *DUPLICO* durch Volksetymologie in verstärkendes *DE* + *PLICO* „falten, biegen" getrennt wurde". Eine solche Ableitung kommt für DUPLU natürlich nicht in Frage.

7 duble (Oxforder Psalter): *4 dubles* (4 livres des Roys); *100 duble* (Guillaume le Clerc, Vie de Tobie).

Weitere Beispiele, die ich im Zusammenhang anführen möchte, finde ich noch:

> Cligès 213/5: les bontez que ele (sc. largesce) trueve
> An prodome, qui bien s'esprueve,
> Fet *a cinc çanz dobles* monter.

> Cligès 840 f.: Et li cos est *a quatre dobles*
> Plus blans qu'ivoires soz la tresce.

> Miracle de Théodore, 1091/5:
> Que Dieu, qui est couchiez en lin,
> Le vous vueille rendre *a 100 doubles.*

> Miracle d'une femme que Nostre Dame garda d'estre arse, 1305/7: Marie,
> Ce hault don, ceste courtoisie
> *A 100 doubles* vous vueille rendre.

> Miracle de Pierre le changeur, 1557:
> Rendu te sera *a 100 doubles.*

Wir haben nun 25 Fälle. In ihnen kommt 13 mal *100* oder ein Mehrfaches davon in Verbindung mit *double* vor, 4 mal *7*, 5 mal *4*, 1 mal *1000*, 1 mal *2*, 1 mal *20*.

In dem von Tobler angeführten Fall *cens dobles* aus Méon, Nouv. receuil (I, 340, 77) wird trotz der Bedeutung „*Petite monnoie de cuivre qui valoit deux deniers*“, die das Glossar des Bandes gibt, *doble* doch mit „-fach“ zu übersetzen sein. Außer Betracht lassen kann man den Fall *100 milles doubles*; denn die Prosafassung des Girart de Rouss., in der er sich findet, gehört erst dem 15. Jahrhundert an.

Was übrig bleibt, sind (mit Ausnahme der 5 quatre-Fälle und des einen „deus doubles“) sämtlich Zahlwörter, die auf Dental auslaufen: *cent*, *set*, *vingt*. Auf Grund dieses Sachverhalts möchte ich die Hypothese aufstellen: Eine Form wie cent doubles ist mißverstandenes lat. centuplu[3]); centuplu wurde als cent + duplu gedeutet, ein Vorgang, der bei Aufzählungen wahrscheinlich ist.

Einige der angeführten Fälle zeigen schon flektierte Formen des Zahlworts; z. B. *cens*; also Formen, in denen der Dentalauslaut nicht mehr vorhanden ist. Trotzdem scheint mir der Bestand der Belege zu beweisen, daß ursprünglich die Dentalverbindungen mit DUPLU in der Mehrzahl waren. Analogie-

---

[3]) Die gelehrte Form *centuple* ist nach dem *Dict. gén.* (I, 384) erst 1542 bezeugt.

bildungen waren natürlich sehr leicht möglich; als solche wären u. a. die Fälle, die *quatre* und *deus* zeigen, anzusehen.

Die ältesten der angeführten Beispiele sind die aus dem Oxforder und dem Cambridger Psalter. Sie zeigen beide *set duble*, also die *unflektierte* Form von *duble*. Die Psalter stellen die ältesten frz. Prosawerke dar; ihre Textform ist anglonormannisch. Bei der für das Anglonormannische wahrscheinlichen Aussprache des *u* hätte man in *duble* eine halb gelehrte, halb volkstümliche Form zu erblicken, wie sie ein halbgebildeter Mönch sich beim Hören eines lat. *centuplu* wohl bilden mochte. Der Hergang wäre dann so gewesen, daß die zunächst gehörte und gesprochene Form dann schriftlich festgehalten wurde. Jedenfalls ist es eigentümlich, daß die vier Beispiele, die unflektiertes *duble* (mit *u*-Laut) haben, sämtlich unmittelbarer auf lat. Vorbilder zurückgehen als die andern Formen. Von den beiden ältesten (aus den Psaltern) war schon die Rede; ein weiteres ist aus jüngerer Zeit, das aus den 4 Livres des Roys (12. Jh.). Und wenigstens mittelbar geht auch die vierte Stelle, in Guillaume le Clercs „*Vie de Tobie*“, auf einen lat. Bibeltext zurück, sie steht in der Einleitung, die allerdings mit der Tobiaserzählung nichts zu tun hat. Die Wendung lautet (Vers 9—11):

> Qui vuelt son biau forment semer,
> Bone terre deit esgarder,
> Qui fruit *a cent duble* li rende.

Zu dieser Wendung gibt es aber biblische Parallelen genug; ich führe nach *Thes. ling. lat.* III, 830 nur an: Vulg. gen. 26,12 *sevit*.... Jsaac . . . . et *invenit* in ipso anno *centuplum*; Vulg. Matth. 9,29 qui reliquerit domum . . . . *centuplum accipiet*; Vulg. Luc. 8,8 (semen) *ortum fecit fructum centuplum.*

Für das **Französische** scheint also nichts der Annahme entgegenzustehen, daß eine halbgelehrte Zerlegung von *centuplum* in *cent* + *duplum* die Ursache zur Ansetzung eines selbstständigen *double* = fois geworden ist. Es fehlt auch nicht an Parallelerscheinungen. So sagt Seelmann (*Rom. Jahresbericht* I, 44): „Die Verschleifungen (‚*Liaisons*‘) des Auslauts mit dem Anlaut des folgenden Wortes, selbst wenn dieses syntaktisch nicht eng mit dem vorausgehenden zusammengehört, beeinflussen die Schreibung vielfach. Ein Buchstabe vertritt zwei verschmolzene Laute . . . . . . Fälschlich gedoppelt ist das Zeichen in . . . . *meis similibus* . . . . . . Ferner Lautangleichung in *suppriore* für *sub priore*, *suppietatis* für *sub pietatis* usw.“

Nicht so verhältnismäßig einfach wie im Französischen liegt der Fall in den Schwestersprachen.

Für das **Provenzalische** führt Tobler a. a. O. an: „Enaissi ses falhensa — Fora'l dos e'l gratz — En *cen dobles* doblatz“ (aus Gaucelm Faidit; Mahn *Ged.* 477,2). Außerdem gibt

Levy, *Supplementwb.* II, unter Ziffer 5 an „rendet frue *en .c. dobles*“ (Bartsch *Leseb.* S. 173, Z. 6; Barlaam); sowie aus der *Hist. sainte béarn.* „gardes la misericordia *en milh dobles*“ und „Jo juri per Diu que es digne de mort et que torne l'aolha *IIIIe doble*“. Ferner führt Ebeling a. a. O. an: „mays val per *.C. dobles* . . . combatre e far batalha que legir lo sauteri ni cantar“ (Gesta Kar. Magni 1482).

Aus dem **Spanischen** gibt Meyer-Lübke (*Roman. Gr.* III, § 52): „*tres dobles* de loriga tenie Fernando“ (Poema del Cid, ed. K. Vollmoeller, 3634). Dieses Beispiel gehört nicht hierher: denn die Verse 3634/5 im Cid lauten:

> Tres dobles de loriga tenie Fernando, aquestol presto.
> Las dos le desmanchan et la terçera finco.

Man wird also hier *dobles* nicht mit „-fach“ zu übersetzen haben. Es liegt hier eine ähnliche Bedeutung von *dobles* vor, wie sie *doublier* häufig im Afrz. besitzt[4]; vgl. Godefroy II, 757 *doublier*: „Il se disait particulièrement d'un haubert à double tissu de mailles.“ Streicht man demgemäß dieses alte Beispiel, dann bleiben von denen, die Meyer-Lübke anführt, nur die beiden modernen übrig: *con el cuatro doble, al tres doble.* Zu diesen bemerkt Meyer-Lübke: „bemerkenswerter Weise *doble* unflektiert.“ Fänden sich wirklich im Spanischen nur unflektierte Formen von *doble* in der Bedeutung „-fach“, so wäre das eine wesentliche Stütze der hier vorgetragenen Theorie.

„An der Bildung mit *duplus* nimmt auch das **Portugiesische** teil“, sagt Ebeling a. a. O.; für *ẽ çẽ dobro* gibt er zwei Belege: „a outra caio e boa terra e deo seu fruito *ẽ çẽ dobro* (Barl. Jos. 9,20; ed. Vasconcellos-Abreu, Lisboa 1898); daras de ti fruito *ẽ çẽ dobro* (eb. Z. 24).“ Auch das Portugiesische weist also die unflektierte Form auf.

Das **Italienische,** das wie das Spanische die Ausdrucksweise heute noch kennt, flektiert. Tobler führt neben modernen Wendungen eine Stelle aus dem Decamerone (III, 7) an: „s'egli prima v'amava, in ben *mille doppi* faceste l'amor raddoppiare.“

In seiner Besprechung von Toblers *Verm. Beiträgen* gibt H. Morf (*Litbl.* 1887, 218) Belege aus dem **Rätoromanischen.** Er sagt: „Zu den Schwestersprachen, welche *duplum* zum Ersatz der Proportionalia verwenden, gehört auch das Rät., z. B.: La Svizzera ha impondiu in dazi mo de 100 fr., la Germania pretenda aber 1500 fr., *ils 15 dubels.* Gas. Rom. 2, Sept. 1886.“

Vielleicht dürfen wir annehmen, daß es sich bei der Verwendung von DUPLU als Proportionale um eine Erscheinung

---

[4]) So übersetzt auch Dr. Joh. Adam die Stelle: „Einen dreifachen Doppelpanzer hatte Fernando.“ (*Übersetzung und Glossar des altspanischen Poema del Cid.* Bresl. Diss. Erlangen 1912. S. 265; 300.)

handelt, die von einer Stelle ausgegangen ist, die weit ablag von den Gebieten, in denen noch das Verständnis des Lat. lebendig war (dem anglonormannischen Gebiet), und die sich dann über die romanischen Lande verbreitete. „Lengue francese cort parmi le monde, et est plus delitable à lire et à oïr que nulle autre", sagt Martino da Canale, der die Geschichte Venedigs in französischer Sprache schrieb (vgl. P. Chabaille, *Li livres dou tresor* par Brunetto Latini, S. X). Und Brunetto Latini, dessen Zeitgenosse er war, sagt mit ähnlichen Worten (*Tresor* I, 1,1; Chabaille S. 3): „Et se aucuns demandoit por quoi cist livres est escriz en romans, selonc le langage des Francois, puisque nos somes Ytaliens, je diroie que ce est por 2 raisons: l'une, car nos somes en France; et l'autre porce que la parleure est plus delitable et plus commune à toutes gens."

Breslau. EDUARD METIS.

Briefe romanischer Philologen aus der Sammlung Varnhagen von Ense.

Die Sammlung Varnhagen von Enses in der Kgl. Bibliothek zu Berlin enthält Briefe romanischer Philologen, die allgemeines Interesse verdienen.[1])

Besonders lieb werden allen Jüngern romanischer Philologie drei Briefe des Altmeisters Friedrich Diez sein, die an Reimer[2]) und Joh. Schulze[3]) gerichtet sind. Der erste Brief gibt uns einen Einblick in Diezens Übersetzungstätigkeit, zu der ihn die Verhältnisse zwangen, und die ihn nur allzusehr seiner eigentlichen Lebensarbeit entzog. Die folgenden Briefe an Joh. Schulze zeigen ihn auf der Höhe seines Schaffens, mit seiner Hauptarbeit auf dem Gebiet romanischer Sprachforschung, der Grammatik der romanischen Sprachen, beschäftigt.

Raynouard, der große französische Philologe, von dessen Korrespondenz wir bisher nur spärliche Proben haben, ist durch einen Brief an Giovanni Galvani[4]) vertreten.

Ein Brief Francisque Michels an Fr. H. von der Hagen ist ein neuer Beweis für das Zusammenarbeiten von französischen und deutschen Gelehrten in der Frühzeit romanischer Philologie.

Ein Brief von Jules Michelet endlich, dem großen Geschichtsforscher, zeigt wiederum, wie eng dessen Beziehungen zu Deutschland waren.

I.

Fr. Diez an Reimer.

Gießen, d. 9. Aug. 21.

Ich nehme mir die Freiheit, Ew. Wohlgeboren ein eben vollendetes Werkchen:

---

[1]) Ich habe der Kgl. Bibl. zu Berlin für die Druckerlaubnis meinen besten Dank auszusprechen.

[2]) Buchhändler Andreas Georg Reimer.

[3]) Geheimer Oberregierungsrat J. Schulze, langjähriger Leiter des höheren preußischen Unterrichtswesens.

[4]) Italienischer Philologe.

„*Corinth von den Türken erstürmt. Erzählung von Lord Byron, sammt des Dichters Bemerkungen über Neugriechen und Türken. Übersetzt usw.*"

zum Verlag anzutragen. Zur Probe lege ich Ihnen eine Stelle bei. Das Ganze weitläufig gedruckt, klein 8⁰ kann etwa 8 Bogen geben und sogleich unter die Presse kommen. Da ich, wie die Probe Ihnen bezeugen wird, durchaus treu und sorgfältig übersetzt habe, so dünkt mir ein Honorar von 6 Carolin für das ganze Büchelchen nicht zu viel.

Von demselben Dichter werde ich auch noch den Manfred, eine Tragödie übersetzen, die zwar bereits bei Brockhaus erschienen ist, sich aber noch besser geben läßt, und zugleich den Wünschen des Publikums angemessener, ich meine wohlfeiler; denn jene Arbeit von Wagner kostet 3 fl.

Wollten Sie das Original beidrucken — wozu ich Ihnen kaum raten wollte — so könnte ich dieß noch beischreiben.

Ferner nehme ich die Freiheit, Sie zu fragen, ob folgendes um Weihnacht fertiges Buch von etwa 18 Bogen in Ihren Verlag passen würde:

„*Altenglische und altschottische Balladen und Lieder aus Percy's W. Scotts u. Jamiesons Sammlungen. Übersetzt von —*". Das Honorar wäre p. Bogen mittel 8⁰ sechs Gulden. Alsdann würde folgen: „*Die Sprache und Poesie der Troubadours. Mit einer Sammlung der besten provenzalischen Lieder, Original und Übersetzung* etc." auf künftige Ostern.

Noch erlaube ich mir eine Anfrage. Professoren zu Bonn haben mich für die von Prof. Freudenfeld daselbst niedergelegte Lehrstelle der südeuropäischen Litter. dem K. Ministerium vorgeschlagen — glauben Sie, daß ich mich deshalb in Berlin noch an Jemand wenden muß? Die Stelle ist zwar durchaus nicht einträglich (nur 300 Thl.), indeß wäre sie mir doch willkommen. Auch eine Empfehlung von Ihrer Seite, die, wie ich erfahren, recht wirksam sein könnte, würde mich Ihnen überaus verbinden.

Mit vollkommenster Hochachtung verharre ich

Ew. Wohlgeboren

gehorsamster Dr. F. Diez

bei Commissionsrath Diez dahier.

N. S. Im Fall E. W. „*Corinth*" ausschlagen, könnten Sie ja wohl nur gelegentlich antworten.

II.

Fr. Diez an J. Schulze.

Bonn, d. 10. März 1836.

Hochwohlgeborner

Hochzuverehrender Herr Geheimer Oberregierungsrath.

Ew. Hochwohlgeboren habe ich die Ehre, diesen ganz anspruchslosen Versuch im Gebiete der Sprachforschung nicht

um sein selbst willen, sondern als schuldigen Tribut wahrer Verehrung zu senden. Kaum wird jemand besser als ich selbst die Unvollkommenheit dieser Arbeit fühlen, und ich hätte mir wohl durch ein längeres Zurückhalten einen Theil dieses Vorwurfs ersparen können, allein es war mir unmöglich, ohne zuvor die etwas verwickelte Abtheilung der Lautlehre abgeschlossen und ganz beseitigt zu wissen, weiterfortzufahren. Vor vier Jahren begann ich die Materialien zusammenzustellen, unter welchen das Anlegen etymologischer Wörterbücher noch das Geringste war, und seitdem verging selten ein Tag, an dem ich dieser Arbeit nicht einige Stunden widmete. Wohl hätte ich Ursache zu bedauern, mir eine so zeitraubende Aufgabe gestellt zu haben, wobei man doch eigentlich nicht viel mehr lernt als etwas Fertigkeit in der Behandlung gleicher Gegenstände, wenn ich nicht nun dem Ziele nahstehend die Beruhigung gewonnen, etwas zur Förderung des historischen Sprachstudiums beigetragen zu haben. Denn wie klar auch das romanische Gebiet, obenhin betrachtet, durch sein historisches Verhältniß zum Latein zu sein scheint, so stößt eine sorgfältigere Untersuchung, die nicht allein die Form aus organischen Gesetzen zu entwickeln, sondern auch die zum großen Theil sehr dunkeln Wortstämme abzuleiten strebt, auf ganz ungeahnte Schwierigkeiten. Ich habe in der Vorrede deswegen auf einen berühmten Forscher verwiesen, der die Entwicklung der neuen aus den classischen Sprachen zu den feinsten und schwierigsten Untersuchungen rechnet,[5]) doch möchte ich selbst diesen Ausspruch, der sich vornehmlich auf Flexionen und Begriffsbildung zu beziehen scheint, selbst einigermaßen beschränken. Was ich mir vorzüglich habe angelegen sein lassen, ist, den beträchtlichen deutschen Stoff nach sichren Regeln aufzustellen, und ich glaube nicht, daß man ihn forthin dem romanischen Gebiete wird absprechen können. Dadurch wird, wie ich glaube, dem gesammten rom. Sprachstoffe bedeutende Aufklärung, der Lautentwicklung mancher willkommene Beleg; aber auch unsere eigene Sprachgeschichte geht nicht leer dabei aus; welche Freude war es für mich u. a., so zahlreiche Wörter unsrer ältesten Dialekte hier wiederzufinden und einige Mal selbst die bestrittene Form oder Existenz deutscher Wörter aus

[5]) Der Forscher ist W. von Humboldt. Diez sagt in s. Vorrede: „Die Bedeutung der historischen Grammatik hat sich neuerlich durch ihre ebenso gelehrte und sinnvolle Anwendung auf die deutschen Sprachen erst recht hervorgehoben und auch von anderen Seiten ist diese Wissenschaft durch wichtige Beobachtungen bereichert worden. Daß ihr auch solche Sprachen, die aus dem Verfalle anderer hervorgetreten, höchst lehrreiche Seiten darbieten, darf nicht erst anerkannt werden, doch wüßte ich keinen Forscher, welcher das neurömische Gebiet aus diesem Gesichtspunkte solcher Empfehlung gewürdigt hätte, wie W. von Humboldt in seiner Schrift über das Entstehen grammatischer Formen.

ihrer romanischen Darstellung nachweisen zu können. Das Sprachstudium hat allerdings seine trockene peinliche Seite: denn welches Vergnügen wäre es, in einem fort Glossarien und Lexika zu lesen oder Autoren, nur um auf Wörter und Formen zu achten, allein es vergeht kein Tag, wo es nicht irgend einen kleinen Tribut gewährt, und so ist auch mir dieses Thema endlich lieb geworden, wiewohl es jede litterarische Bestrebung andrer Art vorläufig abweist, deren Dazwischentreten den Zusammenhang in dem von dem Gedächtnisse aufgenommenen Material notwendig beeinflussen würde. Ich bin daher auch entschlossen, ungesäumt den 2. Theil auszuarbeiten, der sowohl in den Wortbildungen wie in den Flexionen hoffentlich manche interessante Parthie enthalten wird. Mein lebhaftester Wunsch wäre nun noch, daß Ew. Hochwohlgeboren diese Arbeit als einen ersten Versuch in ihrer Art mit günstiger Nachsicht aufnehmen möchten, wodurch ich mich zur Fortsetzung derselben nicht wenig ermutigt fühlen und zugleich ein Pfand Ihrer ferneren Geneigtheit besitzen würde; indem ich mit ausgezeichnetster Hochachtung und Verehrung mich nenne

Ew. Hochwohlgeboren
gehorsamster
Dr. Fr. Diez.

Hochwohlgeborner
Hochzuverehrender Herr Geheimer Oberregierungsrath!

Ew. Hochwohlgeboren haben meine letzte litterärische Zusendung (*Roman. Grammatik* 3. Thl.) so nachsichtig aufzunehmen die Güte gehabt, daß ich auch gegenwärtige kleine Schrift[6]) Ihnen zu überreichen mich verpflichtet fühle. Sie kommt darum etwas spät, weil ich ihr anfangs noch eine andere zugesellen wollte, die nachher nicht zur Ausführung kam, ich bitte also diese Verspätung gütigst zu entschuldigen.

Auch des Herrn Cultusministers Excellenz habe ich ein Exemplar zu übersenden nicht versäumt; diesmal aber konnte ich, durch meine Verhältnisse genöthigt, die Bitte um eine kleine Zulage nicht unterdrücken. Es kann für mich wahrlich nichts Ermunterndes haben, wenn ich nach 24 jährigem Wirken an der Universität und in der Litteratur alle meine jüngeren Collegen in dieser Hinsicht über mich hinausrücken sehe.

Eine ganz neue Nachricht von Welcker[7]) aus Neapel lautet wieder ungünstig. Vielleicht wissen Ew. Hochwohlgeboren, daß er letzten Herbst mit einer heftigen Angegriffenheit der Brust die Reise antrat. In Rom besserte sich seine Gesund-

[6]) Wohl die 1846 erschienene Schrift: *Altromanische Sprachdenkmale, berichtigt und erklärt nebst einer Abhandl. über den epischen Vers.*

[7]) Dr. G. Welcker, Prof. in Bonn, von dem in der Varnhagenschen Sammlung sich mehrere Briefe an Joh. Schulze finden.

heit auffallend, nun aber hat sich der leidige Husten wieder eingestellt. Möchte ihm wenigstens die Rückreise keinen Schaden bringen.

Indem ich mich dem ferneren Wohlwollen Ew. Hochwohlgeboren empfehle, verharre ich mit ausgezeichnetster Verehrung

Ew. Hochwohlgeboren
gehorsamster
Dr. Fr. Diez.

Bonn, den 25. März 1846.

III.

Raynouard an Giovanni Galvani.

Paris le 28. Septembre 1831.

Monsieur

l'un des premiers nos (du journal des savans) qui paraitront, contiendra l'article dont j'ai été chargé sur votre ouvrage.[8])

J ai aimé à rendre un hommage public à votre profonde connaissance de la langue des troubadours et à votre judicieuse sagacité; mais j'ai différé avec vous d'opinion sur la question de savoir si P de Corbiac avait écrit avant Brunetto Latini; elle m'a paru décidée par le manuscrit même de Modène qui, contenant l'ouvrage du troubadour, porte la date de 1214 c'est à dire une date antérieure à l'époque où l'auteur italien est venu en France.

Je regrette que vous n'ayez pas publié en entier le trésor de Corbiac tel qu'il est dans le Ms de Modène.

Les deux copies que j'ai d'autres Mss et celle du Ms de Modène eussent peut-être permis de faire exécuter le projet d'une impression à part du trésor de Corbiac en le comparant avec les auteurs de l'époque qui ont fait de semblables recueils.

J'ose donc vous prier de copier pour moi ou de m'envoyer les divers passages que vous n'avez pas publiés et qui sont en général ceux dont les variantes me sont le plus nécessaires.

Je vous prie d'agréer avec l'expression de ma reconnaissance la nouvelle assurance de ma considération la plus distinguée.

Raynouard.

A Monsieur
Monsieur Giovanni Galvani
à Modène.

IV.

Francisque Michel an Friedr. H. von der Hagen.

Cambridge, le 1er mars 1835.

Monsieur,

si je prends la liberté de m'adresser à vous dont je n'ai pas l'honneur

[8]) Raynouards Besprechung der *Osservazioni sulla poesia de trovatori et sulle principali maniere e forme di essa, confrontate brevemente colle antiche italiane. Modena 1829* erschien *Journ. des savants von 1831* S. 341—49.

d'être connu, ce n'est qu'après avoir été autorisé par M. Hase[9]) *à me servir de son nom pour m'introduire auprès de vous.*

Envoyé en Angleterre par le gouvernement français à l'effet de recueillir tout ce que je pourrois trouver de relatif aux antiquités historiques et littéraires de mon pays, j'ai été assez heureux pour pouvoir rassembler six fragments de différents poèmes anglo-normands et francais des XIIe et XIIIe siècles, morceaux conservés dans les Mss de Paris, de Londres, d'Oxford et de Berne. Je les ai mis sous presse et les deux volumes dont se compose ma collection sont imprimés à l'exception de mon introduction, où je fais l'histoire de tous les romans sur T r i s t a n *que le moyen-âge a vu éclore dans toute l'europe.*[10])

Trois différents ouvrages m'ont appris que vous aviez publié, Monsieur, un fragment de 306 vers grecs politiques relatifs à Tristan, d'après un ms sur papier du Vatican. J'ai fait chercher ce volume en France et en Angleterre: tous mes efforts pour m'en procurer une copie soit imprimée soit manuscrite ont été inutiles.

Je vous prie donc, monsieur, dans l'intérêt des lettres du moyen-âge qui vous ont déjà tant d'obligations, de vouloir bien être assez bon pour me prêter un exemplaire de votre livre, je m'engage à vous le renvoyer la semaine suivante par une voie sûre, ou m'en faire tirer une copie manuscrite que je payerois. Je m'empresserois de proclamer dans ma préface vos droits à ma reconnoissance.[11])

Mon ami M. J o h n M. K e m b l e *professeur de Saxon à Cambridge a sous presse un livre de Salomon et Marcolphe où vous êtes à tout instant cité et qu'il se propose de vous offrir. J'ai l'honneur d'être, Monsieur, en attendant votre réponse.*

votre très humble et très obéissant serviteur
Francisque Michel.

Si vous êtes assez bon pour m'envoyer ce que je vous demande, veuillez le faire le plutôt possible à cette adresse: „à M. Francisque Michel, envoyé du ministère de l'instruction publique, ambassade de France à Londres." ou „Francisque Michel esq. to the care of W. Pickering esq. 57 chancery lane, London." Le meilleur serait d'envoyer (non par la poste, ce qui serait ruineux) mais par un libraire ou une ambassade.

---

[9]) Wohl C h. B. H a s e, Konservator an der National-Bibl. in Paris.

[10]) Das Werk erschien 1835/39 unter dem Titel: *Tristan, Recueil de ce qui reste des poèmes relatifs à ses aventures p. Fr. Michel in London.*

[11]) v. d. H a g e n hat M i c h e l s Bitte entsprochen; in der Vorrede zu M i c h e l s Buch dankt dieser: „*à M. le professeur Von der Hagen qui a bien voulu sur notre demande nous envoyer le fragment grec que nous réimprimons dans notre recueil.* (Introduction p. LXXVI.)

V.

Jules Michelet an Zabel.[12]

Paris rue de Nouest 44.

Monsieur,

Mes éditeurs M. M. Hachette et Chamerot ont eu l'honneur de vous adresser:

Le premier, un petit volume d'histoire naturelle, intitulé l'Oiseau, avec cette épigraphe de Rückert: Des ailes!

Le second, un volume de mon Histoire de France, intitulé la ligue.

J'ose vous prier, monsieur, d'annoncer ces deux ouvrages où vous trouverez, je pense, quelque chose de l'esprit de votre grande Allemagne.

Le premier est une espèce d'arbre de Noël pour les femmes et les enfans à cent lieues des choses du jour.

La ligue comme tout mon XVIe siècle, comme toute ma grande histoire qui m'occupe depuis 25 ans, est un renouvellement complet du sujet par des sources inédites.

L'histoire (jusqu' en 1794) aura 20 volumes, 17 ont déjà paru. Je donnerai les trois derniers en 1857.

Les 4 volumes qui renferment le XVIe siècle peuvent se vendre séparément; ils intéressent d'une manière toute spéciale les pays protestants.

Recevez, monsieur, mes salutations cordiales et d'avance mes remercimens.

Michelet

11. Nov. 1856. *de l'institut.*

Berlin. G. Richert.

[12]) Dr. Zabel, Redakteur der *National-Zeitung* von Berlin.



Crestien von Troyes Erec und Enide.

Während Crestien von Troyes in dem oft angeführten Verzeichnisse seiner vor dem Cligés verfaßten Dichtungen den Erec an die Spitze stellt, betrachten ihn die neueren Litterarhistoriker fast durchweg als das jüngste der in dieser Liste verzeichneten Werke, so G. Paris R. XII, 462: ,,avant Cligès avaient été écrites, outre une traduction de l'ars amatoria et peut-être des remedia amoris, des imitations de deux épisodes des métamorphoses celui de Pélops et celui de Philomèle; toutes ces œuvres sont perdues. Je suis porté à croire que ce sont là les premiers essais du poète, alors que, jeune clerc sortant de l'école, il commença à chercher honneur et profit en mettant en français, pour l'usage des grands seigneurs, ce qui, dans la poésie latine, convenait le mieux à leurs goûts et à son génie. Les deux romans bretons qui ont précédé Cligès durent venir ensuite, et Erec, le premier ouvrage de Chrétien que nous ayons conservé, a été écrit après Tristan, malheureusement perdu", und so später: ,,l'ordre dans lequel ces ouvrages sont énumérés n'a aucune importance: il a été simplement suggéré au poète par la commodité qu'il offrait a ses rimes" (Mél. hist. lit. 248). Nicht anders, wenn auch etwas weniger bestimmt, Foerster in der Einleitung zum kleinen Cligés, in der ersten Auflage und in allen anderen wiederholt, in deutlicher Anlehnung an Paris: ,,Ob nun diese Reihenfolge eine zeitliche oder durch die Reime bedingte ist, ist schwer zu sagen, doch ist das letztere mehr als wahrscheinlich: 4 und 6 dürften zusammengehören, es sind Bearbeitungen ausgewählter Episoden aus Ovids Verwandlungen, 2 und 3 haben ebenso Ovid zur Grundlage, es ist entweder die ars amatoria allein oder wenn das erste commandement ein eigenes Werk bezeichnen sollte, sind doch die remedia gemeint. Man möchte gern diese Bearbeitungen Ovids als Erstlinge Kristians, der noch ganz auf fremden Füßen steht, bezeichnen. Doch sind es bloße Mutmaßungen." Gröbers Bemerkung, daß Crestien ,,ehe er mit eigenen Werken hervortrat, sich an lateinischen Dichtern, wie Ovid, gebildet hatte, den er zu übersetzen vermochte" (Grundriß II, 1, 497), ist wohl nicht anders zu verstehen; Suchier bezeichnet die Ovid-Übersetzungen als ,,die

vermutlich ersten Werke" und läßt den Tristan dem Erec vorangehen (Suchier-Birch-Hirschfeld Frz. Litt. Gesch. 137).

Nur Wilmotte widerspricht. „L'auteur d'Enéas est un novateur; il emploie une langue plus abondante et plus souple, dont Chrétien se souviendra à son tour, non dans Erec, mais dans les œuvres de sa maturité. Et c'est déjà une raison pour que je sois enclin à laisser Erec, dans la chronologie des œuvres de Chrétien, à la place où lui-même l'a rangé, c'est-à-dire avant ses traductions et, pour ainsi dire, à l'aube de sa carrière" (R. XLII, 116).[1]

In der Tat ist sowohl die Erklärung als die Begründung, weshalb der Dichter nicht die chronologische Reihenfolge beibehalten haben soll, wenig überzeugend. Crestien war ein sehr geschickter Reimer, vor allem hat er mehr als andere vor ihm und wohl bewußter Reimpaare durch den Sinn und die syntaktische Fügung mit einander verbunden oder den Satz auf Schluß und Anfang zweier Verse verteilt, d. h. also Beschränkungen und Zwang, wie es die frühere Dichtung kannte, abgeworfen. Da soll er nun durch Reimbequemlichkeit die Reihenfolge in der Aufzählung seiner Werke haben bestimmen lassen? Das ist gerade bei ihm unwahrscheinlich, übrigens nicht einmal nötig. Er hätte schreiben können

Cil ki d'Ovide la doctrine
Et puis d'amor la medecine
De latin en bel romanz mist
Et le mors de l'Espaule fist
— — — — — — — — —
Del roi Marc et d'Iseut rima
Un novel conte vos dira.

Die Verse sind zweifellos schlechter als die überlieferten, aber wer sich die Zeit und Mühe nimmt, wird sie besser ausfeilen können; sie wollen nur zeigen, daß Reimrücksichten nicht für die Anordnung geltend gemacht werden dürfen. Wir können nur

[1]) Foersters Gegenbemerkung Wb. 232*: „Damit ist unvereinbar die stolze Zuversicht im Eingang Z. 24, 25, die bei einem Anfänger lächerlich erscheinen müßte, so wie der bereits hohe Grad der geschickten Ausführung und seine besondere Stellung zum Ivain, zu dem er eine Art Gegenstück bildet," überzeugt nicht. Soll man wirklich annehmen, daß der Dichter den Vorsatz faßte, zwei Romane zu schreiben, in denen das Verliegen das eine Mal in der einen, das andere in der anderen Weise geschildert oder besser getadelt wird, und daß er zwischen der Abfassung des einen (Erec) und des anderen (Löwenritter) zwei andere (Cligés und Karrenritter) gedichtet habe? Es mag sein, daß er beim Löwenritter an den Erec gedacht hat, aber die Umkehrung ist doch ganz unglaublich. Daß die große Einschätzung des Erec durch den Verfasser, wenn die Verse wirklich von ihm herrühren, auf einen heutigen Leser einen lächerlichen Eindruck macht, ist kein Argument für die Altersbestimmung; berechtigt ist nur das eine, daß Erec im Aufbau und in der Geschlossenheit des Grundgedankens allerdings auch einzelne der uns erhaltenen Werke übertrifft, die bedeutend jünger sind. Somit läßt sich auch damit nichts beweisen.

sagen, entweder hat der Dichter aus uns unbekannten Gründen nicht die historische Reihe gewählt oder er hat den Erec an die Spitze gestellt, weil er ihm unter den Jugendwerken die größte Bedeutung zumaß, oder Erec ist wirklich seine erste Dichtung. Die Entscheidung darüber wird dadurch fast unmöglich, daß nicht nur alle anderen Werke uns fehlen, sondern auch dadurch, daß wir nicht wissen, was der Mors de l'espaule ist. Hatte man darin früher die Erzählung von Pelops gesehen, so hat G. Paris (Mél. hist. lit. 250) mit Recht zunächst betont, daß jedenfalls Ovid nicht die Vorlage abgegeben hat. ,,Il faudrait que le poète eût trouvé l'histoire dans une glosse ou fût allé la chercher dans Hygin. Mais cette histoire étrange et, en somme, toute épisodique se prêtait-elle à une traduction? N'aurait-elle pas été dénouée de tout intérêt pour des lecteurs français? Le titre de Mors de l'épaule conviendrait d'ailleurs assez mal: Céres ne se contenta pas de mordre dans l'épaule de Pélops, elle la dévora toute entièrement. Pour toutes ces raisons, je doute que le mors de l'espaule fût une traduction de l'histoire de Pélops; et je me demande si ce n'était pas un conte d'une tout autre provenance."

Es ist schwer, darüber ins Reine zu kommen. Die Fabel bei Hygin 83 lautet: *Pelops, Tantali et Diones, Atlantis filiae, filius, cum esset in epulis Deorum a Tantalo caesus, bracchium eius Ceres consumpsit. Qui a Deorum numine vitam recepit; cui cum cetera membra, ut fuerunt, coissent, humero non perpetuo eburneum eius loco Ceres aptavit.* Sonst könnte noch Servius zu Aeneas 603 in Betracht kommen. Es heißt da: *Tantalus, rex Corinthorum, amicus numinibus fuit. Quae cum frequenter susciperet et quoddam tempus defuisset epulae filium suum Pelopem occidit et diis epulandum apposuit. Tunc abstinentibus cunctis Ceres umerum suum exedit et cum eum dii per Mercurium revocare ad superos vellent, eburneus ei est umerus restitutus.* — Dadurch, daß in dieser zweiten Stelle die Schulter, nicht der Arm, genannt wird, steht sie zweifellos der französischen Andeutung näher, aber die Einwände von G. Paris bleiben doch bestehen. Nimmt man an, daß der ,,Schulterbiß" eine brittannische Erzählung sei, so ergibt sich folgende Entwickelung. Erst eine brittannische Erzählung, dann die Liebestheorien des Ovid, dann wieder zwei brittannische Erzählungen, dann Übersetzungen der Metamorphosen, und nun als ganz neues die Bearbeitung eines griechischen Romans. Während aber Crestien im Eingang des Cligés noch ausdrücklich sagt

Ceste estoire trovons escrite
Que conter vos vuel et retreire
An un des livres de l'aumeire
Mon seignor saint Pere a Biauvez.
De la fu li contes estrez,
Don cest romanz fist Crestiiens C. 13

bezeichnet er den Lancelot und den Löwenritter direkt als *romanz*, vgl.

Des que ma dame de Champaigne
Viaut que romanz a feire anpraigne K. 1

und

Del chevalier au lion fine
Crestiiens son romanz einsi L. 6814.

Das Verhältnis von *conte* und *romanz* wird noch deutlich durch

Calogrenanz,
Uns chevaliers mout avenanz,
Qui lor ot comancié un conte
Non de s'enor, mes de sa honte. L. 57

Der *conte* ist danach eine kleinere Erzählung einer Begebenheit, der *romanz* dagegen schon etwa das, was wir heute einen Roman nennen, eine Erzählung, die nicht nur durch die Länge, die Vielheit der Ereignisse, sondern namentlich auch durch die psychologische Darstellung des Helden oder der Hauptpersonen und dadurch, daß zum rein Tatsächlichen die Reflexionen treten, sich auszeichnet. Daß der Begriff der Übersetzung aus dem Lateinischen noch damit verbunden sei, wie dies im *romanz d'Eneas, de Troie, de Rou* der Fall ist, braucht man für Crestien nicht mehr anzunehmen, vgl.

et lisoit
Une pucele devant lui
An un romanz, ne sai de cui L. 5364,

wo es sich doch nur um Unterhaltungslesestoff handeln kann, und vor allem den Schluß des Löwenritters.[2])

[2]) Die Bedeutung von *romanz* bei Wace ist nicht recht klar. Die zwei in Betracht kommenden Stellen sind schon von P. Völker ZRPh. X. 495 und 498 hervorgehoben worden. Der Dichter klagt, daß sein Gewerbe lange nicht mehr so angesehen sei wie ehedem:

Mais or puis jeo lunges penser
Liures escrire et translater
Faire rumanz et serventeis Rou III, 151.

An der anderen Stelle hebt er die große Last hervor, die die Übersetzung der Gesta Normannorum bedeute, und gebraucht dabei den Ausdruck *metre en romanz*, knüpft daran seine Lebensbeschreibung und erzählt, nach seiner Rückkehr aus Frankreich

de romanz faire m'entremis. Rou III, 533.

Kann es sich hier nicht wohl um etwas anderes als um die Übersetzungstätigkeit handeln, so scheint der Gegensatz zu *translater* einerseits, zu *serventeis* andererseits dem *romanz* eher die Bedeutung *Unterhaltungslesestoff* zu sichern. Aber wir haben keine Spur einer solchen Schöpfung unseres Dichters, vor allem paßt sie auch nicht in sein ganzes Wesen. Nehmen wir außer den großen Werken noch die drei Gedichte aus der kirchlichen Literatur und geben wir *serventeis* die Bedeutung „poèmes didactiques et moraux", wie G. Paris will (R. IX, 596), oder beziehen wir es geradezu auf diese kleineren Schöpfungen: ein Roman in Crestienscher Weise ist mit der geistigen Art von Wace und auch mit seiner Zeit und Umgebung schwer vereinbar.

Wenn nun Crestien den Erec noch nicht als *romanz* bezeichnet oder wenn er ihn gar als *conte* betrachtet hätte, so würde sich daraus ergeben, daß zwischen Erec und Cligés eine folgenschwere Entwicklung fällt, und es wird sich nur fragen, ob das Studium Ovids diese Entwicklung bedingt hat.

Nicht zu bestimmen ist das zeitliche Verhältnis zu Filomena. Denn auch wenn diese Dichtung ein Werk Crestiens wäre,[3]) so ist ihr Inhalt doch ein so gänzlich verschiedener, daß ein Vergleich mit Erec zu keinem Ergebnis führen kann.

Was sodann die Abfassungszeit von *Tristan* und *Erec* betrifft, so geht die allgemein verbreitete Ansicht dahin, daß Tristan älter sei (G. Paris R. XII, 462), oder daß der Dichter, als er Erec schrieb, „sein Tristanmaterial sich zurechtgemacht haben könnte für den nächsten in Vorbereitung befindlichen Roman, seinen Tristan" (Foerster Wb. 28). Die Annahme stützt sich lediglich auf die vier Anspielungen

Por voir vos di qu'Iseuz la blonde
N'ot tant les crins sors ne luisanz V. 424

Onques, ce cuit, tel joie n'ot
La ou Tristanz le fier Morhot
An l'isle saint Sanson vainqui. V. 1247

An cele première assanblee
La ne fu pas Jseuz anblee
Ne Brangiens an leu de li mise V. 2075[4])

---

[3]) Seit der Text bekannt ist, haben sich außer dem Herausgeber De Boer in der Einleitung und Rom. XLI, 94, ZRPh. XXXVII, 637, noch Salverda de Grave Museum XVII, 176 und Wilmotte Rom. XLIII, 116, für, Foerster Wb. 24*, Schultz-Gora ZRPh. XXXVII, 232 gegen die Zuteilung an Crestiien ausgesprochen. Ich möchte mich diesen letzteren anschließen. Eine für die Champagne ganz unmögliche Form ist *roie* aus *rauca*, Vers 20 durch den Reim mit *joie* für den Dichter gesichert; sie gehört dem Westen an, s. Brüch ZRPh. XXXVI, 312. De Boers Ausweg, daß Crestien zunächst westfranzösisch geschrieben habe (Pyrame 23 Anm.) wird bei näherem Zusehen niemand einschlagen wollen. Daß der Dichter Crestien gekannt und im Stile nachgeahmt hat, ist klar, aber gerade die Art und Weise, wie dieser Zweifel in Selbstfragen und Antworten ausdrückt, ist V. 9 f. so ungeschickt angebracht, wie man ihm das selbst in seinen Anfängen nicht zutrauen darf.

[4]) Abweichend von Foerster möchte ich übrigens diese ganze Stelle folgendermaßen interpunktieren:

S'orroiz la joie et le delit
Qui fu an la chambre et el lit
La nuit quant il assanbler durent.
Evesque et arcevesque i furent
A cele premiere assanblee.
La ne fu pas Jseuz anblee
Ne Brangiens an leu de li mise.

O lui une dame si bele
Qu' Iseuz sanblast estre s' ancele V. 4945.

Ich glaube nicht, daß, wüßten wir nicht anderweitig, daß Crestien einen Tristan gedichtet hat, irgend jemand Glauben gefunden hätte, der aus diesen vier Stellen hätte auf die Abfassung eines Tristanliedes durch unsern Dichter einen Schluß ziehen wollen. Sie besagen nur, daß er den Tristan kannte, wie ja gleichzeitig etwa Bernart von Ventadorn, der auch auf Tristan anspielt.

Aber etwas anderes möchte ich zu erwägen geben. Überall da, wo monogamistische Anschauungen herrschen, spielt die Frage nach dem Verhältnis von Liebe und Ehe in der Wirklichkeit und in der Literatur eine große Rolle. Es kommen dabei vier verschiedene Formen in Betracht, die sich kurz folgendermaßen darstellen:

1. Gatte und Geliebter sind ein und dieselbe Person.
2. Gatte und Geliebter sind verschieden.
3. Nur Geliebter, nicht Gatte.
4. Nur Gatte, nicht Geliebter.

Der vierte Typus zieht naturgemäß leicht den zweiten nach sich, er ist daher litterarisch der am wenigsten behandelte, doch kann unter den Spinnstubenliedern der älteren französischen Lyrik die chanson der mal mariée unter Umständen hier eingereiht werden, in der heutigen Litteratur manches von der „unverstandenen Frau“. Die Verherrlichung von eins ist Erec von Anfang bis Ende, das hohe Lied von zwei der Tristan, Cligés ist anfangs drei, später eins. Nun hat Crestien in Mabonagrain und seiner Geliebten im Erec den Typus drei in bewußtem und tadelndem Sinne dem Typus eins gegenübergestellt:

Il iert mout biaus et avenanz.
La feïmes noz covenanz
Antre nos deus teus con nos sist.
Ains ne vos rien qu'il ne vossist
Tant qu'a amer me comança
Si me plevi et fiança,
Que toz jorz mes amis seroit
Et que il ça m'an amanroit;
Moi plot et lui de l'autre part.
Lui demora et moi fu tart,
Que ça m'an venisse avuec lui;
Si nos an venimes andui,
Que nus ne le sot fors que nos. V. 6275.

Im Gegensatz zu dieser heimlichen Entführung, die lediglich auf der Liebe beruht, mit der keine Ehe verbunden ist, und die ja dann auch schlecht ausfällt, kann Enide von sich berichten:

Bele cosine, il m'esposa
Si que mes pere bien le sot
Et ma mere grant joie an ot. V. 6294

Soll man nun annehmen, daß Crestien zunächst Typus zwei dargestellt habe (Tristan), dann eins mit so starker Betonung, daß er als Folie drei daneben stellte, dann eins oder drei als Gegenstück für zwei? Natürlicher scheint mir zu sein, daß der Erec als Ideal ritterlicher Liebe und Treue an der Spitze stand. Die provenzalische, schon von Wilhelm von Poitou gepflegte, in der Schule des Herrn Eble verfeinerte, von Bernart von Ventadorn, dem Zeitgenossen Crestiens, zur höchsten Vollendung gebrachte Verherrlichung des dritten Typus in der Lyrik[5]) konnte einen höfischen Romandichter wohl veranlassen, zum Tristanstoffe zu greifen; vielleicht infolge eines Auftrages, das wissen wir nicht. Hätte er erst später den Erec als ausgesprochene Darstellung von eins geschrieben, so hätte er schon damals, wollte er eine Kontrastfigur schaffen, sich gegen den Tristan wenden müssen. Wenn ihm aber damals die „escola n'Ebló" noch nicht litterarisch genauer bekannt und der Tristan noch nicht in diesem Sinne in sein Gesichtsfeld getreten war, so war für den Verfechter der ehelichen Liebe als Gegensatz nicht die außereheliche, sondern die freie Liebe das Gegebene.[6])

Betrachten wir nun zunächst den Erec nach seinem Aufbau und seinen Bestandteilen.

Schon G. Paris hat darauf hingewiesen, daß der ganze, 6958 Verse umfassende Roman außer dem Prolog, Vers 1—26, in vier selbständige Teile zerfällt (R. XX, 158), die ich betiteln möchte als „Erec's Brautfahrt" 27—1844, „die Prüfung Enidens" 1855 bis 5259, „das Abenteuer der *joie de la cour*", 5260—6410 und „Erecs

[5]) Vgl. Appel, Bernart von Ventadorn LVI ff.

[6]) Zu erwägen wäre noch Folgendes. Es ist immerhin auffällig, daß vom Tristan auch nicht die geringste Spur übrig geblieben ist, während wir von den anderen Romanen nicht nur zahlreiche Handschriften, sondern auch außerhalb Frankreichs Bearbeitungen und Übersetzungen haben. Das weist doch wohl darauf hin, daß der Tristan wenig Anklang gefunden hat und neben dem Thomas'schen und später dem Beroulschen nicht aufkommen konnte. Wußte und empfand der Dichter das, so mochte er bei dem neuen Werke wohl auf die früheren hinweisen und betonen, daß er auch eine Tristan-Dichtung geschrieben hat, dabei den Roman an die Spitze stellen, der den besseren Erfolg für sich hatte. Wenn aber seine Tristan-Bearbeitung nicht gefiel, so mochte er um so eher dem Stoff keinen Gefallen mehr abgewinnen und sich nun direkt gegen einen Roman wenden, bei dessen Behandlung andere den Geschmack der Leser besser getroffen hatten. Crestien hat denn auch nach dem Cligés nie mehr auf Tristan angespielt. — Diese Erklärung stellt den Dichter auf etwas weniger hohen ethischen Standpunkt als es Foerster tut, aber sie bewegt sich mehr innerhalb der Durchschnittsnatur des Menschen und ist darum vielleicht nicht unwahrscheinlicher.

Krönung" 6411—6958. Die zwei ersten, die umfangreichsten, sind auch inhaltlich die wichtigsten, die anderen vornehmlich aus der Freude am Erzählen und um dem ganzen Werke einen bestimmten Umfang zu geben daran angefügt, aber doch namentlich der dritte auch innerlich mit dem vorhergehenden verbunden. Es wird sich empfehlen, zunächst jeden Teil für sich zu betrachten.

1. Der Prolog bietet inhaltlich und sprachlich so mancherlei Schwierigkeit, daß G. Cohn nur die ersten acht Verse für echt hält, s. ZFSL. XXXVII[1], 95. Foerster lehnt das als Hyperkritik ab Wb. 54*. Aber es bleiben doch manche Schwierigkeiten: der Wechsel der Person: *Por ce dit Crestiiens de Troies* —————*Des or comancerai l'estoire* ————— *De ce s'est Crestiiens vantez*[7]), der Konj. *doit* statt *doive*, die Verwendung von *estoire*, worum man nicht so leicht herumkommt und was alles von Cohn betont worden ist. Wenn Foerster im Wb. *estoire* E 23, C 18 als „Geschichte", E 5738, 6736 „die angebliche Quelle des Dichters" übersetzt, so ist das nicht ganz richtig, denn auch im Cligés ist *estoire* die Quelle. Ich nehme auch an *conte d' avanture* Anstoß. So geläufig uns der Ausdruck „Abenteuerroman" ist und also auch „Abenteuererzählung" sein könnte, so hat *avanture* doch bei Crestien diese enge Bedeutung noch nicht, es heißt „Ereignis, Vorgang, Begebenheit", nicht „wunderbare Geschichte". Foerster übersetzt zwar C 3469, 5537, L 177 mit „Abenteuer", L 3826 „Böses Abenteuer". Allein dazu liegt kein Grund vor. An der letzten Stelle, um nur diese zu besprechen, wird erzählt, daß die Bewohner der Stadt weinen *d'une avanture se desmaient Qu'il atandent a l'andemain*, nämlich, daß der Riese die vier Söhne des Schloßherrn töten werde. Das ist kein „Abenteuer" sondern ein „Unglück", eine „Gefahr". Auch bei Marie de France kommt man überall mit der älteren Bedeutung durch. Wenn Guigemar

[7]) Man wende nicht den Eingang des Karrenritters dagegen ein, wo auch der Dichter zuerst in der ersten, dann in der dritten Person spricht. Hier liegt ein klarer Aufbau vor: Vers 1—24 sprechen von dem Auftrage der Gräfin und enthalten ihr Lob, also gewissermaßen eine rein persönliche Angelegenheit zwischen ihm und seiner Gönnerin. Vers 24 setzt dann ganz sachlich ein:

Del chevalier de la charrete
Comance Crestiiens son livre.

Nach heutigen Druckgepflogenheiten würden die ersten 24 Verse auf eine eigene Seite kommen, auf der nächsten das Buch mit V. 25 anheben. Ähnlich verhält es sich im Löwenritter:

Del chevalier au lion fine
Crestiiens son romanz einsi;
Qu'onques plus conter n'an oi
Ne ja plus n'an orroiz conter,
S'an n'i viaut mançonge ajoster. V. 6814

erst der offizielle unpersönliche Abschluß und die Signatur des Werkes, dann eine persönliche Bemerkung.

verwundet im Schiffe liegt und das Schiff wegfährt, so daß er nun *ne set que faire* und es dann heißt

n'est merveille se il s'esmaie,
Kar grant dolur out en sa plaie.
Suffrir li estuet l'aventure V. 197

so liegt in dem *aventure* mindestens ebenso sehr der Gedanke an das, was begegnet ist, an die Verwundung, an der er leidet, wie an das, was etwa kommen könnte: „er muß schon ertragen, was geschehen ist". Erst später hat sich und zwar wohl unter dem Einfluß jener Litteraturgattung, als deren erster Vertreter eben der Erec gilt, die Bedeutung entwickelt, die dann auch eine Verbindung wie *conte d' avanture* möglich macht.[8])

Unverständlich in des Dichters Munde ist endlich das Perf. *s'est vantez.* Hier am Eingang des Werkes wäre doch nur das Präsens am Platze.

Wenn somit der Sprachgebrauch wie die von Cohn hervorgehobenen inhaltlichen Schwierigkeiten die Verse 9—26 als jünger erweisen, so können sie doch nicht einfach hinzugefügt worden sein. Denn einmal fehlt jeder Übergang von der allgemeinen Bemerkung in V. 1—8 zu der Erzählung und zweitens fehlt der Name des Verfassers, was beides nicht Crestiens Art, wie sie uns in seinen anderen Werken entgegentritt, entspricht. Dem ersten Übelstande könnte man in der Weise begegnen, daß man auch V. 1—8 ausschaltet und dann etwa sagen würde, ein Nachdichter habe nach dem Muster von L 31

Qu'ancor vaut miauz, ce m est a vis,
Uns cortois morz qu'uns vilains vis.
Por ce me plest a raconter
Chose qui face a escouter

einen Eingang gedichtet. Allein damit kommt man vom Regen in die Traufe. Im Cligés wie im Löwenritter treffen wir zunächst Eingangsverse und wenn der Karrenritter mit

Artus li buens rois de Bretaigne

anhebt, so folgt doch auch hier eine allgemeinere Betrachtung. Es führt also alles dahin, daß die Eingangsverse überarbeitet worden sind und zwar darf man am ehesten annehmen, daß *por* (oder *par*) *ce dist Chrestiens* noch dem Original angehört hat.

2. Der erste Teil, Erecs Brautfahrt schließt, wie der Dichter selber sagt, mit Vers 1488:

---

[8]) So bei Reinauld de Beaujeu, der im Bel Desconeu das Auftreten des schönen Unbekannten als *aventure* bezeichnet V. 133 und nun auch sagt

Por li veul un roumant estraire
D'un moult biel conte d'aventure V. 4

und noch deutlicher

Quant l'aventure est avenue V. 133

Ci fine li premerains vers.

Dazu Foersters Anmerkung in der großen Ausgabe: „Eine sonst nicht vorkommende Einteilung des Abenteuerromans, die aber im weiteren Verlaufe nicht mehr wiederholt wird. *Vers* bedeutet hier ‚Abteilung eines Gedichtes im Allgemeinen wie auch sonst'; in der kleinen: ‚Hauptteil eines Abenteuerromanes ist sonst noch nicht belegt'". Also ein technisch-stilistisch und sprachlich ungewohntes Vorgehen, für das man irgend eine Erklärung suchen muß, das um so auffälliger ist, als es von seinem Urheber nicht wieder angewendet wurde. Eine einfache Lösung wäre die folgende.[9] Der Dichter hat ursprünglich nur diese eine Erzählung verfaßt und sie mit den Worten geschlossen

Ici fenist d'Erec li vers.

Später hat er eine zweite Erzählung daran angefügt und nun eine leichte Änderung dieses Verses vornehmen müssen. Ich würde danach die Lesart von CE *Ici fenist li premiers vers* vorziehen. Mit dieser Erzählung entfernt Chrestien sich noch nicht allzu sehr vom Typus des Lai. Wenn auch doppelt solang wie der längste von Maries Verserzählungen teilt Erecs Sperberfang mit diesen die Geschlossenheit der Handlung und unterscheidet sich dadurch sehr wesentlich von den Romanen, für die die Einführung immer neuer Schwierigkeiten und Kämpfe geradezu kennzeichnend ist. Allerdings findet sich ein Anfang dazu schon hier. Inhaltlich nämlich scheiden sich zwei scheinbar miteinander nur lose verknüpfte Erzählungen aus: die Jagd auf den weißen Hirsch, deren Held Artus ist, und die Sperbergeschichte, in deren Mittelpunkt Erec steht. Allein bei näherem Zusehen ergibt sich ein enger Zusammenhang. Erec soll als ritterlicher Held sich vor allen anderen auszeichnen. Dazu gehören nicht nur ritterliche Tugenden, er muß nicht allein im Kampfe einen bisher unbesiegten Ritter bezwingen, dazu gehört auch, daß seine Geliebte alle anderen Frauen an Schönheit übertrifft. In der Tat läuft alles darauf hinaus, nicht nur Erecs Tapferkeit sondern auch Enide in das hellste Licht zu stellen. Ihr Vater ist durch unglückliche Kriege verarmt:

Tant ai esté toz jorz an guerre
Tote an ai perdue ma terre
Et angagiée et vandue. V. 515

[9]) G. Paris will *mers* statt *vers* lesen, mit Rücksicht auf P. Paris. Ms. frç. III, 85:

Tresqu'or ai si treté la rime
Que chascuns coples a sa rime
Or le vous traisrons per lons vers
Si vous deviserons par mers.

In der Tat folgen dann Reimreihen, so daß also *mers* eine Bezeichnung der Tirade ist. Aber Crestien schreibt keine Tiraden. Derselbe Einwand gilt gegen Nitzes Übersetzung „the first part — — litterally the first *laisse* or *strophe*" (RPh. XI, 455).

Aber er bleibt stolz, er läßt sich nicht von seinem reichen Schwager unterstützen, verschmäht es, durch ihn seiner Tochter schöne Kleider schenken zu lassen, er gibt sie auch nicht dem ersten besten zur Frau.

A dons soz ciel ne roi ne conte
Qui ëust de ma fille honte
Qui tant par est bele a mervoille
Qu'an ne puet trover sa paroille?
Mout est bele, mes miauz assez
Vaut ses savoirs que sa biautez.
Onques Deus ne fist rien tant sage
Ne qui tant fust de franc corage
Quant je ai de lez moi ma fille
Tot le mont ne pris une bille.
C'est mes deduiz, c'est mes deporz,
C'est mes solaz, c'est mes conforz,
C'est mes avoirs, c'est mes tresors.
Je n'aim tant rien come son cors. V. 533

Auch wenn Erec von der Base[10]) Enidens den Zelter, nicht aber vornehme Gewänder annimmt, so entspricht es Erecs Charakter: seine Braut soll durch ihre angeborene Schönheit, nicht durch äußeren Putz glänzen und sie soll dadurch, daß die Königin ihre Ausstattung besorgt, besonders geehrt werden.[11]) Mit welcher Feinheit der Dichter gerade diese Frauengestalt zu zeichnen bestrebt war, zeigt auch V. 1751 ff.:

Quant la bele pucele estrange
Vit toz les chevaliers an range,
Qui l'esgardoient a estal,
Son chief ancline contre val,
Vergoigne an ot, ne fu mervoille,
La face l'an devint vermoille;
Mes la honte si li avint
Que plus bele assez an devint.

[10])
Sa cosine estoit germainne
Et niece le conte demainne. V. 1357

also hat der Schloßherr außer dem verarmten Schwager noch einen verheirateten Bruder oder eine Schwester? Ich würde *fille* der Hs. H (und E) um so eher in den Text setzen, als doch nach Foersters Stammbaum H dem Urtext am nächsten steht und „C öfter kühn ändert“ (S. IV).

[11]) Foerster sieht hierin einen märchenhaften Zug (ZFSpL. XXXVIII[1] 175). Ich habe Bedenken, weil dieser Zug doch eben nicht irgendwie stört oder übernatürlich ist, sondern in der oben gegebenen Weise vortrefflich zu der ganzen Art der Charakterisierung paßt. Daß der Dichter ein Märchen gekannt habe, in der ein Königssohn ein schönes oder edles, aber armes oder arm scheinendes Mädchen freit und es in den armseligen Kleidern an seinen Hof bringt, ist ja möglich, aber soll man ihm wirklich so wenig Gestaltungskraft zuerkennen, daß er nicht ganz selbständig auf die in diesen Versen gegebene Zeichnung gekommen sein sollte?

Es galt nun aber auch an Artus Hofe ihr den Preis der Schönheit zuzuerkennen und dazu bediente sich der Dichter der Hirschjagd Der weiße Hirsch ist eine alte Märchenfigur, die in verschiedenen Formen erscheint und im XII. Jahrhundert ihren Weg auch ins Epos gefunden hatte. Ob Crestien nur ganz allgemein von dem Wundertier wußte oder ob er eine bestimmte Erzählung im Gedächtnis hatte, wissen wir nicht. Daß hier der Gereint die ältere Fassung bewahrt habe, wie Edens, Zenker und ihm folgend Pschmand, Die Sage von der verfolgten Hinde S. 115 meinen, glaube ich ebensowenig wie Hilka (LBlGRPh. XXXVII, 60). Nach der kymrischen Darstellung hätte der glückliche Jäger den Kopf des Wildes seiner eigenen Geliebten oder der eines Genossen überreichen dürfen. Als Artus nun den Hirsch getroffen hat, „tous se mirent alors en marche, discutant au sujet de la tête du cerf, pour savoir à qui on la donnerait: l'un en voulait faire présent à sa bien-aimée, un autre à la sienne; la discussion tourna à l'aigre entre les gens de la maison d'Arthur et les chevaliers' (Loth II, 129). Dann macht, als Erec und Enide gekommen sind, Genievre den Vorschlag, das Hirschhaupt der Enide zu geben, „tout le monde applaudit, Arthur le premier, et on donna la tête à Enide" (S. 135). Also die Königin trifft die Entscheidung, sie zeichnet ihren Gast aus. Man versteht hier vor allem die Streitigkeiten wegen der Zuteilung nicht. Hat der Jäger das Recht dazu, wie es scheint, und ist diese Zuteilung eine Aufmerksamkeit des vom Jagdglück begünstigten Königs, so ist eine solche Aufmerksamkeit nicht genügend Grund zu Mißhelligkeiten, aber es ist ja nicht einmal Artus, der das tut. Hat die Königin das Recht der Entscheidung, so sieht man nicht ein, warum gerade der König den Hirsch erlegt. Das Ganze macht den Eindruck einer nicht verstandenen oder halb vergessenen Erzählung. Ganz anders bei dem Franzosen. Nicht der materielle Gewinn eines Hirschkopfes, sondern für den Jäger die Belohnung, für die Frau die Auszeichnung durch den Kuß, womit doch eben der Gedanke verbunden ist, daß sie die begehrenswerteste, die schönste sei, ist das, was zum Ausdruck gebracht werden soll. Und diese Auszeichnung kann nicht durch den ersten besten, sie muß durch den König geschehen, denn dadurch erhält sie erst ihre volle Bedeutung. Der Dichter steigert dann noch die Spannung.

Gauvains Einwand

Ancor a il ceanz cinc çanz
Dameiseles de hauz parages
Filles a rois, jantes et sages,
N'i a nule, n'et a ami[12])
Chevalier vaillant et hardi
Qui chascuns desresnier voudroit,

[12]) So wohl mit Recht G. Cohn, ZFrSpL. XXXVIII[1], 105.

> *Ou fust a tort ou fust a droit,*
> *Que cele qui li atalante*
> *Est la plus bele et la plus jante.* V. 50

erweist sich als nur zu berechtigt, die Entscheidung wird daher auf der Königin Rat verschoben und zwar, wie dies Becker LBlG RPh. XXXIV, 21 zutreffend bemerkt: „nicht weil sie erwartet, daß Erec die unvergleichliche Enide mitbringen werde, sondern weil der Haueninstikt sie antreibt, Zeit zu gewinnen", im Grunde aber natürlich, weil Enide als die allein würdige ausgezeichnet werden soll. So ist das Ganze mit großem Geschick und für jene Zeit feiner psychologischer Begründung aufgebaut, von dem Kymren aber offenbar gründlich mißverstanden worden. Auch daß die früher von Gauvain gefürchtete und nach Vers 290 ff. auch geschilderte Eifersucht jetzt unterbleibt, daß vielmehr

> *Tuit s'escrïent a une voiz:*
> *„Sire, par Deu et par sa croiz!*
> *Bien la poez beisier par droit;*
> *Que c'est la plus bele que soit"* V. 1821

ist keineswegs ein Widerspruch, sondern ein weiterer Beweis von Enidens alle überstrahlender Schönheit.

Wenn also die Hirschjagd so, wie sie Chrestien darstellt, und die damit verbundene „costume" sehr wohl des Dichters Eigentum sein kann, so verhält es sich ganz anders mit dem Kampf um den Sperber, also der eigentlichen Erzählung.

Aus Anlaß der deutlich dem Erec nachgedichteten Sperberepisode des Durmart schreibt G. Paris: „il a toute l'absurdité qu'on rencontre trop souvent dans les contes de Bretagne: la beauté se constate et ne se prouve pas, surtout de cette étrange manière; et quoi de plus moins conforme à la dignité et à la modestie d'une femme que l'auteur prétend élever au-dessous de toutes les autres, que de traverser toute l'Irlande pour venir de se faire déclarer belle moyennant que le champion qui l'accompagne sache mieux se battre que Cardroain?"[13]) Das ist modern gedacht, nicht mittelalterlich. Der Zweikampf, der den Entscheid bringt, ist natürlich tatsächlich und vielleicht auch ursprünglich einfach das Recht des Stärkern, aber frühzeitig ist er ethisch dadurch gerechtfertigt worden, daß er als Gottesgericht gilt. Der Sieger hat seine Überlegenheit nicht sich selbst, sondern Gott zu verdanken, die Entscheidung ist danach eine göttliche, also richtige, auch wenn sie für uns nicht einleuchtend sein sollte.

Aber trotz dieser an sich möglichen Auffassung ist die Crestiensche Darstellung nicht die ursprüngliche, vielmehr hat der Zweikampf eine ganz andere Bedeutung. Die Geschichte vom Sperber als Schönheitspreis liegt uns in sieben Versionen[14])

---

[13]) Les romans de la Table Ronde 128.

[14]) Zuletzt zusammengestellt von Nitze MPh. XI, 450, Anm.

ver, die zeitlich alle jünger sind als Crestien, und mit einer Ausnahme auf Erec zurückgehen[14]), also für die Ursprungsfrage nicht in Betracht kommen. Nur Andreas Capellanus geht eigene Wege, so daß Baist bei ihm geradezu die Wiedergabe des Lais sieht, den Crestien benutzt und wesentlich umgeändert hätte (s. Foerster K. LXXII), wogegen G. Paris allerdings meint: „l'épervier conquis par l'amant de la plus belle est emprunté à Erec" (R. XII, 532). Die Verschiedenheit der beiden Erzählungen besteht in drei wesentlichen Zügen. Die Gewinnung des Sperbers ist bei Andreas mit einer Reihe von märchenhaften Schwierigkeiten verbunden; der Ritter, der den Vogel bewacht und verteidigt, ist nicht gleichzeitig ein Rivale; die Schöne, für die er beansprucht wird, ist nicht anwesend, sondern hat ihren Ritter ausgeschickt: *Cuiusdam Britanniae dominae dum postulares amorem, ipsa dixit tibi, quod eius nunquam posses amorem lucrari, nisi eius primitus victoriosum*[16]) *reportares accipitrem, qui in Arturi curia super aurea dicitur pertica residere* (S. 286 ed. Trojel). Dieser dritte Zug ist sekundär. Es entspricht höfischer Auffassung, daß die Gewährung der Liebe an ritterliche Leistung geknüpft wird, wogegen im Märchen wohl der Vater, nicht aber das Mädchen solche Mutproben verlangt. Die Gewinnung des Vogels, namentlich in der märchenhaften Ausschmückung des Andreas, ist ein weitverbreitetes Motiv, das als Schlußteil des Märchens vom Goldenen Vogel (Grimm 57) und vom Wasser des Lebens (97) erscheint, man sehe die über die ganze Welt verbreiteten Versionen bei Bolte-Polívka, Anm. zu den Kinder- und Hausmärchen der Gebrüder Grimm; abweichend von Crestien und Andreas ist dabei, daß mit dem Vogel auch die Befreiung einer Jungfrau verbunden ist, die natürlich dem Sieger zufällt.

Die Umsetzung in die ritterliche Auffassung ist also in der Weise geschehen, daß der Vogel als Schönheitspreis gilt, die Jungfrau nicht mehr zu befreien ist, daß bei Crestien der sie bewachende Riese zum gleichberechtigten Ritter wird, der ebenfalls seine Schöne hat, bei Andreas der Ritter der blind die Launen seiner Herrin befolgende Sklave ist. Diese letztere Umgestaltung ist, so sehr sonst hier der alte Charakter bewahrt ist, jünger: dem Crestien des Erec ist sie noch ganz fremd, erst beim Karrenritter wäre sie möglich. Sie kann aber nach dem ganzen Charakter der Schrift de Amore von Andreas oder doch in seinem Kreise entstanden sein. Daß ihr der Erec zugrunde liegt, ist bei dem übrigen Inhalt ausgeschlossen. Andererseits kann auch Crestien kaum einen Lai in der Art der Erzählung des Andreas vor sich gehabt haben.

---

[15]) Vgl. Saran, PBB. XXI, 351, Heukenkamp, Li chevaliers au papagai XXXXII, Schofield, Studies on the Libeaus Desconus 133.

[16]) Obschon alle Hss. den Akkusativ bieten, möchte ich doch meinen, daß *victoriosus* zu lesen sei, da ja doch nicht der Sperber siegreich ist.

Man wird also wohl sagen können, daß dasselbe Grundmotiv von den beiden Dichtern in verschiedener Weise ihren Zwecken dienstbar gemacht worden ist, daß beide auf eine gemeinsame Grundlage zurückgehen, die aber von der Verritterlichung noch ziemlich weit entfernt gewesen sein muß. Die Szenerie bei Andreas ist stark keltisch, bei Crestien indifferent, was auch für diesen internationalen Stoff zunächst auf eine brettonische Erzählung schließen läßt.[17])

Weiter hat die Erec-Forschung nicht zu gehen. So wenig gerade diese Erzählung von Crestien frei erfunden ist, so selbstverständlich ist es, daß die Frage nach ihrem letzten Ursprung nicht vom Standpunkte der Crestienphilologie aus gelöst werden kann. Es bleibt für diese vollständig gleichgültig, daß „die heroischen Partien der Artusepen Umbildungen von Märchen und diese Märchen vielfach Niederschläge der irischen Heldensage sind, d. h. in der Hauptsache der Sage von dem irischen Nationalhelden Cuchulin" (Ehrismann PBB. XXX, 16), wie es für die Beurteilung von Crestiens Sprache zwar wichtig ist, die Sprache des XI. und XII. Jahrhunderts zu kennen, wogegen die Entstehung des Französischen aus dem Lateinischen gleichgiltig bleibt. Foersters Ablehnung dieser Sagenforschung, solange es sich um die Beurteilung Crestiens handelt, ist daher ebenso berechtigt, wie der Hohn, den er für diese Forschung hat, es nicht ist.

3. Enidens Prüfung.

Quant Erec sa fame reçut,
Par son droit nom nomer l'estut;
Qu' autremant n'est fame esposee,
Se par son droit non n'est nomée.
Ancor ne savoit nus son non;
Lors premierement le sot on;
Enide ot non an baptestire. V. 2025

Die Art und Weise, wie die bisher namenlose nun als Enide eingeführt wird, ist sehr merkwürdig. Daß die Braut bei der Trauung ihren Namen nennen muß, ist selbstverständlich, aber warum wußte man ihn vorher nicht? In Crestiens späteren Romanen finden wir etwas derartiges nicht: Soredamors erscheint im Cligés 444 sofort mit ihrem Namen, ebenso wird Fenice in dem Augenblicke genannt, wo sie auftritt, V. 2725; im Ivain, der ja manchen Anklang an Erec zeigt, wird zunächst nur von der „dame" gesprochen, dann aber heißt es

[17]) Gröber Grundr. II, 1. 498 bezeichnet die Sperberepisode als Variante der Hirschjagd. Das kann doch wohl nur ganz allgemein so gemeint sein, daß die Hand oder der Kuß der Schönsten als Belohnung dem Sieger zugesagt wird.

Veant toz ses barons se done
La dame a mon seignor Yvain.
Par la main d'un suen chapelain
Prise a Laudine de Landuc,
La dame qui fu fille au duc
Laudunet, dont on note un lai. V. 2148

Man beachte den Unterschied: im Erec die Erklärung, warum der Name jetzt erst genannt wird, im Ivain die einfache Tatsache. Ein Bedürfnis nach früherer Nennung war ja allerdings nicht da, Laudine ist für ihre Umgebung wie für Ivain die Schloßherrin, und erst mit der Trauung wird das Verhältnis der zwei Hauptpersonen ein derartiges, daß sich der Ersatz von „Dame" durch „Laudine" als nötig erweist.[18]) Nachdem Crestien nun im Erec schon den Präzedenzfall geschaffen hatte, brauchte er hier weiter nichts hinzuzufügen. Ganz anders im Erec. Es hätte nichts im Wege gestanden, gleich bei der ersten Begegnung die Tochter des verarmten Ritters zu benennen, wie im Cligés das Fräulein der Genievre, andererseits war in dem Märchen, das ich als Grundlage annehmen möchte, ein Name nicht genannt und nicht nötig, war es auch nicht in der Verserzählung, die mit V. 1824 schloß. Als dann aber eine Fortsetzung dazu kam, wurde der Name erforderlich und er wurde nun nicht einfach nachträglich in den ersten Teil irgendwo eingeflickt, sondern in geschickter Art neu eingeführt.

Der Name Enide selber ist sehr merkwürdig. Weder Zimmer noch Loth haben ihn in ihren Untersuchungen über den Namen Erec behandelt, offenbar weil sie nichts damit anzufangen wußten. Lot hat ihn mit kymr. *enit* „Feldlerche" verglichen (R. XXX, 21). Um diese Zusammenstellung einleuchtend zu machen, müßte nachgewiesen werden, daß bei Kymren auch sonst derartige Vogelnamen zu Personennamen werden und daß der Name Enid auch sonst im Kymrischen vorkommt. Beides ist, soweit man bisher weiß, nicht der Fall.[19]) Die kymrische Litteratur kennt

[18]) Auch im Karrenritter erfolgt die Nennung des Helden erst V. 3676 auf die Frage von Genievres Fräulein, wer der Ritter sei, der für die Königin kämpfe. Die Sache liegt hier infolge des eigentümlichen Verhältnisses von Lanzelot zu Gauvain etwas anders, ist aber auch in dem ganzen Aufbau des Romans begründet.

[19]) Das hat auch Foerster schon richtig bemerkt ZFSpL. XXXVIII[1]. 184. Wenn Zenker Zur Mabinogionfrage S. 96 schreibt: „ich kann auf Grund eigener Nachforschungen konstatieren, daß es mit Lots Behauptung seine vollständige Richtigkeit hat", so ist dazu zu bemerken, daß an dem Vorhandensein des kymr. *enid* „Waldlerche" auch Foerster nicht gezweifelt hat und vernünftigerweise nicht zweifeln konnte. Wie es aber eine unbegründete Behauptung, nicht etwas wissenschaftlich Bewiesenes ist, daß dieses *enid* mit dem Namen *Enid* identisch sei, so ist auch der Schluß, weil im heutigen Brettonischen eine Entsprechung fehlt, könne das Wort im XII. Jahrh. oder noch früher da auch nicht vorhanden gewesen sein, wie ihn Lot und Zenker ziehen, für jeden, der Wortgeschichte kennt, in dieser Fassung unverständlich.

Enide einzig und allein als Name der Gattin des Erec, sonst nicht, so daß man an seinem kymrischen Ursprung zweifeln darf. Allerdings erscheint derselbe Ausgang noch in kymr. *Gawdid* und das könnte natürlich auch dann für die Heimweisung von *Enid* von Belang sein, wenn wir das *En-* nicht deuten könnten, allein dieses *Gawdid* ist die regelmäßige Entwicklung des christlichen *Gaudia*, vgl. *Ligualid*, heute *Liwelydd* aus *Lugwallium* (GGA. 1930, 526, 1) und Pedersen. Vergl. Gramm. I 545, 5, S. 70). Ein zweiter Name auf *-ide* ist *Carsenefide*, die Mutter Enidens Erec 6884, aber das ist offensichtlich von Crestien selbst gemacht, im Ausgang in Anlehnung an *Enide*. Wenn somit *Enide* erst durch die Fortsetzung des alten Erec hereingekommen ist, so darf man wohl darin eine Schöpfung des Dichters sehen, bei der die Allitteration mit Erec den Anstoß, die Erinnerung an Eneas die Weiterbildung brachte.

Der Sinn dieses zweiten, auch inhaltlich selbständigsten Teils des Romans wird verschieden aufgefaßt. In der Einleitung zum großen Erec schreibt Foerster: „Kristian hat dann die nach damaligen Begriffen große Mésalliance[20]) geschickt zu motivieren gesucht, und baut nun auf dieser Grundlage sein herrliches psychologisches Problem auf: das Verliegen Erecs, das Verschulden Enidens, die durch ihre Klage sich zur Mitschuldigen macht, Erecs Erwachen, der nun seinerseits tief verletzt, daß diejenige, der er alles, sogar sich geopfert und die er aus nichts zu sich emporgehoben, an seinem Werte zweifeln kann, Enide auf die Probe stellt, die sie glücklich besteht“ (S. XLII). Später aber verschiebt sich die Beurteilung, vgl. Wb. 43* „Die These, die im Erec verarbeitet wird, betrifft das Verliegen des Ritters, der von der Minne des Weibes berückt, sich ihm ganz hingibt und seine Ritterpflichten völlig vernachlässigt und so seine Ehre einbüßt“. Anders G. Paris. „Elle (nämlich Enide) est le vrai centre de ce petit drame, qui a pour sujet la rupture momentanée de son bonheur conjugal, rétabli finalement avec plus de plénitude et de solidité; car en somme elle a réussi à travers ses rudes épreuves, non seulement à reconquérir son mari, mais à lui faire donner les preuves les plus éclatantes de cette prouesse, dont elle n' a jamais douté, mais dont la conduite d'Erec faisait douter les autres. Elle a donc eu raison en somme de lui parler comme elle l'a fait, et la moralité à tirer de ce récit, c' est qu'une femme ne doit pas laisser son mari, par amour pour elle, négliger les devoirs de sa

[20]) Daß der Text zu einer solchen Annahme irgendeine Handhabe biete, kann ich nicht finden. Sie wird auch dadurch wenig wahrscheinlich, daß Crestien keinen Anstoß daran nimmt, im Cligés den griechischen Kaisersohn mit Soredamors, dem Hoffräulein der Genievre zu verheiraten. Dieses ist allerdings die Schwester Gauvains, aber bei aller sonstiger Tüchtigkeit steht Gauvain im Range doch mindestens ebenso tief unter dem Kaiser, wie die Nichte des Schloßherrn unter dem König Lac.

vocation et renoncer à valoir. C'est une moralité élevée, qui peut s'appliquer à d'autres formes de la vie sociale qu'à celle de la société chevaleresque" (R. XX, 162). Das Verliegen stellt auch Gröber in den Vordergrund: „Der Grundgedanke stellt den Helden in Gegensatz zu Tristan, der, sich in der Liebe zu Isolde verliegend, der Idee eines Ehre suchenden, tatkräftigen Rittertums nicht entspricht; die Liebe soll den Ritter nicht tatlos werden lassen, wie es hier Mabonagrain geworden ist, sondern ihn zu ehrbringenden Unternehmungen anspornen, wie Erec, den der Stolz des geliebten Weibes, Enide, von Abenteuer zu Abenteuer treibt, die sie jedoch teilen muß, um selbst zu erkennen, welche Gefahren dem Ehrgeiz drohen, und Proben ihrer Hingebung und Treue abzulegen hat" (Grundr. II, 1, 499). Wieder etwas anders H. Emecke, Chrestien von Troyes als Persönlichkeit und Dichter S. 67: „Poetische Konzepzion zeigt sich erst in demjenigen Werke, dem Chrestien ein großes Problem: Konflikt zwischen Rittertum, und Liebe zu Grunde legt und glücklich gelöst hat, nämlich im Erec und Enide. Der Schwerpunkt der ganzen Handlung ist hier das Verliegen . . . . . Da Enide ihren Gatten dem ritterlichen Leben zurückgewinnen möchte, hat sie seine Eifersucht erregt. Eifersucht ist in der Folgezeit die Triebfeder seines Handelns. Aus Mißtrauen gegen seine Gattin legt er ihr eine Reihe von Proben ihrer Liebe und ihres Gehorsams auf. Er will sie sogar strafen dafür, daß sie ihn eine Zeitlang — wenn auch gegen ihren Willen — dem Rittertum entfremdet, ja entrissen hat; daher seine Härte gegen sie. Durch ihr verhängnisvolles Wort hat sie Unheil angerichtet: daher das Verbot zu sprechen". Endlich Roques äußert sich: „G. Paris a indiqué depuis longtemps le principe de la seule explication possible: il faut qu'Erec ait douté de l'amour d'Enide, puisqu'il déclare lui-même avoir volu l'essayer. Mais d'où provient ce doute? Evidemment de ce qu'Erec, tout entier à son amour pour Enide, ne peut à ce moment concevoir d'amour sincère qui ne soit égoiste et exclusive et ne peut admettre qu'Enide renonce à l'avoir toujours aupèrs d'elle. De là sa douleur et sa colère et sa résolution de soumettre Enide à des épreuves, mais sans se s parer d' elle. Quand il aura reconnu que l' amour la plus tendre peut se concilier avec le renoncement, la confiance lui reviendra, et avec elle le bonheur pour les deux époux . . . . . La leçon, s'il faut en tirer une, c'est que l'amour le plus profond, le plus féconde en joies, n'est pas l'amour exclusif qui se subordonne toute la vie, mais celui qui tient compte de la vie et se tient satisfait d'en avoir abelli tous les instants" (Rom. XXXIX, 379).

Keine von diesen Auffassungen befriedigt ganz. Zunächst möchte ich das Verliegen, daß bei Foerster erst eine beiläufige, bei Gröber und dann auch bei Foerster die Hauptrolle einnimmt und das auch für M. Borodine das wesentlichste ist, wenn sie

in Erec die These verfochten sieht: „l'Idéal chevaleresque plus fort que l'amour, l'homme ne doit jamais sacrifier sa prouesse à son amour pour une femme" (La femme et l'amour au XII siècle) — ich möchte das Verliegen ganz in den Hintergrund stellen. Es ist nicht Zweck, sondern Mittel zum Zweck. Das völlige Aufgehen oder besser Untergehen des Mannes in der Liebe ist wohl nicht nur für die ritterliche Auffassung etwas tadelnswertes; wenn aber ein Dichter das zum Hauptvorwurf eines Romans macht, so kann vernünftigerweise nicht die Frau, sondern es muß der Mann die Strafe dafür in irgendeiner Art tragen. Das ist bei Ivain, aber nicht bei Erec der Fall. Denn die Kämpfe, die Erec besteht, sind vom Standpunkte des höfischen Lesers aus Proben seiner Tüchtigkeit, nicht Strafen. Die Leidende ist durchaus Enide, das Verliegen ist lediglich der Anlaß, den der Dichter nimmt, um den Charakter der Frau ins glänzendste Licht zu stellen. Dabei kann aber auch nicht die Absicht bestanden haben, durch das Beispiel der Enide den sittlichen Einfluß zu zeigen, den eine hochstehende Frau auf die Arbeit ihres Mannes haben kann, wie G. Paris meint. Denn wenn sie als erste Wirkung davon sich zu einer Art Griseldisrolle verurteilt sieht, so ist das wahrhaftig nicht geeignet, zur Nacheiferung des von ihr gegebenen Beispiels anzuspornen.

Erec liebt seine Frau auch nach jener Äußerung, die sein höchstes Mißfallen erregt hat. Von der Eifersucht,[21]) die der Verf. des Gereint und manche der Neueren bei ihm finden wollen, ist keine Spur da, sonst würde er nicht beim Abschied für den Fall, daß ihm auf der Fahrt ein Unglück zustoßen sollte, Enide seinem Vater anempfehlen:

Mes je vos pri, que qu'il avaingne,
Se je muir et ele revaigne,
Que vos l'amoiz et tenez chiere
Por m'amor et por ma proiere,

[21]) In der Rede, in der Gauvain dem Ivain auseinandersetzt, daß er seine junge Gattin verlassen und sich weiter ritterlichen Übungen widmen müsse, heißt es unter anderem

S'irons tornoiier moi et vos,
Que l'an ne vos apiaut jalos L. 2501

Nimmt man einen so engen Zusammenhang zwischen Erec und dem Löwenritter und in beiden das Verliegen als leitenden Gedanken an, wie Foerster will, so wird durch diese Stelle die Annahme, daß Erec eifersüchtig sei, scheinbar bestätigt, will er Enide doch sogar jetzt, wo er zum Kampf geht, nicht außer Augen lassen. Aber gerade aus Gauvains Rede sehen wir, was wir ja auch anderweitig wissen, daß Eifersucht als lächerlich gilt. Da nun Crestien den Erec doch auch als Blüte aller Ritterlichkeit darstellen will, so kann er ihm unmöglich einen Zug andichten, der nach der damaligen höfischen Anschauung, wie sie Gauvain vertritt, sein Bild in ein ungünstiges Licht setzen würde. Der Kymre oder der Moderne, der diese Anschauung nicht teilt, mag es tun, aber Crestien müssen wir nach den höfischen Auffassungen seiner Zeit beurteilen.

Et la meitié de vostre terre
Quitement, sanz noise et sanz guerre,
Li otroiiez tote sa vie. V. 2725

Aber seine Auffassung von der Stellung der Frau und von der Liebe, die sie haben muß, ist die der unbedingten Unterordnung, „er soll dein Herr sein", ihre Liebe soll nicht nur bedingungslose Hingabe sein, sondern auch rückhaltlose Bewunderung. Dagegen verstößt Enide, und wenn Erec im innersten Herzen ihr Recht geben muß, so kränkt es ihn doch in seinem Männerstolze, daß die Frau ihn auf seine Vernachlässigung aufmerksam machen muß, und bei seiner Anschauung von der Liebe der Frau versteht er nicht, daß die Liebe auch eine Kritik des Geliebten nicht ausschließt, er kann in dem Tadel nur einen Mangel an Liebe und eine Auflehnung gegen die Stellung der Frau dem Manne gegenüber sehen. Daher prüft er ihre Liebe und ist erfreut, als er sieht, daß sie diese Prüfung glänzend besteht:

Cil la menace
Mes n'a talant que mal li face;
Qu'il aparçoit et conoist bien
Qu'elle l'aime sor tote rien, V. 3765

daher die schönen Verse bei der Versöhnung

Ma douce suer,
Bien vos ai del tot essaiiee.
Ne soiiez de rien esmaiiee,
Qu'or vos aim plus qu'ainz mes ne fis,
Et je resui certains et fis
Que vos m'amez parfitement. V. 4920

Aber er bleibt dabei, daß sie sich durch ihre Rede vergangen hat:

Et se vos rien m'avez mesdite,
Je le vos pardoing et claim quite
Del forfet et de la parole. V. 4929

Foersters erste Beurteilung kommt also wohl dem Sinne dieses Teils am nächsten.

Mit dieser Anschauung vom Verhältnis von Mann und Frau in der Ehe sind wir weit entfernt von der herrschenden Stellung der Frau, wie sie die Trubadur ausgebildet haben und wie sie allerdings zunächst mit scharfer Scheidung zwischen Geliebter und der keine Rolle mehr spielenden Frau von den Südfranzosen in der Lyrik, von Andreas Capellanus in der Theorie, von Crestien im Roman (Karrenritter) dargestellt ist, aber es ist eine zu allen Zeiten und namentlich in einem nicht so sehr verbildeten, hyperästhetischen Milieu, wie es die Gesellschaft der Trubadur war, verbreitete, die eine Verachtung der Frau keineswegs in sich schließt. Man kann nun aber nicht sagen, daß die Darlegung dieser Anschauung unmittelbar aus der Erzählung von Erecs Brautfahrt fließe, man könnte höchstens sagen, daß, wenn der Dichter in der Gegenüberstellung von Erec-Enide und Mabona-

grain mit seiner Geliebten die normale Ehe verherrlicht (S. 134), er auch das Rangverhältnis der Gatten zum Ausdruck bringen wollte, so zwar, daß auch hier die Enide als das Muster der Frau hingestellt wird.

Eine weitere natürliche Folge dieser Zeichnung ist es schließlich, wenn die Heldin des Romans als Gattin das erfüllt, was Konrad Ferdinand Meyer in seinem Lied an eine Braut als ihr zukünftiges Schicksal in dem Vers

„geh und lieb und leide"

zusammenfaßt und was im Mittelalter der Dichter der ersten Fassung von Wilelms Mönchsfahrt als Ergebnis von Frau Guibores Leben hinstellt:

Mout ot eü et paines et lasté
Et mainte joie, che fu la verité. V. 9

So faßt auch M. A. Nitze die Sache (MPh. XI, 228). Anknüpfend daran, daß Chaucer Franklins Tale 745 ff. sagt, der Mann müsse sich der Frau fügen, ihr alles zu Willen tun

Save that the name of soveraynetee
That wolde he have, for shame of his degree

sagt er: „is not the motive, therefore, purely one of *soveraynetee*, to borrow Chaucers expression? Enide has been the innocent cause of her husband' s fall from grace. It is only natural that Erec, wounded in his pride, should tourn against the cause of his dishonor, blamless as Enide really is . . . . . The point of the situation, however—and in this I see Crestien's shaping hand is that Erec's revolt is psychologically true. Unlike Ivain he does not roam the woods as a madman, but he so shapes his course that Enide from the exalted position of *amie* drops inevitably, and with instinctive recognition on her part, into the humble and difficult role of wife. Thus, while the Erec lacks both the moral elevation of the Franklins tale and the mystical strain of the story of Griselda, the poem is in perfect accord with the biblical ideal that in marriage the wife must submit to the domination of the stronger sex— for herein lies not only her duty but her power, as Crestien proceedes to show."

Daß stofflich dieser Teil des Romans Crestien ganz gehört, ist vielfach bemerkt worden, z. B. von Gröber Grundriß II, 1, 498. Wenn F. Lot R. XXVIII, 333 eine Parallele zu dem Erwachen durch Tränen und der dadurch erzwungenen Mitteilung einer sonst vielleicht verschwiegenen Sache bei Galfrid XII, 2 nachweist, so besagt das doch weiter nichts, da es sich, wie er auf G. Paris sich berufend bemerkt, um einen epischen Gemeinplatz handelt. Ich möchte noch weiter gehen, Crestien sagt einfach

Et plore de si grant ravine
Que chieent dessor la peitrine
Son seignor les lermes de li. V. 2493

Da im Geraint diese Tränen mit am Erwachen Erecs schuld sind, so machen es G. Paris und Lot Crestien zum Vorwurf, daß er davon nichts sagt, und sie sehen darin einen Beweis seiner Abhängigkeit von Gereint, bezw. dessen Vorlage. Wenn man aber ohne Voreingenommenheit die Stelle liest, so heißt es doch nur, Enide habe so heftig geweint, daß ihre Tränen auf Erecs Brust fielen, also nicht einfach über ihre Wangen geflossen oder schon auf den Wangen getrocknet sind. Irgend ein zwingender Grund, daß nun Erec davon aufgewacht sei, so daß es eine Ungeschicklichkeit wäre, wenn der Dichter das nicht zum Ausdruck gebracht hätte, liegt nicht vor. Natürlich konnte das Erwachen damit in Verbindung gebracht werden und der Verf. des Gereint hat es auch getan. Ich würde also in Betreff des Abhängigkeitsverhältnisses der zwei Texte aus dieser Stelle den umgekehrten Schluß ziehen und somit auch Galfrid bei Seite lassen.

Viel wichtiger ist, daß E. Philipot in der Helie des Beau Desconeu nicht wie Schofield eine Nachahmung der Enide, sondern eine ältere Darstellung sieht, R. XXVI, 294. „Chrétien de Troyes a fait de la messagère féerique l'épouse du héros. Il lui a enlevé sa destination primitive en l' adaptant à un sujet principal qui n' a rien à démêler avec celui du *Bel Inconnu*. En d' autres termes. Enide est, pour parler la langue des folkloristes, une *survivance* d'Hélie. *Erec* est ici une version altérée du *Bel Inconnu*.“ Nun besteht die ganze Übereinstimmung in diesem ersten Teile darin, daß sowohl Erec als der schöne Unbekannte einen Kampf mit drei Rittern aufnehmen. Ein Zusammenhang scheint allerdings zu bestehen. Als der eine der drei Räuber Erec und Enide kommen sieht, weist er seine Genossen auf den Fang hin, den sie machen können, und schließt mit den Worten

Je l'ai veü premierement
Por ce est droiz que jë i aille
Feire la premiere bataille.
Cil li otroient et il point.
Tot droit dessoz l'escu se joint,
Et li dui remestrent an sus.
Adonc estoit costume et us
Que dui chevalier a un poindre
Ne devoient a un seul joindre;
Que s'il l'eussent anvaï
Vis fust qu'il leüssent traï. V. 2820.

ähnlich heißt es bei Renauld von Beaujeu

avant ala
Encontre les III chevaliers.
Willaumes vint a lui premiers,
Bien atornés, pres de bataille.
Tos seuls i vint, sans nulle faille.
Et a cel tens constume estoit

Que quant uns hom se combatoit.
N'avoit garde que de celui
Qui fasoit la bataille a lui.
Or va li tens en afebliant
Et cis usages decaans. V. 1050.

Renault knüpft daran dann weitere Klagen über den Verfall des Rittertums. Es ist natürlich möglich, daß eine gemeinsame Vorlage schon diese costume erwähnt hat, aber es wäre doch mehr als sonderbar, wenn beide Autoren nur gerade das übernommen hätten. Bei der Schilderung des Kampfes gehen sie auseinander. Von Erec heißt es

L'un an a mort, l'autre navré
Et del tierz s'a si delivré,
Qu'a pie l' a jus del destrier mis V. 2905

und zwar wird der dritte auf der Flucht verwundet.

Der schöne Unbekannte tötet zwar auch nur einen, die anderen aber schickt er an Artus Hof und zwar erst nach hartem Kampfe. Da nun erwiesenermaßen Renauld den Erec stark benutzt hat, so wird man auch hier Entlehnung anzunehmen haben, und zwar liegt der Grund offenkundig vor. Unser Autor gefällt sich in moralischen Ausschweifungen. Vers 1226 ff. setzt er auseinander, daß er der, die er noch nicht seine Geliebte nennen darf, treu bleiben werde.

Deus me gart de li fausser.
Ce dient cil qui vont trecant.
Li uns le va l'autre contant:
Pecies n' est de feme träir.
Mais ledement sevent mentir
Ains moult est grans pecies par m'ame.

Einem solchen Dichter mußte bei der Lektüre des Erec die Stelle in der ein alter vornehmer Gebrauch erwähnt wird,[22]) besonders auffallen und so übernahm er sie mit den nötigen Zutaten, um aber in der Einzelschilderung sofort wieder seine eigenen Wege zu gehen.

Vielleicht darf aber der Zwerg Guivret hier genannt werden. Er spielt im Carduino die Rolle des Führers, der dem Ritter die wichtigsten Ratschläge zur Überwindung der Gefahren und Schwierigkeiten gibt; im BI und LD ist ein Zwerg der Führer der Helie, spielt aber sonst allerdings eine unbedeutende Rolle, im LD tritt ein Gifflet auf, der im Namen mit Guivret zusammenzuhängen scheint (Philipot, R. XXV, 266). Es scheint also, daß

[22]) Im Löwenritter kämpft der Seneschall mit seinen beiden Brüdern allein gegen Ivain, aber hier handelt es sich nicht um ritterlichen, sondern um schiedsgerichtlichen Kampf, Lunete hatte um ihre Unschuld zu beweisen sich anerboten

Que je m'an feroie defandre
Par un chevalier contre trois. V. 3682

in dem alten Lai Guivret als Schutzengel des befreienden Ritters aufgetreten ist: wie, läßt sich vorderhand nicht genauer bestimmen. Diese Gestalt hat Crestien übernommen, um mit ihr die Prüfungsgeschichte mit dem nächsten Abschnitte zu verbinden.

Irgend eine weitere Ähnlichkeit zwischen diesem Teil des Erec und dem schönen Unbekannten findet sich nicht und die Gleichstellung von Enide und Helie beruht lediglich darauf, daß beide einen Ritter begleiten, der vor ihren Augen Abenteuer besteht. Das erste Mal macht allerdings Helie ihn auf die bevorstehende Gefahr aufmerksam, wie das bei Erec Enide stets tut, aber nur dieses einemal, so daß man darum wieder eine Nachahmung eines von Crestien gut begründeten, bei Renauld gleichgültigen Zuges sehen wird. In Helie, die kommt, um für ihre Herrin einen ritterlichen Schutz zu verlangen, kann man die Ausläufer einer Erzählung sehen, die auf ein Feenmärchen zurückgeht, aber in Enide steckt gerade in diesem Abschnitt von Anfang bis Ende eine Frau von Fleisch und Blut, deren Umwandlung zur Märchengestalt ins Märchenland führen würde!

Daß die Befreiung eines Ritters aus der Gewalt zweier Riesen V. 4306 ff. nichts zu tun hat mit der Befreiung eines von zwei Riesen geraubten Mädchen Bl. 613 ff., wie Mennung S. 16 meinte, hat schon G. Paris R. XX, 300 mit Recht bemerkt.

Der Aufbau dieses Abschnittes verrät ein großes Geschick. Zuerst sind es drei Räuber, dann fünf, dann kommt der Anschlag des Grafen Galoain auf Enide, der begründet wird mit den Worten

Com il me poise
Quant vos alez a tel viutance!
Grant duel an ai et grant pesance;
Mes se croire me voliiez
Enor e preu i avriiez
Et mout granz biens vos an vandroit. V. 3314

Nachdem Enide der Versuchung und Erec der Gefahr entronnen ist, letzterer nach einem Kampf mit dem Seneschal und dem Ritter, folgt nun die sehr viel schwierigere Besiegung Guivrets und im Anschluß daran der Freundschaftsbund. Dadurch und durch die daran anknüpfende Begegnung mit Artus wäre Erec Gelegenheit gegeben, der Prüfung ein Ende zu machen, um so eher, als er schwer verwundet ist und er andererseits schon bemerkt hat, daß

bien se prueve
Vers lui sa fame leaument. V. 3486

Aber noch genügt das dem Dichter nicht. Der nächste Kampf mit den Riesen wird dadurch zu besonderer Pein für Enide, daß sie nur weiß, daß Erec auf das Jammergeschrei eines Mädchens wegreitet, nicht aber sehen kann, was eigentlich geschieht. Er bleibt so lange aus, daß sie

cuidoit bien tot antreset
Qu'il l'eüst guerpie del tot. V. 2582

Damit, daß Erec infolge der Wunden ohnmächtig zusammenfällt, für tot gehalten wird und der Graf von Limors Enide mit Gewalt heiraten will, ist der Höhepunkt erreicht. Der Graf wird getötet und es erfolgt die Aussöhnung, nachdem schon vorher der Leser auf diesen Schluß dadurch vorbereitet war, daß auch Erec, als er fern von Enide mit den zwei Riesen kämpft

estoit an grant redot
Qu'aucuns ne l'an eüst menee,
Qui la l'eüst sole trovee.
Si se hastoit mout del retor. V. 4584

4. Die Hoffreude. Die zunächst etwas verschwommene Geschichte der Hoffreude hat E. Philipot durch einen Vergleich mit dem Zyklus des schönen Unbekannten aufgeklärt. Der „sen" dieser Episode im Ganzen des Crestienschen Romans ist S. 134 angemerkt worden. Übrigens hat schon Gervinus aus Anlaß von Hartmann auf den beabsichtigten Gegensatz in der Auffassung der Liebe bei den zwei Frauen hingewiesen, wenn er auch wohl nicht das Richtige trifft, indem er schreibt: „Jene weiß den Liebesgenuß so hoch zu schätzen, daß sie ihrem Mann lieber Abenteuer zu Hause bereitet und ihn grausam werden läßt, wenn nur in ihrer Nähe. Enide, weiblicher und zugleich auf den wahren Ruhm ihres Mannes sorgsam bedacht, will ihn und den Genuß der Liebe eher entbehren als seinen guten Namen. Durch die Maßregel jener ging die Freude des Hoflebens verloren, durch Enidens Ehrgeiz der Friede, in dem sie lebte" (Gesch. der deutschen Dichtung I, S. 560). Etwas anders Emecke. Er sieht in den Frauen den Konflickt zwischen Liebe und Rittertum. In einem Fall leidet das Rittertum, im anderen die Liebe. „Erec hält die Liebe in Zwang und Unterdrückung; die Demoisele übt auf das Rittertum einen Zwang aus, indem sie ihren Geliebten für immer an sich zu fesseln sucht . . . . . Jener tyrannisiert seine Gattin; diese beraubt ihren Geliebten seiner Freiheit . . . . . Aber inbezug auf die Lösung des Konflikts zeigt sich doch ein weitgehender Unterschied. Im Verhältnis zwischen Erec und Enide geschieht die Vereinigung der beiden feindlichen Elemente von innen heraus auf natürliche Weise, in jener Episode dagegen rein äußerlich durch Brechen des Zaubers" (A. a. O. 71). Noch richtiger faßt Roques die Sache: „il est difficile d'opposer plus clairement le tendre et sage amour d'Enide, mêlée d'admiration et de reconnaisssance et soucieux des réalités de la vie, à l'exaltation romanesque, égoiste et exclusive, qui n'est pas l'amour parfaite (R. XXIX, 380). Dagegen dürfte Nitze zu weit gehen, wenn er meint: „Erec's victory sets Mabonagrain free; it restores his sovereignety, which he had sacrificed to his *amie*. In other words the value of the episode

consistes in the contrast it affords to Erec's own experience: Mabonagrain, unable to triumph alone over his imperious lady, does so with Erec's assistance." (a. a. O. 460). Ob Mabonagrain seine Freiheit wieder bekommt, scheint mir ziemlich nebensächlich, er muß nur natürlich besiegt werden zum Ruhme des Ritters Erec. Damit ist seine Rolle so völlig erledigt, daß er nicht einmal an Artus Hof geschickt wird. Die *amie* muß dagegen noch auftreten, weil sie erst über das Verhältnis die Auskunft gibt, die für Crestien wesentlich ist. Das geschieht nun in sehr feiner Weise. Als Mabonagrain seine Freiheit wieder erlangt hat und sie nicht weiß, was geschehen wird, ist sie begreiflicherweise untröstlich:

Mes de nelui ne li est tant
De ceus qui la vont confortant,
Que ele an lest son duel a feire.
Enide come deboneire
La salue, cele ne pot
De grant piece respondre mot. V. 6227

Erst als sie hört, daß Enide ihre Base ist, da

tant s' an esjoïst,
Que de son duel mes ne li chaut.
De leesce li cuers li saut;
Sa joie ne puet mes celer:
Beisier la cort et acoler. V. 6254

G. Paris frägt dazu: „Pourquoi? En quoi cela diminue-t-il son chagrin?" (R. XX, 164, 4). Das ist doch nicht so unverstänlich. Das Mädchen ist ganz fremd am Hofe unter einer freudigen Gesellschaft, in der ihr niemand etwas ist. Sie fürchtet auch ihren Geliebten verloren zu haben und fühlt sich von Gott und der Welt verlassen. Da erblickt sie ein Gesicht, das ihr bekannt vorkommt, bei näherem Zuschauen ergibt sich, daß sie eine nahe Verwandte, eine Base vor sich sieht, sie hat nun wieder jemanden, mit dem sie zusammengehört, bekommt dadurch den inneren Halt und ist getröstet. Das einzige, was man bemängeln kann, ist die etwas starke Äußerung dieses ihres Gefühls.[23])

[23]) Nitze hat hier zuviel hineingelegt, weil er zu sehr an andere Versionen dachte. „The *amie*, who admits the clandestine nature of her love affair, naturally fears she will lose her lover. The relationship of Erec through Enide destroy this fear since it is clear that Erec will make no claim to Mabonagrains place; cf. in *Ivain* the manner in which Ivain remplaces Esclados, and elsewhere" (A. a. O. 475). Daß ein Ritter durch den Sieg über einen anderen ohne weiteres sein Nachfolger bei der Witwe werde, ist denn doch weder in der Wirklichkeit noch im Roman oder im Märchen das Normale, eine entsprechende Furcht bei Mabonagrains Geliebten wäre unverständlich. Der klare Wortlaut des Textes schließt außerdem eine solche Auffassung aus:

il li estoit avis
Qu'or ne seroit mes ses amis
Avuec li tant come il soloit,
Quant del vergier issir voloit. V. 6215

Wie die *matiere* beschaffen war, die der Dichter diesem *sen* dienstbar gemacht hat, läßt sich im Einzelnen nicht sagen. Den Zusammenhang mit dem Bel Inconnu-Zyklus hat, wie gesagt, Philipot gezeigt, Schofield durch den Nachweis der weitgehenden Abhängigkeit von Crestien die Forschung aus der unbestimmten, über historische Verhältnisse sich hinwegsetzenden Sagenvergleichung in die der Untersuchung litterarischer Denkmäler hinübergeführt. Der zugrunde liegende Conte dürfte danach etwa Folgendes enthalten haben.

Auf einer Zauberinsel befindet sich eine Jungfrau in Gewalt eines Riesen, der sie heiraten will, dem sie aber ihre Liebe nur unter der Bedingung verspricht, daß er durch neun Jahre hindurch jeden, der sich auf einen Kampf mit ihm einläßt, überwindet. Bevor diese Frist verstreicht, kommt dann der, der ihm gewachsen ist, durch seinen Sieg den Zauber bricht und die Jungfrau heimführt. Im Einzelnen ist manches ausgemalt, so die Pfähle mit den Köpfen der bisher Besiegten; bei der Schilderung der Zauberinsel haben sich Züge eingemischt, die in anderen Fällen zum Bilde dieser Insel der Seligen gehören, wie die Äpfel, nach deren Genuß man nicht mehr zurückkehren will u. a. Auf dem Wege zu dem ihm nach seiner Lage und nach seinen Gefahren noch wenig bekannten Versteck der zu Befreienden herbergt der Suchende bei einem klugen wohlwollenden Manne, der ihn warnt, dann, da die Warnung nichts nützt, ihm den Weg weist und Ratschläge erteilt.

Danach hätte Renault die Vorlage etwas besser wiedergegeben als Crestien. Dieser nämlich sagt nur

> *et passé a set anz ou plus*
> *Que del chastel ne revint nus*
> *Qui l'Avanture i alast querre.* V. 5435

Dagegen Renault

> *li chevaliers . . .*
> *Ses amis a set ans esté*[24])

[24]) Wenn es nun weiter nicht als Auskunft der Helie sondern als Renaulds Erklärung heißt

> *Li usages itel estoit:*
> *Quant nus de ses amis moroit*
> *Quant il estoit mors en bataille*
> *Celui prendroit sans nule faille*
> *Qui son ami ocis avoit.*
> *Ne celui refaisoit ami*
> *Por qu'il peust VII ans tenir*
> *L'usage faire et maintenir.*
> *Et qui set ans i puetdurer*
> *A celui se veut marier* V. 1997

so dürfte diese Erklärung des Dichters Eigentum sein. Philipot geht noch weiter. „La coutume était destinée a opérer une sorte de sélection parmi les plus braves, et la fée passait, avec une belle indifférence, de la couche du vaincu a celle du vainquer" (R. XXV, 279). Dieser letzte Satz steht in vollem Widerspruch zu V. 1990.

Onques de li n'ot ses talans;
Mais s'encor puet li ans durer
Si le doit prendre et esposer.

Das konnte Crestien nicht wohl aufnehmen, da es in die Rolle, die er Mabonagrain spielen läßt, nicht hineinpaßt.

Etwelche Schwierigkeit macht das Verhältnis von *Mabonagrain* und *Eurain*.[25])

Renault kennt zwei Ritter, *Eurain* und *Mabon*, die die schöne *Esmerée* in eine Schlange verwandelt haben, und sie nur entzaubern wollen, wenn sie den zweiten heiratet. Dadurch, daß Giglain beide tötet, wird der Zauber ebenfalls gebrochen. Renault hat also mit dem ersten Märchen ein zweites verknüpft aus Gründen, die Schofield richtig erkannt hat. Für uns erhebt sich nur die Frage, wie sich seine Namen zu denen Crestiens verhalten. Mennung und Schofield mögen Recht haben, daß ursprünglich nur ein einziger Ritter die Esmereée bewacht und jener gibt S. 48 eine ansprechende Erklärung für die Doppelung. Nun fehlt leider im Carduino, wo nur von einem die Rede ist, der Name, wie auch die entzauberte Schöne namenlos ist, und das ist der ältere märchenhaftere Zustand. Da nun *Esmerée* ein im XIII. Jahrhundert auch sonst vorkommender Name ist, wird ihn Renauld eingeführt und für die zwei Ritter eine Anleihe beim Erec gemacht haben, so zwar, daß er *Mabonagrain* einfach kürzte.

Eine gewiße Ähnlichkeit mit *Eurain* und *Mabonagrain* haben *Bademagus* und *Meleagant* im Karrenritter, aber bei der Geneigtheit Crestiens, einmal geschaffene Figuren und Situationen zu wiederholen, ist es fraglich, ob man beide verbindend einen älteren gemeinsamen Typus erschließen darf, ob also das Verhältnis in der Form des Stammbaums

O

Erec *Karrenritter*

oder

O

Erec

Karrenritter

sei. Eher kann man an Lanzelet erinnern, dem ja auch eine ältere Form als der Karrenritter zu Grunde liegt. Hier entsprechen dem Namen nach, wie schon Philipot bemerkt hat (R. XXV, 266), *Mabuz* und *Iweret* dem *Mabonagrain* und *Eurain* und auch hier ist Iweret der tatkräftigere, wenn auch sonst die Rollen etwas verschiedene sind. Daraus folgt vor allem, daß das Paar schon der

[25]) Foerster druckt *Evrain*, was natürlich paläographisch ebenso gut möglich ist.

Vorlage des Erec angehört hat und daß die beiden Namen keinen inneren Zusammenhang miteinander hatten. Es sind zunächst zwei verschiedene Typen: der freundliche Gastwirt und der zu bekämpfende Riese, deren ursprüngliches Verhältnis weit hinter Crestiens Vorlage liegt, das daher auch hier nicht weiter untersucht werden soll.

Wahrscheinlich hat dieser Vorlage auch schon die im Bl. noch erhaltene Einleitung angehört, wonach der Held anfänglich namenlos ist. Crestien hat das für Erec natürlich nicht direkt verwenden können, aber er scheint es doch gekannt zu haben. Er schildert uns Mabonagrain als tapferen und ehrgeizigen Ritter:

Conquis m'avez, nel puis noiier
Mes mout me vient a grant contreire.
Et neporquant de tel afeire
Poez estre et de tel renon,
Qu'il ne m'an sera se bel non. V. 6010

Da er nun aber lange der Welt entrückt gewesen ist, muß doch irgendwie erklärt werden, daß ihm der Name Erec bekannt ist, und das geschieht in der Weise, daß er als am Hofe des Königs Lac aufgewachsen dargestellt wird. Ist er also mit Erec zusammengewesen, so müßt ihn dieser wenigstens dem Namen nach kennen. Da Erec Sieger ist

or est bien droiz, que je vos die
Mon non, quant savoir le volez:
Mabonagrains sui apelez;
Mes je ne sui pas coneüz
An terre, ou j'aie esté veüz,
Par remanbrance de cest non,
S'an cest païs solemant non;
Car onques tant con vaslez fui
Mon non ne diz ne ne conui. V. 6130

Endlich ist noch der Zwerg Guivret zu nennen, s. S. 151.

5. E r e c s K r ö n u n g. F. Lot schreibt darüber das Folgende: „Il a existé un Erec, comte de Nantes; c'est *Guerec*, fils d'Alain Barbe-Torte. Il gouverna cette ville d'abord en compagnie de son frère Hoel, puis seul après la mort de celui-ci, en 981. Lui-même mourut vers 990. Il fut non moins que son frère Hoel l'objet de récits légendaires. Je ne doute pas que ces récits ne soient venus aux oreilles de Chrétien de Troyes et n'aient amené une modification sérieuse du conte d'Erec et d'Enide. J'espère avoir démontré que le héros primitif portait le nom de *Geraint*, était un Gallois, et non un Breton, et se faisait couronner non pas à Nantes, mais a *Carnant*, dans la Cornouaille insulaire. Le comte de Nantes a hérité de son histoire, et la confusion a été favorisé par une certaine ressemblance entre les deux noms, *Geraint* devenant, dans certains cas, *Eraint*, comme *Guerec* devient

Erec." Er führt dann weiter aus, daß wenn dieser Graf besungen worden ist, dies nur durch Franzosen, nicht durch Bretonen geschehen sein kann, da ihm die letzteren feindlich gegenüberstanden (R. XXV, 588). Im Anschluß daran bemerkt Nitze, nachdem er das Verzeichnis westfranzösischer Fürsten, die zu der Krönung kommen, angeführt hat, daß diese Gegend auch im XII. Jahrhundert von politischer Bedeutung gewesen sei: „in 1156, i. e. before the writing of the Erec, Geoffroy, brother of Henry II., succeeds a Hoel de Bretagne, as count of Nantes." (RPh. XI, 457, 2.) Dazu nehme man noch Beckers Frage „ob Crestien nicht einfach der Krönung Geoffroys von Nantes beigewohnt hat und wie ein rechter Dichter sie in Dichtung umsetzt" (Foerster, Wb. 56*). Wenn die Auffassung von Lot richtig wäre, so hätte Crestien von allem Anfang an irgendwelche Erzählungen, deren Mittelpunkt Erec Graf von Nantes war, auf Geraint übertragen und zwar wegen einer Namensähnlichkeit in gewissen syntaktischen Verbindungen, außerdem hätte er, wie später Zimmer, irrtümlicherweise *Carnant* und *Nantes* verwechselt. Schon Brugger hat mancherlei Einwände dagegen gemacht, s. ZFSpL. XX[1] 130. Ich will, mich streng an den französischen Roman haltend, nur folgendes erwähnen. Crestien bezeichnet Nantes als *cité* 6584, Carnant als *chastel* 2317. Jenes ist ein Schloß des Königs Lac, dieses eine der Residenzstädte Arturs. Erec bittet den König

Qu'il le coronast a sa cort V. 6542

Kann man zunächst zweifeln, ob *sa* sich auf Erec oder Artur beziehe, so ergibt die Antwort des Königs

Aler vos an covient
De ci qu'a Nantes an Bretaigne V. 6552

deutlich, daß dieses Nantes nicht Erecs Hauptstadt sein kann, denn dann hätte Erec ja nicht die Weisung gebraucht, wohin er gehen müsse. Auch daß Artur in Nantes zwei kostbare Thronsessel hatte

uns chevaliers, Bruianz des Illes,
An avoit fait don et seisine
Le roi Artu et la reïne V. 6730

und endlich der Umstand, daß nach der Feier nicht Artus die ganze Versammlung entläßt, behebt jeden Zweifel. Also die genaue philologische Betrachtung der einschlägigen Stellen lehrt, daß für Crestien Carnant ein Schloß des Königs Lac und naturgemäß nach dessen Tode Erecs, Nantes die Stadt Arturs ist, in der Erec gekrönt wird.[26]) Damit fällt das ganze Gebäude Lots zusammen und es bleibt nur folgendes übrig. Crestien hat an den Namen Erec, den er sich als einen britannischen Königssohn dachte, einen Roman geknüpft. Als Schluß bringt er eine Krönung in Nantes.

[26]) So auch ganz richtig Zenker Zur Mabinogionfrage 92, wogegen Brugger die falsche Auffassung teilt, wenn er ZFSpL. XXVII[2], 90 schreibt: „Erec, der Name seiner Hauptstadt *Nantes.*"

Daß er nun wußte, daß ein König Erec in Nantes im Jahr 918 herrschte, mag man füglich bezweifeln, wohl aber fanden zu seiner Zeit Krönungsfeierlichkeiten in Nantes statt und da nun eine Krönung einen guten Abschluß gab, war es nur natürlich, daß er sie dahin verlegte, vielleicht weil er selber dabei war. So möchte ich Beckers Hinweis und den Schluß von Nitzes Ausführungen für richtig halten, alles weitere steht z. T. im Widerspruch mit dem klaren Wortlaut des Textes oder setzt historische Kenntnis voraus, wie sie ein clerc der Champagne in der damaligen Zeit nicht wohl haben konnte.

Soviel über den Roman, seinen Aufbau und seine Grundgedanken. Man möchte nun natürlich wissen, wieviel davon Crestien eigen ist, ob er der selbstschaffende Mann war, als den ihn Foerster gern hinstellt, oder ob er nur nachgedichtet, übersetzt hat, es sich bei ihm um ein *récrire* handelt, wie nicht für Erec aber für manche andere dieser Romane Brugger (ZFSpL. XXVIII[1], 4) wohl mit gutem Rechte annimmt. Eine bestimmte Antwort läßt sich nicht geben, aber immerhin wird eine Untersuchung von vier Punkten einiges Licht verbreiten können. Es sind dies

1. Das Verhältnis Crestiens zu den uns erhaltenen, vor seine Zeit fallenden französischen Bearbeitungen britannischer Stoffe.
2. Die Form der Namen.
3. Die Typen der Helden.
4. Das Verhältnis zu Geraint.

Für die erste Frage kommt in Betracht Galfrid, der Roman de Rou und der Hornlai des Robert Biquet.

1. Wo Crestien mit Wace und Galfried zusammengeht, braucht man natürlich noch nicht sofort unmittelbare Abhängigkeit des jüngsten der drei von einem der beiden älteren anzunehmen, da es sich ja eben vielfach um Stoffe handelt, die auch mündlich weit verbreitet waren. Nur wo wörtliche Übereinstimmungen in ganz speziellen Einzelheiten vorliegen, kann von direkten Beziehungen die Rede sein. Wenn z. B. alle drei bei Krönungs- oder Vermählungsfeierlichkeiten große Teilnehmerlisten von anderweitig nicht oft genannten Rittern geben und diese Teilnehmerlisten übereinstimmen, wird man allerdings einen Zusammenhang annehmen müssen, wird es aber nicht tun, wenn etwa Gauvain und Ivain, Keu und Bedoier genannt werden, auch nicht wenn Ider und einige andere, ohne die Artus Kreis ja gar nicht denkbar ist. Wenn wir nun von diesem Standpunkte aus die Teilnehmer an Artus' Krönung Rou 10500 ff. mit denen bei der Hochzeit Erecs 1691 ff. vergleichen, so springt die Unabhängigkeit der einen Liste von der anderen in die Augen. Allerdings fehlt ja eine kritische Ausgabe des Roman de Rou und

die Erec-Hss. gehen z. T. stark auseinander: hüben wie drüben haben spätere Abschreiber viel zugesetzt oder weggelassen, aber das ändert doch am Gesamten nichts. Man vergleiche

Brut 10 519	Erec 1692
Aguisel	*Gauvains*
Uriens	*Erec*
Ivains	*Lanceloz*
Loth	*Gornemanz*
Gawains	*Li Biaus Coarz*
Stater	*Li Lez Hardiz*
Cadual	*Melianz*
Cador	*Mauduiz*
Morud	*Dodines*
Coaurons	*Gandeluz*
Anaralt	*Esliz*
Rimarec	*Briien*
Balduf	*Ivains li fiz Uriien*
usw.	*Ivains de Loenel*
	usw.

Man sieht, daß gerade da, wo zu einer Nachahmung die allerbeste Gelegenheit gewesen wäre, vollständige Verschiedenheit besteht. Wohl aber geht Wace ganz mit Galfrid. In einem speziellen Falle läßt sich nun aber die Unabhängigkeit des Ostfranzosen von den beiden anderen noch bestimmter beweisen, nämlich bei dem Namen *CADOUALAN*. Foerster schreibt wegen des Reimes mit *vaillanz* im Obliquus *Cadoalant*, was richtig sein kann, aber nicht muß, da Crestien auch *anz* usw. schreibt und spricht, vgl. Cligés LXXIII, und daß in der Tat *-an* der richtige Ausgang ist, zeigt der Vergleich mit Wace, der unflektiert *Cadvalan* oder flektiert *Cadvalans* 14 828, 14 948[27]) bietet. Als Varianten verzeichnet Foerster *Cadiolanz*, *Cadovalanz*, *Cadavalanz*, *Cadanolans*. *Codroalenz* 315 und *Cadoualenz*, *Cadoalenz*, *Cadualans*, *Codroalenz*, *Cordalens*. *Caroduanz*. Als richtige Form ergibt sich wohl die oben an die Spitze gestellte. Bei Galfrid entspricht *Cadvallo*, im Kymrischen *Cadwallawn*, im Altbrettonischen würde *Cadualon* entsprechen, woraus das heutige *Cadalen* (belegt von J. Loth RC. XIII, 483). Das kymr. *aw*, abret. *o* wird von Galfrid bald durch *o*, bald durch *au* wiedergegeben, vgl. *Arthgallo* III, 17, *Caradoc* neben *Ebrauc*, *Cledaucus*, *Danaut (Donatus?) Clofaut*, *Enniaunus*, *Maglaunus*. *Rudaucus*, und Zimmer hat vielleicht Recht, wenn er in dem *o* die brettonische Namensform sieht (ZFSpS XII², 255).[28]) Wichtiger

[27]) Der Mangel einer kritischen Ausgabe macht es unmöglich zu erklären, warum an diesen zwei Stellen die Flexion angewandt wird, während vorher 14 477, 14 500, 14 575, 14 605 und nachher 14 938, 14 948 das *-s* nicht gesetzt ist.

[28]) Da der Name als aengl. *Ceadwealla* erscheint, ist natürlich ebenso gut möglich, vielleicht sogar wahrscheinlicher, daß Galfrid das zu *Cadvallo* latinisiert hat, wie ja einem aengl. *Seaxa* ein lat. *Saxo* entsprach.

für uns ist die Frage wie die französischen Dichter dazu kommen, das in seinem Ausgang doch dem Franzosen ganz geläufige *-on* durch das fremde *-an* zu ersetzen. Daß Wace es nicht von seinem Verkehr mit Bretonen haben konnte, ist klar, da die bretonische Form gerade *o* bot; daß er zu Kymren in Beziehung gestanden habe, durch nichts erwiesen, und auch wenn er kymrische Bücher gelesen hätte, so hätte er, der doch das Wort nie im Reime verwendet, wo er schon genauer als seine übliche Vorlage Galfrid sein wollte, eher *-aun* geschrieben. Er hat also entweder eine andere lateinische Quelle benutzt, in der kymr. *-awn* als *-anus* latinisiert war, vgl. *Ennianus* Galfrid XII, 6 neben *Enniaunus* III, 13, oder er hat dem fremden Namen dadurch noch mehr brettonisches Ansehen geben wollen, daß er statt des frz. *-on* das fremde, aber gerade in brettonischen Namen häufigere *-an* einsetzte.

Stimmen darin die beiden Franzosen überein, so daß man die Abhängigkeit des jüngeren von dem älteren anzunehmen geneigt sein könnte, so unterscheiden sie sich in einem anderen, sehr wesentlichen Punkte. Wace nämlich mißt *Cadvalan* dreisilbig[29]. Crestien *Cadoualan* viersilbig. Da sich nun mbrett. *Cadvalon* und kymr. *Cadwallawn* gegenüber stehen (vgl. brett. *medvi* neben kymr. *medwi*), so erweist sich die viersilbige französische Form als die Wiedergabe einer g e h ö r t e n kymrischen, wogegen die dreisilbige der schriftlichen lateinischen, die den Unterschied zwischen *v* und *w* nicht macht, entstammt. Das *-awn* konnte der Franzose um so eher mit *-an* wiedergeben, als seinem *Lanselot* im Kymr. *Lawnselot*, seinem *an* im Agn. *aun* entsprach.

Daraus folgt mit Notwendigkeit zweierlei: 1. Crestien ist von Wace unabhängig, 2. er muß den Namen dieses Helden von einem Kymren oder Engländer gehört oder doch einer metrischen Quelle entnommen haben, die auf solcher mündlichen Überlieferung fußte. Jedenfalls aber zeigt sich hier eine Verschiedenheit, die viel schwerer wiegt als allfällige stilistische oder inhaltliche Übereinstimmungen, die sich durch die Gleichheit des Stoffes oder, was man ja nie übersehen darf und was durch Farals Buch, Recherches sur les sources latines des contes et romans courtois au moyen-âge, besonders eindringlich gezeigt ist, durch die gemeinsamen lateinischen Vorbilder erklären.[30])

[29]) Zwar steht Brut 14 447

Et Cadvalan fils Cavan

aber da in allen anderen Fällen *Cadvalan* dreisilbig gemessen wird und der Parallelvers lautet

Li fils Elfriz out non Elwine

so ist offenbar *li fils* zu lesen.

[30]) Nicht das Verhältnis von Wace und Crestien sondern die Frage, wie Wace seine Quellen behandle, berührt es, wenn dieser selbe *Cadvalon* in dem eben angeführten Verzeichnis als

Et Cadual de Norgalois V. 10 528

eingeführt wird, während Galfrid gleichmäßig *Cadvallo* schreibt. Liegt

Schon G. Paris hat es wahrscheinlich zu machen versucht, daß unser Dichter in England war (Mél. Hist. Lit. I, 260). Was Foerster Wb. 40 dagegen einwendet, ist wenig einleuchtend und verliert vollends seine Bedeutung, wenn man nicht nur die englischen Orte, die der Dichter anführt, sondern die Begleitumstände, unter denen es geschieht, in Betracht zieht. Das hat Appel getan. Er schreibt in seiner Ausgabe des Bernart von Ventadorn S. IX: „Wie kommt Crestien dazu eine so glänzende Versammlung in das unbedeutende Galinguefort zu verlegen? Nun, am 10. April 1155 fand zu Wallingford, das in der Tat unfern von Oxford liegt, eine große Versammlung Heinrichs des II. mit seinen Baronen statt, welche dort dem König und seinen Erben den Eid der Treue schwören mußten." Und sollte, wer die Seekrankheit nicht selber mit angesehen, vielleicht am eigenen Leibe erlebt hat, so leicht dazu kommen, sie zu beschreiben, wie es Cligés 276 geschieht? Es heißt da:

Li vaslet qui n' orent appris
A sofrir meseise ne painne
An mer qui ne lor fu pas sainne,
Orent longuemant demoré,[31])
Tant que tuit sont descoloré,
Et afebli furent et vain
Tuit li plus fort et li plus sain.

Man wird also mit einem Aufenthalt Crestiens in England rechnen dürfen und damit ist die Möglichkeit der ersten vorgeschlagenen Erklärung gesichert. Ob aber nicht die andere vorzuziehen ist, wird von der Beantwortung der übrigen S. 159 aufgeworfenen Fragen abhängen.

Zunächst also der Hornlai des Robert Biquet. Nach der unzutreffenden Beurteilung dieses Gedichtchens durch Brugger (ZFrSpL. XX, 140 und Foulet (ZRPh. XXXIX, 55 Anm. 1), die ihm den Charakter des Lai absprechen und es als Fabliau bezeichnen, obschon der Dichter ausdrücklich sagt

Seignor, cest lai trova
Carados qui fait l'a.

. . . .

Ceo dit Robert Biquez,
Qui molt par set d'abez.
Par le dit d'un abé
A cest conte trové

genau wie Marie de France

etwa nur ein Fehler der Handschrift vor und hatte das Original auch hier *Cadvalan?*

[31]) Die Interpunktion nach Foerster, doch möchte ich *an mer* auch zum vorhergehenden Verse beziehen. Das Beispiel wäre den von Tobler VB. I², 134 gegebenen hinzuzufügen.

Les contes que jo sai verais
Dont li Breton unt fait les lais
Vos conterai

hat Dörner in seiner Ausgabe (Straßburger Dissertation 1907) sich richtiger geäußert: „Die Gattung des erzählenden Lais ist nicht zuerst von Marie de France in die französische Litteratur eingeführt, sondern bereits vor ihrer Zeit in Frankreich (ich würde sagen in der Normandie) gepflegt werden" (S. 45). Maries Neuerung besteht nach meiner Ansicht darin, daß sie vom Siebensilbner, den Biquet wie vor ihm Philipp von Thaon angewendet hat, zum Achtsilbner übergegangen ist, vermutlich unter dem Einfluß von Wace, dem sie ja viel verdankt. Bei Biquet finden wir nun *Galvain*, *Giflet*, *Ivain* 175, *Galvain*, *Cadain*, *Ivain*, *Giflet* 301, weiter in der Reihe der Ritter, die die Trinkprobe machen, den König von Sinadon, *Nut*, *Anguiseal* von Schottland, den König von Cornouaille, *Gohors*, *Gloviien*, *Cadain*, *Lot*, *Caraton* 415 ff., dann also *Caradoc* und *Galahal* von Cirencestre V. 500. Davon kennt Crestien *Galvain*, *Ivain*, *Girflet*, *Nut*, *Anguisel*, *Lot* und *Caradoc*, außerdem *Gohort* als Ortsname: *Gorneman de Gohort*. Von den drei andern Namen ist *Cadain* in seinem Ausgang deutlich an die anderen *-ain* angelehnt, so daß sich nicht sagen läßt, ob *Cadean* dahintersteckt. *Gloviien* gehört wohl mit brett. *Glevian* (Loth, Chrest. 205) zusammen, *Gelahel* erinnert an *Galaath*, den Sohn Lanzelots. Irgend eine nähere Beziehung zwischen dem Hornlai und Erec ist danach nicht anzunehmen.[32])

2. Die Form der Namen. F. Loth hat zu zeigen versucht, daß einige der wichtigsten Namen der Artusromane auf schriftlichem Wege zu den Franzosen gelangt sind. Das schließt wohl auch für ihn nicht aus, daß daneben für andere oder für dieselben

[32]) Den Stoff selber hat einer der Fortsetzer des Graal gekannt, daß er aber von Biquet unabhängig ist, geht schon daraus hervor, daß er dem Horn einen Namen gibt, der bei Biquet fehlt:

Ce cor qui Bounef a a nom G. 15 687.

Die Handschriften gehen in dem Namen, der den Schreibern nichts besagte, stark auseinander; *bonoec*, *boenet*, *beneis*, *beneoiz*, *boves*, *bontez* (G. Paris, R. XXXVIII 229, Anm. 2). Man wird nicht fehl gehen mit der Herstellung von *bonuec* und darin brett. *banoc*, eine Weiterbildung von *ban* „Horn" zu sehen haben, mit einem Suffixe, das zu allen Zeiten lebenskräftig geblieben ist, vgl. D'Arbois de Jubainville, Etud. grammaticales S. 44. Brett. *o* ist auch in anderen Fällen wie lat. freies *ǫ* behandelt worden, nicht ganz verständlich ist nur das vortonige *o*, wogegen das Suffix wohl verkleinernde Bedeutung hat, die zwar im Allgemeinen im Brettonischen nicht zu bestehen scheint, die aber in vann. *merhec* „belle-fille", korn. *pwtog* „short little woman" (Pedersen, Vgl. Gramm. der kelt. Spr. § 377 II, S. 30) vorliegt. Die kymr. Form wäre *banawk*. Die Quelle muß also eine brettonische oder eine kornische gewesen sein, der Stoff, ob er nun zum mitteleuropäischen oder zum orientalischen Märchengut gehöre oder spezifisch brittanisch sei, den Franzosen durch brittannische Vermittlung zugekommen sein.

auch mündliche angenommen werden kann, und daß Letzteres tatsächlich der Fall ist, zeigt das S. 160 besprochene *Cadoualan*. Sehen wir uns daher die im Erec vorkommenden Namen daraufhin nochmals genauer an. Gerade der von Loth an die erste Stelle gerückte braucht nicht so erklärt zu werden, wie er es tut, nämlich *IVAIN*. Der französische Gelehrte schreibt darüber „*Ivain* est une forme qui n'a pu venir aux Français par la prononciation et qui ne peut être ni armoricaine ni cornique. La forme vieille-armoricaine est *Ewen*.[33]) L'e initial armoricain n'a pu, en aucune façon, évoluer en *i*. Cet *i* a pour origine la forme galloise *Ywein* . . . L'*y* gallois est tres voisin de notre *-e* muet français dans des mots comme *petit* ou l'article masculin sg. *(le bon, le grand)*. Il est aussi éloigné que possible de la prononciation de l'i véritable. Jamais un Français entendant prononcer ce son ne songerait à le transcrire par *i*. Pour que l' *y* d' *Ywein* ait été pris avec cette valeur, il faut que l'écrivain français qui, le premier, a fait usage de ce nom, l'ait trouvé dans une source écrite.“ (RC. XIII, 493). So logisch diese Folgerung ist, so ist sie doch nicht zwingend. Ein männlicher Name *Evain* ist für das französische Mittelalter von dem Augenblicke an, wo *-ein* und *-ain* zusammenfallen, wegen des Gleichklangs mit *Evain*, dem Obl. zu *Eve* unmöglich. In der Tat scheint nur einmal ein *Evain li filz Morgain* Tyolet 630 vorzukommen, ist aber wegen dieser Vereinzelung vielleicht verschrieben, sonst schon bei Robert Biquet und Wace *Ivain*. Wie immer der, der den Namen, ob er ihn hörte oder las, ins Französische übernahm, er mußte ihn umändern, wenn nicht etwa gar sich *Ivain* zu brett. *Evein* so verhält wie afrz. *ivel* zu lat. *aequale*.

Auch darin kann ich Loth nicht beistimmen, daß *BREBRAS*, *BRIBRAS* aus *Breichbras* nur mit dem Auge übernommen sein könne, da im X. Jahrhundert *Vreichvras* gesprochen worden sei (a. a. O. 284). Man kann entweder mit Zimmer annehmen, daß der Name schon aus dem VIII. oder IX. Jahrhundert stamme, d. i. aus einer Zeit, da brett. *b* noch nicht *v* war (Karrenritter CXXXIV), vgl. das S. 166 über *Meleagant* Gesagte, oder aber man muß sagen die Franzosen etwas späterer Zeit konnten anl. *vr* nur als *br* übernehmen, da sie *vr* in ihrer Sprache im Anlaute nicht hatten. Auch das gänzliche Fehlen des *ch* spricht für mündliche und zwar eher für jüngere Überlieferung. Ein gelesenes *Breichbras* wäre mit *Brequebras* wiedergegeben worden.[34])

[33]) Die brettonische E-Form liegt dem *Eventus* des Galfrid zu Grunde. Es muß aber bemerkt werden, daß die Berner Handschrift dieses Textes *Hiwenus* schreibt, s. W. Lewis Jones, Geoffroy of Monmouth, S. 18 Anm.

[34]) Auf die Form *Bronbraz* in einem Teile der Graal-Handschriften möchte ich, so lange nicht eine kritische Ausgabe mit dem ganzen Varianten-Verzeichnis vorliegt, nicht eingehen; was G. Paris R. XXVIII, 122 ff. darüber sagt, scheint mir nach mancher Seite hin bedenklich.

S. 161 ist an einem Beispiele gezeigt worden, daß kymr. *wa* von Crestien als *ou-a* wiedergegeben wird, und es blieb nur die Frage, ob unmittelbare Übernahme vorliegt oder englische Vermittelung und ob Crestien den Namen selber gehört und infolgedessen in anderer Form eingeführt hat als Wace. Ist die historische Möglichkeit für diese letzte Annahme gegeben, so spricht doch zweierlei dagegen, erstens nämlich, daß *Cadoalan* eine ganz unbedeutende Rolle spielt als einer neben vielen anderen in einer Namenreihe, die doch wohl irgendwoher abgeschrieben ist, und sodann daß es noch einige andere Beispiele für diese hier vorliegende Behandlung von kymr. *wa* gibt. Zunächst ist *Maheloas* zu nennen, das schon G. Paris (R. X, 491) mit kymr. *Maelwas* gleichgestellt, wie er denn auch erkannt hat, daß *Meleagant* im Karrenritter derselbe Name ist (R. XII, 511). Ist jenes nach dem eben Gesagten ganz verständlich,[35]) so ist dagegen das genaue Verhältnis von *Méléagant* zu *Maelgwas*, *Maheloas* noch nicht klar gelegt. J. Rhys drückt sich etwas kurz aus: „*Maelwas* would have been written in the 12th century *Mealgwas* or *Mailgwas*, from which the romancers made a variety of others, the most distorted of which were perhaps Malory's *Mellyagraunce* and Heinrich von dem Türlin's *Milianz*, the one to which M. Gaston Paris gives the preferance being *Meleaguant*" (The arthurian legend 51). Auch Bruggers Bemerkung „Da hat die Phonetik gar nichts mehr zu sagen. Wenn sie uns das *g(u)* nicht erklären will, so tut es die Analogie. Der Franzose wußte, daß *w* und *gu* wechseln können; er konnte doch nicht immer prüfen, welchen Ursprungs das *w* war" (ZFSpL. XXXVIII¹, 8, 12) befriedigt nicht, wenn Brugger auch natürlich damit voll im Recht ist, daß er an der Gleichheit der beiden Namen festhält. Foersters Auffassung, bezw. Zimmers ist mir nicht deutlich. Jener schreibt (K. XXXVIII) „des zweiten identifiziert G. Paris *Melwas* mit *Meleagant* auch lautlich. Rom. XII, 502 Anm. 1 heißt es: le *w* a dû passer par *gu* pour arriver a *g*; c'est pourquoi

[35]) Das hat auch Zimmer gesehen, Er bezeichnet „*Maheloas* als eine gute Wiedergabe eines brett. *Maelwas* (d. h. *Maeluas*, *Maeloas*), wie *Cadoalens*, *Cadoalanz* abrett. *Catwallon*, mbrett. *Cadwallen*." (Foerster K. XXXVIII). Zweierlei bedarf aber einer Berichtigung. Aus den Schreibungen im Mittelalter wie aus der späteren Entwicklung ergibt sich, daß altes *w* nach Kons. im Brettonischen entweder zu *v* geworden oder geschwunden ist, wie die zwei oben angeführten Beispiele zeigen und es ist wenig wahrscheinlich, daß vor dem Schwunde der Labial einen so starken Eigenton gehabt habe, daß er von den Franzosen als silbebildender Vokal gehört worden wäre. Was sodann die Form *Cadoalens* betrifft, deren Ausgang so nicht kymrisch sein kann, so stammt sie wohl aus dem Biaus Inconus, wo sie V. 5457 im Reime mit *temps* steht. Da der Text ein pikardischer ist, so ist mit der Möglichkeit zu rechnen, daß der Dichter das *-anz* Cretiens in pik. *-ens* umgesetzt hat. Die Frage nach der Gestaltung des urkelt. *a* in den franz. Namen brittannischer Herkunft bedarf allerdings noch genauerer Untersuchung, da, was Zimmer a. a. O. CXXIV andeutet, nicht genügt.

j'ai préféré la graphie *Méléaguant*. Der ausgezeichnete Keltist H. Zimmer bemerkt dazu: *Maelwas* ist aus *Maelgwas* regelrecht entstanden; das *w* in *Maelwas* ist kein solches, welches sich in *gu* wandelt, sondern der Rest eines *gw*, eines *o* oder *u*". Was Zimmer damit meint, ist mir nicht klar geworden, tut aber nichts zur Sache, es genügt vollständig, daß auch er eine Form *Maelgwas* zugibt. Zu einer Zeit, wo *l* vor Kons. von den Franzosen als *l* oder *u* gesprochen wurde, d. h. im Westen spätestens vom IX. Jahrhundert an (Frz. Gr. 169), mußte ein gehörtes *Maelgwas* als *Maelegwas* wiedergegeben werden, wie später ital. *calzoni* als *caleçon* aufgenommen wurde. Dieses *Mael gwas* schloß sich in der Flexion naturgemäß an *enfas* an, bildete also den Obl. *Maelegwant*. Mit Umstellung der tonlosen Vokale entstand dann *Meleagant*. Nach Pedersen ist die altbrittannische Periode, die das *gw* in ihren älteren Denkmälern noch z. T. bewahrt, von 800 bis etwa 1100 zu setzen (Vgl. Gramm. I, § 13), einen *Catgallon* aus dem Jahre 909 und andere ähnliche Formen bringt J. Loth, Voc. Vieux-Bret. 12. Leider scheint es mit den gegenwärtigen Hilfsmitteln nicht möglich zu sein, festzustellen, ob der im XII. Jahrhundert sich vollziehende Wandel von nachkons. *gu* zu *u*, *v* im brett., zu *w* im Kymr. auf beiden Gebieten gleichzeitig eingelöst ist. Wir können also nur sagen, daß *Meleagant* eine ältere Entlehnung ist, daß sie aber auf dem Gehör beruht, denn da man das Schriftbild *felgiere* als *feugiere* las, hätte das Schriftbild *Maelgwas* entsprechend *Maeuguas* ergeben. Auslautend *-as* und *-os*, *-es* können noch nicht völlig zusammengefallen sein, sonst hätte sich wohl eher ein Anschluß des Namens an die Namenflexion vom Typus *Carles Charlon* ergeben. Auch die Form *Melga* bei Galfrid gehört natürlich hierher, nur wird man sie schriftlicher Überlieferung mit Ersatz des im Lateinischen nicht vorkommenden Nominativ *-as* durch *-a* zuschreiben.

Vielleicht erklärt sich ein zweiter Name auf dieselbe Weise. Nebeneinander stehen *Galoain* und *Galegantin*.[36]) Über ihre Persönlichkeiten wissen wir nichts weiter: dieser wird als *Galois* bezeichnet jener ist ein Graf, bei dem Erec und Enide übernachten und der Enide nachstellt. Setzen wir ein abrett. *Gwalgwan*, später kymr. *Gwalwan* an, so würde das beide Formen erklären, nur das Verhältnis von *-ain* und *-ant* macht eine gewiße Schwierigkeit. Eine auf schriftlichem Wege eingetretene Latinisierung der jüngeren

[36]) Dem welschen *Galegantin* geht vorher *Loz li rois* Erec 1737. Es steht paläographisch nichts im Wege *l'Irois* zu lesen, wie denn auch VA *li irois* schreiben, und begrifflich paßt das offensichtlich besser. Dann ist das ohnehin auffällige *Bravaïn* richtig *Bravain* zu lesen. Foerster hat sich vielleicht durch *Braavain* der doch keineswegs einen hervorragenden Platz einnehmenden Hs. B beeinflussen lassen. Was soll aber der König Lot in dieser Gesellschaft? Foerster meint im Wb. allerdings, daß es sich auch hier um Lot, den Vater Gauvains handle, aber dazu liegt kein Grund vor.

Form wäre *Galeanus* und das würde *Gauvain* ergeben. Danach hätte Foerster Recht, wenn er jeden sprachlichen Zusammenhang zwischen dem frz. *Gauvain* und dem kymr. *Gwalchmai*, brett. *Ualcmoei*[37]) in Abrede stellt. In der Tat stößt Zimmers Annahme, daß *Gualchmai* von Franzosen nach *Ivain* umgestaltet worden sei, auf Schwierigkeit. Es genügt nicht, daß „beide Helden immer zusammen auftreten" (ZFSpL. XII[1], 255, Anm. 1), auch nicht, daß schon im Lanval 1227 beide Vettern sind. So häufig der Name *Ivain* an sich ist, so scheint er doch erst durch den Löwenritter in einem seiner Träger eine berühmte Gestalt geworden zu sein, wogegen Gauvain viel früher einer der vornehmsten Ritter ist (S. 176). Man trifft denn auch, wo sie beide zusammen genannt werden, fast immer Gauvain an erster Stelle. Danach wäre eine Umgestaltung des zweiten nach dem ersten zu erwarten, nicht das Umgekehrte.

IDER ist brett., kymr. *Edern*, zeigt also ebenfalls *i-* für *e-*, ohne daß bisher eine Erklärung gegeben wäre, und einen Ersatz von *rn* durch *r*, der in der keltischen Entwicklung nicht begründet ist. Auf dem Relief aus Modena heißt der Held *Isdernus* mit voller Endung und einem Anlaut, der fast die Vermutung nahe legt, der Name sei an afrz. *hisde* angelehnt worden, doch müßte man dann afrz. *Hider* erwarten. Galfrids *Hiderus* deckt sich völlig mit *Ider*. Da noch Chrestien *iverz iver* flektiert, so muß man wohl annehmen, daß ein geschriebenes *Edern* als *Iderz Idern* erscheinen würde und eine solche Form oder eine noch vollere *Idern* hat vielleicht dem Künstler, der das Relief schuf, vorgelegen. Aber ebenso sicher ist, daß schon Wace nur *Ider* kannte, d. h. eine, wie schon Baist ZRPh. XIX, 362 bemerkte, durch Anglonormannen, die kein *-rn* hatten, verbreitete Form.

GUENIEVRE aus kymr. *Guenhwyvar* zeigt eine um so auffälligere Wiedergabe des kymr. *wy*, als derselbe Diphthong in *Bedoiier* aus *Bedwyr* in ganz anderer Gestalt erscheint. Bei Galfrid heißt jene *Guanhumara*, was weiter nicht in Betracht zu ziehen ist, dieser *Bedverus*, das allerlei Deutungen verträgt. Setzen wir für kymr. *Bedwyr* das brett. *Bedoer* ein, so erklärt sich die französische Form. Sie ist von Normannen, die einen Diphthongen *oe* nicht hatten, gehört und unter dem Einfluß des häufigen *-ier* in Namen als zweisilbiges *o-er* wiedergegeben worden, vgl. dazu hd. dreisilbiges *hoboe* aus frz. zweisilbigem *haut-bois*. Dann muß der Name der Königin von Anglonormannen herrühren, die das kymr. *wy* als *e* wiedergaben — immerhin merkwürdig genug, aber optisch auf alle Fälle schwerer zu verstehen als akustisch.[38])

---

[37]) Loth, Chrest. 153: die Form beruht allerdings nur auf Vermutung, da die Hss. *Ualcmoe* und *Ualcmoel* bieten.

[38]) Weist Ulrich von Zatzikovens *Ginover* auf ein afrz. *Guenovre*, das allerdings auch nicht ohne weiteres verständlich ist? Das Nebeneinander von afrz. *Guenievre* und *Ganievre* erklärt das häufige *Genievre*,

Als letzter unter den durch sein Vorkommen im Hornlai als recht alt erwiesenen Namen bleibt noch *GIRFLET*. Das *f* zeigt, daß er nicht britannisch ist. Ein irisches *-flaith* könnte wohl darin stecken, aber was ist *gir*? Sieht man sich nach ähnlichen bestehenden Namen um, so bietet sich zunächst *Girflidis* im Polypt. Irmionis, das freilich weiblich ist. Die fränk. *-flidis*-Namen werden zu den allem. *-flat*-Namen gestellt (Förstemann 508), wären dann also eigentlich westgotisch, was einigermaßen überrascht. Von Franken müßten sie zu den Brettonen gekommen sein und dabei ihr Geschlecht gewechselt haben. Da sich jedoch im Polypt. Irmionis auch ein *Gerflidus* findet, tut man wohl besser, diesen *Gerflidus* in *Girflet* zu sehen. *Gerflidus* ist wohl aus *Gerfridus* durch Dissimilation entstanden. Danach begegnet uns schon in den ältesten französischen Denkmälern der Matière de Bretagne ein Name fränkischer Herkunft, den ich vorderhand im Brittannischen nicht nachzuweisen vermag.[39])

Girflet ist der Sohn des *Do* E. 315, dieser *Do* wird daher trotz der syntaktischen Schwierigkeit germ. *Dudo*, *Dodo* sein, afrz. *Do Doon*. Ihm folgt unmittelbar *AMAUGIN*[40]) vgl. *Amaugis*, *Amauguin* bei Langlois, dieses ein *Amalwin*, jenes ein *Amalgis* darstellend.

Am Interessantesten ist die lange Aufzählung 1692 ff. Es ist naturgemäß nicht ganz sicher auszumachen, was, wo die Hss. auseinandergehen, späterer Zusatz, was spätere Kürzung ist. Foerster hat, da die besten Hss. das Verzeichnis mit *Gronosis* 1740 schließen, alles weitere eingeklammert, wogegen kaum etwas einzuwenden ist. Man darf aber nicht übersehen, daß auch 1735—1738[41]) in H und E fehlen, so daß man ebensogut annehmen kann, daß einem Schreiber die Liste zu lang war und er dem Namen des Truchsesses den des Senechalls noch unmittelbar folgen ließ,

das die Hss. Crestiens oft aufweisen und das z. B. im Iderroman fast ausnahmslos erscheint (Gelzer S. LXXII). Die Italiener haben das *g* dann palatal gelesen und den Namen zu *Ginevra* italianisiert.

[39]) Auf französischem Gebiete ist ein *Gerfroi*, *Gefroi*, *Gifroi* von Langlois nur aus Auberi verzeichnet, aber irrtümlich unter *Jofroi* 33 eingereiht.

[40]) „Wohl zu unterscheiden von einem König *Amangon*" bemerkt Foerster zu Erec 318. Dieser *Amangon* begegnet unter anderem im Biau Desconeu und im Rigomer 7065, in letzterem unmittelbar nach *Girfles*, so daß bei der weitgehenden Abhängigkeit dieses Romans von Erec wohl an eine graphische Umgestaltung von *Amaugin* zu denken ist. Weniger sicher ist das bei dem ersten, eine gewisse Rolle spielenden *Amangon*.

[41]) Die in Betracht kommenden Verse lauten

Ne Bedoiiers li conestables
Qui mout sot d'eschas et de tables
Ne Bravains ne Loz li Irois
Ne Galegantins li Galois
Ne li fiz Keu le seneschal,
Gronosis qui mout sot de mal.

alles übrige unterdrückte. Die Namen zeigen ein recht merkwürdiges Gepräge, kommen übrigens z. T. wie es scheint nicht weiter vor oder doch nur als Statisten wie hi r, bezw. in Romanen, deren Abhängigkeit von Erec auch sonst feststeht. Am auffälligsten sind zunächst *le Bel Coart* und *le Let Hardi*, dann *Manduit le Sage*[42]) und *Dodinel le Sauvage*. Die drei ersten dieser Doppelnamen sind in ihrer Bedeutung dem mittelalterlichen Leser ebenso verständlich wie dem heutigen, daher wird man auch in *Dodinel*, das kein brittannischer Name ist, ebenfalls ein zu *Sauvage* in bestimmtem Bedeutungsverhältnis stehendes Adjektivum zu sehen haben. *Sauvage* bedeutet „wild, roh, grob", also wohl auch „gewaltätig", bezieht sich also mehr auf äußerliche, physische Eigenschaften, *dodinel* zu *dodin*, das mit *buisnart* verbunden erscheint, wäre dann etwa „gerieben". Danach möchte ich doch annehmen, daß wenn Huet (Rom. XLIII, 96) in Dodines dem Wilden des Lanzelot mit Recht den Typus des Wirtes in der Wildnis erkannt hat, dieser Charakter, der in keinem der französischen Romane erscheint, ihm von Ulrich von Zatzikoven im Anschluß an das *sauvage* gegeben worden ist — eine Möglichkeit, die Huet auch schon in Erwägung zieht. Die französischen Belege beschränken sich auf Rig mer, der stark von Erec abhängig ist, auf den Livre d'Artur und Mort d'Artur, die wieder zusammenhängen; dazu kommt dann noch der niederl. Lanzelot, der wohl wie Ulrich durch Erec beeinflußt ist. Vgl. noch S. 170 *Ivains li proz* und *Ivains li avoutre*.

Daneben stehen ganz bekannte brettonische oder kymrische Namen wie *Bliobleheris* und *Karadues Briebraz* oder *Aguisiel*[43]) aus denen weiter nicht viel zu lernen ist. Hervorgehoben zu werden verdient *Gandeluz*, kymr. *Gwendoleu*. Das *eu* ist „vermutlich etwa

[42]) Ich weiß nicht, ob Bruggers Bemerkung „der Name *Maelduin* wurde zu *Malduis*" (ZFrSpL. XXXVIII[1], 24 Anm.) sich auf unseren Namen bezieht, glaube dann aber nicht, daß die Zusammenstellung richtig ist. Dafür, daß in der Mitte des XII. Jahrh. im Frz. kymr. *ae* durch *a* wiederge eben werde, müßte denn doch erst ein Beweis geleistet werden, ebenso für den Ersatz von *-uins* durch *-uis*, da *Amaugin* neben *Amaugis* anders geartet ist (S. 168). Außerdem wäre es, soweit ich sehe, der einzige etymologisch ins Französische umgedeutete kymr. Name. Der mhd. *Malagys*, den E. Friedländer, Das Verzeichnis der Ritter der Artustafelrunde im Erec des Hartmann von Aue verglichen mit dem bei Chrestien S. 18 mit *Mauduit* zusammenstellt, ist vielmehr der ebengenannte *Amaugis*.

[43]) Obschon Hs. V *Anguissans* schreibt, ist doch durch die anderen Hs., durch Wace und sonst *Aguisel* am besten gestützt. S. Marte schreibt im Galfrid Auguselus und W. Lewis Jones bemerkt nicht, daß die Berner Hs. anders schreibe. Dadurch verliert die Zusammenstellung mit *Angus* (Roberts bei S. Marte S. 379, Brugger ZFSpL. XXXVIII[1], 27) etwas an Wahrscheinlichkei . Möglich ist natürlich *u* für *n* in Galfrid verschrieben oder verlesen. Die frz. Form läßt sich aus beiden erklären; leichter allerdings bei schriftlicher Überlieferung aus *Anguiselus*, wobei *n* zu *u* in der Schrift zunächst durchweg durch einen Strich angedeutet, dann der Strich vergessen wurde.

oü, als ein gerundeter Diphtong der Mittelzunge gesprochen" (Pedersen § 349, I, S. 515). Die brettonische Entsprechung *ou*, *u* steht dem frz. *ü* wohl noch ferner.

Unter den übrigen mag nur *Yvain von Loenel* besonders erwähnt werden. Der Beiname kommt auch sonst vor, so im Rigomer, und Foerster hat ihm in einer Anmerkung zu V. 127 seiner Ausgabe des letztgenannten Romans eine längere Besprechung gewidmet. Da die Hss. zwischen *Loenel*, *Leonel* und *Lionel* schwanken, außerdem neben *de* auch *del* vorkommt, so sei mit der Möglichkeit zu rechnen, daß das Wort „kleiner Löwe" bedeute, obschon das Afrz. in diesem Sinn nur *lioncel* kennt. „Da der *chevalier au Lion* eine Schöpfung Kristians ist, so kann er sowohl den Namen als den Einfall, den Löwen aus dem Gellius in den Roman einzuführen, aus *del lionel* geschöpft haben und so dem „Löwchen" den „Löwen" an die Seite gestellt haben. Ist aber vielleicht *Loenel* das Ursprüngliche (als Ortsname), so ist *leonel* nur spätere Umdeutung, und es muß dann *le L.* heißen, wofern nicht der Ortsname *le L.* gelautet hat." Die bei Foerster bis zur Zwangsvorstellung entwickelte Auffassung von Crestiens Genialität und Urschöpfung vermag allein diese Erklärung verständlich zu machen, da doch, wer mit den Stoffen halbwegs bekannt ist (und Foerster kann man ja nicht Unkenntnis vorwerfen) und die historische Überlieferung nicht auf den Kopf stellt, sofort sieht, worum es sich handelt. Crestien hat den Namen nur hier, zudem fehlt der Vers in H und E; P und C geben ganz andere Lesungen, A *Yuenis dele e Linel;* V *roounel*, so daß also nur B *Loenel* gewährleistet und man infolgedessen nicht wissen kann, ob die an sich auch gute Lesart der im Ganzen ja eher besseren Hs. C

Ivains li preuz se seoit outre

das ist, was unser Dichter geschrieben hat. Ja wenn man die Gegenüberstellung von gegensätzlichen Namen, die er in dieser Liste liebt (S. 169) berücksichtigt, so könnte das unmittelbar folgende

D'autre part Ivains li avoutre

für die Ursprünglichkeit der Lesart von C sprechen. Daß A und V wenn auch undeutlich für *leonel* zeugen, besagt nichts, wenn Foersters Stammbaum richtig ist. Danach nämlich gehen A und V auf eine gemeinsame Vorlage zurück, die wiederum auf der Vorlage von B beruht. Also in der Vorlage von C hat *preuz*, in der von B *leonel* gestanden. Wenn es danach fraglich ist, ob der Verfasser des Löwenritters einen *Ivain de Loenel* gekannt habe, so ist es dagegen ganz sicher, daß er einen *Lionel* nicht gekannt hat, denn dafür gibt die handschriftliche Überlieferung gar keinen Anhaltspunkt. Da man nun auch bei den Namenserklärungen von den ältesten Formen auszugehen hat, da die Umgestaltung von *Loenel* zu *Lionel* verständlicher ist als der umgekehrte Vorgang, so wird man nur dann die erstere Form als sekundär bezeichnen dürfen, wenn sich für

sie keine, für die andere eine überzeugende Deutung findet. Das letztere ist nicht der Fall, da, wie Foerster selber bemerkt, der „kleine Löwe" im Afrz. *lioncel* heißt. Dagegen heißt eine in den Artusromanen wie übrigens in der alten Geschichte der Insel reiche sehr wichtige Landschaft *Lothian*, dazu eine Ableitung, die bei Galfrid VIII, 21 irrtümlicherweise *Loudonesia* lautet, afrz. *loenois*, bekannt unter anderm aus dem Tristan. Mit Suffixwechsel, für den allerdings der Grund noch zu finden ist, entsteht dann *loenel*.

Eine Erweiterung dieser Liste wird 1935 ff. gegeben in der Aufzählung der zu Erec und Enidens Hochzeit erscheinenden Gäste. Auch hier finden wir ein Spielen mit Gegensätzen, aber nicht mit gegensätzlichen Namen, sondern Völkern, vgl.

Li rois Bans de Gomeret,
Et tuit furent juene vaslet
Cil qui ansanble o lui estoient,
Ne barbe ne grenon n'avoient.

. . . .

Kerrins li viauz rois de Riël
N'i amena nul jovancel,
Ainz ot teus conpaignons trois çanz
Don li mains nez ot set vinz ans. V. 1975

Dann folgt der König *Bilis der Antipoden*, der infolge einer Verbindung mit anderen Erzählungen als Zwergkönig bezeichnet wird. Faral a. a. O. 319 meint, daß das Reich der Alten und der Jungen geradezu eine Erfindung Crestiens sei. Das mag sein, nur wird man etwas genauer sagen dürfen, daß er in Anlehnung an irgend einen der Berichte vom Lande der ewigen Jugend zunächst die Vertreter dieses Reiches aufziehen ließ und nun dazu das Gegenstück frei erfand.

Im übrigen zeigt die Aufzählung kein geographisches Prinzip, wohl aber sonst einiges Bemerkenswerte. *Maheloas*, der Herr der Glasinsel, nach der Form seines Namens (S. 166) wie nach seinem Reiche ein Kymre, hat hinter sich *Graislemiers* aus Finisterre[44]) und dessen Bruder *Guigomars*, den Herrn der Insel von Avallon.

Die beiden Namen hat Zimmer ZFSp.L XIII³, 3 richtig, jenen als bretton. *Goadlenmor*, diesen als bretton. *Guiomarch* gedeutet. Mit Bezug auf die Namensform mag noch Folgendes bemerkt werden. Nach Foersters Angaben bieten die als die besten bezeichneten Hss. H und C bei dem ersten als Ausgang *-mus*

[44]) Da *Fine Posterne* aus *finibusterrae* entstanden ist (Zimmer, ZFSpL. XXII¹, 2), würde es wohl besser in einem Worte geschrieben, selbst falls sich ein jüngeres *Posterne* finden sollte. Man mag sich fragen, ob es brettonische oder französische Kanzleien gewesen sind, die die lateinische Benennung in die Volkssprache gebracht haben. Im zweiten Fall müßte es geschehen sein, als man noch kein *ü* hatte, also lat. *u* noch als *u* las, doch lassen historisch-geographische Verhältnisse das erstere als wahrscheinlicher erscheinen.

bezw. *-mues*, *-mier* gehört der zweiten Gruppe an, *-mer* der dritten, außer E. Da die brettonische Form auf *o* ausgeht, halte ich es für richtig, das dazu passende *ue* der ersten Klasse aufzunehmen. Als ursprünglich *ie* anzusetzen ginge wohl nur, wenn Korn. *er* durch agn. Vermittelung gegangen wäre, da altes *ie* im Agn. frühzeitig zu *e* geworden ist, also agn. *e* in *ie* umgesetzt werden konnte.

Der Eindruck, den man aus diesen Namen bekommt, ist der folgende. Daß Crestien diejenigen von ihnen, die auf gehörte kymrische Formen zurückgehen, selber von Kymren oder Engländern gehört habe, ist z. B. bei *Maheloas* darum nicht wahrscheinlich, weil gerade der Träger dieses Namens keine Rolle bei ihm spielt. Es scheint aber wenig einleuchtend, daß er sich eine Erzählung, die von *Maheloas* handelte, habe erzählen lassen, aber nur diesen Namen behalten habe. Viel eher darf man annehmen, daß er manche dieser Namen gelesen, vielleicht geradezu, um einen Katalog aufzustellen, aus ihm zugänglichen Erzählungen Namen herausgesucht hat. Diese Erzählungen müssen französisch und müssen in Versen abgefaßt, also Lais nach Art des Hornlais und der Gedichte der Marie gewesen sein, denn nur so erklärt sich die metrische Messung, da wo sie von der von Wace abweicht.

Die O r t s a n g a b e n sind im ersten Teile möglichst unbestimmt gelassen. Das Einzige was wir erfahren, ist, daß Erec seinem Schwiegervater *Montrevel* und *Roadan* verspricht. Beide Namen kommen 1881 nochmals vor, sind übrigens in den Hss. verschieden überliefert. Schon Brugger hat mit Recht betont, daß für die zweite Burg nur *Roadan* oder *Rodoan* in Betracht kommen kann, das *Rotelan*, mit dem Lot R. XXV, 9[45]) und Zenker Mabinogion S. 82 operieren, nur der schlechteren Überlieferung angehört, s. ZFrSpL. XXVII[1], 92. Einen heutigen, dazu passenden Ort weiß aber auch er nicht anzugeben. Auch für das zweite schwanken die Angaben sofern mit Ausnahme von C im Vers 1881 alle Hss. *Revelein* schreiben. Wenn nun Brugger meint, *Revelein* gehöre in den Text, C habe mit Hilfe von 1349 korrigiert, so ist das zwar auf den ersten Blick einleuchtend, hält aber schärferer Betrachtung nicht stand. „In mit *Mont-* zusammengesetzten Ortsnamen konnte man wohl, wenn man wollte, *Mont* auslassen"

[45]) Foerster zieht jenes vor, die Angaben in der V.L. sind nicht ganz klar: *Rodo an* HE, *tonadan* P, *roalan* VA, *rotelan* B, *rodolan* E1335. *rodelen* B, *rodoan* H, *rodouan* P, *roela* A, *rodan* V, *rodoalen* E. 1882. Danach scheint das im Texte stehende *Roadau* an der ersten Stelle überhaupt handschriftlich nicht gestützt zu sein, an der zweiten nur in C zu stehen. Was C an der ersten Stelle bietet ist nicht deutlich und vor der Hand auch nicht zu ermitteln. Das HE der V.L kann nicht richtig sein, da später für E *rodoalen* angegeben wird, es muß also entweder nur H oder HC heißen. Mir scheint für die französische Überlieferung *Rodoan* besser gestützt zu sein, wenn auch Hartmann eine Hs. vor sich hatte, die *Roadan* schreibt.

und dazu die Anmerkung: „Ich denke mir, daß man wohl auch jetzt noch z. B. neben *Mont St. Michiel* bloß *St. Michiel* sagt" (a. a. O. 93), heißt denn doch willkürliche Behauptung an Stelle von Beweis in gar zu weitem Ausmaße setzen. Wir werden uns also damit bescheiden müssen, daß mit den beiden Namen nichts zu machen ist.

Etwas mehr bietet der zweite Teil. Lac wird hier als König von *Estregales* bezeichnet. Die verschiedenen Versuche, den Namen zu erklären, hat Brugger kritisch beleuchtet und selber *Stratcloith* zugrunde gelegt (ZFSpL. XXVII[1], 78). So zutreffend seine Kritik ist, so schwere Einwände erheben sich gegen einen Teil seiner eigenen Ewrägungen. Anknüpfend an die Caradoc-Interpollation im Perceval, in der

D'Estregale o le sien conroi V. 14 046

ohne *s* vorkommt, schließt er nicht mit Unrecht, daß eine Umgestaltung von *Estregale* zu *Estregales*, nicht aber das Umgekehrte möglich sei, und glaubt nun in diesem *Estregale* eine Rückbildung von *Estregalou* sehen zu können, das er in dem

Fiz la vieille de Tergalo Erec 2183

findet. Kann man auch hier noch mitgehen, so ist dagegen die Zurückführung dieses *Estregalo* auf *Stratcloith* nur dann möglich, wenn man sich über alles hinwegsetzt, was bei sachlich ganz einwandfreier Zusammenstellung überlieferter, nicht bloß erschlossener altfranzösischer und englischer Ortsnamen an Lautumgestaltungen festgestellt werden kann. Wenn wir noch den Wandel von *tc* zu *dg* auf Rechnung des Kymrischen setzen dürften (was mir nicht sicher ist; was B. S. 109 aus dem Französischen anführt, ist ganz anders geartet), wenn wir ferner die Wiedergabe von *oith* durch *ou* noch mit in Kauf nehmen wollten, so ist ein *gl* zu *gal* nicht annehmbar. Man kann bei Brugger, der den sprachlichen Fragen offenbar ziemlich fremd gegenüber steht, anerkennen, daß er auch das durch Parallelen rechtfertigen will, aber man muß eben sagen, daß, was er bringt, keine Parallelen sind. In *Yselande*, *Guenelande* ist die für den Franzosen der damaligen Zeit nicht aussprechbare Konsonantengruppe *sl*, *nl* mundgerecht gemacht, vgl. andere Beispiele S. 166, *gl* aber haben die Franzosen zu allen Zeiten gesprochen.[46]) Ich würde daher bei einem *Strädwealas* (S. 101) bleiben. Da *Galou* das zu *Gales* gehörige Ethnikum ist (vgl. ZRPh. XXXIV, 572, wo weitere Litteratur angegeben ist), so lag es für einen Franzosen nahe, zu *Estregales* ein *Estregalou*

[46]) Aus demselben Grunde ist die Erklärung von *Gorre* aus akymr. *Gutr*, die Lot R. XXIV, 331 vorträgt, unmöglich, da die Franzosen die Gruppe *tr* stets artikulieren konnten und die Aufnahme des Namens nicht in die Zeit fällt, da man noch *patre* sprach, das ja allerdings zu *pere* wurde. Daß auch anderes gegen die Lot'sche Erklärung spricht, kommt dabei kaum mehr in Betracht.

zu bilden, woraus im Pikard. *Estregalau, -eu* wurde, Formen, die Brugger belegt, aber wieder in sprachlich unmöglicher Weise deutet.

Ein Schloß von Erecs Vater liegt in *Carnant*. Zimmers unglücklicher Einfall, darin Nantes zu sehen, ist zwar noch im Crestien Wb. verzeichnet, hier aber wenigstens mit dem Hinweis darauf, daß J. Loth ein *Carnant* in S.-Wales nachgewiesen hat (RC. XIII, 503), F. Lot eines in Cornwallis (R. XXV, 9).[47]) Auch Brugger wäre noch zu nennen ZFSpL. XX[1], 190.

Limors erklärt Lot als kymr. *Lys-mawr* „großes Schloß" (R. XXIV, 335). Daß ein solcher Ortsname möglich ist, kann nicht in Abrede gestellt werden, schwierig bleibt aber die französische Form. Lot nimmt schriftliche Überlieferung an, da die Aussprache *llys-vawr* gewesen sei. Aber dann wäre, da das Schriftbild *sm* dem Franzosen des XII. Jahrhunderts noch ganz geläufig war, der Mangel des *s* ebenso unverständlich, wie auf der anderen Seite das -*s*, für welches das Kymrische keinen Anhalt bietet.[48])

Unter den englischen Orten sind zunächst die Formen des Namens *York* zu nennen. Wace schreibt *Euerwic* Rou 19; 1250; 6692, nur an letzter Stelle *Euroic* Hs. A. Die Erec-Hss. gehen auseinander, doch führen alle auf *Evroic*. Im Wilhelmsleben 318 bietet C *Euuroyc*, was eher für E u r o i c sprechen könnte, wogegen E v r o i c des Erec die von Foerster bevorzugte Schreibung *Ebroic* rechtfertigt; hinter *wiric* der Hs. P des Wilhelmsleben steckt offenbar auch *evroic*. Die altenglische Form ist *Evervic*, sie wird in der franz. Übersetzung einer Urkunde des Erzbischofs von York c. 1080 mit *Evervic* umgeschrieben. (AStNSpL. 116, 321). Wiederum ist es diese offenbar offizielle Schreibung, die Wace beibehält, wogegen Crestien nach dem Ohre schreibt. Sodann *Tenebroc* 2131, 2137 für Edinburg. Der älteste irische Name der Stadt ist *Etin*, heute gäl. *Dunedin*, kymr. *Dineiddin* (Skene, Celtic Shotland I 238), der älteste englische *Edwinesburg* (ebenda 240). Man wird mit der Annahme kaum fehl gehen, daß das letztere eine Umbildung des ersteren ist, aber wie kommt der Franzose zu dem *T*-? Da neben *Tenebroc*, der allerdings ja sonst

[47]) Damit bessert sich doch wohl die Bemerkung „*Carnant* ist sicher *Nantes*, wie Zimmer feststellt; Loths gegenteilige Ansicht ist durch *Nantes* 6555 wiederlegt, da beide Namen dieselbe Stadt bezeichnen (ZFrSpL. XXXVIII[1], 182)." Ein so guter Philologe wie Foerster hätte bei ruhiger Überlegung die S. 158 mitgeteilten Beobachtungen ja ohne weiteres machen müssen.

[48]) Ebenda führt Lot *Genewis* bei Ulrich von Zatzikofen auf kymr. *Gwynedd*, das alte *Venedotia*, zurück und da als König dieses Landes *Pant* genannt wird, meint er, man könne danach *Bans de Gomeret* Erec 1975 bessern. Bei dem Zustand der Namen in Ulrichs Roman kann *Genewis* ebensogut aus *Gomeret* wie aus *Gonede (so ungefähr würde ja wohl das kymrische Wort im Französischen lauten) entstanden sein, so daß man von dem gut bezeigten *Go(r)meret* nicht abzugehen braucht und *Gwynedd* besser beiseite läßt.

guten Gruppe HC alle anderen Hss. *Danebroc* oder leicht verständliche Umgestaltungen zeigen, wie ja auch im Lai von Doon *Daneborc* 8, 13 steht, liegt der Gedanke nahe, daß der Schreiber von der Vorlage von HC sich verschrieben habe.[49]) *Danebroc* scheint auf einer Anlehnung an den Namen der Dänen, *Denebroc* auf eine der heutigen entsprechenden *a*-losen Form zu beruhen, die vielleicht in der Volkssprache immer bestanden hat, da sie der ursprünglichen, keltischen genauer entspricht. Also auf alle Fälle wieder eine gehörte und zwar von Engländern übernommene Form, wie auch *-broc* für *-brog* auf das Gehör, nicht auf das Auge weist. Ob Crestien sich der Bedeutung des Namens bewußt war? Die Antwort hängt davon ab, wie er ihn geschrieben hat. Natürlich steht nichts im Wege, aus der Verschiedenheit der handschriftlichen Überlieferung ein **Denebroc* zu konstruieren und wenn der Dichter wirklich diese Form geschrieben hat, so ist wohl anzunehmen, daß er mit Bewußtsein den Namen einer großen Stadt im Norden Englands schrieb.[50], Wie weit die Entfernung zwischen York und Edinburg ist, braucht er darum, weil er in Wallingforth war (S. 162), noch nicht zu wissen.[51])

Wir haben somit in *Estregales* einen alten nach Schottland weisenden Namen, der vermutlich mit den Artusssagen nach Wales und dann mit der Literatur nach Frankreich gekommen ist, in *Carnant* eine in der brittannischen Toponomastik öfter vorkommende brittannische Bildung, in *Evroic* und **Denebroc* rein englische, gehörte Namen, die der Dichter selber mitgebracht haben kann.

3. T y p i s c h e C h a r a k t e r e sind Artus, Gauvain, Keu. Wenn Foerster den Erec, Foulet den Lanval als ersten Artusroman bezeichnet, so haben beide Recht und Unrecht. Der erste französische Text, in dem Artus „überhaupt nichts tut", wie Foerster sich etwas kräftig ausdrückt, in dem er nicht mehr ein Held

[49]) *A Teneborc* könnte beim Diktieren an Stelle von *et D* getreten, dann an der zweiten Stelle, ebenfalls eingeführt worden sein, da es ja doch dieselbe Stadt ist.

[50]) „Edinburg heißt bei Crestien nur *Isle as Puceles*", schreibt Foerster ZFSpL. XXXVIII¹, 183. Wenn dem so wäre, so fiele das über *Danebroc* Bemerkte dahin. In Tat und Wahrheit kommt dieses *Isle as Puceles* nur einmal, L. 5257, vor und zwar wird da erzählt, daß der König dieser Insel in die Burg *Pesme Aventure* gekommen sei und dann den Jungfrauen-Tribut bezahlen mußte. Ich weiß nicht, worauf Foerster und andere nach ihm diese Identifizierung stützen. Wir wissen, daß Galfrid und ihm folgend Wace, dann der Lai von Doon u. a. die Hauptstadt von Schottland als *Castellum Puellarum* bezeichnen, aber daraus folgt doch nicht, daß *Isle as Puceles* dasselbe bedeute.

[51]) Die diesbezügliche Kontroverse zwischen Brugger, ZFSpL. XX¹, 431 und Foerster (ebenda XXXVIII¹, 183) einerseits, Edens, Erec-Geraint, 138, Zenker, Mabinogionfrage, 86 andererseits scheint mir danach ziemlich zwecklos zu sein.

ist, der an der Handlung den Hauptanteil nimmt, sondern lediglich als das äußere Zentrum oder besser als der örtliche Ausgangspunkt der von anderen ausgeführten Handlungen gilt, ist schon der Hornlai. Es handelt sich also hier um eine französische Überlieferung, der sich Crestien einfach anschließt. Denn wenn Artus im Erec dadurch, daß er selber den Hirsch erjagte, sich scheinbar vor den anderen auszeichnet, der siegreiche Held eines schwierigen Unternehmens ist, so geschieht das nicht seinetwegen sondern zum Ruhm Enidens, s. S. 140. Vor die Ausbildung dieser Rolle scheint mir das Denkmal von Modena zu fallen, da hier Artus deutlich eine aktive Rolle bei dem Kampf um die Burg spielt, und auch im ursprünglichen Ider möchte ich noch etwas mehr sehen, wie ja denn auch die alte Namensform in diesem Roman noch erhalten ist.

Gauvain ist schon das Ideal der Ritterlichkeit. G. Paris hat die Entwicklung dieses Helden nach den erhaltenen Quellen dargestellt Hist. Litt. XXX. 29. Aus Wace erfahren wir schon, daß er

Prous fu et de molt grant mesure
D'orgueil et de fortfait n' out cure
Plus solt faire que il ne dist
Et plus doner qu'il ne promist. Brut, 10 106

Es ist möglich, daß Crestien das Bild etwas weiter ausgemalt hat, in seinen Hauptzügen bestand es aber schon vor ihm, vielleicht in jenem Roman, von dem wir, wie L. Weston gesehen hat, durch Gaucher Kunde haben, vgl. die Ausführungen von Brugger ZFSpL. XXXI[1], 150.

Dagegen erscheint Keu ganz anders. Im ersten Teile ist er lediglich der Seneschall und tut seine Dienste, ohne daß seine Art irgendwie zum Ausdruck kommt. Im zweiten heißt es

El tre le roi estoit antrez
Mes sire Gauvains toz lassez
Qui chevauchié avoit assez.
Defors la tante estoit uns charmes;
La ot un escu de ses armes
Leissié, et sa lance de fresne.
A une branche par la resne
Ot le guingalet aresné,
La sele mise et anfrené.
Tant estut iluec li chevaus
Que Keus i vient li seneschaus.
Cele part vint grant aleüre,
Aussi con par anveiseüre
Prist le destrier et monta sus;
Qu' onques ne li contredist nus.
La lance et l'escu prist apres
Qui soz l'arbre ierent iluec pres.

Galopant sur le guingalet
S'an alot Keis tot un valet
Tant que par avanture avint
Qu' Erec a l'ancontre li vint.
Erec conut le seneschal
Et les armes et le cheval,
Mais Keus pas lui ne reconut,
Car a ses armes ne parut
Nule veraie conoissance.

. . . .

Keus vint avant plus que le pas
Et prist Erec eneslepas
Par la resne sanz saluër.
Ainz qu'il le leissast remuër,
Li demanda par grant orguel:
„Chevaliers", fet il „savoir vuel
Qui vos estes et don venez."
„Fos estes, quant vos me tenez,"
Fet Erec. „Nel savroiz anuit."
Et cil respont: „ne vos enuit;
Car por vostre bien le demant.

. . . .

Keus respont: „Grant folie dites,
Quant del venir vos escondites;
Espoir vos an repantiroiz.
Se bien vos poist, si i iroiz[52])
Andui, et vos et vostre fane,
Si con li prestres vet an sane,
Ou volantiers ou a anviz.
Anquenuit seroiz mal seruiz
(Se mes consauz an est creüz)
Se bien n'i estes coneüz.
Venez an tost, que je vos praing.[53])

[52]) Foerster liest mit den Hss. *et bien*, aber ich zweifle, daß man sagen kann „und es möge Euch unangenehm sein, so werdet ihr gehen", wogegen „wenn es euch unangenehm sein mag, so werdet ihr doch gehen" in der Verbindung eines Vordersatzes des hypothetischen Satzgefüges im Konjunktiv praes. mit einem Nachsatz im Indikativ seine volle Entsprechung in einem Rom. Syntax 685 beigebrachten Beispiele aus Philipp von Thaon hat.

[53]) Die Schwierigkeit der vier letzten Verse wird durch die Einklammerung des zweiten mehr angedeutet als gelöst. „Heute nacht werdet ihr schlecht bedient sein (wenn ihr meinem Rate folgt), wenn ihr euch nicht dabei auskennt (oder wenn man euch nicht kennt?). Kommt rasch, denn ich nehme euch." Die Varianten helfen wenig, im letzten Verse hat der Schreiber von C das vieldeutige *que* durch *car* ersetzt. Einen glatten Sinn bekommt man durch Umstellung des zweiten und dritten Verses und durch Verbindung des dadurch an dritte Stelle

De ce ot Erec grant desdaing.
„Vassaus, fet il, folie feites,
Qui par force apres vos me treites.
. . . .
Traiiez vos la! Je vos taing mout
Por orguelleus et por estout.
Jo vos ferrai, bien le sachiez,
Se apres vos plus me sachiez.
Leissiez moi tost!“ Et cil le leisse.
El chanp plus d'un arpant s'esleisse,
Puis retorna si le desfie
Com hom plains de grant felenie.
Le uns contre l'autre ganchist;
Mes Erec de tant se franchist
Por ce que cil desarmez iere,
De sa lance torna derriere
Le fer et l'arestuel devant.
Tel cop li dona neporqaunt
Sor son escu haut el plus ample
Que hurter li fist a la tanple,
Et que le braz au pis li serre:
Tot estandu le porte a terre.
Puis vint au destrier si le prant.
Enide par le frein le rant.
Mener l'an vost, et cil li prie,
Qui mout sot de losangerie,
Que par franchise li randist.
Mout bel le losange et blandist. V. 3948

Gewiß ist dieser Keu nicht mehr „neben Arthur der kühnste, tapferste und erfolgreichste Held, dem übernatürliche oder wunderbare Kräfte zugeschrieben werden“ (Zimmer a. a. O. 516), aber er ist doch noch weit entfernt von dem Prahlhans, als der er im Löwenritter erscheint. Sein Benehmen ist im ganzen würdig. Die ganze Verkleidungsszene nämlich scheint mir nur unter der Voraussetzung verständlich zu sein, daß Keu damals noch als gewaltiger Kämpfer galt, wie er es im Grunde auch im Karrenritter noch ist.[54]) Dann mußte aber irgendwie erklärt werden, daß

gebrachten mit dem vierten, also: „heute nacht werdet ihr schlecht bedient sein, wenn ihr das nicht versteht (nämlich, daß ihr mit mir kommen sollt). Wenn ihr meinem Rate folgt, so kommt rasch.“ Will man die Verse in ihrer Reihenfolge stehen lassen, so muß man wohl die Negation aus dem zweiten Bedingungssatz in den ersten hinaufnehmen, aber wiederum den Punkt nach *creüz*, nicht nach *coneüz* setzen.

[54]) Daß Artur hier, wenn auch ungern, bis zur äußersten Erniedrigung geht, um Keu zum Bleiben zu bestimmen, ist bei einer Gestalt wie dem Keu des Löwenritters ganz unverständlich. Ich glaube allerdings, daß Crestien sich im Karrenritter viel näher an seine Quelle anschloß als im Erec, aber soweit mußte er doch auf seine Leser Rück-

er Erec unterlag und das geschah nun in der Weise, daß Keu als eigentlich gar nicht zum Kampfe ausgerüstet dargestellt wird. Wohl aber scheint es mir sehr leicht möglich, daß gerade in der Rolle, die Crestien den Seneschall hier spielen läßt, die Keime zu der Entwicklung liegen, wie sie zuerst im Löwenritter, dann in immer wiederholter und gesteigerter Form bei Franzosen und Deutschen und Italiener erscheint.

4. Erec und Gereint. Die Literatur über die Frage, ob die kymrische Erzählung von Gereint eine Bearbeitung des Erec sei oder ob beiden eine ältere französische Erzählung zugrunde liege, ist von B. Edens, Erec-Gereint, 1910, Foerster ZFSpL. XXXVIII[1] 149 ff. und von Zenker Zur Mabinogionfrage 1 ff. zusammengestellt worden. Dazu kommen noch die betreffenden Abschnitte in Windisch, Das keltische Brittannien bis zu Kaiser Arthur (Abhandl. der phil.-hist. Kl. der kgl. sächs. Gesellschaft der Wissensch. XXIV), in denen der Standpunkt vertreten wird, daß die kymrischen Erzählungen eine von den französischen Dichtungen unabhängige, einheimische Form der Sage erhalten haben, wenn sie auch den Einfluß der romantischen Zeit zeigen (S. 267), andererseits Nitze, der für die Abhängigkeit des G. von E. eintritt (a. a. O. 471). Gegen Zenker spricht sich Becker aus LBlGRPh. XXXIV, 17 ff.

Daß der Kymre kein Übersetzer ist, kann man Windisch ohne weiteres zugeben: seine Sprache zeigt keine Spur eines Einflusses durch eine fremde Sprache, wie es doch, wenn der Übersetzer nicht ein ganz ungewöhnlicher Beherrscher des Ausdrucks ist, nicht vermieden werden kann. Es handelt sich nur um Umarbeitung, und da scheint sich die Frage nach ziemlich allgemeiner Auffassung so zu stellen: steht zwischen oder genauer über G und E noch ein natürlich französisches X, das man als Roman bezeichnen kann, oder ist G eine selbständige Umarbeitung von E, oder endlich ist G eine durch E beeinflußte Umgestaltung einer kymrischen Vorlage, die irgendwie X zugrunde liegt.

Ich will zunächst auf einen kleinen Zug hinweisen, der G von allen anderen kymrischen Erzählungen unterscheidet, aber seine Entsprechung in E hat. Nachdem Gereint den Sperber gewonnen, heißt es „le lendemain ils partirent pour la cour d'Arthur. L'aventure de Gereint s'arrête ici" (II, 129). Als sodann Edern an Artus Hof kommt und von Genievre Verzeihung erhält, übergibt ihn Artus dem Arzt, seine Geliebte wird zu der Königin gebracht. „Leur histoire à eux s'arrête ici" (S. 132). Als Edern von Gereint besiegt ist, zieht er traurig mit seiner Geliebten und

sicht nehmen, daß er Helden, die einen ganz bestimmten Charakter trugen, nicht in einem davon gar zu verschiedenem Lichte darstellte.

mit dem Zwerg ab. „Leur histoire s'arrête là (S. 126)." Derartige, einen Abschluß angebende Bemerkungen hätten auch anderswo angebracht werden können, beispielsweise im Owen nach der Erzählung des Kynon, sie finden sich aber wie gesagt nirgends. Daher wird man nicht fehlgehen, in ihnen eine Nachahmung des

ici fenist li premiers vers

zu sehen. Auch wenn man der oben S. 138 gegebenen Erklärung nicht zustimmt, wird man nicht wohl annehmen können, daß Crestien diesen Vers aus seiner Vorlage übernommen habe. Denn wenn auch manches bei ihm nicht so wohl begründet ist, wie es der Kritiker von einem modernen Dichter erwartet, so darf man ihm doch nicht zumuten, daß er etwas direkt Unverständliches übernommen habe. Andererseits zeigt sich in der Wiederholung der in E vereinzelt auftretenden Bemerkung etwas für den G auch sonst Charakteristisches. Was im E einmal zufällig und auffällig erscheint, das wird hier zum Gewohnheitsmäßigen. Der Verf. erweitert seine Vorlage, er will sie nicht einfach übersetzen, er macht sie mit viel Überlegung zurecht, ändert ihm unverständlich, nicht begründet erscheinende Stellen, kann daher auch nicht nur gerade einmal sagen, das sei der Schluß einer Episode, sondern wiederholt es, wodurch das Unverständliche der vereinzelten Bemerkung in E behoben erscheint. Insofern hat Edens vollständig recht, wenn er S. 78 schreibt, daß „G selbständig erzählt, das Erzählte deutlich vor Augen sieht und nicht bloß stumpfsinnig nachabschreibt", nur weicht er damit nicht allzusehr von Foerster ab, der seinerseits betont, daß der Kymre „die dichterische mit vielen Arabesken, auch mit Versteckspielerei hie und da verbrämte Geschichte in eine zusammenhängende, zeitlich geordnete, vereinfachte, und wo es ihm nötig erschien, gebesserte Form gebracht hat" (Kl. Erec[1] XX).

Dann ergibt sich aber auch als natürliche Folge, daß bessere Begründung kein Argument ist, mit dem die Abhängigkeit des Einen vom Anderen irgendwie bewiesen werden kann, ganz abgesehen davon, daß uns manches ungereimt erscheinen kann, was der zeitgenössische Leser ohne weiteres in der Ordnung fand. Ich habe im Voraufgehenden mehrfach zu zeigen gesucht, daß Vorwürfe, die man Crestiens Darstellung gemacht hat, bei genauerem Studium dessen, was er sagen wollte, nicht zutreffend sind. Ich will aus den Arbeiten von Edens und Zenker ein paar typische Proben anführen.

Wenn wir uns in den Gedankenkreis der höfischen Romanleser des XII. Jahrh. versetzen, so ist uns gegenwärtig, daß zu jedem großen Feste die Ausführung irgend einer ungewöhnlichen Leistung gehört. Das ist die *Costume*, von der im Eingang des Erec die Rede ist, wie dies Edens ganz richtig erkannt hat. Ich verstehe aber Zenker nicht, wenn er sagt, Crestien habe seine Vorlage, in der das gestanden habe, mißverstanden, habe die

costume „bezogen auf das Jagen des weißen Hirsches, als hätte an Artus Hofe eine Sitte bestanden, jede Ostern einen weißen Hirsch zu jagen — eine Sitte, von der wir sonst nirgends etwas hören. Auch dieses Mißverständnis wird begreiflich durch die Annahme, wie dem Kymren, so sei Crestien, oder schon seiner unmittelbaren Quelle, die costume ein Novum gewesen." (S. 68.)

Hier beruht das Mißverständnis auf Seite Zenkers. Wenn ich die Gewohnheit habe, jeden Sommer in die Alpen zu gehen und diese Gewohnheit dem, mit dem ich spreche, bekannt ist, so kann er den Satz „ich gehe auch im Kriegsjahr nach Grindelwald um meiner Gewohnheit treu zu bleiben," nicht dahin verstehen, daß ich bisher jeden Sommer in Grindelwald gewesen bin, weil er eben weiß, was im allgemeinen meine Gewohnheit ist. Schuld an Zenkers Mißverständnis dürfte vielleicht die Behauptung Foersters sein, daß Erec der erste Artusroman sei. So sehr Zenker sich sonst gegen Foerster wendet, scheint er doch unbewußt von seinen Anschauungen bis zu einem gewissen Grade beherrscht zu sein. Da nun gerade die eigenartige Stellung des Artus fast gleichzeitig in unserer Überlieferung bei Robert Biquet, bei Crestien, bei Marie de France erscheint (S. 175), da unmöglich alle drei unabhängig von einander diese Stellung erfunden haben können und da andererseits eine gegenseitige Beeinflussung der drei Autoren ausgeschlossen ist, so bleibt nur das Eine übrig, daß alle drei schon mit einer litterarischen Formel arbeiten. Dann wird die genannte Gewohnheit aber auch schon Formel gewesen sein und dann kann wohl kein damaliger höfischer Leser die Verse so verstanden haben, wie Zenker. Dem Kymren dagegen scheint die Stelle unverständlich gewesen zu sein, daher er einen ganz anderen Eingang frei erdichtet hat.

Oder Edens S. 79 vergleicht die Schilderung von Enidens Vater, als Erec ihn zuerst sieht:

> *Biaus hon estoit, chenuz et blans*
> *De bon eire, jantis et frans.*
> *Iluec estoit toz seus assis;*
> *Bien resanbloit qu'il fust pansis* Erec 317

mit Gereint: „un homme aux cheveux blancs, aux vêtements vieillis et usés" Gereint le regarda longtemqs fixement. „Valet", dit le vieillard „à quoi songes tu?" — „Je suis songeur", répondit Gereint, „par ce que je ne sai où aller cette nuit."

Dazu nun die Bemerkung: „Falls das Auftreten desselben Gedankens — der Nachdenklichkeit des einen von beiden — an derselben Stelle nicht zufällig ist, hat G. hier die bessere Lesung, und die Vermutung liegt nahe, daß Crestien seine Vorlage mißverstanden habe. Für den alten Mann liegt hier ein besonderer Grund zur Nachdenklichkeit nicht vor, wohl aber für Erec." Der arme Crestien muß ein ganz merkwürdig unverständiger

Mann gewesen sein, wenn er eine doch in seiner eigenen Sprache geschriebene Vorlage so oft und so eigenartig mißverstanden hat wie ihm von Zenker und Edens zugemutet wird. Ich kann aber auch hier nicht finden, daß seine Darstellung irgendwie ungereimt ist. *Pensif* heißt wie so oft im Afrz. „sorgenvoll", wie denn auch der nordische Übersetzer *nökkut sorgmond* sagt, so daß also das Adjektiv zu der vorangegangenen äußeren Schilderung noch die innere hinzugefügt, Gereint dagegen überlegt, wo er wohl die Nacht zubringen könne. Also das *pensif* im E ist etwas ganz anderes als das *songer* im G, so daß auch noch der letzte Rest einer Übereinstimmung hinfällig wird. Daß Mißverständnis liegt auf seiten Edens.

Sodann kann sehr vieles von dem, was Edens als unverständlich, unbegründet, unklar bei Crestien tadelt, als solches nur dem erscheinen, der den Erec oberflächlich liest. Wenn der Kymre weitläufiger ist, so verhält sich seine Darstellung zu der des Franzosen wie die Erzählung ein und desselben Gegenstandes sich auch heute verschieden gestalten würde, je nachdem man ein literarisch gebildetes Publikum oder das Volk oder Kinder als Leser voraussetzt. Um das zu zeigen, wäre Edens Arbeit Seite für Seite zu widerlegen, was sich wohl nicht lohnt. Zu den schon gegebenen Beispielen mag noch eins als charakteristisch angeführt werden. In der Einleitung des Erlebnisses mit dem Grafen Galoain wird erzählt, daß ein Knappe Erec und Enide auf der Wiese bewirtet und Erec ihn dann bittet

Arriere au chastel retornez
Un riche ostel m'i atornez. V. 3186

Das geschieht, dann berichtet der Knappe dem Grafen von dem Paar, worauf letzterer es zu sehen wünscht. Der Knappe kündigt den Besuch an:

Erec mout riche ostel tenoit,
Que bien an ert acostumez.
Mout i ot cierges alumez
Et chandoiles espessement. V. 3264

Im Gereint dagegen heißt es, der Knappe sei mit dem Bericht, daß der Graf zu Besuch komme, erschienen „lorsqu'il était temps pour eux de s'éveiller. Ils se levèrent et allèrent se promener. Lorsque le moment leur parut venu, ils mangèrent. Le valet les servit. Gereint demanda à l'hotelier s'il avait chez lui des compagnons qu'il voulut bien inviter à venir près de lui. — „J'en ai," dit-il. — „Amène-les ici pour prendre en abondance, à mes frais, tout ce qu'on peut trouver de mieux à acheter dans la ville. L'hôtelier amena la meilleure société qu'il eût pour festoyer aux frais de Gereint" (II, 152). Dazu Eden S. 102: „beim Vergleich der beiden Stellen wird jeder zugeben, daß die klare, détaillierte Fassung des Mabinogi durchaus den Eindruck des Ursprünglichen macht. C. zeigt Widersprüche — die Einladung, die Erec an die *meilleure*

société des Ortes macht, ist bei ihm vergessen — und verrät damit die Benutzung einer vollständigeren Quelle." Man könnte vielleicht auch an der Darstellung im Gereint manches aussetzen, könnte es z. B. auffällig finden, daß Erec, wenn er beim Erwachen aus seinem Mittagsschlaf die Kunde von dem bevorstehenden Besuche des Grafen bekommt, zunächst noch spazieren geht, wohl um durch die Bewegung sich, da er ja gerade gegessen hatte, Appetit zu holen; daß er die Aufforderung, eine Gesellschaft einzuladen, dem Wirt nicht vor seinem Spaziergang macht; daß sofort, und zwar noch eher als der Graf, alle die Gäste da sind usw. Man könnte weiter fragen, ob diese Gesellschaft, von der nachher keine Rede mehr ist und deren Zweck sich wenigstens meinem Verständnis entzieht, nicht vielmehr eine Ausführung der oben zitierten Verse des E sei, Verse, zu denen Edens bemerkt: „man kann sich nicht recht vorstellen, wie die beiden allein ein solches Fest feiern". Er meint, das sei eine Anspielung auf die eingehende Schilderung im G. Aber auch hier liegt die Sache anders. Erec hat ein paar sehr harte Tage hinter sich, deren Ergebnis aber für ihn als Ritter, wie für Enide in dem Maaß von Sorge um ihn und von Aufopferung, das sie zeigt, durchaus befriedigend ist; er kann jetzt einen Rasttag haben und will ihn nun so genießen, wie es sich für einen Mann seines Standes geziemt. Daher verlangt er, wir würden heute sagen, ein erstklassiges Hôtel und läßt sich entsprechend bedienen. Man braucht nur etwas Weltkenntnis zu haben, um zu wissen, daß nicht nur zwei, sondern unter Umständen auch ein Einzelner, wenn er es gewöhnt ist und eine Zeilang hat entbehren müssen, sobald die Gelegenheit da ist, sich mit großem Komfort umgibt. Gerade in den Gesellschaftskreisen, für die Erec geschrieben ist, können V. 3246 ff. nicht den Eindruck einer mangelhaften Schilderung machen, wie dies allerdings, bei an andere Lebensführung gewöhnten, also z. B. bei dem kymrischen Bearbeiter auch der Fall gewesen sein kann.

Sobald man sich also auf den auch von Edens als möglich betrachteten Standpunkt stellt, daß G. nicht eine Übersetzung sondern eine Bearbeitung von E. sei, so kann er für die Vorlage für E. nicht mehr in Betracht kommen. Und da nun, wie im Vorhergehenden zu zeigen versucht worden ist, Erec in seinem Aufbau recht fein durchdacht ist, die einzelnen Teile in viel engerem Zusammenhang miteinander stehen als selbst Foerster gemeint hatte, die Konzentration auch scheinbar nebensächlicher Züge auf einen Hauptgedanken gut durchgeführt ist, so muß man sich billig fragen, was, wenn das alles schon in der Vorlage gestanden hat, denn eigentlich Crestien selber gemacht hat. Die schwächste Seite des Erec ist die sprachlich-metrische: hierin hat der Dichter sich im Laufe der Zeit bedeutend vervollkommnet. Nun wird man ihm doch nicht zutrauen, daß er ein inhaltlich und innerlich gut aufgebautes Vorbild in schlechtere Verse gebracht habe,

wird vielmehr annehmen, daß er Erzählungen, französische Lais oder Contes zu einem Roman mit innerer Einheit verschmolzen habe, wobei ihm der Aufbau, der Inhalt leichter, vielleicht auch noch wichtiger war als die äußere Form. Da nun weiter anerkanntermaßen zwischen Erec und Gereint manche auch von Edens und Zenker zugegebene Übereinstimmungen bestehen, namentlich auch Aufbau und Anlage völlig gleich sind, bleibt nur der Ausweg, daß G von E abhängt.

Ein paar Stellen bedürfen allerdings noch der Erklärung, da sie von Zenker scheinbar mit großem Rechte für seine Auffassung in Anspruch genommen werden.

Es fällt auf, daß Enide das Pferd des fremden Ritters besorgen muß, während doch wenige Verse später gesagt wird

Li vavassors serjant n'avoit
Fors un tot seul qui le servoit,
Ne chamberiere ne meschine.
Cil atornoit an la cuisine
Por le soper char ne oisiaus V. 485

In G dagegen wird erzählt: L'homme aux cheveux blancs dit à la pucelle: „il n'i aura d'autre serviteur que toi ce soir pour le cheval de ce jeune homme.“ — „Je le servirai de mon mieux, lui et son cheval“, répondit-elle . . . . . „Va maintenant à la ville“ lui dit alors le vieillard „et fais apporter le meilleur repas“ . . . . . . Elle revient bientôt accompagnée d'un serviteur portant sur le dos un cruchon plein d'hydromel acheté . . . . . .

Daß der Alte die Sache so hinstellt, als ob nur gerade jetzt kein Diener da sei und die Tochter daher einzuspringen bittet, wird vielleicht nicht jeder für eine glücklichere Form halten, zweifellos aber ist G konsequenter, wenn er Enide nach Besorgung des Pferdes die Einkäufe machen läßt. Aber soll Crestien nun wieder mißverstanden und aus dem Laufburschen, der die eingekauften Vorräte nach Hause bringt, den Diener des Ritters gemacht haben? (Edens S. 80.) In Tat und Wahrheit besteht auch hier kein Widerspruch. Das Pferd namentlich eines Ritters, den man ehren will, wird vom *vaslet* oder vom *escuier* besorgt, der *serjant* aber ist offenbar ein tiefer stehender Knecht, der wohl die Küche besorgen, aber nicht mit Pferden umgehen kann. Ich würde also viel mehr sagen, daß der Kymre diese gesellschaftlichen Verhältnisse nicht gekannt, folgerichtig dann auch den Diener im Schlosse ganz gestrichen, aber da er nun einmal einen *serjant* in der Vorlage fand, den Laufburschen daraus gemacht hat.

Schwieriger ist die Szene zu erklären, wo Erec sich weigert, der Einladung des im Walde lagernden Artus Folge zu leisten und von Gauvain überlistet wird. Zweierlei nämlich ist auf den ersten Blick auffällig: die Weigerung Erecs und die Bemerkung

Gauvains zu Artus, er hätte den besten Ritter getroffen, während doch ausdrücklich gesagt wird, daß er Erec nicht erkannt habe. G ist wieder deutlicher: „Il ne sera pas dit" s'écria Gwalchmai, „que je t'aie laissé aller avant d'avoir su qui tu étais". Il le chargea avec sa lance et frappa son écu au point que sa lance fut brisée et leurs chevaux front à front. Gwalchmai le regarda alors avec attention et le reconnut. „Oh! Gereint", s'écria-t-il, „est-ce toi?" „Je ne suis pas Gereint", répondit-il. „Tu es bien Gereint, par moi et Dieu" — — — „Viens voir Arthur, ton seigneur et ton cousin". „Je n'irai pas", répondit-il, „je ne suis pas dans un état à me présenter devant qui que ce soit". Daß diese Darstellung klarer und besser begründet ist als die im E., liegt auf der Hand, es ist daher nur begreiflich, daß Edens und Zenker sie für ursprünglich halten, und der Spott, mit dem Foerster gerade diese Stelle in Edens Arbeit behandelt, kann natürlich nicht als Gegenargument gelten. Aber wiederum glaube ich Crestien in Schutz nehmen zu müssen, glaube, daß wenn man ihn aufmerksam liest und zu verstehen sucht, ihn nicht durch die kymrische Brille betrachtet, auch er durchaus klar ist. Eine Zusammenkunft Erecs mit Arthur und Genievre ist für ihn solange unmöglich, als die Prüfungszeit Enidens nicht abgelaufen ist. Das Verhältnis, in das er seine Frau gebracht hat, wäre an dem Königshofe auf die Länge nicht durchführbar gewesen und ebensowenig hätte sich Gelegenheit zu weiteren Prüfungen gegeben. Der Streit zwischen Zenker und Foerster, ob der Zustand des schwer verwundeten Erec, wie der Kymre meint, sein Auftreten am Hofe unmöglich gemacht, oder ob er gerade als Sieger aus schweren Kämpfen besonders ehrenvoll aufgenommen worden wäre, ist überflüssig. Eine sofortige Annahme der Einladung wäre einem Abschluß dieses Abschnittes gleich gekommen; die gezwungene gab Gelegenheit zu der Heilung von Erecs Wunden, wie denn doch wohl der Zweck dieser ganzen Episode der ist, dem kaum mehr kampffähigen Ritter die nötige Muße zur Wiederherstellung seiner Kräfte zu geben. Außerdem hätte sich Erec eines Widerspruches schuldig gemacht, wenn er Keu oder Gauvain gefolgt wäre, hat er doch gerade vorher Guivrets Einladung abgelehnt:

Andui avons mestier de mire
Et j' ai ci pres un mien recet
N'i a pas huit liues ne set.
La vos vuel avec moi mener,
S'i ferons noz plaies sener."
Erec respont: „Bon gre vos sai
De ce que oï dire vos ai.
N'i irai pas, vostre merci. V. 3900

Er bleibt also seiner Rolle treu, wenn er zu Keu sagt

Vos dités bien;
Mes je n'i iroie por rien.

Ne savez mie mon besoing;
Ancor m'estuet aler plus loing V. 4010

und zu Gauvain

Je ne suis mie bien heitiez
Ainz suis navrez dedans le cors;
Et neporquant ja n'istrai fors
De mon chemin por ostel prandre. V. 4106

Man sieht, wie der Kymre Vers 4106 f. verstanden hat: er hat das *neporquant* nicht genügend beachtet. Im Deutschen würden wir sagen: „ich bin zwar schwer verwundet, aber trotzdem kann ich von meinem Wege nicht abgehen", im Französischen dagegen wird der Hinweis darauf, daß der zweite Satz das Gegenteil dessen bringt, was man erwartet, nicht schon im ersten gegeben, sondern lediglich durch die Konjunktion des zweiten angedeutet.

Gauvain bekommt von Artus den Auftrag, alles zu tun, um den unbekannten Ritter an den Hof zu bringen

Et se vos le poez atreire
Tant qu'avec vos l'an ameigniez
Gardez, ja ne vos an feigniez V. 4084

Er stößt auf entschiedene Ablehnung, obschon der Eingeladene selber zugibt, daß er verwundet ist. Gauvain will aber den Befehl seines Herrn ausführen, verfällt also auf eine List, und er kann Artus um so leichter dazu bringen, diese List auszuführen, wenn er ihm meldet, daß es nicht der erste, beste Ritter, sondern ein ganz vorzüglicher ist: und das muß er doch sein, da sein ganz zerhauener Schild und die Wunden zeigen, daß er schwere siegreiche Kämpfe hinter sich hat, und da er trotzdem weiter ziehen und also nach damaliger Auffassung offenbar weitere Kämpfe bestehen will.

Noch ein letztes: wenn die Handlung in England spielt (S. 173) und doch die Krönung nach Nantes in Frankreich verlegt wird, so entsteht eine gewisse Schwierigkeit, die Edens und Zenker für so groß halten, daß sie allein schon ihnen genügen würde, die Abhängigkeit Crestiens und seine Oberflächlichkeit zu erweisen. Es heißt nämlich von Enidens Eltern

Tant chevauchierent chascun jor
A grant joie et a grant ator,
La voille de Natevité
Vindrent a Nantes la cité. V. 6580

Dazu nun Zenker S. 90: „Die Tatsache, daß Cr. Enidens Eltern von Südwales nach Nantes r e i t e n läßt, beweist unwiderleglich, daß Cr. sich über den insularen Charakter des Schauplatzes des Erec nicht im Klaren war." Daß ein gebildeter Franzose des XII. Jahrh., noch dazu, wenn er in England war, aber auch sonst bei den vielfachen dynastischen Beziehungen zwischen den zwei Ländern nicht gewußt habe, daß Evroic in England liege, ist

schwer anzunehmen, wogegen Zenkers Einwand doch nur auf einer Pedanterie beruht, auf der Forderung, daß der Dichter sich so genau ausdrücke wie etwa ein Schüler in seinem Aufsatz. Mit großem, ritterlichem Gefolge sind die Alten aufgebrochen, jeden Tag legen sie einen weite Strecke zurück und sie reiten so, daß sie rechtzeitig zum heiligen Abend ankommen. Natürlich haben sie einen Teil der Reise zu Wasser machen müssen, einen anderen zu Lande und man mag sich fragen, welcher der größere war. Und gewiß wäre es genauer gewesen, wenn der Dichter erzählt hätte „sie ritten bis an die Küste, dann fuhren sie über das Meer, dann ritten sie wieder", oder wenn er kürzer geschrieben hätte

tant errerent par chascun jor.

Aber da doch damals das Reiten die hauptsächlichste Art des Reisens war, so wird keiner seiner Leser, auch wenn er wußte, daß man von Wales nicht auf dem Landwege nach Nantes gelangen kann, an dieser kleinen Ungenauigkeit Anstoß genommen haben — einer stilistischen Ungenauigkeit, die weit weniger groß ist als die, für die die alten Rhetoriker einen eigenen Namen hatten: Zeugma.

So können wir also aus dem Gereint nichts über eine abfällige Vorlage des Erec erfahren.

Ich fasse zusammen.

Eine Märchenerzählung, die das Befreiungsmotiv behandelt, ist ins Höfische umgesetzt, an den brettonischen Namen Erec geknüpft und äußerlich mit Artus verknüpft worden. Sie sollte Erec als den Typus des tapferen Ritters, seine Braut als die höchste Verkörperung der Schönheit darstellen. Etwas später kam eine Fortsetzung hinzu, die die jetzt Enide genannte Frau Erecs auch als das Muster der hingebenden und ganz in ihrem Manne aufgehenden, sowie auch sich ihm unterordnenden Frau darstellen sollte, also mit dem leiblichen Ideal das seelische verband. Die Verknüpfung wurde äußerlich auf die Weise bewerkstelligt, daß im ersten Teile dem Vater der Enide versprochene, im Gebiet von Erecs Vater liegende Schlösser ihm wirklich übergeben werden und er sie in Besitz nimmt. Das Weitere, wie schließlich ja auch diese Schenkung ist ziemlich frei erfunden; Abenteuer, die nicht auf irgend etwas eigenartiges, märchenhaftes oder sagenhaftes hinweisen. An die Versöhnung schließt sich ein anderes Märchen vom Befreiungstypus an, das in seinen Einzelheiten brittannisches Gepräge trägt. Für Enide handelt es sich insofern nochmals um eine Prüfung, als sie den nun wieder gewonnenen Gatten ein neues schweres Abenteuer unternehmen sieht, bei dessen Ausführung sie nicht einmal gegenwärtig sein kann; für den Dichter aber bietet dieser Teil die Gelegenheit, seine Auffassung vom Wert der auf Liebe gegründeten Ehe gegenüber einem bloßen auf Liebe beruhenden Zusammenleben zur Darstellung zu bringen. Die Ver-

bindung mit dem Vorhergehenden wird durch die Figur des Zwerges Guivret gegeben, der wahrscheinlich aus dem Märchen übernommen und nun schon in den früheren Teil versetzt wird. Endlich der Schluß, die Krönungsfeier bildet den harmonischen, höfischem Denkens besonders entsprechenden Abschluß des Ganzen, dem Dichter nahegelegt durch die Krönungsfeierlichkeiten in Nantes, vielleicht auch diejenigen in Wallingforth. Eine Art Zusammenhang des ganzen Romans wird noch dadurch gegeben, daß Erecs Ausfahrt auf das Osterfest fällt, die Hochzeit auf Pfingsten, die Krönung auf Weihnachten.

Der Aufbau und die Zeichnung der Charaktere, namentlich Enidens, sind so geschickt, im Einzelnen finden sich so viel feine psychologische Züge, daß man sich zwar Teil eins und drei als selbständige, wohl schon gereimte französische Erzählungen denken kann; die Verschmelzung aber, der Roman als Kunstwerk, ist wohl nur so zu verstehen, daß er in der uns vorliegenden Gestalt von seinem ersten Verfasser gedichtet worden ist. Der allerdings z. T. von einem anderen später geschriebene Prolog nennt als Verfasser Crestien von Troyes und Sprache, Stil, dichterische und metrische Technik sind dieselben, wie in den anderen, unter demselben Verfassernamen überlieferten Versromanen, so daß man Crestien doch wohl als Schöpfer des Erec bezeichnen darf, wenn auch nicht ganz in der Art wie es Foerster getan hat. Freilich, absolut sicher ist es nicht — gibt es doch Leute, die auch nicht für sicher halten, daß Shakespeare der Verfasser der unter seinem Namen uns erhaltenen Dramen sei![55]

W. Meyer-Lübke.

[55]) Die vorliegende Arbeit war zum größten Teile abgeschlossen, als ich Bruggers nach so vielen Seiten hin klärenden und einschneidenden Artikel ZFSpL XLIV², 13 ff. einsehen konnte. Es freut mich, mit dem so sachkundigen und scharfblickenden Forscher in einer Reihe von Punkten zusammengetroffen zu sein. Habe ich das einfach stehen lassen und habe ich, ohne mich auf Auseinandersetzungen einzulassen, das auch da getan, wo mich seine von den meinigen abweichenden Ansichten nicht überzeugt haben, so habe ich dagegen das, was an meiner ursprünglichen Auffassung sich durch die seinige als nicht haltbar erwies, stillschweigend gestrichen.

Beiträge zur Entwicklung der Wilhelmslieder.

V. Erläuterungen zu Schuweracks Charakteristik der Personen in der altfranzösischen *Chançun de Guillelme.*

Ein Beitrag zur Kenntnis der poetischen Technik der ältesten chansons de geste.

In dieser Zeitschrift 43 habe ich Schuweracks schöne Arbeit angezeigt und eine Ergänzung dazu versprochen. Denn der Verfasser erklärt die *Chançun* nicht genug aus sich selbst heraus und läßt zudem eine Reihe von Fragen ungelöst, die für die Charakteristik der Personen und für die poetische Technik in der *Ch.* von hervorragender Wichtigkeit sind. So sagt er S. 130, nachdem er auf die Unklarheiten der örtlichen und zeitlichen Angaben der *Ch.* hingewiesen hat. ‚Was uns jedoch im Rahmen der vorliegenden Abhandlung am meisten interessiert, sind die Unklarheiten bezüglich der Personen. Ist Vivien, der öfters als *marchis* bezeichnet wird, wirklich Markgraf? Wie verhält sich Vers 32, wo er siebenhundert Ritter *de sa terre* bei sich hat, zu der späteren Stelle, wo er a l l e Ritter auffordert, das Schlachtfeld zu verlassen, da sie ihm gegenüber ja keine Verpflichtungen hätten? Wo liegen seine erwähnten Ländereien? Weshalb ist er Tedbalt, der doch auch nicht mehr als Graf ist, untergeordnet? Sind die *Marches*, die Deramé verwüstet, die Ritter, die er gefangen nimmt, Tedbalts oder Wilhelms? Derartige Unklarheiten finden sich, wie im speziellen Teil gezeigt, mehr oder weniger bei allen Personen. Sehr vieles ist zweifellos der schlechten Überlieferung zuzuschreiben, doch ebenso sicher ist es auch, daß der Dichter selbst es in mancher Hinsicht an der nötigen Sorgfalt und Genauigkeit hat fehlen lassen.‘ Ich gehe hier auf diese Fragen näher ein und ziehe Vergleiche zu den verwandten jüngeren Liedern und zum *Roland.*

W i l h e l m.

Die *Ch.* enthält zwei wesentlich verschiedene Charakterbilder Wilh.s, wie Schuwerack gezeigt hat. Im ersten Abschnitt des Liedes (Vs. 1—930) tritt Wilh. noch nicht handelnd auf. Die

Einleitung und die Reden der Personen aber kennzeichnen Wilh. als den tapferen Verteidiger des Christentums, als den weithin berühmten Kampfeshelden, den Tedbalt und Esturmi aus reinem Neid nicht zu Hilfe rufen. Der zweite Abschnitt kennt diesen idealen Glaubens- und Kampfeshelden, diesen Ritter ‚ohne Fehl und Tadel' (S. 126) nicht. Zwar verteidigt sich Wilh. noch tapfer in der Feldschlacht (*vassalement se combat*, Vs. 1810), aber er wird besiegt, flieht und nennt sich selbst — trotz Vs. 1227 *N'en fuït mie Guillelmes, ainz s'en vait* — nicht mehr *hardi cunte* und *vaillant fereür*, sondern *malvais fuiëür, cuart cunte, vil tresturneür*. Guiborc, seine Gemahlin, sagt Vs. 1327 fg.: *Mielz vueil que muerges en l'Archamp desur mer — que tis lignages seit par tei avilez — n'aprés ta mort a tes heirs reprové.* Und Vs. 1821 liegt Wilh., ‚das Ideal der ganzen christlichen Ritterschaft, am Boden und schreit laut und kläglich um Hilfe nach einem kleinen, 15 jährigen Knaben' (S. 27). Auch betet Wilh. niemals, ist zu Zorn, Hohn und Herzlosigkeit geneigt. — Wie haben wir uns diese Verschiedenheiten in Wilhelms Charakterbild zu erklären? Schuwerack nimmt zwei Dichter an. ‚Es ist daher wohl schon jetzt die Vermutung berechtigt, daß die beiden Teile nicht einen einzigen Autor haben' (S. 33, s. auch S. 126). Ich bin anderer Meinung. Die Verschiedenheiten sind auf Rechnung des einen Dichters zu setzen. Schuwerack legt zu viel Gewicht auf den Wilh. des ersten Teiles und beachtet Aufbau und Plan des Liedes und die Schwierigkeiten zu wenig, die sich dem Dichter bei der Zeichnung des Charakters Wilh.s im zweiten Teile entgegenstellen (s. meine Anzeige zu Schuweracks Arbeit).

Wenden wir uns jetzt dem Wilh. des zweiten Abschnittes, dem handelnden Wilh., zu. Dieser Wilh. kommt Girart, Guischart zu Hilfe — wie einst Girart dem Vivien. Er flieht und bringt Nachricht nach Barcelona — wie zuvor Girart. Guiborc drängt ihn zum Feldzug. Wilh. ißt, trinkt, schläft, fordert den schleunigen Aufbruch des Heeres und wappnet sich — wie vordem Girart. Er ist der Befehlshaber des Heeres, das wider Erwarten und unerhört schnell zur Verfügung steht; er führt es aus der Stadt — vgl. Tedbalt. Wilhelm entkommt fliehend aus der Schlacht (*un vil tresturneür — Ki de bataille n'ameinet home un sul* 1310—11), vgl. Tedbalt. Wilh. verteidigt sich schließlich allein heldenhaft in der zweiten Wilhelmsschlacht — wie V., wird aber, nach Hilfe schreiend, von Gui gerettet.

Wilh. hat nicht die Hauptrolle im zweiten Teil der *Ch.* inne. Hauptträger der Handlung ist Guiborc, Wilhelms Gemahlin. Das beweist auch folgendes: Guiborc ruft zur Befreiung V.s und zur Rache am Feind und drängt Wilh. zu den beiden Zügen nach dem Archamp. In der ersten Wilhelmsschlacht fordert sie von dem zögernden Wilh. energisch sofortige Hilfe, den jeglicher Macht baren Wilh., der vor Bordeaux eben erst die

Blüte seiner Ritterschaft verloren hat, bittet sie und fleht sie an und gibt ihm fürsorglich ihren teuren, jugendlichen Neffen Guischart als Beistand mit in die Feldschlacht. Da willigt Wilh. ein, sofort zu ziehen. — Woher Wilh. das Heer so schnell bekommt, sagt der Dichter nicht! — Und vor der zweiten Wilhelms schlacht tritt sie verächtlich dem über seine Flucht bekümmerten und verzagenden Mann entgegen; doch sie wird weich gestimmt, als Wilh. seinen Sinn ändert und verzweifelt klagt, ein Heer zur Verfolgung und Bestrafung des Feindes nicht mehr zur rechten Zeit bereitstellen zu können. Sie verkündet ihm, daß sie das Heer versammelt hat und ihm zuführen wird, wenn sie die Ritter belügen darf, der Feind sei geschlagen und nur noch vollständig zu vernichten. *Dunc rist li quens, si laissat le plorer.* Und nach dem Abzug des Heeres erzwingt sich Gui die Erlaubnis von seiner Tante, Wilh. nachzueilen, denn *se jo n'i vois en l'Archamp desur mer, — ja ne verras Guillelme ot le curb nes; — e si jo vois, voldrai l'en amener. — Respunt Guiborc: „Dunc te larrai aler.“* Und Guiborc gibt auf diese Begründung hin dem 15 jährigen Gui die Ritterrüstung. Also Gui soll, wie früher Guischart, Wilh. in der Feldschlacht beistehen! — Guischart hatte 2 Tage vor dem Abmarsch des Heeres den Ritterschlag von Wilh. auf Guibores Bitten erhalten! —

So ist Guiborc die Hauptgestalt in der Fortsetzung des Vivienliedes (— wie V. die Hauptgestalt im Vivienliede selbst ist; Guiborc und V. drängen zum Zuge nach dem Archamp! —), und Hilfe und Rache für V. sind die Grundmotive der Handlung (— im Vivienliede gilt es die Befreiung des Landes von räubernden Feindesscharen! —). Wilh. mit Guischart und Gui sind Werkzeuge, Mittel zum Zweck (vgl. Tedbalt mit Esturmi und auch Girart im Vivienliede —).

Der erste Teil der *Ch.* schildert den Untergang des für sein Vaterland kämpfenden Helden V., der zweite Teil die Hilfe- und Racheversuche einer starken Frau.

Der Dichter, der unter diesem Gesichtspunkte die *Ch. de G.* schuf, hat die Gestalt Wilhelms in die zweite Reihe gedrängt. Gerade deshalb scheint der Wilh. des ersten Teils so viel weniger dem des zweiten zu entsprechen. Der Dichter hat aber gezeigt, daß Wilh. trotzdem der tapfere Kämpe ist, für den wir ihn nach dem ersten Teile halten müssen: Als Gui zum *maisnil* geritten ist, um dort seinen Hunger zu stillen, kämpft Wilh. allein furchtlos und tapfer gegen das feindliche Heer. Gleich beim ersten Anlauf erschlägt er 60 Heiden und mehr (1804;[1]) *vassalement se combat* 1810), dann wird er von Gui ge-

---

[1]) Vgl. *Rainoart*, 2088, ebenso den *Prosaroman* in Terrachers Ausg. des *Cov. V.*, S. 281, Zeile 26, 27.

ettet.[2]) In der ersten Wilhelmsschlacht hält Wilh. im Kampfe jedoch nicht aus. Er ist ja hier der einzige Überlebende, und gegen ein ganzes feindliches Heer allein weiter zu kämpfen, ist Wahnsinn. Wilh. ist vernünftig und flieht, — aber er flieht langsam und nimmt die Leiche Guischarts mit sich. Der Dichter nennt dieses Verlassen des Schlachtfeldes nicht Flucht. Der furchtlose, vernünftige Wilh. *n'en fuït mie, ainz s'en vait* 1227.

Der *Cov.*-Dichter belehrt uns, wie wir den flüchtenden Wilh. aufzufassen haben, Vs. 30–36:

> *S'il avient chose que en bataille entrés,*
> *Fuiés molt bien, se mestier en avés;*
> *Cant leus en iert, aieres restorneis,*
> *Si con ge fais, cant jou sui enconbrés*
> *Et ge suis trop de bataille apressés;*
> *Je n'atant mie que ge soie afolés.*
> *Qui lui oblie ne doit autrui amer.*

und *Aliscans* sagt Vs. 620 fg. dasselbe (*Molt par fu sages, car bien savoit fuïr* usw.). Die Worte, die Wilh. und Guiborc anklagend sprechen, sind Worte tiefsten Schmerzes in dem ersten Bewußtsein ihrer jetzigen trostlosen Lage. Es sind Worte, die uns die Kunst des Dichters, Seelenzustände zu malen, im schönsten Lichte zeigen. Wilhelm ist wohl unentschlossen, aber nicht feige. Wie wenig der Dichter an Feigheit gedacht haben kann, lehrt vor allem die reizende Stelle Vs. 1013 ff.: Wilh. zeigt sich trotz Guibores Bitte um schleunige Hilfe mutlos und klagt, um die Liebe und Charakterstärke seines teuren Weibes zu erproben. *De sun corage li volt espermenter – Si cum ele aime lui e sun parenté.*

Ich bin also keineswegs der Meinung, daß zwei Dichter diese anscheinend so verschiedenen Charakterbilder gezeichnet haben. Der erste Teil des Liedes zeigt uns die hohe Wertschätzung, deren sich Wilh. erfreut, der zweite Teil zeigt uns den Wilhelm der Tat, den vernünftigen, erfahrenen Kämpen. Es ist kein Zufall, daß Wilh. im ersten Teile nicht handelnd auftritt. Der Dichter achtet die Überlieferung, und Wilh. hat mit dem ersten Teile und mit V.s Tod nichts zu tun. Der Chansondichter hat Wilh. mit der Überarbeitung des Vivienliedes erst eingeführt; er will nach den einleitenden Versen von Wilh. singen, wie er König Deramé von Cordoba nach längerem Ringen endlich auf dem Archamp tötet. Dabei muß Wilh. den Kern seiner Ritterschaft einbüßen und hat besonders den Tod seines tapferen Neffen V. zu beklagen, der *lunsdi al vespre* fällt. *Or mais comencet la Chançun de Guillelme.* Der Dichter preist Wilh. im ersten Teile und läßt ihn im zweiten auftreten und siegen. Es ist derselbe Chansondichter, der den

[2]) Über das ungeschickte Schildern der Befreiung Wilhelms durch Gui aus Todesnot habe ich mich in der Besprechung von Schuweracks Buch bereits geäußert, s. auch unten.

Wilh. des ersten und zweiten Teiles schildert. Wir besitzen also zwei Charakterbilder derselben Person. Das eine ist die Vorlage, das andere die Nachzeichnung.

Schuwerack hebt hervor, daß Wilh. in der zweiten Wilhelmsschlacht sich, wie V. im Vivienlied, allein und tapfer gegen die Übermacht der Feinde wehrt; aber sogleich darauf schreit Wilh., als er schwerverwundet am Boden liegt, nach dem 15 jährigen Knaben Gui um Hilfe (*Huchet e criet*: „*Vien, Gui! Vien, Gui! bels niés!* 1820); Wilh. betet auch nicht zu Gott wie Vivien. Die Kunst der Charakterzeichnung steht der des Vivienliedes weit nach. — Darüber ist zu sagen: Im Vivienlied hat ein Hilferuf V.s keinen Zweck, denn V. ist der letzte Kämpfer und Hilfe nicht in der Nähe; gleichwohl ruft V. Jesus, den König und Wilh. zu Hilfe, dann folgt das Gebet (885, 896—899, 799—800, 482 ff.). In der zweiten Wilhelmsschlacht aber lebt Gui noch, er ist bloß nach dem *maisnil* in der Nähe geritten, um Hunger und Durst zu stillen; er muß sogleich zurückkommen, und Wilh. ruft nach ihm um Hilfe, offenbar damit er seinen Ritt beschleunige und ihn sofort finde. Und Gui erscheint auch sogleich und rettet Wilh. Ähnlich rufen Girart und Guischart in der ersten Wilhelmsschlacht (*Criët e huchet quant la mort l'aprochat* 1144; *Criët e huchet que li aït prodom* (Hs.: *le aie de prodom* 1184), und Wilh. erscheint und findet die Neffen im Sterben. Diese Stellen haben V.s letzten Kampf im Vivienliede zum Muster; der Dichter hat sie aber für die neuen Verhältnisse umgearbeitet und besonders außerordentlich gekürzt. Das beweist ein näherer Vergleich zur Genüge, vor allem der Vergleich von V.s und Wilhelms Kampf einerseits und Wilhelms und Girart-Guischarts Kampf andererseits. (Vs. 1820 ist in Vs. 1882—87, dann auch in Vs. 1980—84 des *Rainoart* fortgesetzt worden.) — Das Gebet V.s, das V.s Tod voraufgeht, mußte natürlich bei Wilh.s Kampf fehlen, da ja Wilh.s Ruf sofort gehört wird, und Wilh. also nicht stirbt (s. unten über das Zweikampfmotiv in der *Ch.*).

Das Gebet ist aber im *Rainoart* in der Form der Beichte V.s vor Wilh. festgehalten, bei Girarts und Guischarts Tod wegen der starken Kürzung weggefallen; oder enthalten die abtrünnigen Worte Guischarts . . . *mais ne crerreie en vostre Dampne De: — que jo ne vei, ço ne puis aorer. — Si jo veïsse Mahomet mercië, — ja ne veïsse les plaies des costez* usw. nicht doch eine Anspielung darauf?

Das Hilfeschreien des Helden nach Gui betrachte ich als nicht so entwürdigend für Wilh., wie Schuwerack es tut. Es ist vom Dichter mit Recht, aber ungeschickt, eingesetzt worden und entspricht dem flehenden Hilferuf Viviens zu Jesus, König und Wilh. Auch darüber geben uns die späteren Lieder den nötigen Aufschluß. So der *Rainoart*, Vs. 3324—26: Hugo, Bertrans Sohn, tut kurz vor seinem Ende den Schmerzensruf *Allas dist il le fiz*

Bertram mar fui — Cosin Willame le ber de munt loun — Quand un paien mad hui el champ uencé. Und in *Aliscans* erkennt Bertran V. an seinem Hilferuf *Monjoie, chevalier! — Oncles Guillaumes car me venés aidier. — He Bertran, sire, com mortel encombrier! — Dame Guiborc, ne me verés entier! — Pres est ma fins, n'i a nul recouvrier*, Vs. 121—126; vgl. denselben Hilferuf V.s im *Cov.*, Vs. 604—611 (Bertran fehlt). Vs. 1449—1459 (hier steht bezeichnenderweise neben Wilh., Guiborc auch Girart, der von V. als Bote zu Wilh. gesandt war!) und endlich noch 1669—75. Diese Stellen aus *Aliscans-Cov.* entsprechen bestimmt den oben angeführten Chansonstellen, die V.s Hilferuf enthalten,[3] auch die Rainoartstelle geht sicher darauf zurück.

Kämpfende Ritter erkennen sich meistens an ihrem Schlachtrufe; hier aber steht der Hilfe- und Klageruf nach bestimmten Personen; doch ich frage mich, ob [*Criët e huchet*] *le aie de prodom* des Verses 1184 der Hs. nicht doch eine ganz bestimmte Bedeutung hat. V. ruft Vs. 676 den Schlachtruf der Normannen *Deus, aïe!* Beachte auch Vs. 3057 des *Rainoart: Oil aiui io en soi ia dis assez.* Ist damit etwa auch das *ai ore, ber marchis* der Verse 515, 550 zusammenzustellen? Ich gedenke, später hierauf zurückzukommen und erinnere nur noch daran, daß Guischart des *Folque de Candie*, V.s Bruder, Normanne ist (vgl. Suchier, Ausg. der *Ch.*, S. XXX, Anm. 1). und ferner hebe ich noch einmal Vs. 1169—75 des *Cov. V.* hervor, wo der Erzengel Michael als Beschützer von V.s Kriegern von V. selbst genannt wird.[4] —

Zur Tedbaltepisode.[5]

Dadurch, daß Schuwerack den Wilh. des ersten Teiles der *Ch.* nicht dem Chansondichter — diesem aber möglicherweise die Tedbaltepisode — zuschreibt, wird er zu der Auffassung geführt, als ob V. früher zu Wilh. als zu Tedbalt in abhängigem Verhältnis gestanden hätte. Schuwerack begründet diese Auffassung S. 5—6: ‚Hat er [Vivien] ein Land zu Lehen, das ihm siebenhundert Ritter stellt? Dem widersprechen seine Worte an die Ritterschar vor der Schlacht: er fordert alle auf, ihn zu verlassen, da sie ihm ja nicht verpflichtet seien. Es scheint sich daher V. 32 auf Tedbalt zu beziehen, und Vivien besitzt keine Ländereien. Deshalb hält er sich wohl auch am Hofe Tedbalts in Bourges auf, 24 f. Das ihm häufig beigelegte Epitheton *marchis* mag somit nicht in der Bedeutung ‚Markgraf' sondern vielmehr als Epitheton seiner Tapferkeit (s. u.) aufzufassen sein. Früher muß Vivien Wilhelms Gefolgsmann gewesen

[3]) s. *Zs. f. rom. Ph.* 33, S. 54.
[4]) Beachte auch Vs. 1265—66 des *Cov.*: *Aïe, Dex, vrais rois de maiestei — Con sera hui Guillelmes anconbrés!*
[5]) s. auch unten S. 207 ff.

sein, da er ihm häufig Heeresfolge geleistet hat 637 ff. Ein Grund für diesen auffälligen Wechsel wird nicht angegeben . . .' (s. noch S. 130, 5). Es ist richtig, die Taten Viviens werden mit den Worten: *Sez que diras Guillelme le fedeil? — Se lui remembret* . . . und *u jo li fis batailles* (659, 644, 677—78) . . . angeführt; auch schenkt V. den eroberten Schild Wilh., dieser gibt ihn dann Tedbalt, von dem ihn Girart raubt. Aber — weshalb gibt Wilh. den von V. eroberten Schild überhaupt weiter, und noch dazu seinem Neider und gerade dem Manne, in dessen Gefolgschaft sich dann V. befinden wird? Dieses Wandern des Schildes ist doch sonderbar! Und die Schlachten (außer bei Orange und Girunde) werden nicht in den Marken Wilhelms von Barcelona, noch in der Nachbarschaft, sondern weit weg von Barcelona, im Norden und in größerer Nähe von Bourges geliefert; ja V. erscheint selbst vor Orange mit Normannen aus dem Norden. Die auf dem Archamp kämpfenden Ritter gehören sicherlich auch nicht Wilh. von Barcelona, wie Vs. 970 glauben machen will. Sie gehören Tedbalt von Bourges der anstelle des Königs steht,[6]) in dessen Reich die Feinde einfielen (Vs. 61: *En ceste terre, el regne Looïs* . . ., sagt Esturmi in Bourges, und Girart spricht Vs. 359 von *regne de Berri*). V. nennt sich selbst *barun Loowis* (975). Es ist doch sehr zu beachten, daß Vs. 968—970 in dem Botschaftsbericht an Wilh. von Barcelona stehen, also in den Versen, die mit Sicherheit der Bearbeitung durch den Chansondichter unterlagen. Diese und die umgebenden Verse wiederholen zudem fast wörtlich den Bericht des Ritters an Tedbalt in Bourges. — Endlich besitzt V. in der Tat eigenes Land und eigene Krieger. Vs. 32 mag unklar bleiben (doch. s. u. S. 198), aber Vs. 663—66 sind es sicher nicht, *jo vinc el tertre ot mes dous cenz fedeils — criai Munjoie, le champ li fis aveir. — Cel jurn perdi Raher, un mien fedeil. — Jurn que m'en membret n'iert hure ne m'en peist.* Vgl. auch Vs. 641 (672), und Vs. 676 gehören die Normannen wohl kaum einem Wilh. von Barcelona. Der Name *Raher*, besser *Rabel* (s. *Roland* u. unten Anm. 11), ist nach Suchier bretonisch. — Nun sind die bei V. zurückgebliebenen Krieger tatsächlich ohne Führer; sie gehören V. nicht und verpflichten sich ihm erst. Das ist allerdings auffällig, schließt aber 1. nicht aus, daß unter den 10 000 Mann eine kleine Zahl von V.s eigenen Mannen sich befindet, die gar nicht besonders erwähnt werden. 2. ist die Eidesszene i. g. höchst verdächtig.

V. hat eine Fahne und drei goldene Nägel für ein eigenes Banner zur Stelle und zieht sie aus seiner roten Hose. Schuwerack meint, V. kannte Tedbalts wahren Charakter und nahm in kluger

---

[6]) Tedbalt, der Beherrscher der Grafschaft Berri, ist Deckmann für den König von *France*. Der König führt den Namen Ludwig, unter ihm ist Karl der Kahle, der Flüchtling der Schlacht vom Jahre 851, zu verstehen. s. u., Anm. 11.

Voraussicht der kommenden Ereignisse die Fahne mit. Ich stimme dieser Erklärung nicht bei und sehe in dem unmotivierten Hervorziehen der Fahne, die doch der Führer eines Heeres selbstverständlich haben muß, einen Mangel im Aufbau des Liedes: Die Szene findet sich in den *Enf. V.*, im *Roland*, s. Anm. 7. Im *Roland* übergibt 1. der Kaiser Roland den Oberbefehl über die Nachhut (*li reis li dunet, e Rollanz l' ad recut* [*l'arc*] 782), und 2. nagelt Roland seine Fahne nach dem Abzug des Kaisers an die Lanze, nachdem er Oliviers Rat, den Kaiser zu Hilfe zu rufen, dreimal abgeschlagen hat; also kurz vor dem Angriff, wie V. der *Ch.* Er sagt zuvor: *Mal seit del coer ki el piz se cuardet — Nus remeindrum en estal en la place.* Und die Mannen haben vorher auf Oliviers Bericht — Olivier hatte die Feinde vom Hügel aus gesehen — sofort geantwortet: *Dehet ait ki s'en fuit! — Ja pur murir ne vus en faldrat uns.* Das sind fast dieselben Worte, die wir in der Eidesszene der *Ch.* finden. In der *Ch.* haben wir 2 Stellen zu vergleichen. 1. Tedbalt hat die Übermacht der Feinde vom Hügel aus gesehen und bittet V., das Heer im Tale zurückzuführen, d. h. V. bekommt den Oberbefehl. V. weigert sich, sondern drängt zum Angriff. Tedbalt und Esturmi fliehen. Die Krieger leisten V. den Treueid. V. nagelt die Fahne an seine Lanze. Die Feigen fliehen bei den ersten Streichen. 2. Die letzten 20 Krieger verzweifeln am weiteren Kampfe und entfliehen, als V. ihnen ihr Treuwort zurückgibt. Doch sie kehren zurück, als sie die Unmöglichkeit des Entrinnens einsehen, und geloben V. Treue bis in den Tod. V. dankt ihnen und sendet Girard auf Botschaft. Die Rückkehr der 20 ermöglicht also die Absendung Girarts an Wilh. Ursprünglich stand hier die Flucht des Heeres und der Eid der wenigen Getreuen. — Der Chansondichter hat den alten Text zu beiden Eidesszenen umgebildet und zwei Angaben über die Annahme des Oberbefehls durch V. gemacht: 1. Tedbalt übergibt V. den Oberbefehl über den Rückzug des Heeres. 2. V. übernimmt den Oberbefehl für den Kampf selbst. Der Oberbefehlshaber muß natürlich eine Fahne führen, und so befestigt sie V. (wie auch Roland) an seiner Lanze. — Ich glaube also nicht, daß der Chansondichter V.s Menschenkenntnis durch ein Bereithalten der Fahne hat betonen wollen. Er fand ein ähnliches Motiv in der Vorlage und arbeitete es ungeschickt um. (Vgl. aber die Kunst des Rolandsdichters, der die Befestigung der Fahne als selbstverständlich und nebensächlich hinstellt, dagegen beim Abzug des siegreichen(!) Kaisers die Übergabe des Oberbefehls feierlich erzählt). Ein ganz ähnlicher Fehler im Aufbau des Liedes liegt zudem Vs. 468 vor. Der Knappe Girart führt ein Feldzeichen, als er nach dem Kampfe mit Tedbalt-Esturmi zu V. zurückgekehrt ist. Woher hat es Girart erhalten? Von Tedbalt-Esturmi nicht, denn diese haben die ihrigen in den Schmutz geworfen. Der Dichter bleibt uns also die Antwort ebenso schuldig wie bei der Frage nach

der Herkunft von V.s Fahne.[7]) — Auch die Schilderung der Flucht des Heeres ist wenig geschickt. Der *Roland* kennt überhaupt keine Flucht. Der Kaiser zieht der Heimat zu und — läßt eine Nachhut zur Deckung des Heeres zurück. Die Mannen weisen jeden Fluchtgedanken sofort zurück. Natürlich! Sie sind ja die Getreuen, die sich verpflicht-ten, Roland nie zu verlassen. Anders die *Ch.*. Die 10 000 legen den Treuschwur ab, und der größte Teil dieser Vereidigten entflieht bei den ersten Streichen. Das ist unwahrscheinlich an sich und kann nur am Aufbau des Liedes liegen. Der Chansondichter achtet eben die Überlieferung: der Führer floh zuerst, das Heer folgte nach; doch Führer und Mannen sind erst nach längerem Kampfe geflohen, als weiteres Ringen nutzlos schien; — am Abend des zweiten Schlachttages. Und nun gewinnt der Schwur auch für Viviens eigene Krieger eine neue, besondere Bedeutung; jetzt kann es heißen, daß sich alle erst verpflichten, d. h. alle, die nun noch bereit sind zu fechten und mit V. zu sterben, wie die 20 Krieger der *Ch.*, wie Girart, als er zu Anfang der *Ch.* wieder zu V. zurückkehrt (vgl. Walter im *Rld.*

Wie stark war Viviens Heer während der Schlacht in der Ch.?

Nach Vs. 556, 558—59 betrug es 10 000 Mann.

556 *de dis mil homes ne li laissent que cent.*
Dolenz puet estre li vaillanz chevaliers
Ki ot dis mil primes [Hs.: *homes*] *se combatiet*:
des dis mil n'out [Hs.: *e dis mile nout*] *or* [Hs.: *ore*] *que cent chevaliers*,
e de cels sunt navré l'une meitié.

An diesen Versen ist m. E. folgende Korrektur auf Grund

[7]) Beide Ereignisse scheinen aber auf den selben Vorgang hinzuweisen, nach dem V. mit dem Oberbefehl das königliche Banner empfängt. Vgl. *Ogier de* Danemarche: Ogier nimmt dem fliehenden Feigling Alori das Heeresbanner ab, das dieser sich erboten hatte zu tragen (vgl. Schuwerack S. 59). — Vgl. vor allem das Lothringerepos *Garin* I, S. 86 ff.: Der König zieht gegen die Sarazenen, wird in Lyon plötzlich krank und übergibt Garin das Banner von Saint Denis. Fromont schwört Treue; aber Hardré, dann unmittelbar vor dem Kampf auch Fromont—Bernhard von Naisil lassen den tapferen Lothringer im Stich. — Die Schilderung der Vorgänge stimmt überraschend genau zum Text der *Ch. de G.* — Ich erwähne, daß auch Thiebaut, der Bruder (!) Estormis von Bourges, im Epos auftritt Er ist Lehnsmann und Rivale von Garins Bruder Begon, den er schließlich tötet. Darüber später. — Die ältesten Lieder berichten uns von der Flucht des Königs (*Ch. de G.*, u. Anm. 11, *Cour. de Louis*: vor Rom, *Girart de R.*) wie auch von dem Verlust des königlichen Banners (s. bes. *Ch. de G.; Rld*, 72 —3, 837; *Girart de R.*: vor Roussillon, Vaubeton, Civaux, S. 41 ff., 95, 193 ff.). — Und in der Schlacht von 851 floh der König heimlich und ließ Truppen, Gepäck und auch sein Banner im Stich.

der Verse 571, 749, 758, 1128[8]) nötig: 556: *de ses mil homes* . . . 558: *Ki ot mil homes el champ se combatiet* (vgl. 745 fg.: 720, 731, 656, 667, 680, 684, 979 u. a.). 559: *e de ses mil n'out que* . . . Danach befehligte V. nur 1000 Mann. Suchier berechnet, daß nach dem ersten Schlachttage noch 1700 Mann am Leben sind: 700 auf Wache, 300 Schwerverwundete aus V.s Land und 700 Kampfunfähige. Sehen wir uns die Erzählung an. 700 Mann beziehen die Feldwache; sie haben bereits tapfer gekämpft und tragen blutige Schwerter. – V. trifft auf einer Anhöhe 300 Mann aus seinem Lande; ihre Zügel sind vom Blute rot; die Eingeweide treten aus dem Körper, und sie halten sie in ihren Armen, daß die Pferde sie nicht zerstampfen. V. bedauert die Krieger und klagt, daß sie keinen Arzt haben. Dann feuert er seine Mannen an, stürmt mit ihnen vom Hügel herab und greift an. — Und nun heißt es: Sie kommen vom Hügel ins Schlachtfeld herab, steigen von den Pferden, verbinden, laben mit Wein und wenden sich zu den Totwunden. 700 Mann sind es, die ihre Eingeweide zwischen den Füßen dahinschleifen und langsam ihr Leben aushauchen. Und wieder spricht V. das einzige Trostwort: *que purrat de vus estre?* — *N'avrez mais mirie pur nul home de terre* (540 = 504). Wieder feuert V. die Seinen an, stürmt mit ihnen ins Feld und greift an. 15 000 Feinde fallen. Da setzt V.s Niederlage ein; bald hat er von 1000 Mann nur noch 100 (Vs. 556 usw.). M. E. zählt V.s Heer nach dem ersten Schlachttage nur noch 700 Mann Kampffähiger. 300 Mann liegen im Sterben. Die *Ch.* gibt 700 Sterbende an, verschweigt aber, was mit den 300 geschieht, deren Eingeweide ganz ebenso am Boden schleifen. V. redet die 300 an, wie er die 700 anspricht und greift mit den 700 der Wache hier wie dort an. Doch der Angriff paßt wenig an die erste Stelle, denn gleich darauf wird er unterbrochen, und die Erzählung wiederholt sich, um danach erst den eigentlichen Angriff und seinen Erfolg zu bringen. — Und was sagen die jüngeren und verwandten Epen? Nur wenige Beispiele: *Cov.*, 1448: *De ses .X. mile n'i a que c. remeis* (Var. *de ses V. c., de .VII. c. homes na que III. c. trovez*). Vgl. 1140—41, 778—80.— *Rainoart*, 2244 und 2515: Wilh. zieht mit 7000 Mann V. zu Hilfe. 2444: Guiborc bleibt mit 700 Frauen in Orange, als Wilh. Orange verläßt, um den König in Laon um Hilfe anzugehen. Und Tedbalt ist mit V., Esturmi und 700 Mann abends in Bourges, als die Plünderung auf dem Archamp gemeldet wird.[9]) — *Roland*, 804 u. 808—09: Roland schickt Walter, seinen Lehnsmann, mit 1000 Franken auf die

[8]) Vgl. auch *Cov.*, 1448, 778; *Aliscans*, 422 und 441: S. 27, Vs. 38, 2671, *Rainoart* 2516, *Raoul de C.*, 3500—02.

[9]) In *Zs. f. frz. Spr.* 38, S. 227 habe ich auf Fehler im Aufbau der *Ch.* aufmerksam gemacht, die die Frage nahelegen: Befinden wir uns nicht von Anfang des Liedes an auf dem Archamp am Abend des zweiten Schlachttages? — Vgl. *Renaut de M.* und seine 700.

Berge, aber *N'en descendrat per malvaises nuveles.* — *Einceis qu'en seient set cenz espees traites.* Vs. 1679e: Roland greift mit 700 Mann die neue Heeresabteilung unter König Marsilies an. Das *Nibelungenlied*: Sigfrid zieht mit 1000 Mann gegen Liudegast und Liudeger. Die Burgunder ziehen auf die Einladung Krimhildens und Attilas mit 1000 Mann an den Hunnischen Hof. Dort kommen sie durchnäßt an, trocknen ihre Kleider am Feuer, nehmen am Mahle in Waffenrüstung teil. 20 Mann beziehen die Wache am Gartentor. Der Kampf beginnt. In der Nacht läßt Hogni die Posaunen blasen und zählt die Krieger, die Gernoz ordnet. 300 Mann sind gefallen, König Gunnar ist gefangen. 700 Mann sind noch am Leben. Die Burgunder greifen in der Nacht wieder an. Sie fallen nach und nach. Gernoz wird erschlagen. Hogni verteidigt sich heldenhaft allein gegen die Übermacht, erschlägt mit letzter Kraft Irung, der ihn schwer verwundet hat, und rächt sich noch an Krimhild.[10]) — Also der Held befehligt 1000 Mann, verliert am ersten Tage 300 und beginnt den neuen Kampf mit 700 Mann. 1000 Mann ist die mutmaßliche Heeresstärke eines Gaues.

Der Chansondichter hat m. E. seine Vorlage, das Vivienlied, nach einem neuen Plane[10]) vollständigst überarbeitet. Dabei sind ihm die Charakterzeichnungen der Personen meist gut gelungen. Im Aufbau des Liedes aber verfährt er oft sehr ungeschickt. Doch er achtet die Überlieferung. V. gehört ursprünglich zum Kreise des Königs (Tedbalts der *Ch.*) und wird erst später Neffe Wilh.s von Barcelona. V. bricht mit dem Könige (Tedbalt aus Bourges) nach dem Archamp auf, und der König flieht erst nach zweitägigem Kampfe.[11]) Der größte

[10]) Nach Léon Polaks Aufsatz in *Zs. f. d. A. 54*, S. 427 ff. Die Übereinstimmung dieses Berichtes mit dem der *Ch.* ist die auffallendste; und man ist versucht anzunehmen, daß das Nibelungenlied dem Chansondichter beim Aufbau seines Liedes als Muster vorgeschwebt hat. u. S. 203; vgl. bes. die Gestalten V.s und Siegfrieds, Guiborcs und Kriemhildens.

[11]) Der Chansondichter hat an drei Stellen Erinnerungen an die Teilnahme des Königs an der Schlacht festgehalten. — Der fliehende König heißt in der *Ch.* Ludwig, nicht Karl der Kahle. — 1. Der Dichter spricht von einem Einfall des Feindes in Ludwigs Königreich (*el regne Looïs* Vs. 61) und nennt sogar Berri einmal Königreich (Vs. 359). Im IX. Jahrh., z. Zt. König Karls des Kahlen, war Bourges die Hauptstadt des Königreiches Aquitanien, und Toulouse, die eigentliche, alte Hauptstadt, war mit dem südlichen Aquitanien zeitweise ganz losgelöst vom alten Königreiche. — Graf Tedbalt beherrschte in der Ch. selbstverständlich die Grafschaft Berri mit Bourges als Hauptort (s. diese *Zs.* 44, S. 19—20; oben Anm. 7). 2. Vs. 1257—58 glaubt Guiborc daß Wilh. die Leiche des Königs Ludwig oder die V.s aus der Schlacht bringe. Wir befinden uns am Ende der ersten Wilhelmsschlacht und erwarten nichts weniger als die Leiche des Königs! Weshalb denkt

Teil des Heeres folgt bald nach, und nur wenige Getreue halten tapfer bei Vivien aus und fallen mit ihm am dritten Tage.

Der Chansondichter hat Wilh. von Barcelona und vermutlich auch die Gestalt Tedbalts für König Ludwig in sein Wilhelmslied eingeführt.

Dasselbe gilt nun sehr wahrscheinlich auch von den ausführlichen Schlachtenschilderungen des ersten und zweiten Schlachttages. Das alte Vivienlied, so vermute ich *Zs. f. frz. Spr.* 38, S. 226—227, besang in der Hauptsache die näheren Umstände von Viviens Tod am letzten Schlachttage und gab die ersten Tage nur ganz summarisch an, etwa so, wie Vs. 1122—27 und *Rainoart*, Vs. 2989—91 überliefern. Auch anstelle der Verse 1707—28, des sogenannten normannischen Einschubes, der in den *Rainoart* gehört (s. Suchier, *Zs. f. r. Ph.* 29, S. 645 u. Ausg. der *Ch.*, S. XV), ist m. E. eine ähnliche kurze Übersicht anzunehmen. Vgl. *Rld.* bes. CXI, CCLIV, 3560 ff.

Das Zweikampfmotiv in der *Ch.*

S. 47 fg., S. 62 Anm. 2 beschäftigt sich Schuwerack mit den Begebenheiten des letzten Kampftages der zweiten Wilhelmsschlacht. Von Wilh.s Heer sind nur noch Wilh. und Gui am Leben. Gui verläßt Wilh. früh am Morgen und reitet zu einem *maisnil*, um dort Hunger und Durst zu stillen. Dann kehrt er sofort zurück und rettet Wilh. aus Todesnot. 20 000 Heiden weichen vor seinen wuchtigen Streichen zum Meere hin. Gui hat 4 Heiden mit der Lanze und einen fünften mit dem Schwerte getötet, und zwar so, daß er Roß und Reiter in vier Teile zerspaltete. Deramé liegt von einer Lanze schwer verwundet im

Guibore an ihn, den wir nach dem voraufgehenden gar nicht mit V. in der Schlacht wissen? Guibore sollte doch viel eher nach Tedbalt fragen oder nach Girart, vor allem aber nach ihrem teuren Neffen Guischart; sie hat ihn doch unter der ausdrücklichen Zusicherung, ihn lebend oder tot zurückzuhaben, mit Wilh. ins Feld ziehen lassen. 3. Vs. 622 ff. wird von einer Schlacht erzählt, in der König Ludwig floh *(En une fuie u Loowis fuieit)* und V. mit 200 Mann das Feld behauptete. V. verlor aber seinen teuren, vielbeklagten Lehnsmann *Raher* (lies *Rabel*). Will der Dichter auch hier eine Anspielung auf seine Vorlage geben? Die Flucht des Königs und der Tod des treuen Lehnsmannes sind Begebenheiten, die zum alten Vivienliede gehören. Aus dem Vivienliede hat sie der *Roland* entlehnt. Dieses Epos erwähnt *Rabel* in der Baligantepisode. *Rabel* steht hier anstelle Oliviers. In der Rolandschlacht selbst fällt mit Roland und Olivier auch Rolands treuer Lehnsmann Walter. Die Person Walters aber ist nach Tavernier erst vom Rolandsdichter eingeführt. Unter Walter vermutet Tavernier wohl mit Recht den Walter des *Waltharius!* — Und so scheint der Kampfgenosse, der mit V. in der Vivienschlacht fiel, dessen treuer Lehnsmann (der Bretone) Rabel gewesen zu sein (s. noch *Zs. f. frz. Spr.* 38, S. 218).

Sande. Als er die beiden Franken kommen sieht, springt er sofort zum Kampfe auf. Wilh. haut Deramé das Bein und Gui ihm den Kopf ab. Des Königs Pferd ist willkommene Beute. — Hier greifen zwei Motive ineinander. 1. Der hilfebringende Held erschlägt eine Anzahl Feinde und treibt die andern in die Flucht, der gerettete Krieger stirbt bald darauf. 2. Das Zweikampfmotiv. — ad 1 vgl. ähnliche Situationen der *Ch.*: Wilh. tötet 10 Heiden, 20 fliehen, Girart oder Guischart werden gerettet und sterben bald darauf. Oder: Girart kehrt nach dem Strauß mit Tedbalt und Esturmi zu V. zurück; er tötet zwei Heiden mit der Lanze, — der Gebrauch des Schwertes und die Flucht der übrigen sind zugunsten des Ringens zwischen Girart und Tedbalt-Esturmi hier unerwähnt geblieben. — Oder *Rainoart*: Rainoart greift, nachdem seine Stange zerbrochen ist, zum Schwerte und spaltet Foré und dessen Roß in 4 Teile. Die Heiden fliehen. 2000 werden erschlagen. Aliscans gibt die Zahl der fliehenden Feinde mit 20 000 an.[12] — Oder *Roland, Pseudo-Turpin*: Roland kommt von den Bergen, erschlägt König Marsilies (Roß und Reiter in 4 Teile), und 20 000 Heiden fliehen. — ad 2 vgl. ähnliche Motive: V. ist allein im Felde. Die Heiden töten ihm sein Pferd. Ein Berber verwundet V. schwer mit einem Lanzenwurf. V.s Fahne fällt zu Boden, nie wird er sie wieder aufheben können (783). V. zieht das Eisen aus der Wunde und erschlägt damit den Berber. Dann zieht V. sein Schwert und wütet unter den Feinden. Er geht an ein Wasser um seinen Durst zu löschen, wird dort bestürmt, schwer verwundet, betet, und ein Berber trifft sein Haupt mit einer Lanze. — Wilh. flieht. Alderufe stellt sich ihm entgegen. Sie kämpfen mit den Lanzen, stürzen von den Pferden, springen wieder auf, und Wilh. schlägt Alderufe mit dem Schwerte ein Bein und dann den Kopf ab. Dann flieht er auf des Königs Pferd weiter nach Orange. — Der *Cov. V.* berichtet von V.s Kampf mit Cariot d'Averse; *Aliscans* erzählt fast genau den Kampf Wilhelms mit Alderufe nach. — Hieraus folgt 1.: Der Ritter kämpft mit der Lanze, dann mit dem Schwerte. 2. Der hilfebringende Ritter tötet zunächst einige Heiden mit der Lanze, dann den Heidenkönig mit dem Schwerte (Roß und Reiter werden in 4 Teile gespalten, so daß 20 000 Heiden entsetzt davon fliehen) und erringt somit den Sieg. 3. Von den drei angeführten Zweikämpfen der *Ch.* sind die von Wilh.-Deramé und Wilh.-Alderufe am ähnlichsten. Sie stimmen in den beiden letzten Phasen des Kampfes nahezu überein: a) der König verliert sein Bein und sein Pferd. b) Dem Könige wird das Haupt abgeschlagen. Der Unterschied ist nur der, daß nicht Wilh., sondern Gui dem Könige das Haupt abschlägt. In der ersten Phase unterscheiden sich die Zweikämpfe bedeutender. Wilh. und Alderufe reiten gegen ein-

[12]) Vgl. *Rainoart*, 3341 mit *Aliscans* 6791 : 6817—21 : 6867.

ander und werfen sich in den Sand. Diese Begebenheit ist beim Kampfe Wilh.-Deramé ausgeschlossen. Zwar liegt Deramé von einer Lanze schwer verwundet im Sande, aber Wilh. hat der Ansturm vieler Gegner zu Fall gebracht. Sie haben Wilh. das Pferd getötet und ihn so sehr bedrängt, daß er zu Boden stürzte. Wilh. befindet sich also in ähnlicher Lage wie V. bei seinem Kampfe mit den Berbern. Wenn nun Deramé von einer Lanze durchbohrt im Sande liegt, so ist der Wurf sicherlich von Wilhelms Hand gekommen, doch er war nicht tödlich, wie der V.s gegen den Berber. Deramé ist noch am Leben, und auch Wilh. ist ja von Gui gerettet. Beide Gegner gehen nun, nachdem ihre Lanzen verschossen sind, mit den Schwertern auf einander los; vgl. V., der nach dem Tod des Berbers ebenso zum Schwerte greift und unter den Feinden wütet.

Der Chansondichter hat zwei Motive ineinander gearbeitet: Er hat Wilh.s Lage der V.s nachgebildet (oben, S. 193), aber er hat Wilh. durch Gui gerettet, denn Wilh. soll leben und über Deramé selbst siegen. Doch ist dieser Sieg nur ein teilweiser. Der Dichter kann oder will die Motive nicht zu einschneidend umgestalten. Und so muß sein Held Wilh. den kleinen Gui auch noch an der Besiegung des Königs teilnehmen lassen. Wilh. macht den König unschädlich, er haut ihm das Bein ab!, aber Gui vollendet den Sieg und tötet den König.

Or at Guillelmes sa bataille vencue (Vs. 1983).

Doch der gemeinsame Kampf gegen Deramé ist in der Ch. zur bloßen Episode geworden, die ohne sichtbaren Einfluß auf den schon errungenen Sieg bleibt. Gui hat diesen bereits allein gewonnen. Er hat (indem er sein Schwert zog) bei seiner Ankunft einen unbekannten(!) Heiden samt dem Rosse in 4 Teile gespalten; Wilh. wurde dadurch befreit und 20 000 Heiden flohen. — Und Gui hat nun auch noch Deramé getötet und den Sieg vollendet.

N'i alast Gui, ne revenist Guillelmes (Vs. 1681).

Im Vivienliede erschlägt V. auffälligerweise den Berber nicht mit dem Schwerte, sondern mit der Lanze, mit der er selbst schwer verwundet war. Er wird nach hartem Kampfe am Quellwasser ein zweites Mal von einer Lanze und von einem Berber, diesmal tödlich getroffen; und sofort stürzen auch die Heiden auf den Wehrlosen und schlagen ihn in Stücke. Der ganze Bericht fällt auch wegen der vielen textlichen Wiederholungen auf. Ich vermute, daß der Dichter die Überlieferung achtet, aber mit seinem neuen Plane auch neue Motive eingeführt hat. Ursprünglich fiel m. E. V. nicht durch den Lanzenstoß eines Heiden, sondern durch die Streiche einer ganzen Heidenschar, die seinen Körper in

Stücke schlagen. Der Bericht des Ritters in Bourges spricht ähnliche Befürchtungen für die Unglücklichen auf dem Archamp aus (Vs. 46). — Wir haben nun schon oben vermutet. daß das Nibelungenlied dem Chansondichter bei dem Aufbau seines Liedes vorgeschwebt hat. Hier haben wir weitere Anzeichen! Auch Gui und das Zweikampfmotiv insbesondere zeigen Anklänge an *Nibelungenl ed* und *Waltharius* und Walters Kampf mit Gunther und Hagen im Wasgenwalde.[13]) Einen Hinweis Suchiers will ich nicht unerwähnt lassen: In der *Ch.* wird V.s Vater *Cornebut* und im *Cov.* wird Vivien *filz d'un serpent* genannt (s. *Ausg. der Ch.*. XL). Auch füge ich noch folgende merkwürdige Übereinstimmung hinzu: Die *Ch.* nennt V.s Vater Hornrumpf, der *Beowulf* sagt dasselbe von Sigfrids Vater (Vs. 884 fg.)! Das ist ein wichtiger Fingerzeig für die Quelle des Chansondichters.

Auch diese Betrachtung der Guiepisode am letzten Schlachttage der zweiten Wilhelmsschlacht zeigt uns, mit wie wenig Kunst der Chansondichter sein Lied aufgebaut hat.

Über den Aufbau des *Rainoart.*

S. 130 Anm. sagt Schuwerack über den *Rainoart*: ‚Die *Ch. R.* ist nämlich nicht einheitlich, sondern zerfällt wieder in zwei Teile: denjenigen vor Rainoarts Auftreten und das eigentliche Rainoartlied von V. 2647 ab. Der erste dient, wie in der *Ch. G.* die Szene der Entsendung Girarts, zur Verkettung zweier Lieder verschiedenen Stoffes: der *Ch. G.* und des eigentlichen Rainoartliedes.‘ – Diese Ansicht teile ich nicht. Der Rainoart der Chiswicker, jetzt Londoner Hs., ist die an die *Ch. d. G.* notdürftig angeflickte Fortsetzung eines *Covenantliedes*, das eine zweitägige Vivien- und eine zweitägige Wilhelmsschlacht sich innerhalb von drei Tagen abspielen läßt. Denn Wilh. erreichte seinen sterbenden Neffen am Abend des zweiten Tages und floh am folgenden Tage nach Orange. Sein Heer war also am zweiten Tage der Vivienschlacht angekommen und vernichtet. Der Abend des zweiten Tages sah ihn mit dem sterbenden V. allein. Am dritten Tage der Vivienschlacht, oder am zweiten Tage der Wilhelmsschlacht schlägt sich Wilh. allein durch die Heiden und besiegt und tötet vor allem den König Alderufe! Gegen Abend ist er in Orange, 2382. — Nun beschafft sich Wilh. ein neues Heer (am Königs-

[13]) Im *Waltharius* kämpfen am Morgen des letzten Schlachttages König und Lehnsmann gegen den fremden Helden: 2 Schilde gegen einen. Im *Nl.* treten Gunnar — Gernôt und Hogni hervor (s. o. S. 199); oder in der jüngeren, uns erhaltenen Fassung des Liedes: Gunther mit Gernôt und dem jungen Giselher, dann Hagen mit Dankwart und Volker; d. h. 2 × 3 Helden. Ist es Zufall, daß in den Wilhelmsschlachten der *Ch.* 3 oder 2 Schilde am dritten und letzten Schlachttage übrig bleiben und daß im *Rainoart* neben Wilh. und Rainoart die 5 Grafen kämpfen? Vgl. auch *Ch.*, Vs. 605: V. und Girart bleiben allein im Felde!; Vs. 2384: Wilh., Pförtner, Guiborc in Orange. s. Anm. 22 und 23.

hofe zu Laon!!) und bricht mit dem jungen Rainoart (dem er den Ritterschlag in Laon anbietet) über Orange (wo Guibore dem Rainoart die Waffen gibt und besonders das Schwert umgürtet!) nach dem Archamp auf, um die in der ersten Wilhelmsschlacht gefangenen fünf Grafen zu befreien und V. zu rächen. Man ist in der Nacht von Orange aufgebrochen und am Morgen auf dem Archamp angekommen! — Diese zweite Wilhelmsschlacht dauert wiederum zwei Tage, Vs. 2989—91. Sie wird eingeleitet durch die Flucht und die von Rainoart erzwungene Rückkehr der Feiglinge, und der zweite Tag zeigt uns Rainoart, Wilh. und als dritte Person (!) die fünf befreiten Grafen im Felde. Rainoart ist der hilfebringende Held; er befreit die fünf Grafen, er beschützt Wilh. vor Tabur de Canaloine. Aber er kommt auch selbst in eine ähnliche Notlage wie V. in der Vivienschlacht und Wilh. in der zweiten Wilhelmsschlacht der *Ch.* Das ihm von Guibore wider seinen eigenen Willen umgürtete Schwert wird sein Retter. Bisher kämpfte er mit dem *tinel* (wie die Kämpfer in der *Ch.* mit der Lanze); als dieser zersplittert ist, greift Rainoart zum rettenden Schwert und spaltet König Foré und sein Roß in 4 Teile, daß alle Heiden entsetzt davon fliehen. Und nun ist der Sieg errungen, und das Heer zieht nach Orange (*Zs. f. frz. Spr.* 44, S. 36, 51 ff.).

Der *Covenant-Rainoart* zeigt also durchaus den Aufbau des älteren Wilhelmsliedes. — Auch in vielen andern Einzelzügen läßt sich das noch nachweisen (Refrain, Ritterschlag, Hungermotiv u. a. m., vgl. die eben angeführte Zs.). — Und der junge Rainoart tritt ebenso unvermittelt in die Handlung ein, wie Girart, Guischart, Gui (s. Schuwerack, S. 38) im Wilhelmsliede. Das Auftreten R.s in Vs. 2647 zerlegt den *Rainoart* keineswegs in zwei Teile. Das jüngere Wilhelmslied *Covenant-Rainoart* ist ein einheitliches Ganze wie das ältere, die *Ch. d. G.* Dieses kennt die dreitägige Schlacht, jenes die zweitägige. Dieses läßt V. vor Ankunft der Hilfe sterben (vgl. den Roland!, vgl. dagegen Girarts und Guischarts Tod in der ersten Wilhelmsschlacht!), in jenem trifft Wilh. den Neffen im Sterben an. Dieses kennt die drei Refrains *lunsdi al vespre*, *juesdi al vespre*, *lors fu dimercres* der dritten Schlachttage, jenes hat den einen *lunsdi al vespre*-Refrain für alle drei Schlachten. — Das ist leicht begreiflich. Ist doch die erste Wilhelmsschlacht des *Cov.-Rainoart* mit dem dritten Schlachttage der alten Vivienschlacht, dem Montage, zu Ende.[14] Was liegt nun näher, als auch die zweite Wilhelms-

[14]) Die Vivienschlacht beginnt am Sonnabend, vgl. auch noch den *Prosaroman*, Ausg. des *Cov.* von Terracher, S. 219, Zeile 33: . . . *quant ils eurent toute celle nuit entre le ven(d) redi et samedi chevaulchié et pris peinne pour aprouchier Arleschant* . . . Vgl. ferner auch *Folque de C.* Die dreitägige Schlacht von Arrabloi endigt am Montag (diese *Zs.* 44,

schlacht mit demselben Refrain zu beschließen, — und der *Rainoart* hätte ihn nach Vs. 2991 geben sollen! Außerdem beginnen ja die beiden Wilhelmszüge jeder an einem Montag, und das ist der Montag, an dem V. fiel. Denn die beiden Züge Wilh.s stehen nicht nacheinander, sondern nebeneinander. Jeder ist ein Rache- und Hilfezug für V. So ist gerade der *lunsdi*-Refrain im jüngern und auch im ältern *Wilhelmslied* der herrschende geworden und beispielsweise zwischen den beiden Entscheidungstagen der 1. (Donnerstag) und 2. (Mittwoch) Wilhelmsschlacht eingeführt, — bei der Schilderung von Ereignissen am Montag, Dienstag und auch Mittwoch (*Zs.* 35, S. 64), d. h. an den ersten Kampftagen, die im alten *Vivienlied* nur summarisch gegeben sein mögen (s. oben S. 200).

Vivien. Roland.

S. 21 hebt Schuwerack bei der Gegenüberstellung der Charaktere V.s in *Ch.* und *Cov.* die Grausamkeit V.s im *Cov.* gegen die Ungläubigen hervor und sagt ganz allgemein: ‚Anscheinend sahen die Altfranzosen, die bei ihrem kriegerischen Sinn das Wort ‚Feindesliebe' nicht erfassen konnten, in dieser Behandlung nichts Unrechtes, ja eher ein Gott wohlgefälliges Werk.'

Die *Ch.* zeigt uns V. als Verteidiger seines Landes. Im *Cov.* jedoch trägt V. den Kampf ins feindliche Land. Aus dem Verdeidigungskrieg der *Ch.* ist ein Angriffs- und Religionskrieg geworden. Der Ritter kämpft um Ehre und Glauben; es gilt, die Heiden von den Irrlehren abzubringen, sie zur wahren Lehre zu bekehren oder zu vernichten. Der V. der *Ch.* erscheint als Ritter der kämpfenden, werdenden Nation im frühen Mittelalter; der V. des *Cov.* als der Ritter des in sich gefestigten, beruhigten, größeren Frankreichs, in dem der Geist der Expansion und der Kreuzzüge vorherrscht. Die *Ch.* zeigt uns in V. den klugen, entschlossenen, ehrlichen Ratgeber Tedbalts, den charakterfesten, ritterlichen, frommen Krieger, der für Glauben, Ehre, Heimat den Heldentod stirbt. Die Pflicht ruft ihn ins Feld, ein tiefer Glaube und stolzer Rittersinn geben ihm Heldenmut, und ein ehrenvolles Gedenken seines Geschlechtes sichert ihm Ruhm. Im *Cov.* ist V. der durch das Gelübde gebundene, aufgeregte, schwärmerische, tollkühne Heldenjüngling, dessen einziges Streben auf Angriff der Ungläubigen und Verbreitung des wahren Glaubens gerichtet ist. Der Lohn des Himmels, die Freuden des Paradieses sind die Zeichen, für die er streitet

S. 57). — *Girart de R.* 1. Die Maischlacht von Vaubeton am Montag (S. 80—95). 2. Thierri wird am Montag erschlagen (am Königshof, S. 111). 3. Die Schlacht in der Verdun-Ebene am Dienstag (S. 163—171). 4. Die Schlacht bei Civaux am Sonnabend (S. 188—194). 5. Die Eroberung von Roussillon am Montag, *lundi a été pour moi un jour heureux, un mauvais jour pour Girart*, 200—206). — In der zweitägigen Schlacht zwischen Römern (Fenice) und Bretonen (Salemon) fällt Fenice am Montag (Narbonnais II, S. XLIII ff.) u. a. m.

und fällt. In der *Ch.* steht V. im Mannesalter, er ist 27 bis 28 Jahre alt; im *Cov.* ist V. ein Jüngling von 22 Jahren oder gar ein Knabe von 15 Jahren.[15]) In der *Ch.* bleibt V. angesichts der Furcht und Flucht der Franken ruhig entschlossen und gefaßt, seine Haltung zeigt wahre Heldengröße, im *Cov.* steigert der Wankelmut der Krieger V.s Selbstbewußtsein zu Trotz und Tollkühnheit; V. weicht nicht zurück, nein, er schickt nicht einmal nach Hilfe.

Dieser letzte Zug der Weigerung unterscheidet den V. des *Cov.* unvorteilhaft von dem V. der *Ch.* Der Zug geht letzten Endes auf die Weigerung Tedbalts zurück, zu Wilh. um Hilfe zu senden, und auf den Rat V.s an Tedbalt, den Kampf aufzunehmen. Denn V. des *Cov.* steht als alleiniger Befehlshaber des Heeres auch an Stelle Tedbalts der *Ch.* Der Grund zur Weigerung V.s ist im *Cov.* selbstverständlich von dem Tedbalts und seines Neffen Esturmi: Neid, Nachlässigkeit verschieden; aber der Dichter hat auch merkwürdigerweise den Rat V.s der *Ch.* nicht benutzt: V. sagt warnend zu Tedbalt: *Tus as veuz, e il tei altresi. — Si tu t'en vas, ço iert tut del fuïr. — Crestienté en iert tuzdis plus vil. — e paienismes en iert plus esbaldiz* (Vs. 205—208), und Vs. 162 ff. bekennt V. der *Ch.*, daß er nicht erst nach der Zahl der Feinde Umschau halten, sondern sofort kämpfen wird *car si m'aprist li mieus sire Guillelmes.* Vielmehr behauptet V. des *Cov*,, daß seine Ehre und die seines Geschlechtes verletzt würde, wenn er, ohne einen Schwertstreich geführt zu haben, bereits nach Hilfe sende. Dieser neue Grund ist dem Roland entnommen. Der Charakter im *Cov.* ähnelt überhaupt mehr dem Rolands als dem V.s in der *Ch.* Roland und V. stellen Ehre und Kampf gegen die Ungläubigen über alles, aber der Roland hat einen hervorragenden Charakterzug mehr, den der Vaterlandsliebe. Durch ihn erhebt sich Roland wesentlich über V. des *Cov.* Die Ähnlichkeiten der beiden Charaktere sind so groß, daß man vor der Auffindung der *Ch.* Vivien als sklavische Nachbildung Rolands ansehen konnte. Sie beruhen einmal auf offensichtlichen Entlehnungen von Charakterzügen und ganzen Situationen aus dem *Roland*, dann aber auf dem gemeinsamen Grundtypus, aus dem sowohl der Charakter Rolands wie der V.s des *Cov.* entwickelt worden sind. Und diese gemeinsame Quelle zeigt uns die *Ch. de G.* und ihr V. an. Schuwerack sagt S. 20.: ‚Vieles spricht gegen, nichts für die Annahme, daß die eine [Person] bloße Nachahmung der andern ist. Ich lehne daher diese Ansicht für die Gestalt Viviens in der *Ch. G.* durchaus ab'. — Im folgenden will ich versuchen zu zeigen, wie der Rolandsdichter die Charaktertypen Rolands und dessen Kampfgenossen Oliviers aus der Tedbaltepisode entwickelt hat.

[15]) Über die verschiedenen Covenantfassungen und V.s Alter vgl. *Zs. f. frz. Spr.* 44 *S.* 37—48.

Der *Roland* hat die Tedbaltepisode zweimal, und zwar verschieden, bearbeitet (s. oben S. 196 und vergl. *Zs.* 44, S. 64 ff.) 1. Kaiser Karl gibt den Oberbefehl über die Nachhut an Roland, ähnlich Tedbalt an V. Roland wendet sich scharf gegen Ganelon, wie V. gegen Tedbalt und Esturmi, Tedbalts bösen, neidischen Ratgeber. Aber Kaiser Karl und Ganelon fliehen nicht, wie Tedbalt und Esturmi, sondern Karl der Große verläßt Spanien als Sieger — der Roland kennt keine Flucht der Franken! — in der Nacht vor dem Aufbruch jedoch plagen den Kaiser dafür bange Ahnungen und häßliche Träume.[16] Am Morgen zieht er schweren Herzens von dannen, nachdem er auf Ganelons verhängnisvollen Rat (vgl. Esturmi) den Oberbefehl an seinen teuren Neffen gegeben hat. — In diesem Abschnitt liegt starke Überarbeitung aus der Tedbaltepisode vor: Tedbalt kommt bestürzt vom Hügel herab, gibt V. den Befehl für den Rückzug und flieht mit dem ihn zur Flucht drängenden Esturmi. — 2. Der Kaiser hat Roncevaux verlassen, da rücken die Feinde zum Angriff vor. Olivier sieht sie vom Hügel aus, bringt sofort Roland die Meldung und rät dreimal zum Hilferuf (vgl. 1017 fg., bes. 1038 = *Ch.* 193. *Cov.* 376, 382), nicht zur Flucht, denn Fluchtgedanken gibt es bei keinem Krieger dieser erlesenen Schar, am wenigsten bei Olivier (1115—1123). Aber Roland weist selbst jeden Gedanken eines Ersuchens um Hilfe entschieden zurück: *Ne placet damnedeu — Que mi parent pur mei seient blasmet — Ne France dulce ja cheet en viltet* (1062—64.[17])

Rollanz est proz et Oliver est sage sagt darum der Rolandsdichter von den beiden Freunden.[18])

In der ersten Bearbeitung der Tedbaltepisode erkennen wir Kaiser Karl, Ganelon und Roland als die Tedbalt, Esturmi, V. wieder. An der zweiten Stelle sind die Rollen nicht analog an Roland und Olivier, die einzigen Träger der Handlung, verteilt, sondern sowohl Roland wie Olivier tragen Züge Tedbalts (Esturmis) und Viviens: Tedbalt mißachtet V.s verständigen Rat, befiehlt den Rückzug und flieht. Auch Olivier rät vergeblich zum Hilferuf, aber Olivier denkt nicht an Flucht. Und Roland weigert sich, ins Horn zu stoßen (vgl. Tedbalt), aber Roland greift an (vgl. Vivien). Der Rolandsdichter kennt keine Furcht und Flucht, er kennt auch

[16]) *Carles li magnes ad Espaigne guastede, — Les castels pris, les citez violees. — Co dit li reis que sa guere out finee. — Vers dulce France chevalchet l'emperere* (703—706), doch 721—723, 738 (Traum von der zerbrochenen Lanze!).

[17]) Ganz ähnlich spricht V. im *Cov.* Vs. 401—416; nur Frankreich bleibt unerwähnt!! Der *Cov.* hat *Roland* nachgeahmt.

[18]) Vs. 1093 f.: *Rollanz est proz et Oliver est sage. — Ambedui unt me[r]veillus vasselage — Puis que il sunt as chevals et as armes, — Ja pur murir n'eschiverunt bataille.* Vgl. dazu V.s Worte über Tedbalt, Vs. 117—118: *Or est tuz sages, quant at dormi assez: nus atendrum Guillelme et le curb nes,* und Vs. 124: *Or at dormi: nus atendrum Guillelme,* ferner s. noch Vs. 467 ff. s. oben, S. 192.

keinen Neid, der Tedbalt vom Absenden eines Boten an Wilh. abhält, er begründet, wie wir schon oben bei V. des *Cov.* sahen, die Weigerung seines Helden auf andere Weise, und Roland meint, die Ehre seines tapferen Geschlechtes und seines über alles geliebten Vaterlandes zu beschimpfen, wenn er um Hilfe riefe. Roland ist nicht der verständige, starke Verteidiger von ruhiger Festigkeit und Pflichttreue, wie der V. der *Ch.*, er ist ein stürmischer, trotziger, markiger Krieger. Die Rolle des verständigen, entschlossenen V. ist auf Olivier übergegangen, und Olivier tadelt Roland freundschaftlich wegen seines übertriebenen Ehrgefühls: *D'ico ne sai jo blasme* (1082).

So hat der Rolandsdichter seine Vorlage tiefgreifend und mit hoher Kunst umgearbeitet, die Flucht in ruhigen, siegreichen Abmarsch, die Feigheit in kühle Entschlossenheit umgewandelt und den stolzen Ehrbegriff des trotzigen Kriegers neben den ruhigen Verstand des treuen Kampfgenossen und Freundes gestellt. Aus den Charakteren der *Ch.* sind in den Händen des Rolandsdichters neue Charaktere hervorgegangen, die ein stolzer kriegerischer Sinn beseelt. Und diese neuen Charaktere sind Vorbilder für die der jüngern Lieder geworden, nicht zuletzt für V. und Girart des uns erhaltenen *Cov. V.*

Girart. Olivier.

S. 42 sagt Schuwerack: Das für das *Rol.* charakteristische Wort ‚Roland ist tapfer und Olivier ist weise' (Rol. 1093) paßt keineswegs auf V. und Girart. Die tiefere Weisheit, Oliviers Hauptmerkmal, die er besonders als Ratgeber seines Freundes zeigt (cf. Graevell p. 72), geht Girart ab. Dagegen ist im *C. V.* die Gestalt Girarts in weitgehendem Maße von der Oliviers beeinflußt, indem Girart hier auch die Rolle des weisen Ratgebers seines Freundes spielt (*C. V.* 376 ff., 689 ff., 722 ff.).' — Girart des *Cov.* teilt sich mit Gautier de Termes, V.s Herzensfreund, ja sogar mit Wilh., in die Rolle Girarts der *Ch.*; und nicht Girart, wohl aber Gautier und Wilh. werden von V. — wie Roland von Olivier — irrtümlich mit dem Schwerte geschlagen. Gautier und Wilh. sind V.s Freunde; Girart ist V.s Ratgeber und Botschafter; er hat z. T. die Rollen Tedbalts und V.s der *Ch.* inne: Girart hat die Heiden gesehen (376. 382) und rät zur Flucht (385) — wie Tedbalt, oder zur Benachrichtigung Wilhelms — wie V. Girart und Olivier unterscheiden sich vor allem in zwei Punkten: 1. rät Olivier nicht zur Flucht, sondern nur zum Hilferuf; 2. ist Olivier Rolands liebster Freund. Der erste Unterschied zeigt uns Olivier und Girart als unabhängig von einander, denn Girart sagt: *Car an alons, s'il vos vient a plaisir* (385) und . . . *Con faitement en puissiens vif aler — Et de la mort foir et eschaper* (724—25; vgl. *Ch.*, 197: *Alum nus ent*

pur noz vies guarir. Er erklärt ferner das Fehlen der ‚tieferen Weisheit' Oliviers bei Girart des *Cov.* als die einfache Folge des Rates zur Flucht. Die Übereinstimmungen in den Handlungen Oliviers und Girarts gegenüber der *Ch.* aber setzen einen gemeinsamen Grundtypus für den Kampfgenossen fest, der z. T. auch die Rollen Tedbalts und V.s der *Ch.* innehat (s. oben unter V.): Der Kampfgenosse besteigt den Hügel, sieht die gewaltige Streitmacht der Feinde, bringt bestürzt Meldung zum Frankenheere und rät zur Flucht, bezw. zum Hilferuf oder zur Botschaftssendung. Er fällt dann im Kampfe, — und die Schilderungen über den sterbenden Helden sind im *Roland* dieselben wie im *Cov.* (vgl. das Zusammentreffen V.s und Gautiers und V.s und Wilhelms) und wie in der *Ch.* bei Girarts und Guischarts Tod. Dieser Grundtypus ist vom Rolandsdichter nach seiner Vorlage, der *Ch.*, geschaffen und von dem Dichter des uns erhaltenen *Cov. V.* ausgiebig benutzt worden.

S. 42 fährt Schuwerack fort: ‚In *Al.* spielt Girart eine viel geringere Rolle, indem hier die Botschaft an Wilh. fortfällt. Er ist einer der ‚sieben Vettern', die außer Bertran alle fast nur statistische Figuren sind (cf. K. Schneider p. 15).[19]) Der letzte Satz ist m. E. richtig, und wir haben oben (Anm. 13, S. 204) vermutet, daß die fünf Grafen des *Rainoart* als ein Ganzes, als eine Person, aufzufassen sind. Bertran ist ihr Führer.[20]) Der Aliscansbearbeiter macht aus den fünf Grafen sieben, obschon er die Fünfzahl auch festhält.[21]) Die

[19]) Die Charakteristik der Personen in Aliscans, Jahresbericht der niederösterreichischen Landes-U.-Realschule zu Waidhofen a. d. Ybbs. 1901—1902.

[20]) Auch Guischart. u. Anm. 25. Im *Rainoart* heißen die fünf Grafen: Bertram, Guielin und Guischart, Walter, Reiner (Girart).

[21]) Z. B. Vs. 210—12 (s. Var.!) S. 26, Vs. 22—24. Zusatz der Hs. 1448 zu Vs. 857 (Weeks, *Romania* 35, S. 309—16). Vs. 8383—85 (Gautier ist für Girart gesetzt). Vs. 1813—15 (Girart fehlt). Vs. 1860 bis 62 (Guielin fehlt). Vs. 1842—44 (Gautier für Gaudin; Guinemanz ist zugesetzt; echten Text zeigen die Hss. ML (m). Vs. 1884—87 (Gautier ist eingeschoben, s. 1861). Vs. 2229—30a (Girart fehlt). Vs. 5348—50 (Hunaut für Girart). So heißen die fünf gefangenen Grafen in Aliscans: Bertran, Guielin und Guischart, Gaudin, Girart. Der *Cov. V.* nennt auch fünf Grafen und ersetzt Girart durch Gautier, auch nachdem Girart V.s Heer als Bote verlassen hat und sich bei Wilh.s Heer befinden muß; ja er zählt Gautier Vs. 1778 mit auf, obgleich er Vs. 1665 (s. 1640 ff.) bereits gefallen ist. So heißen die fünf Grafen im *Cov. V.*: Bertran, Guielin und Guischart, Gaudin, Gautier. Guielin ist bis auf Vs. 1777 durch Hunaut ersetzt. — Vs. 753—755 (Guischart fehlt). Vs. 938 (Guischart, Gaudin, Gautier fehlen). Vs. 1190—91 (Guischart, Gaudin fehlen. Die Berner Hs. setzt Gaudin für Hunaut). Vs. 1543—45. Vs. 1579—81 (hier sind sechs Grafen genannt, denn neben Gautier ist Girart auch eingeführt!). Vs. 1776a—79 (die Boulogner Hs. erwähnt Girart, die Berner Hs. Girart und Hunaut).

Begründung zum ersten Satze ist aber nicht richtig. Bertran ist anstelle Girarts und auch Guischarts getreten: Bertran führt im *Cov.* die Vorhut des Heeres und hält sich am Ende des Kampfes im *Cov.* auf ausdrücklichen Wunsch Wilh.s dicht an dessen Seite.[22]) In *Aliscans* schlägt er sich zu V. durch und harrt bei ihm aus, wie Girart bei V. und Gui bei Wilh. in der *Ch.* Ja, als V. ihm zur Flucht rät und ihn dazu bewegen will, Wilh. herbeizurufen,[23]) bleibt er im Kampfe. — Girarts ganze Rolle in der *Ch.* scheint demnach in *Aliscans* nachgeahmt und auf Bertran übertragen worden zu sein, selbst die Botschaftssendung ist angedeutet.[24])

Breslau. W. SCHULZ.

[22]) *Cov.*, Vs. 1928—29 sagt Wilh. zu Bertran: *Bias niés Bertran(s), près de moi vos teneis, — Tant con vos voi ne puis estre esgarei(s)*: *Ch.*, Vs. 467—69 = 1674—76: *Traiez vus ça devers mun destre poign! — Al mien ensemble si met tun gunfanun! — Si jo ai tei, ne criem malveis engruign.*

[23]) Vs. 199—201: *Querés mon oncle la jus en Aliscans, — El grant estor u il est combatans; — Por dieu li dites k'il me soit secorans.*

[24]) Bertran gehört ursprünglich nicht zu den Personen der Archampschlacht (vgl. *Ch. de G.*), sondern zum *Siège d'Orange* und zur *Prise*. Er tritt aber schon im *Rainoart* als Führer der 5-Grafengruppe neben den beiden anderen Personen Wilh. und Rainoart auf. S. o. u. diese *Zs.* 44, S. 8. — In der ersten Wilhelmsschlacht des *Cov.-Rainoart* sollte neben Wilh. die führende Persönlichkeit der junge Ritter Guischart, nicht Bertran, sein. Aber der *Cov. III* und noch mehr *Aliscans-Rainoart* haben Bertran zu Schaden Guischarts vollständig in den Vordergrund geschoben. — Guischart ist nach der vatik. Hs. (Chabaneau, *Roman d'Arles*, S. 80) Botschafter, wie Girart der *Ch. de G.* Guischart ist Bruder V.s und erhält den Ritterschlag vor dem Aufbruch zur Hilfe V.s. (*Cov.*, *Folque*, *Nerb.*), wie Gui, Girart, Guischart der *Ch.* Guischart eilt zu dem sterbenden Bruder, wie Wilh. zu seinem Neffen in *Rainoart-Cov.-Aliscans* (vgl. Hs. Boul. des *Cov.*, *Nerbonesi*, erste Erzählung), wie Baldewin zu seinem Bruder Rld. *(Ps. Turpin)*. Ich erwähne, daß Guischart in den Epen allgemein mit Guielin (Gui) zusammen genannt wird; nach *Folque* und Hs. *Boul.* (diese *Zs.* 44, S. 1 ff.) werden auf Aliscans nur Guischart-Gui, Girart gefangen genommen; Bertran und Walter fehlen überhaupt im Epos. Und der *Willehalm* kennt Guischart sogar als Bruder Girarts von Blaives. Vgl. den Prosaroman, der Girart als Bruder V.s bezeichnet (s. diese *Zs.* 38, S. 217—19 und oben Anm. 11 unter 2, 3.

Studien zu Alexandre Dumas fils.

I.

Aventures de quatre femmes et d'un perroquet.

Der Ruhm und die literarische Bedeutung des jüngeren Dumas gründen sich in erster Linie auf seine erfolgreichen Dramen, in welchen er eine Reihe von sozialen Problemen mit seltenem Scharfsinn, gewandter Dialektik und in szenisch höchst wirksamer Weise behandelt hat. Besonders die Stellung der Frau, die Konflikte, welche sich aus der Ehe und aus der Verbindung mit unebenbürtigen Personen ergeben, die Rechtsfragen, welche die deklassierte Frau und die unehelichen Kinder betreffen, hat er dramatisch gestaltet und dadurch auf eine Anzahl von Lücken und Fehlern in der Gesetzgebung seiner Zeit hingewiesen. In manchen Fällen ist er mit seiner Ansicht durchgedrungen, aber auch in jenen, wo er Unrecht hatte, wo er mit seinen Thesen über das Ziel hinausschoß, hat er seine Zeitgenossen zum Denken angeregt und Gutes gestiftet. Voll wahrer Begeisterung für das, was er für richtig hielt, ließ er sich durch keine, wie immer geartete Rücksicht beirren und wußte seine Gedanken durch die Raisonneure seiner Stücke mit fast unwiderstehlicher Suada vortragen zu lassen. Er hat dieselben Probleme außerdem auch in einer Reihe von Streit- und Flugschriften behandelt, die zu ihrer Zeit großes Aufsehen erregten, nach der Absetzung des Gegenstandes von der Tagesordnung aber bald der Vergessenheit anheimfielen, vor der seine Stücke durch ihre dankbaren Rollen zum Teil bis heute bewahrt blieben.

Bevor Dumas fils sich dieser sozial-reformatorischen Arbeit zuwendete, deren erste Anzeichen in der rührseligen *Dame aux camélias* (1848, als Drama 1852 aufgeführt), vorliegen, hatte er sich bereits in verschiedenartiger Weise schriftstellerisch betätigt. Er tastete einige Zeit herum, ehe er sein eigentliches Gebiet fand, und er hat auch später, nachdem er es gefunden, bisweilen noch getastet. Seine Jugendromane muten an, als wären sie von einem anderen Autor verfaßt als von jenem Dumas

fils, dem Dichter des *Demi-monde*, des *Fils naturel*, der *Denise* und *Francillon*, dessen literarische Persönlichkeit scharf umrissen vor uns steht. Gleichwohl verleugnet sich auch hier die Kralle des Löwen nicht, und wer seine späteren Werke genauer kennt, wird ihn auch in seinen Jugendschriften deutlich wiederfinden. Obwohl es höchst interessant ist, diesen Wandel seiner schriftstellerischen Individualität zu verfolgen, ist die literarhistorische Forschung an ihm bisher vorübergegangen. Im Folgenden wird es unsere Aufgabe sein, Dumas' Erstlingswerk, die *Aventures de quatre femmes et d'un perroquet*, das heute so gut wie vergessen und unbekannt ist, von diesem Standpunkt aus zu betrachten.[1])

Dumas fils, der 1824 geboren war, und dessen Interesse durch seinen Vater frühzeitig auf die Literatur hingelenkt wurde, versuchte sich zuerst in lyrischen Gedichten, die er 1847 unter dem bezeichnenden Titel *Péchés de jeunesse* herausgab. Sie waren recht schwach, wie fast alle Verse, die er in seinem Leben machte. Etwas besser mögen vielleicht diejenigen des Einakters *Le bijou de la reine* gewesen sein, den er 1845 verfaßte. Der uns vorliegende Text (Bd. 1 des *Théâtre complet*, 1868) stammt allerdings erst aus dem Jahre 1855. Dumas schrieb damals das Stück aus dem Gedächtnis für eine Aufführung auf dem Haustheater der Gräfin Castellane nieder. Sein lyrisches Drama *Atala* (nach Chateaubriand), welches mit Musik von Varney am 10. August 1848 auf dem Théâtre historique, einer Gründung seines Vaters, aufgeführt wurde, kann unser Urteil über den Dichter Dumas fils nicht ändern. Schon vorher hatte sich der junge Autor auch auf die Romanschriftstellerei geworfen. Das Motiv dafür soll Geldverlegenheit gewesen sein. Der Vater hatte den kaum herangewachsenen Jüngling in die lockere Gesellschaft, in welcher er verkehrte, eingeführt und ihn zu einer Lebensführung verleitet, deren Folgen sich bald in Schulden von bedeutender Höhe zeigten. Da weder der Sohn noch auch der Vater sie bezahlen konnte, beschloß ersterer Zeitungsromane zu schreiben, und in dem in Rede stehenden Buche liegt uns wohl sein erster, noch nicht gelungener Versuch in dieser Richtung vor. Zwei weitere Jahre angestrengter Arbeit genügten, um ihn zu rangieren und auch klüger zu machen. Nach dem großen Erfolg der „Kameliendame" wurde aus dem leichtsinnigen Bonvi-

[1]) Die umfangreiche Literatur über Dumas fils beschäftigt sich fast nur mit seinen Dramen. Man vgl. zuletzt Ernst Dannheisser, *Alexandre Dumas fils und die Frauenemanzipation* (Zeitschrift für französische Sprache und Literatur XXII, 1900, S. 137 ff.), desselben Verf. *Studien zur Weltanschauung und Entwicklungsgeschichte des Dramatikers Alexandre Dumas fils* (ebda. XXV, 1903, S. 144 ff.), sowie Rich. Hörner, *Die Erstlingsdramen des jüngeren Dumas* (Tübinger Dissertation 1910) und die dort angeführten älteren Schriften.

vant ein ernster, sparsamer, ordnungsliebender, moralisch denkender und lebender Mann. Dumas père hat es nicht so weit gebracht. Er, der einst solche Unsummen verdiente, fiel im Alter fast der Verarmung anheim; Dumas fils, der leichtsinnige Sohn des leichtsinnigen Vaters, lernte wirtschaften und gelangte zu Reichtum.

Der vorliegende Roman führte zuerst den Titel *Fabien* (diesen Namen legt sich der Held Tristan als Sänger bei). Dumas père soll ihn verschiedenen Zeitungen zum Abdruck angeboten haben, es gelang ihm aber nicht, ihn unterzubringen. Wenn man sich der großen Erfolge erinnert, welche er unmittelbar vorher mit den „Drei Musketieren", dem „Grafen von Monte-Christo" und anderen Werken erzielt hatte, klingt dies allerdings wenig glaubhaft, aber Dumas fils spielt selbst, durch den Mund seines Helden, der alle Berufe vergeblich versucht hat, auf die Schwierigkeiten und das Mißgeschick an, mit welchem junge und noch unbekannte Autoren zu kämpfen haben. „Hätte ich auf die Bretter steigen und Opernsänger werden wollen", sagt Tristan zu Van Dyck, „so hätte man mir mit dem Hinweis auf Rubini, Nourrit, Duprez geantwortet, wie man mir (als er Maler werden wollte) Delacroix und Decamps entgegenhielt. Als ich endlich ein Theaterstück oder einen Roman schreiben wollte und einen Redakteur oder Verleger aufsuchte, fragten sie mich um meinen Namen, und da ich weder Hugo, noch Balzac noch Sand hieß, spielte man mein Stück nicht und gab mein Buch nicht heraus" (S. 228). Endlich brachte er den Roman doch bei dem Verleger Cadot unter, wo er unter dem Titel *Aventures de quatre femmes et d'un perroquet* 1846—47 in sechs Bändchen erschien. 1856 ging er in den Verlag Michel Lévy frères über. Wir zitieren im folgenden nach der *Nouvelle édition* von 1865, die sich als ein dickleibiger Band von 396 enggedruckten Oktavseiten präsentiert. Der reiche Inhalt rechtfertigt diesen Umfang. Wie viele Vorwürfe man dem jungen Autor auch machen mag, jener der Weitschweifigkeit trifft bei ihm gewiß nicht zu.

Der Verfasser führt uns zu Anfang in die ärmliche Mansarde seines Helden Tristan d'Harville (der Zuname wird nur an einer Stelle, S. 10, genannt), eines begabten jungen Mannes, der ursprünglich Arzt gewesen und sich dann in den verschiedensten Berufen versucht hatte, ohne daß es ihm gelungen wäre, der drückenden Armut zu entgehen. Eine Beute der Verzweiflung, schreibt er beim trüben Schein der Lampe einen langen Abschiedsbrief an seine geliebte Frau Louise, die ahnungslos im Nebenzimmer schläft und eilt darauf in das Bois de Boulogne, um sich das Leben zu nehmen. Im Weggehen hört er seinen Papagei das Lied „*L'or est une chimère*" singen, welches ihm nie unwahrer vorkam als in diesem Augenblick. Im Begriffe,

sich zu erschießen, bemerkt er an dem nächsten Baume einen andern Selbstmordkandidaten, der die Methode des Erhängens vorzieht. Er schließt Bekanntschaft mit ihm und Henry de Sainte-Ile — dies ist sein Name — erzählt ihm seine Geschichte und die Motive seines Vorhabens, die in ihrer Komik mit jenen Tristans sehr kontrastieren. Henry ist ein Pechvogel, in dessen Leben der Freitag und die Zahl 13 stets eine große Rolle spielten. Seine Geliebte Charlotte hatte sich einen Schneidezahn ausgebrochen, und um einen Beweis seiner Aufopferung zu geben, beschloß Henry, sich den entsprechenden gesunden Zahn reißen und ihn ihr durch den ins Vertrauen gezogenen Zahnarzt einsetzen zu lassen. Aber durch einen unglücklichen Zufall setzte der Zahnarzt diesen Zahn einer anderen Dame ein, die eben in seine Ordination kam, in der Meinung, es sei Charlotte. Henry ließ sich darauf noch den zweiten Schneidezahn ziehen, der nun auch die richtige Verwendung erhielt. Damit hatte er seinen Zweck erreicht und zwei falsche Schneidezähne bekommen. Da Charlotte ihm aber für diese Selbst- und Zahnlosigkeit wenig Dank wußte, beschloß er sich zu töten, wurde daran aber wiederholt durch seinen Milchbruder Charles gehindert, der stets rechtzeitig dazukam. Um sich nun endlich ungestört erhängen zu können, hat er die Einsamkeit des Bois de Boulogne aufgesucht, entschlossen, sich diesmal durch nichts und niemanden abhalten zu lassen. Da erscheint im entscheidenden Moment abermals Charles, der ihm auch hierher nachgeeilt ist. Es entsteht ein Handgemenge, bei dem sich Tristans Pistole entlädt und Charles durch den Schuß ums Leben kommt. Tristan hat nun, da er ohne Absicht zum Mörder geworden ist, einen Grund mehr, sich zu töten und drückt die Pistole gegen sich selbst ab, verwundet sich aber nur leicht und bleibt am Wege liegen. Unterdessen findet Louise den Brief ihres Gatten, erfährt, daß sich in der Nacht ein Mann im Bois de Boulogne erschossen habe und eilt zur Morgue, um ihn zu agnoszieren. Auf dem Wege dahin wird sie ohnmächtig, ein alter Arzt (Dr. Mametin) nimmt sich ihrer in väterlicher Weise an und bringt sie in seine Wohnung, wo sie fortan bleibt. Er läßt auch ihren (vermeintlichen) Mann auf seine Kosten begraben; der Tote ist aber natürlich gar nicht Tristan, sondern Charles (Kap. I—IV).

Der verwundete Tristan wird von einer vornehmen Witwe, der Gräfin Henriette de Lindsay, die eben in ihrem Reisewagen vorbeikommt, aufgenommen und veranlaßt sie nach Italien zu begleiten. Um Gerede zu vermeiden, gibt sie ihn vor anderen Leuten für ihren Lakai aus; wenn sie unbeobachtet sind, behandelt sie ihn aber als völlig ebenbürtig, und des Nachts darf Joseph-Tristan seinen Bedientensitz mit einem Platz im Innern des Wagens neben der Gräfin vertauschen. Die Intimität der Reisegefährten wächst sehr schnell. Tristan faßt eine Neigung zu

Henriette und bemerkt, daß dieselbe Erwiderung findet. Die Erinnerung an seine Gattin verblaßt dabei immer mehr. In einer Herberge, wo sie übernachten, wird er ihr Geliebter. Die Reise geht über Genf nach dem Lago Maggiore, wo die Gräfin bei Raveno (sic, fehlerhaft statt Baveno) zwei schöne, nebeneinander gelegene Villen besitzt. Tristan bezieht das Haus, welches ihr Gatte bewohnte und sie selbst das andere. Sein Glück leidet alsbald darunter, daß er seine Armut gegenüber dem Reichtum der Geliebten fühlt, was zu einigen Verstimmungen Anlaß gibt. Seine Gedanken kehren daher zu Louise zurück. Einst besucht er das alte Schloß Enghera am andern Ufer des Sees, welches kurz vorher den Besitzer wechselte. Mit Mühe gelingt es ihm bei dem Herrn, der seine Tage in tiefer Trauer in einem schwarz verhängten Gemache verbringt, vorgelassen zu werden. Er erkennt in ihm zu seinem Erstaunen Henry de Sainte-Ile, der sich hier lebendig begraben will, da es ihm nicht gelang, sich zu töten. Henriette, voll Neugierde, den Sonderling kennen zu lernen, veranlaßt Henrys alten Diener diesem einen Schlaftrunk zu verabreichen, worauf er in schlafendem Zustande in die Villa der Gräfin gebracht wird. Als er erwacht, weiß er sich seine neue Umgebung natürlich nicht zu erklären, wird aber von dem Reiz und dem Gesang Henriettes völlig bezaubert. Henry bleibt bei seinen Freunden und gewinnt bald das Herz der unbeständigen Dame, die sich an der Seite Tristans zu langweilen beginnt. In seiner Eifersucht macht dieser die Geliebte auf Henrys falsche Zähne aufmerksam und es ergibt sich, daß Henriette jene Dame war, welcher der Zahnarzt zuerst einen Zahn einsetzte. Als Henri des Nachts zu ihr schleichen will, lauert ihm Tristan auf, besteht darauf, sich mit ihm zu schlagen und wird an der Schulter verwundet. (Kap. V—XIII).

Er bleibt am Wege sitzen und wird diesmal von einem alten, nach der Mode des XVIII. Jahrhunderts gekleideten Herrn aufgefunden. Als dieser erfährt, daß Tristan singe, läßt er ihn sogleich Probe singen, ist von seiner Stimme entzückt und bringt ihn in seinem Wagen nach Mailand, denn er ist Impresario und glaubt in ihm den lange gesuchten großen Tenor für die Scala gefunden zu haben. Er nimmt ihn unter dem Namen Fabiano zu sich ins Haus und hält ihn hier fürstlich, bis er so weit sein werde, um auftreten zu können. Tristan-Fabiano macht alsbald die Bekanntschaft der jüdischen Primadonna Lea, die sich auch für ihn interessiert, ohne aber deshalb ihre sonstigen gewinnbringenden Bekanntschaften aufzugeben. Endlich kommt der Abend seines ersten Auftretens. Kurz vor Beginn der Vorstellung — er soll als Othello in Rossinis Oper debütieren — hört er in nächster Nähe die Stimme seines Papageis das Lied „*L'or est une chimère*" singen. Lebhaft bewegt, nimmt er zu seiner eigenen Beruhigung zunächst an, daß Louise den Vogel verkauft habe.

Als er aber während der Vorstellung seine Frau in Gesellschaft eines alten Herrn (des Dr. Mametin) in einer Loge erblickt, stürzt er, seiner selbst nicht mächtig, mit dem Rufe „*C'est elle!*" von der Bühne fort. Das Publikum gerät in große Aufregung, der Impresario ist in Verzweiflung. Tristan entflieht unter Mitnahme der ihm für drei Monate vorausbezahlten Gage durch Gärten und über Dächer. Nach kurzem Aufenthalt bei Lea eignet er sich einen Paß an, der durch einen komischen Zufall den Namen Henry de Sainte-Ile trägt, und fährt sodann per Post in die Schweiz. Unterdessen kommt Louise zu dem Impresario und vergütet ihm seinen Schaden. Sie gibt sich in dieser Unterredung für Tristans Schwester aus und erklärt ihm zum Teil das rätselhafte Verhalten dieses während der Vorstellung. Der Autor benützt dies, um den Leser wissen zu lassen, daß Louise den alten Arzt, der sich ihrer so freundlich annahm, heiratete, in der Meinung, daß sie Witwe sei — eine Ehe, die von einer solchen aber nur den Namen habe. (Kap. XIV—XXIII.)

Tristan macht in der Diligence die Bekanntschaft eines sehr beleibten, sehr phlegmatischen und sehr reichen holländischen Leinwandhändlers, van Dyck, der großes Gefallen an ihm findet und ihn in Anbetracht seiner Sprachkenntnisse und seines Zeichentalents als Hauslehrer für seinen Sohn engagiert, ihn aber aufmerksam macht, daß er in seinem Hause nur werde bleiben können, wenn es ihm gelinge, das Wohlwollen seiner Gattin Euphrasie zu gewinnen. Sie kommen über den Simplon, Lausanne, Basel, Straßburg und dann den Rhein abwärts nach Amsterdam, wo van Dyck an der Prinzengracht sein Haus hat. Tristan lernt in Euphrasie eine etwas plumpe, halbgebildete affektierte Dame von 35 Jahren kennen und bemerkt sogleich, daß sie mit van Dycks Faktotum Willem in zärtlichen Beziehungen stehe. Während Willem des Nachts als Romeo durch ihr Fenster steigt, geht van Dyck seine eigenen Wege zu der drallen Magd Athénais. Mme van Dyck beginnt sich Tristan alsbald zu nähern, indem sie ihm sagt, daß sie in ihrer Ehe nicht glücklich sei und ihn bittet, ihr Porträt in Miniatur zu malen. Tristan, der zuerst glaubt, daß das Bild für Willem bestimmt sei, erfährt dann zu seinem Erstaunen, daß er sein Werk selbst besitzen solle — Avancen, die um so gefährlicher sind, als Willem für einen Monat in Geschäften verreisen muß und in seiner Naivität Tristan bittet, in seiner Abwesenheit Euphrasie zu überwachen. Mme van Dyck wird immer zudringlicher. Tristan wehrt sich so gut er kann und gibt sogar Willem das Porträt. Euphrasie setzt ihm aber bei einem nächtlichen Spaziergang im Garten sehr energisch zu und fordert ihn schließlich auf in ihr Zimmer einzusteigen, sobald er sie Klavier spielen höre. Tristan stellt sich taub und läßt sie den „Letzten Gedanken Webers" bis zum Exzeß spielen. Er kann sich nicht dazu entschließen, Willem

zu hintergehen, zumal er selbst an Euphrasie kein besonderes Gefallen findet. Ihre böse Laune läßt am nächsten Tage nichts zu wünschen übrig, sie erreicht ihren Höhepunkt, als Tristan ihr eröffnet, daß er das ihm selbst bestimmte Bild Willem mitgegeben habe. Die holländische Putiphar schreibt an Willem einen Brief, worin sie Tristan beschuldigt, sie mit Liebesanträgen belästigt zu haben. Sie provoziert aber Tristans wegen auch heftige Szenen mit ihrem Gatten, die damit enden, daß sie selbst das Haus verläßt. Sie sucht zuerst vergeblich Unterkunft bei einer Freundin und wendet sich dann an den alten, mit van Dyck befreundeten Dr. Mametin, der mit seiner jungen Gattin Louise und dem Papagei Jacquot kürzlich aus Mailand angekommen ist. Sie erzählt auch Louise die oben erwähnte Verleumdung und jene ist sich sogleich darüber im Klaren, daß es sich dabei um ihren Mann handle. Sie läßt Dr. Mametin hiervon nichts merken, ersucht ihn aber, da Tristan nicht bei van Dyck bleiben könne, sich seiner anzunehmen. Auch weiß sie Euphrasie zu bewegen, daß sie wieder nach Hause zurückkehre, wo sich die unliebsamen Szenen in der Folge noch steigern. Um sich an Tristan zu rächen, schafft sie einen an ihren Mann gerichteten Geldbrief beiseite und läßt ihn durch ihr ungeratenes Söhnchen, Tristans Zögling Edouard, in Tristans Reisegepäck praktizieren und dort ausfindig machen. Aus einer Auseinandersetzung zwischen Tristan und van Dyck geht hervor, daß dieser, durch eine Reihe analoger Fälle belehrt, genau weiß, wie sich Euphrasie dem Ankömmling gegenüber benommen habe. Er erinnert Tristan an seine frühere Bemerkung, daß er in seinem Hause nur bleiben könne, wenn sie ihn liebe. Durch sein Phlegma erkaufe er sich seit Jahren den häuslichen Frieden. (Kap. XXIV bis XLV.)

Als Tristan zu Dr. Mametin kommt, erkennt er in Louise seine Gattin, und seine alte Liebe zu ihr erwacht mit neuer Gewalt. Sie aber gibt ihm zu verstehen, daß er sich ihre Zuneigung verscherzt habe, indem er sich Jahre hindurch nicht um sie bekümmerte. Übrigens versichert sie ihn bei dieser Gelegenheit, daß sie mit Dr. Mametin nur dem Namen nach verheiratet sei und verspricht, ihm zu verzeihen, sobald er sich dessen würdig zeige. Tristan, der nun in das Haus des Arztes übersiedelt, verliebt sich von Tag zu Tag heftiger in seine ehemalige Frau. Bald darauf fühlt Dr. Mametin Anzeichen seines herannahenden Todes und erwähnt, daß er ein Unrecht, das er jemandem zugefügt, gut zu machen habe. Er beruft brieflich einen Mann zu sich, der in seinem Auftrag nächtlicher Weile von Louise in das Haus eingelassen wird. Tristan, der dies beobachtet hat, entbrennt in Eifersucht, und als der Unbekannte am nächsten Abend wieder erscheint, stellt er ihn zur Rede und erkennt — Henry de Sainte-Ile. Er ist ein Sohn Dr. Mametins, der ihn

nun als solchen anerkennt und neben Louise zum Erben einsetzt. Dr. Mametin vergiftet sich und stirbt, nachdem er zuvor noch die Hände Tristans und Louisens ineinander gelegt hat. Von dem Reste des vergifteten Wassers gibt Louise ahnungslos dem Papagei zu trinken, der gleichfalls ums Leben kommt. (Kap. XLVI—LII.)

Der Epilog berichtet von Tristans neuerlicher Heirat mit Louise. Vor ihrer Abreise nach Italien hören sie im Theater noch die Primadonna Lea singen. Willem hat sich nach einem kurzen Rückfall von Euphrasie losgesagt; er steht im Begriffe zu heiraten, sie hat einem neuen Kommis ihres Gatten ihr Herz geschenkt. Auch Henriette ist an jenem Abend im Theater und von ihr erfährt Tristan, daß auch Henry heiraten sollte, aber, wie stets vom Unglück verfolgt, seine Braut verloren und sich neuerdings in Enghera eingeschlossen habe. Tristan und Louise suchen ihn dort auf, erfahren aber nur, daß er kurz zuvor, wohl durch Selbstmord, gestorben sei. Man fand seinen Leichnam an einem Freitag, der noch dazu ein 13. war.

Dies ist in Umrissen der Inhalt des Romans, der eine bunte Fülle von Ereignissen erzählt. Der Titel ist für denjenigen, welcher das Buch gelesen hat, etwas überraschend, da nicht vier Frauen und ein Papagei, sondern nur Tristan der Held ist. Auch sind die Rollen dieser vier Frauen von sehr ungleicher Bedeutung. Louise, Tristans rechtmäßige Gattin, die er nur aus Verzweiflung verläßt, an die er sich immer wieder zurückerinnert und zu der er am Ende in alter Liebe zurückkehrt, ist allein seine ebenbürtige Partnerin. Henriette und Lea sind Episodenfiguren; der Euphrasie, die trotz ihrer bösen Machinationen gegen Tristan vor allem eine komische Gestalt ist, wird zur Erheiterung des Lesers ein breiterer Raum gegönnt. Der Papagei wird nur an vier Stellen erwähnt (S. 7, 188, 354 f., 391). Von künstlerischer Komposition ist kaum die Rede. Was vor allem auffällt, ist der Kontrast von Tragik und Komik. Tristan, den der Verfasser als ernste Figur einführt, wird in der Folge in eine Reihe von komischen und übermütigen Abenteuern verwickelt und erlangt erst am Schlusse seine ursprünglichen Charaktereigenschaften wieder. Henry, der vor dem Leser mit seinen komischen Erlebnissen anläßlich des Zahnziehens debütiert, endet tragisch. Bei Louise und Dr. Mametin fehlt jeder komische Zug. Das Zusammentreffen der Selbstmörder im Bois de Boulogne und die Szene im Hause van Dyck sind voll übermütiger Laune und nehmen sich aus, als wären sie einem Roman von Paul de Kock oder einer Posse von Labiche entnommen. Eine gewisse Schlüpfrigkeit, die für Dumas' Jugendwerke charakteristisch ist, bekundet sich besonders in den Szenen zwischen Tristan und Henriette im Reisewagen und in der Schilderung seines nächtlichen Spaziergangs mit Mme van Dyck.

Für den scherzhaften Geist des Ganzen sprechen die Kapitelüberschriften, die fast sämtlich in komischem Ton gehalten sind. (*I. Les émotions que peut éprouver un homme en regardant brûler un bout de chandelle*; *II. Où l'auteur dit ce qu'il n'a pas eu le temps de dire dans le chapitre premier; III. Où notre héros s'aperçoit qu'il est plus difficile de se tuer qu'il ne l'avait cru d'abord* etc.) Einige Kapitel tragen keine Überschrift, das zehnte hat anstatt eines Titels drei!

Die Handlung beruht wohl auf freier Erfindung, und die Leichtigkeit, mit welcher Abenteuer an Abenteuer gereiht ist, gemahnt sehr an die Produktionsweise des älteren Dumas, von der sich der Sohn mit den Jahren immer mehr entfernte. An dieser Originalität ändert es nichts, daß in Einzelheiten bisweilen uralte Motive verwertet sind. Ein solches liegt z. B. in der Entführung des schlafenden Henry in die Villa der Gräfin Henriette vor. Jeder Leser wird dabei sogleich an Calderons „Das Leben ein Traum" erinnert, wo dem Prinzen Sigismund ganz dasselbe widerfährt, und Dumas entnahm diesen Gedanken auch demselben orientalischen Märchen, auf welchem das berühmte spanische Drama, wenn auch nur indirekt, beruht. Morgenländische Machthaber sollen sich bisweilen den Scherz erlaubt haben, einen arglosen Untertanen in schlafendem Zustande in eine prächtige Umgebung zu versetzen, ihn einige Tage in derselben verweilen zu lassen und ihn dann, auch wieder während des Schlafes, in seine ärmliche Hütte zurückzusenden, so daß der Betreffende glauben mußte, er habe geträumt. Der erste, welcher solche Experimente planmäßig zu politischen Zwecken benutzte, war nach dem Berichte des Marco Polo (übersetzt von Brück S. 117) Alaeddin, der Alte vom Berge. Die Historiker behaupten indes, daß erst dessen Sohn Rocneddin (um das Jahr 1256) auf diese ingeniöse Idee gekommen sei. Die bekannteste orientalische Fassung dieser Geschichte ist jene in dem Märchen vom erwachten Schläfer (in seiner ältesten Fassung in „1001 Nacht", Ausgabe v. Weil I, S. 392), wo der Kalif Harun al Raschid die Rolle Alaeddins spielt. Als diesem ein junger Kaufmann den Wunsch äußert, einen Tag lang Kalif zu sein, mischt ihm Harun einen Schlaftrunk in den Wein und läßt ihn in den Palast bringen, wo er beim Erwachen als Beherrscher der Gläubigen begrüßt wird. Auch seine Herrlichkeit dauert nur einen Tag. Der über sein Benehmen in hohem Grade belustigte Kalif wiederholt dieses Spiel jedoch später nochmals mit ihm.[2] An diese Ge-

[2]) Ähnlich ist die Geschichte Xaïluns des Blödsinnigen in „1001 Tag" (Morgenländische Erzählungen, übersetzt v. d. Hagen V, S. 64 ff.). Die älteste abendländische Version dieser Begebenheit findet sich in einem Briefe des Ludovicus Vives (1556, abgedruckt bei Heuterus, ***Rer. burg. libri VI***, Antwerpen 1584, S. 150), der sie von Philipp dem Guten von Burgund und einem Betrunkenen in Brügge erzählt; daher die

schichte scheint Dumas gedacht zu haben, da er Henriette im Gespräche mit Henry ausdrücklich auf „1001 Nacht“ hinweisen läßt: „*Puis nous vous avons fait prendre un narcotique, et, lorsque vous vous êtes endormi, nous vous avons enlevé, ni plus ni moins que dans un conte des Mille et une nuits...*“ (S. 118) und der erstaunte Henry fragt gleich darauf: „*Mais j'ai donc, pendant mon sommeil, volé la lampe d'Aladin, pour qu'il m'arrive tant d'enchantements?*“ Auch früher wird schon an zwei Stellen der berühmten orientalischen Märchensammlung gedacht, die sich ja seit ihrer Einbürgerung durch Galland in Frankreich dauernder Beliebtheit erfreute. „*Eh bien, soit, dit Henriette, montons sur le tapis enchanté des Mille et une nuits et traversons l'espace.*“ (S. 63.) Und S. 69 unter Bezugnahme auf das oben erwähnte Märchen: „*Monsieur Joseph, dit en riant la comtesse, j'ai bien peur que vous soyez comme ce pêcheur des Mille et une nuits, dont le nom m'échappe et qui dormait tout éveillé.*“ — Das spätere Verhalten der Mme van Dyck gegenüber Tristan entspricht ganz jenem der Putiphar gegenüber dem ägyptischen Joseph (1. Mos. 39) sowie jenem Phädras gegenüber Hippolyt, an welches auch der Gatte der Dame selbst erinnert wird (S. 315). Ihr Manöver mit dem Brief gemahnt an 1. Mos. 44, wo Joseph seinen silbernen Becher in dem Sack seines jüngsten Bruders Benjamin verstecken läßt.

Reminiszenzen an die Bibel, in welcher Dumas wohl bewandert war, begegnen auch sonst noch mehrmals (vgl. S. 111, 303). Er ist zeitlebens bibelfest geblieben, wie noch die Abhandlungen *L'homme—femme* (1872) und *La question du divorce* (1880) zeigen. Dies hängt mit seiner Frömmigkeit zusammen, die ihm bis in seine spätesten Jahre blieb. Für diese Seite seines Wesens ist der Rat bezeichnend, welchen er 1867 in der Vorrede des *Théâtre complet* (S. 3) dem Leser gibt: „*Efforce-toi d'être simple, de devenir utile, de rester libre, et attends pour nier Dieu, que l'on t'ait bien prouvé qu'il n'existe pas*“. In seinen Jugendromanen tritt diese Frömmigkeit sehr auffallend hervor, am auffallendsten wohl in *Le roman d'une femme* (1848) wo sämtliche Personen stets im Gebet ihre Zuflucht suchen, von Priestern nur mit der größten Ehrfurcht gesprochen wird und die Heldin ihre Tage im Kloster beschließt. Dies hindert den Verfasser anderseits nicht an der wohlgefälligsten Ausmalung schlüpfriger Situationen. In dem vorliegenden Roman äußert sich diese

Bezeichnung als „Motiv von dem betrunkenen Kesselflicker“. Calderon schöpfte wohl aus Ag. de Roxas' *Viaje entretenido* 1603. Dieselbe Fabel liegt dem Vorspiel des alten englischen Stückes von der Bezähmten Widerspenstigen 1594, ferner Komödien von Ludovicus Hollonius (*Somnium vitae humanae* 1605), von Ludwig Holberg (*Jeppe paa Bjerget* 1722) u. a. m. zugrunde. Über die Verbreitung des Stoffes vgl. unsere Ausgabe von Calderons ausgewählten Werken in 10 Bänden, Leipzig (Hesse) II. S. 11 ff.

Gesinnung nur in sehr häufigen Erwähnungen Gottes und der Vorsehung. Wir zählten deren 70, also im Durchschnitt alle 5—6 Seiten eine, bisweilen aber auch mehrere auf einer Seite (z. B. S. 3, 102, 115, 362). Besonders im Anfang des Romans sind diese Stellen häufig, in der Folge scheint Dumas sich in dieser Hinsicht eine gewisse Beschränkung auferlegt zu haben.

Ein sehr auffallendes Zeichen seiner Jugend als Mensch und Schriftsteller sind die zahlreichen Hinweise auf Gegenstände, Vorgänge und Personen des klassischen Altertums und der Mythologie, die sich wie Erinnerungen aus der Schulzeit ausnehmen. Sie sind durchaus nicht immer durch den Sachverhalt geboten und ein reiferer Autor, Dumas selbst hätte sie später wohl zum größten Teil weggelassen. Henriette sagt dem in sie verliebten Tristan, er werde eine neue Liebe finden, die ihm, wie das Wasser Lethes, das Vergessen und damit das Glück geben werde (S. 72). In der Schilderung der darauffolgenden Wagenfahrt heißt es: „*Tristan veillait, lui; et, aux clartés de Phébé, qui, ce soir-là sans doute, était brouillée avec Endymion, car aucun nuage au ciel ne pouvait leur servir d'alcôve, Tristan regardait dormir Henriette*" (S. 73). Henri, der sich in sein einsames Schloß zurückgezogen hat, erklärt dem Freunde, es habe ihm der Mut gefehlt, sich wie Oedipus die Augen auszustechen (S. 100). Als Tristan bezweifelt, daß man Henris Diener dazu werde gewinnen können, daß er seinem Herrn den Schlaftrunk reiche, erinnert ihn Henriette an Philipp von Macedonien „*qui ne manquait pas d'un certain sens*" und welcher sagte, daß man mit einem goldenen Schlüssel alle Türen öffnen könne (S. 108). Später vergleicht Henriette diesen Vorgang mit der Beschwichtigung des Cerberus durch Aeneas („*Nous lui avons jeté un gâteau pour qu'il nous laissât passer*". S. 118). Der schlafende Henry gleicht dem Epimenides am ersten Tage seines fünfzigjährigen Schlummers (S. 111). Als er in der Folge zu Henriette schleichen will, taucht Tristan mit drohender Gebärde, den Eingang bewachend, vor ihm auf, wie der Drache vor dem Garten der Hesperiden (S. 134). In der darauffolgenden Auseinandersetzung gesteht Henry dem Tristan, er habe in ihm einen Freund von der Treue des Orestes gefunden (S. 135). Dumas vergleicht denjenigen, welcher an die Dankbarkeit der Menschen glaube, mit dem blinden Belisar (S. 127). Wenn es gilt, die Unbeständigkeit der Frauen zu kennzeichnen, zieht Henry gleichfalls mythologische Figuren heran: wenn es auf Erden nur mehr eine einzige Frau, Apollo und Polyphem gäbe, so würde diese Frau zuerst den Apollo zum Manne oder Liebhaber nehmen und nach Verlauf von zwei Monaten den Gott mit dem Zyklopen hintergehen (S. 137), eine Bemerkung, in welcher man bereits den richtigen Dumas fils erkennt. Die Gestalt des Impresario umkreist den verwundeten Tristan und stellt sich dann wie Alexander vor

Diogenes zwischen die Sonne und ihn (S. 140). Als Tristan dem Impresario vorsingt, bewegt sich dessen Perücke „ohne Zweifel durch die Stimme des Tenors, so wie sich die Steine infolge der Akkorde des Amphion bewegten“ (S. 156). Lea hat nach den Worten des Impresario wie Danae einen Jupiter gefunden (S. 157). Der Liebhaber einer Schauspielerin hütet sich wohl, mit ihr zu brechen, denn am Tage der Trennung würde er seine ganze Berühmtheit verlieren und hätte nicht einmal wie Alcibiades die Möglichkeit seinem Hunde den Schweif abzuschneiden und dadurch von sich reden zu machen (S. 163). Lea ist ein törichtes Kind, welches das Gold umherstreut wie eine zweite Quelle des Pactolus (S. 164). Den Baß seines Ensembles charakterisiert der Impresario als einen Burschen von sechs Fuß mit Schultern wie Atlas (S. 158). Nach dem Beifall des ersten Aktes wäre Tristan unter seinem Triumph fast unterlegen wie Tarpeia unter den Schilden (S. 191). Als Tristan auf der Flucht nach seinem Debüt einen Baumstamm umschlingt, wird wieder an Orestes und Pylades erinnert (S. 195). Als er gleich darauf zu Lea kommt und befürchtet, daß sie ihn dem Impresario ausliefern werde, antwortet sie ihm, sie wolle ihn im Gegenteil an einem Orte verbergen, von welchem aus er alles hören könne, wie Nero (S. 198). Nach einem Reisepaß trägt er nicht weniger Verlangen als Jason nach dem goldenen Vließ (S. 207). Auf seiner Reise trägt er wie Bias all' das Seinige mit sich (S. 212). Mme van Dyck hat das Aussehen einer Aspasia aus dem Pariser Stadtviertel Marais (S. 236). Einige Zeit später wird sie mit Messalina verglichen und auch „*la bourgeoise Phryné*“ genannt (S. 286). Von den alten Dichtern werden Horaz und Virgil wiederholt zitiert. Tristan ist befriedigt von einer „*médiocrité dorée comme dit Horace*“ (S. 11). Auf dem Wege in das Bois de Boulogne bemerkt er, daß das Gitterter bereits geöffnet und der Durchgang frei sei „*Facilis descensus Averni, comme dit Virgile*“ (S. 13). An anderer Stelle sieht er um sich herum nichts anderes als „*le pontus et undique pontus dont parle Virgile*“ (S. 318). Eine solche scherzhafte Anwendung ist auch das „*Non bis in idem*“ am Schlusse des XVIII. Kapitels. Diese Worte sind eine Formel des römischen und auch des neueren, spez. des französischen Rechts (*Code d'instruction criminelle*, Art. 360) und sollen besagen, daß es nicht erlaubt sei, zweimal, und speziell nach erfolgtem Rechtsspruche nochmals aus demselben Grunde zu klagen. Hier verwendet sie Lea um Tristan darüber zu beruhigen, daß der Prinz sie nicht zweimal an einem Tage besuchen werde und daß er daher ein nochmaliges Zusammentreffen mit ihm nicht zu befürchten habe. („*Il ne reviendra pas puis qu'il est venu. Ceci est prévu par le Code à l'article: Non bis in idem*“). — Abgesehen davon begegnen uns nur wenige Hinweise auf ältere Literatur. Zu erwähnen wäre noch, daß Henry auf seinem einsamen Schlosse

ein Buch in der Art der *Confessiones* des heiligen Augustinus schreiben will („*chef d'oeuvre de repentir, de philosophie et de recueillement*" S. 103 und daß Dumas an zwei Stellen auf die Sage vom ewigen Juden Bezug nimmt, die ihm besonderen Eindruck gemacht zu haben scheint (S. 13, 24).

Auch die Anspielungen auf Personen der neueren Geschichte sind selten. Bei der Beschreibung von Tristans ärmlicher Wohnung heißt es, daß das Bettzeug jenem glich, durch welches Ludwig XIV. nach Laportes Bericht als Kind seine königlichen Beine streckte (S. 2; gemeint sind die *Mémoires de P. de La Porte, valet de chambre de Louis XIV, Genève 1755*). Als van Dyck seinem Reisegefährten Einblick in seine häuslichen Verhältnisse gewährt, hält ihn dieser für verrückt oder für eine Art fettgewordenen Richelieu (*quelque Richelieu engraissé* S. 217). S. 184 wird der berühmte französische Seefahrer Lapérouse — hier fälschlich Lapeyrouse geschrieben — erwähnt, der 1788 bei der Insel Vanikoro durch einen Sturm ums Leben kam.

Umso häufiger sind die Bemerkungen und Urteile Dumas' über Persönlichkeiten und Werke der neueren Literaturgeschichte bis in seine eigene Zeit herab. Schon der erste Satz nimmt Bezug auf Lesages *Diable boiteux*: „*Si par une belle nuit du mois de mai 1836, vous eussiez parcouru les toits en compagnie d'Asmodée comme Don Cléophas, l'écolier d'Alcala, voici ce que le diable boiteux vous eût fait voir dans une mansarde de la rue Saint-Jacques*" (S. 1). Tristan, der mit Henrys Anwesenheit rechnet, als ob er schon da wäre und sich mit ihm und der Geliebten „*un petit avenir à la Florian*" ausmalt, wird mit Perette und ihrem Milchtopf in Lafontaines Fabel (VII. 10) verglichen (S. 105). Derselben Fabel wird anläßlich seiner Reise nach Holland gedacht (S. 226). Beim Anblick der Mme van Dyck, die er porträtieren soll, erinnert er sich der Fabel von dem Esel, der das artige Benehmen des Hundes nachahmen wollte (Lafontaine, Fables IV. 5, S. 259). Van Dyck findet Voltaires Urteile über Holland ungerecht (S. 214), und auch Tristan, der das Land früher geringschätzte, ist jetzt davon entzückt. „*Le ‚Adieu, canaux, canard, canaille', de Voltaire l'exaspérait comme une calomnie*" (S. 226). Während der Mahlzeit betrachtet Willem die Hausfrau mit entzückten Blicken wie Paul die Virginie (S. 253). André Chénier wird zweimal zitiert, anläßlich der Beschreibung von Henriettens Schönheit („*Or je sais qu'il n'est point d'appas plus désirés*... S. 49) und gelegentlich der Überfahrt Tristans nach Enghera („*Le soleil, Phoebus, dieu dont l'arc est d'argent, comme dit Chénier*..." S. 105). Auch Gilbert wird rühmend angeführt (S. 189 s. u....) Von Henriette, die Tristan von ihren Reisen erzählt, heißt es: „*Elle fut tour à tour pittoresque, pieuse et inspirée; Corinne au pied du capitole n'eût pas mieux dit*" (S. 63). Mme de Mongiron, Charlottens Freundin, beginnt über eine

Ode Lamartines zu diskutieren (S. 29). Einmal wird auch Jocrisse erwähnt, die stehende Bühnenfigur des Dummkopfes, die sich bis tief ins XIX. Jahrhundert großer Beliebtheit beim Publikum erfreute (S. 213).

Eine Erwähnung von Victor Hugo, Balzac und George Sand (S. 228) wurde schon Eingangs (S. 213) wiedergegeben. Es wird kaum befremden, daß Dumas es unterlassen hat, an dieser Stelle auch seinen Vater zu nennen. Er hat seiner enthusiastischen Bewunderung für ihn wiederholt Ausdruck gegeben, am beredtesten wohl in der Vorrede zum *Fils naturel* (Théâtre *complet* III, S. 16—19). In dem vorliegenden Roman nennt er zwei Werke von Dumas père. Als Willem den Helden bittet, Euphrasie in seiner Abwesenheit zu überwachen, dieser es verspricht und Willem sich darauf gerührt in die Arme seines Freundes wirft, sagt sich Tristan: „*Qu'on vienne donc me parler de l'amour de Pétrarque, d'Abailard et d'Antony!*" (S. 267). Im XXXVII. Kapitel sucht der Verfasser seine Erzählungsweise zu rechtfertigen und führt als Beispiele einer anderen Methode die Helden der zwei berühmtesten Romane seines Vaters, der *Trois Mousquetaires* und des *Monte Christo* an, die eben (1844 resp. 1845) vollendet worden waren: „*Si, ambitieux des larges voies paternelles, je vous avais soumis un héros comme d'Artagnan ou Dantès, vous auriez le droit de m'en vouloir de ces détours sans nombre et de ces sentiers inattendus que je vous ferais suivre à côté de la route tracée; mais j'ai exprès donné au livre que vous avez sous les yeux un titre qui ne vous laisse pas le moindre doute à son égard...*" Und es folgt ein bewundernder Hinweis auf eines der berühmtesten Werke Alfred de Mussets: „*Il y a un de nos grands poëtes qui a dit en adorables vers ce que je viens d'essayer de vous dire en assez mesquine prose; lisez ou plutot relisez Namouna, et vous m'excuserez un peu plus*" (S. 303).

Ein Erbteil der Romantiker und speziell seines Vaters, ist auch die Shakespeare-Begeisterung, welche Dumas fils in hohem Grade besaß, und die an vielen Stellen des Romans zum Ausdruck kommt. Die Tage des Jahres 1827, wo ganz Paris im Banne der Shakespeare-Darstellungen Kembles und der Miss Smithson stand, waren damals allerdings längst vorüber und die Stimmung, in welcher Hugo seine Vorrede zu *Cromwell* geschrieben, hatte wohl niemand mehr, aber Shakespeare hatte seinen Zauber für die Franzosen doch noch nicht eingebüßt. Im Jahre 1839 war die Revision der Letourneurschen Shakespeare-Übersetzung von Michel, 1841 jene von Laroche erschienen und zahlreiche einzelne Dramen des großen Briten gingen in den 40 er Jahren in mehr oder weniger gelungenen Neubearbeitungen über die französischen Theater. Tristan zitiert Shakespeare schon in seinem Abschiedsbrief an Louise. Es heißt dort, der Selbstmord sei das einzige Verbrechen, welches Gott nicht ver-

zeihe, weil es, wie Shakespeare sagt, nicht bereut werden könne (S. 4). Im Bois de Boulogne sieht er durch die Bäume eine jener rosigen Linien durchschimmern, die Romeo anzeigten, daß es an der Zeit sei, Julia zu verlassen (S. 14). An „Romeo und Julia", welches Drama im Jahre 1839 von E. Deschamps für die französische Bühne bearbeitet wurde und damals Berlioz zu seiner Symphonie begeisterte, erinnert sich Dumas auch, als Willem durch das Fenster zu Mme van Dyck einsteigt (S. 240). „*Allons, me voila entre deux amours*" sagt sich Tristan, *au premier c'est du Shakespeare; au second c'est du Molière; en bas, ce commis se fait Roméo pour sa maîtresse; en haut le patron se fait Gros-René pour la Marinette*" (ebda.). Als der Schlaftrunk für Henry bereitet wird, erinnert sich Henriette der Hexen im „Macbeth" (übers. v. Lacroix 1840, von E. Deschamps 1844), welche sagen, man müsse die nötigen Kräuter im Mondenschein pflücken (S. 108). Der Impresario geht mit abgemessenen Schritten vor dem verwundeten Tristan herum wie der Geist in „Hamlet" (S. 140). Der Hamlet, welchen Dumas père und Paul Meurice eben damals (1847) neu für die französische Bühne zurichteten, wird S. 222 nochmals zitiert, als van Dyck dem Tristan den Rat gibt zu heiraten. „*Pour engendrer des créatures qui souffriront un jour, comme dit Hamlet?*" Als Tristan im XX. Kapitel in Rossinis Othello auftritt, kommt Dumas auch auf die zugrundeliegende Shakespearesche Tragödie zu sprechen. Er beginnt mit dem charakteristischen Satz: „*Tout le monde connaît Othello, la sublime création du sublime poëte anglais. Les seuls, qui ne le connaissent pas sont ceux qui ont lu l'Othello de Ducis*". In dieser entstellenden Form wurde Othello allerdings von 1792 bis zum Erscheinen von Alfred de Vignys *More de Venise* (1829) gespielt. Die letztere Bearbeitung hatte indes trotz ihres poetischen Wertes keinen Erfolg und Dumas läßt sie auch unerwähnt. Er geht sogleich zu dem Libretto der Rossinischen Oper über, dessen Inhalt er zum Teil wiedergibt. — An den Byron-Kult der Romantiker, der seit 1835 allerdings stark nachgelassen hatte, wird man erinnert, wenn Tristan seine Pistole mit einem Lächeln „*à la Manfred*" probiert (S. 14). Allerdings hatte sich das Interesse für den „Manfred", zum Teil wohl wegen seiner Geistesverwandtschaft mit Faust etwas länger erhalten als jenes für andere Werke Byrons, und noch 1837 erschien Ponsard mit einer Übersetzung des Manfred zum erstenmal in der Öffentlichkeit. S. 89 vergleicht Henriette ihren Liebhaber mit der jungen Griechin Haydée, die den schiffbrüchigen Don Juan aufnimmt und in einer Grotte verbirgt. Diese schöne Episode des Byronschen *Don Juan* wurde den Franzosen bald darauf durch eine komische Oper *Haydée ou le secret* (Text von Scribe, Musik von Auber, aufgeführt am 28. Dez. 1847) neuerdings nähergebracht. Aus Richardsons *Clarissa Harlowe* stammt die Bezeichnung „*un*

Lovelace" (S. 162). Die Begeisterung für Goethes „Werther" — nach dem Urteil der Frau von Staël „*le livre par excellence des Allemands*" war damals schon sehr im Erlöschen. Das Erscheinen der vorzüglichen Übersetzung von Leroux war eines ihrer letzten Symptome. Wie tief der Goethesche Roman im Denken der ganzen Generation Wurzel gefaßt, zeigen gleichfalls einige Erwähnungen. Tristan ist, dank seiner Beziehungen zu Lea, nicht in der Gefahr, wie Werther zu sterben (S. 185). Er will Mme van Dyck einreden, daß er für den Goetheschen Helden schwärme (S. 259), hält es aber nicht für angezeigt, sie anzuschauen wie jener die Charlotte (S. 246). — In diesen Zusammenhang gehört auch ein Hinweis auf Bürgers Lenore, die unter allen deutschen Balladen in Frankreich in den Zeiten der Romantik den stärksten Widerhall fand und deren Rest sich in Spektakelstücken sehr lange erhielt. Nachdem Tristan die Bühne fluchtartig verlassen, rennt er vor den Maschinisten vorbei „*comme une ombre, comme Willem dans Lénor*" (S. 194). Zweimal werden auch Geistesgrößen der Italiener genannt. Tristan versichert van Dyck, er verstehe das Englische „*parfaitement*", das Deutsche „*sur le bout du doigt*", das Italienische „*comme Manzoni*" (S. 224). Und als Dr. Mametin sich nach Tristans Bildung erkundigt, antwortet ihm van Dyck er sei „ein Pico della Mirandola, eine Perle" (S. 334).

Der musikalische Abgott jener Zeit war Rossini, dessen Dumas fils in allen seinen Jugendwerken, besonders in *La dame aux perles* (I. 19, 88, 90, 91, 93, 108; III 207 ff.) mit Begeisterung gedenkt. Nur Rossinis Musik ist die Ursache, daß das Textbuch seiner Oper *Othello* so trefflich zur Geltung komme, obwohl es „natürlich" nicht mehr wert sei als die Bearbeitung von Ducis. Aber der Verfasser hatte eine Stütze in dem Komponisten und die Verse eine Entschuldigung in der Musik. „*Pourvu que les vers disent tant bien que mal que Desdemone est innocente, que Jago est un traître et qu' Othello est jaloux, c'est tout ce qu'il faut. La poésie renferme sa propre musique comme la musique renferme sa propre poésie. Dix beaux vers font autant rêver qu'un beau morceau, et nous défions le plus grand poëte de rien ajouter à la dernière pensée de Weber, ni le plus grand musicien de rien ajouter aux derniers vers de Gilbert*". Und er schließt: „*Il n'en est pas moins certain que si dans une autre langue et dans un autre art l'Othello de Shakespeare a un frère légitime, c'est évidemment l'Othello de Rossini*" (S. 189). Die Oper wurde zuerst zu Neapel 1816 aufgeführt und hat in Italien stets große Bewunderung gefunden. In Paris kam sie erst 1844 (2. Sept.) in der Übersetzung von Alphonse Royer und Gustave Vaëz zur Aufführung, erzielte hier aber, trotz der glänzenden Leistungen von Duprez, Mme Stoltz, Baroilhet, Levasseur und anderer, welche die Hauptrollen darstellten, keinen besonderen Erfolg. Hätte Dumas

seinen Helden in Frankreich debütieren lassen, so würde er wahrscheinlich eine andere Oper gewählt haben. Er denkt sonst in seinem Rossini-Taumel meist an *Guillaume Tell*, die 37. und letzte Schöpfung des Meisters, deren Text von Hip. Bis und Jouy (Etienne) stammt und die 1829 zu Paris unter ungeheurem Beifall in Szene ging. Nourrit sang den Arnold, Dabadie den Tell, Mme Damoreau die Mathilde. Später feierten Duprez als Arnold und Baroilhet als Tell wahre Triumphe. Der Impresario läßt sich denn auch von Tristan zuerst die Arie „*Oh Mathilde* [*idole de mon âme*“] („*ce morceau, l'écueil des ténors*“) vorsingen (S. 144 f.). Auch später singt Tristan noch etwas aus dieser Oper (S. 156). Henriette spielt ihm gleichfalls „*une des plus amoureuses inspirations de Rossini*“ vor. „*Tout sembla se taire autour d'elle pour l'écouter, tandis que, sous le charme puissant de la mélodie, le jeune homme murmurait de temps en temps: Je t'aime! comme si ces deux mots eussent été les seules paroles qui pussent accompagner l'enivrante musique.*“ (S. 92.) Die Arie „*L'or est une chimère*“ aus Meyerbeers *Robert le Diable* (1831) ist in dem Roman von großer Bedeutung. Dieses Lied hat Tristan seinen Papagei gelehrt (S. 7) und durch dasselbe erfährt er die Anwesenheit seiner Gattin (S. 354). S. 188 werden der Komponist Meyerbeer und der Textdichter Scribe erwähnt, aber ohne jeden Beisatz, obwohl der kolossale Erfolg dieser Oper einen solchen wohl erwarten ließe. (Auch Robert war eine Glanzrolle Nourrits, später Duprez'.) Scribes Kompagnon bei dieser Arbeit, Germain Delavigne, bleibt ungenannt. In Mailand hört Tristan auch Donizettis *Lucia (di Lammermoor)*. Diese Oper wurde zuerst in Neapel 1835, in französischer Übersetzung von Royer und Vaëz zu Paris 1839 aufgeführt. Daß Mme van Dyck den „Letzten Gedanken Webers“ mit großer Kraft und Ausdauer spielt, wurde schon oben erwähnt (S. 287, 292, 295, vgl. S. 189). Sie scheint dieses, von Dumas mit solchem Lobe bedachte Stück sehr oft gespielt zu haben, denn auch ihr Gatte kennt die Melodie (S. 297). Die so bezeichnete, recht mittelmäßige Komposition ist übrigens gar nicht von Carl Maria von Weber, sondern von C. G. Reissiger, seinem Nachfolger als Kapellmeister in Dresden, in dessen Op. 26 („*Danses brillantes pour le pianoforte*“) sie unter Nr. 5 erscheint. Vgl. Fr. Wilh. Jähns, C. M. v. Weber in seinen Werken, 1871 S. 446. — Bei späterer Gelegenheit spielt Mme van Dyck den Trauermarsch von Beethoven.

Zahlreich sind auch die Bemerkungen über Malerei und andere Zweige der bildenden Kunst. Henriettes Blondkopf erinnert durch die Reinheit der Linien und den ganzen Ausdruck an die Engel von Cimabue und Giotto. „*Sur cent personnes qui lisent ce roman, s'il y a cent personnes assez courageuses pour cela dans cette époque de décadence, il y en a quatre-vingts qui ne savent pas ce que c'est que Cimabué. Peu importe! tant mieux même! Quelle différence*

y aurait-il entre les auteurs et les lecteurs si les lecteurs en savaient autant que les auteurs?“ (S. 49.) Henriette hat in ihrer Villa marmorne Bäder, ähnlich jenen in Pompei und Herculanum („*ces villes merveilleuses que Dieu a enfouies pour les conserver*“, S. 85). Tristans Augen haften voll bewundernden Staunens auf den großen Tapeten, „*dont le pinceau de Véronèse a seul le secret*“ (S. 86). Henriette hat von ihrem Gatten auch eine Bildergalerie geerbt, welche alle Größen der Malerei der Vergangenheit und der Gegenwart vereinigt, „*depuis Raphaël, Rubens et Rembrandt, les rois d'autrefois, jusqu' à Delacroix et Decamps, les rois d'aujourd'hui*“. Auf den Boule-Möbeln stehen Schalen von Cellini, antike Vasen, Terrakotten von Clodion, Bronzen von Barye, Emailarbeiten aus Sèvres, Figuren aus Meissener Porzellan; an den Wänden hängen Waffen aus allen Ländern und venetianische Spiegel (S. 87 vgl. S. 228). Sie besitzt auch zwei von Klagmann ziselierte Pistolen („*deux bijoux merveilleux*“ S. 86).[3]) Aber auch Leas Boudoir ist ein kleines Paradies, „*composé d'élus, tels que Raphaël, Titien, Rubens et Murillo*“ (S. 165). Als Tristan daran geht, Mme von Dyck zu porträtieren, muß er ihr die Posen aller Madonnen Raphaels vorschlagen. Dumas nennt bei dieser Gelegenheit die *Vierge à la Chaise* (die *Madonna della Sedia* im Palazzo Pitti zu Florenz) und Tizians büßende Magdalena. Auch Perugino, Holbein, Giorgione und Albano werden genannt (S. 258). An zwei Stellen nimmt der Verfasser auf die lange geglaubte Nachricht Bezug, daß Raphael durch seinen unsittlichen Lebenswandel seinen frühen Tod verschuldet habe. Tristan ist durch seine Beziehungen vor Lea davor sicher wie Werther zu sterben, aber er könnte aus Liebe sterben wie Raphael (S. 185). Und als er Madame van Dyck mit aller Wucht die Tasten schlagen hört, wagt er sich nicht in ihre Nähe, um nicht den Tod Raphaels zu sterben, den ihm diese mächtigen Akkorde zu versprechen scheinen (S. 292). Wie bekannt, starb Raphael an einem heftigen Fieber. Die in Rede stehende Legende kam erst später auf und entbehrt jeder Begründung, seine Zeitgenossen rühmen sogar seinen sittlichen Charakter. Tristan spielt den Othello in einem streng historischen Kostüm „wie einen Othello von Delacroix, den man von der Leinwand losgelöst, und den der Geist des

[3]) Eugène Delacroix (1799—1863), der Hauptrepräsentant der sogenannten romantischen Malerschule in Frankreich, der Abgott der Künstler seiner Zeit. — Alexandre Gabriel Decamps (1803—60), Maler, stark beeinflußt von Delacroix; besonders geschätzt waren seine Szenen aus dem Tierleben und aus dem Leben der orientalischen Völker. — Clodion (recte Claude Michel, 1738—1814), Bildhauer, behandelte mit Vorliebe Gegenstände der klassischen Mythologie. — Antonie Louis Barye (1795—1875) exzellierte in Tierszenen in Bronze. — Jean Bapt. Jules Klagmann (1810—67) modellierte Büsten und Statuen sowie kleinere Arbeiten, die sich durch feinen Geschmack auszeichnen.

Malers belebt hätte". Ein anderer Sänger hätte ein verführerisches, aber weniger wahres Kostüm vorgezogen, er wäre mehr Schauspieler aber weniger Künstler gewesen. Das Publikum war dadurch („*malgré le mauvais goût italien*") sogleich zu Gunsten Tristans eingenommen und wußte ihm Dank dafür, daß er etwas getan, was vor ihm noch niemand getan, wie man dem berühmten Talma dankbar war, weil er Cinna wie einen Römer aus der Zeit des Augustus darstellte und nicht, wie dies bis dahin geschah, wie einen vornehmen Herren aus der Zeit Ludwigs XIV. Dumas benützt diese Gelegenheit zu einem längeren Exkurs über die Art wie sich die Schauspieler und Sänger auf der Bühne kleiden. „*Les acteurs en général et ces ténors en particulier, nous en exceptons un cependant, ont le tort de s'habiller fort mal: ils croient et il est tout naturel qu'ils croient ainsi qu'on ne leur demande qu'une belle voix, et que pourvu que le costume soit riche, peu importe qu'il soit vrai. Ils se trompent. Les arts ne sont pas des rivaux, mais des amis qui ont besoin les uns des autres; il faut que la poésie ait l'harmonie musicale et que la musique ait le charme poétique. Eh bien, quand l'acteur qui réunit déjà ces deux qualités, y joint encore celle de la peinture, et montre bien d'un seul coup, en arrivant en scène et sans avoir dit un mot, sans avoir donné une note, le personnage qu'il représente, tel que l'histoire le dépeint et tel que le spectateur le rêve, l'acteur a un double mérite et doit avoir un double succès*". (S. 191 f.)

Auch sonst findet sich manche zeitgeschichtlich interessante Bemerkung. Der abergläubische Henry beruft sich auf den *Almanach Liégeois* von Mathieu Laensberg, der sich von 1636 an bis auf Dumas' Zeit herab in weiten Kreisen der Bevölkerung großer Beliebtheit erfreute (S. 17). Dumas macht sich auch in anderen seiner Jugendwerke über die absurden Horoskope und Prophezeiungen, die er enthält, lustig. Gleich darauf wird die seit 1815 viel gelesene Zeitung *La Quotidienne* erwähnt (S. 18). Als Tristan und van Dyck frühmorgens vor Amsterdam anlangen, müssen sie 1 ½ Stunden warten bis die Stadttore geöffnet werden, was nie vor 6½ Uhr geschieht. Dann folgen Bemerkungen über die armen Juden von Amsterdam, welche sich an die Reisenden herandrängen, um ihr Gepäck in die nahen Gasthäuser zu schaffen. Dumas sagt von ihnen, daß sie nicht nur wie Banditen aussähen, sondern es auch seien und einen Lärm machen wie bellende Hunde. Immerhin sei es hier besser als in Livorno, wo dem Ankömmling das Gepäck, ohne daß man ihn fragte, entrissen werde. Van Dyk warnt seinen Begleiter, es ihnen jetzt schon anzuvertrauen, da sie die 1½ Stunden bis zum Öffnen der Tore erfahrungsgemäß nur benützen, um zu stehlen. Er solle sein Gepäck vorläufig bei sich behalten und es erst dann einem Träger einhändigen, wenn er sich selbst auf den Weg machen könne. „*Le repaire qui cache cette volée de corbeaux*" befinde sich im *Coin des Juifs* in der Stadt,

und Van Dyck verspricht Tristan, ihn einmal dahin zu führen (S. 231). S. 162 setzt es einen Hieb auf die Russen, welche, wie ehedem die Engländer, durch Schauspielerinnen um ihr Geld kommen. „*La Russie y perd ses fortunes, mais elle se civilisera, c'est un progrès*". In *La dame aux perles* hat sich Dumas noch viel schärfer über die Halbkultur und scheinbare Civilisation der Russen geäußert. Die Figur des Vladimir dient dort zur Illustration dieser Ansicht (vgl. I. 61, 64, 171, 174). Der Aufenthalt Tristans in Mailand gibt Dumas allerdings auch Anlaß zu einigen satirischen Bemerkungen über das damalige österreichische Militär (S. 152ff.).

Obwohl der Roman an Handlung überreich ist, findet Dumas Zeit, um längere philosophische und psychologische Erörterungen einzuflechten, und in diesen erkennt man bisweilen schon deutlich jene Denkweise und jenen Stil, welche später für ihn so charakteristisch geworden sind. Mit wie viel Geist und Witz spricht er von den zarten Händedrücken, von dem schmachtenden Augenaufschlag, von den Seufzern und dem Geflüster im ersten Stadium der Liebe. — „*catéchi me qu'on étudi sérieusement à dixhuit ans, qu'on sait par coeur à vingt et qu'on répète à tout âge, et toujours avec le même succès . . . . . Et après tout, pourquoi changerait-on de méthode? Beaucoup de femmes de notre temps ont voulu simplifier l'intérêt de ces petits drames quotidie s, et arrivent tout de suite au premier acte sans jouer le prologue. Eh bien! franchement, c'est moi s amusant que l'ancienne manière*" (S. 71). S. 133 spricht er zum ersten Mal einen Gedanken aus, auf welchen er später wiederholt zurückgekommen ist: der Mann sei im Unrecht, wenn er es der Frau verarge, daß sie sich einem andern gegenüber ebenso benehme, wie sie sich ihm selbst gegenüber benommen habe, womit er doch ganz einverstanden war. S. 161 wird das Verhalten der Schauspielerin zu jenen drei Liebhabern charakterisiert, die sie stets hat: zum Publikum, dem sie jegliches Opfer bringt, zu dem sogenannten „*amant du coeur*" und zu demjenigen, der ihren Lebensunterhalt bestreitet. Hier bemerkt man, daß Dumas trotz seiner Jugend bereits einen sehr genauen Einblick in diese Verhältnisse hatte. S. 215 wird die auch von anderen Autoren vertretene These erörtert, daß man die Frauen nicht verwöhnen dürfe, und daß nur diejenige, welche glaubt, daß sie zum Glück ihres Mannes nicht notwendig sei, ihm wirklich ergeben sei. S. 288 bespricht er den Konflikt, in dem sich ein Mann befindet, der im Begriffe steht, seinen Freund mit der Geliebten d sselben zu betrügen. S. 301 handelt er ausführlich über die Frauen, welche an allzu roter Gesichtsfarbe leiden und durch dieses Übel und ihre dadurch verletzte Eitelkeit beständigen Qualen ausgesetzt sind.

Es würde zu weit führen, wollten wir alle jene Aperçus wiedergeben, in denen sich der lebhafte, scharf beobachtende Geist des Verfassers verrät und die jeden aufmerksamen Leser

zum Nachdenken anregen müssen. In diesem Roman kommen unzählige Bemerkungen vor, die man sich nach dem scherzhaften Titel nicht erwarten würde. So geben die *Aventures de quatre femmes et d'un perroquet* nicht nur ein interessantes Bild von der Denkweise der Franzosen jener Zeit, sie spiegeln nicht nur den literarischen und künstlerischen Geschmack eines jungen Parisers von 1845 wieder, sondern sie lassen auch deutlich den hochbegabten Schriftsteller erkennen, der sich aus diesen Anfängen bald entwickeln sollte. Sie sind ein Dokument ihrer Zeit und bestätigen die alte Tatsache, daß auch die weniger bekannten Schriften eines bedeutenden Autors Beachtung verdienen.

Wien. WOLFGANG VON WURZBACH.

Textkritisches.

Zu Amis et Amiles und Jourdains de Blaivies.

Vor Veröffentlichung der zweiten Auflage im Jahre 1882[1] war der Text mit der Handschrift noch einmal verglichen worden: es hatte sich dabei herausgestellt, daß Hofmann im Allgemeinen richtig gelesen, aber dennoch Fehler begangen hatte. Leider blieb auch nach dieser Vergleichung der Text noch vielfach unbefriedigend.

A. et A. wurde nun noch ein zweites Mal mit der Handschrift verglichen und zwar von Schwieger, der die Ergebnisse seiner Vergleichung in der Zeitschrift für romanische Philologie IX, 419 mitteilte; ich selber tat das Nämliche mit dem Jourdain. Vgl. ebd. XXVIII, 571.

Aus Schwiegers Aufsatz sowie aus den drei Artikeln, in denen ich mich mit dem Text beschäftigt habe, geht nun aber hervor, daß manche Stellen in der Handschrift verderbt überliefert sind. Schwieger und auch Schoppe[2]) haben A. et A. hier und da durch Conjectur aufzuhelfen versucht; ich selbst habe in den genannten Artikeln mich bemüht, für eine Reihe fehlerhafter Verse in beiden Gedichten eine plausible Lesart herzustellen. Die nachfolgenden Bemerkungen bilden eine Fortsetzung und Ergänzung.

A. et A. zu V. 97. Was Hofmann nur als Vermutung hingestellt hatte, Langlois (Table des noms propres des chansons de geste 619), unentschieden läßt, wird von K. Körner (diese Ztschr. Bd. XXXIII[1], 199) als sicher angenommen, nämlich daß statt des handschriftlichen *Sinc* zu lesen sei *Sine* und hiermit *Siena* (frz. *Sienne*) gemeint ist. Vielleicht aber haben wir in *Sine* eher eine Abkürzung von *Messina* zu erblicken. V. 71 wird erwähnt, daß Amis auf der Suche nach Amile auch Sicilien durchwandert.

[1]) Der Druck dieser zweiten Auflage ist nicht mit Sorgfalt überwacht worden. Die Zahl der zum Teil fast unbegreiflichen Druckfehler ist auffallend groß, wie ich in der Ztschr. f. roman. Philologie X, 481, XVI, 223 und XXVIII, 571 gezeigt habe. Zu den dort berührten gesellen sich noch A. et A. V. 663 *le* statt *la*, V. 1365 *fou* statt *fu*. An beiden Stellen hat die erste Ausgabe von 1852 das Richtige. Papier und Druck sind auch hier viel besser.

[2]) Über *Metrum und Assonanz der chanson de geste A. et A.* Französ. Studien III, 1 (1882).

V. 394. Zu *cantra* für *cantera*, *trouvroie* f. *trouveroie* Jourd. 2397, *aidront* f. *aideront* ebd. 3557 s. Risop, Studien zur Geschichte der französ. Conjugation auf -ir (1891) S. 45 und 11.

V. 906 ff. Auf dem Wege von Blaye nach Paris kommt Amiles an der Wiese vorüber, auf der er früher mit Amis gesessen hatte (V. 184 ff.) und ruft aus: *Beneois soit li pres que je voi ci Et touz li leur et li biaus edefis.* Die Erwähnung des schönen Gebäudes befremdet, da erst später (Vers 937) ein verfallenes Kloster als in der Nähe befindlich genannt wird. Ebenso fällt auf, daß Amis, der Amile auf der Wiese sitzen sieht, seinen Leuten gegenüber zwar den Wunsch äußert, den Freund zu begrüßen, aber doch seinen Willen zu erkennen gibt, bald wieder zu seiner Gattin zurückzukehren, die er letzthin so krank verlassen habe (V. 954). Von dieser Krankheit war vorher nicht die Rede.

V. 1160 ff. Über die Trennung durch das Schwert vgl. Bernard Heller in der Romania XXXVI (1907) 36 ff.; XXXVII (1908) 162 ff.; Freiligrath, Gedichte aus dem Englischen (1846) S. 412; Voretzsch, Einführung Bd. II, 2. Aufl. (1913), 247.

V. 1191. *Mont Loon* ist der *Mons Lauduni*, gewöhnlich *Laudunum*, d. h. *Laon*. Vgl. Langlois a. a. O. 403. Amiles sagt *Ce fu l'autrier que je fui a Charlon, Que il tenoit sa cort a Mont Loon* und im Jourdain (V. 413 ff.) meint die ob ihrer und ihres Gatten grausamer Einkerkerung empörte Eremborg: *Car pleust Deu qui forma tout le mont, Que je volaisse ausiz com uns faucons De ceste chartre ou je sui en prison, S'en fust li plais tout droit a Monloon.* Um diese Stellen zu verstehen, muß man sich erinnern, daß die späteren Karolinger in Laon residierten. Erst als Hugo Capet zur Herrschaft kam, wurde die Residenz nach Paris verlegt.

Zu V. 1224 ff. Als Amiles die unwahren Behauptungen von Lubias über sich selbst, die ihn für Amis hält, anhören muß, sagt er (V. 1220 ff.): *Or sai je bien, Salemons se dist voir: En set milliers n'en a quatre, non trois De bien parfaitez, qui croire les voldroit.* Möglicherweise ist hier *milliers* eine Entstellung aus *moilliers*.

V. 1267, 2248, 2383. *Awan*, sonst gewöhnlich *owan* „heuer“ (vgl. Ztschr. f. roman. Phil. VII, 9). Das anlautende *a* erklärt sich vielleicht durch Einfluß von *avant*.

Zu V. 1306 und Jourd. 3639. Über die Longinuslegende vgl. jetzt die von Wolfgang Golther im *Literaturblatt* 1912 S. 398 besprochene Schrift von Rose Jeffries Peebles: *The legend of Longinus in ecclesiastical tradition* etc. Bryn Mawr college. Pennsylvania U. S. A. 1911.

V. 1448 heißt es von Amis: *Sainne trespasse desoz Paris enz pres.* „Er überschreitet die Seine unterhalb Paris auf den Feldern.“ Ebenso 1458; vgl. 1665, 1688. Gemeint sind die Felder östlich von Paris, wo die alte Kirche Saint-Germain er-

baut war, die noch heute Saint-Germain-des-Prés heißt. Vgl. Olschki, Paris nach den altfranzösischen nationalen Epen. Heidelberg 1913, S. 159. Hier wird auch (S. 161) darauf hingewiesen, daß V. 1651 *Sainne trespasse desoz Paris au pont* nicht, wie Hofmann angibt, vom Pont-Neuf die Rede ist, der erst 1578 errichtet wurde, sondern vom Grand-Pont, der an der Stelle des jetzigen Pont-au-Change die Citéinsel mit dem rechten Ufer der Seine verbindet (S. 145).

V. 1495. Im Verlaufe des Kampfes mit Hartrat wird von Amis berichtet, daß er, voll Unmut darüber, daß sein Gegner ihm den Panzer beschädigt hat, das Schwert mit goldenem Griffe zieht. *Et fiert Hardre sor la cercle doree.* Obwohl es nicht näher angegeben wird, so dürfen wir doch annehmen, daß unter *la cercle* der Reifen am Helme zu verstehen ist. *cercle* ist hier als Femininum behandelt; es ist jetzt Masculinum.

V. 2062 l. *tels hez* oder *tel he.*

V. 2140 sagt der Bischof mit Bezug auf den Wunsch der Lubias die Scheidung von ihrem Gatten in die Wege zu leiten: *S'envers Ami avez nul mautalent, Guerpiz son lit.* Es wird wohl *Guerpez* zu lesen sein.

V. 2273. *Merveilloz cop li a tantost donne Tout droitement entre front et le nes.* Es ist wohl zu bessern *entre le front et nes.*

Zu V. 2390. Neben *maleir*, das hier durch die Assonanz gesichert ist, besteht altfrz. *maldire* (nfrz. *maudire*). Über beide, sowie die das Gegenteil bezeichnenden *beneir*, *benesquir*, *beneistre* s. Risop, Studien zur Geschichte der frz. Conjugation auf -ir (1891) S. 30, 22, 10. *benistre* kommt noch bei A. Greban vor (Godefroy), ja noch bei Rabelais (Risop 10); ein ihm entsprechendes *maleistre* scheint sich aber nicht zu finden.

V. 2534. *Mal dehais ait qui voz vit onques mais.* Es liegt nahe in *Mal* einen Fehler für *Mil* zu sehen (vgl. *Cent dehais ait* V. 755, *Cinc canz dahez et* Löwenritter 1959), wenn auch andererseits *dehait* oft mit *mal* verbunden auftritt (Godefroy). Liegt dies hier vor, so ist entweder *Mal dehait* zu lesen oder *mals dehais.*

V. 2641 ist am Ende der Zeile ein Ausrufungszeichen zu setzen.

V. 2706 ff. Auf das Geheiß des Amile bringt sein Seneschall dem Kranken Amis, der mit seinen beiden Dienern vor der Pforte des Schlosses erschienen ist, Speise und Trank. Hierbei fällt ihnen das kostbare Gefäß auf, das die drei mit auf ihre Reise genommen haben. Es heißt dann (V. 2711—13): *Li seneschaus bien garde s'en donna, Touz les degrez dou palais en monta, A son seignor le conte.* Dem Wortlaute des letzten Verses gemäß könnte übersetzt werden: „seinem Herrn erzählt er es", aber auch: „zu seinem Herrn dem Grafen." Das Erstere scheint das Natürlichere.

V. 2752. *l. gari* für *garist.*

V. 2966. Zu *lureste* s. den Aufsatz von Huet in der Romania XLI (1912), 102.

V. 2998. In *garistra* (vgl. *istra* 1393) hat die Inchoativflexion ausnahmsweise auch das Futurum ergriffen. Vgl. Risop a. a. O. 118, der dies und einige andere Beispiele anführt. Sonst *garira* oder *garra* (Jourdain 3771); s. ebd. 85 Anmerk.

V. 3028. *Le chief li tranche tres parmi le colier.* Hier bedeutet *colier* kaum Halsband, sondern es ist, wie noch beim Schlachtvieh, der Teil des Halses, der dem Kopf am nächsten sitzt. „Den Kopf schneidet er ihm ab grade mitten am obersten Halse.“

V. 3238. *Et li saint sonnent tout par euls sans tyrer* „und die Glocken läuten ganz von selbst ohne gezogen zu werden.“ Vgl. Alexiuslied S. 310 und schon S. 251; ferner auch S. 379; Merveilles de Rigomer S. 425; Roman. Forsch. 32, 818.

V. 3254. *guichet* „kleinere Tür in einer größeren“. Die Speisung fand im Burghof statt, dessen Tore selbst nicht geöffnet wurden, wohl aber die in ihnen angebrachten kleineren Türen, durch die das Volk aus- und einging.

V. 3278. *Partirai voz parmi mes tenemans*; l. *par mi.* „Ich werde euch teilen in der Mitte meine Besitztümer; ich werde euch die Hälfte meiner Besitztümer zu Teil werden lassen.“ Vgl. Jourd. 1335, wo richtig steht *Que par mi le partommez.*

V. 3372. *Quant mangie ont, les tables font drescier.* Das letzte Wort paßt nicht; *oster* (Hofmann) verbietet sich wegen der Assonanz. (Schoppe (28) conjicirt: *Les tables font oster quant ont mengie.*

Jourd. de Bl. V. 151 ff. Einer der schlimmen Ratgeber, die Frotmund um sich hat, meint, daß sein Herr den Gerhard und dessen Frau zwar beseitigt und sich durch deren Tötung in den Besitz von Blaye gesetzt habe, daß dies aber noch nicht genüge: er müsse sich auch dessen Nachkommen, den Jourdain, vom Halse schaffen, sonst habe er noch nicht viel erreicht, und sagt dann V. 159 *Je redouz molt et si crienz de ma vie.* Hier ist wohl zu lesen *Jel redouz molt.*

V. 326 hat die Handschrift *Chastiaus Raouls*, wofür der Herausgeber in der ersten Ausgabe *Chastiaus Raoul* setzt; die zweite läßt die überlieferte Lesart bestehen. Es ist aber *Chastiaus Raoul* das Richtige: *Castellum Radulfi*, jetzt *Châteauroux*, wenn man nicht *Chastiausraouls* als e i n Wort schreiben will.

V. 515. *estordie* bedeutet wie das häufige *estordison* soviel wie das neufrz. *étourdissement* „Betäubung, Schwindel“. Godefroy verzeichnet nur dies eine Beispiel aus dem Jourd.

V. 630. l. *daerrien* für *daerriens.*

V. 1107 hat *entrailles*, wie schon Hofmann angibt, die Bedeutung „Eingänge“. Godefroy führt zwei weitere Belege an. Er verweist auch auf *entraillles* bei Benoit, Chronique 20323.

das aber an der genannten Stelle vermutlich „Einzugsfeierlichkeiten" heißt. Vgl. Ztschr. f. roman. Phil. XI (1888), 353. Sonst ist *entrailles* „Eingeweide" (s. Foersters Wörterbuch zu Christian von Troyes, S. 47).

V. 1183—4. Hs. *Reniers garda parmi mer et par l'aigue. Si a veu douz estoires en l'aigue.* Hofmann möchte V. 1183 (so schon in der ersten Ausgabe) lesen: *Reniers garda parmi mer et palaigre.* Zur Stütze dieser Conjectur könnte V. 1211 dienen: *Dedens mer et palaigre.* Vielleicht ist V. 1183 zu belassen und V. 1184 zu lesen: *Si a veu douz estoires en large* „auf der hohen See." *en* aus *en le*, wie häufig in A. et A. und Jourd. Vgl. Ztschr. f. roman. Phil. XVI, 223, Wersdorff, Beitrag zur Geschichte der Inclination im Französischen (1900) S. 22.

V. 1349 *rocelle*, besser *roselle* „Schilfrohr", Femininum zu *rosel*, nfrz. *roseau.*

V. 2418. *Iluec s'esturent et palaigre et es ondes, Que il n'arriven ne lor ancre n'encontre. Arriver* hier wie auch V. 2816 und 2836 (vgl. Hofmann zu den beiden letzten Stellen) „anlanden"; *encontrer*, absolut stehend, „auf etwas stoßen, Grund finden".

V. 2695 ist statt *Quant il aloient gent en pelerinnaige* wohl zu lesen: *Quant i aloient gent en pelerinnaige.*

V. 2858. *Et li paien mainnent grant baptistal.* Die sonderbare Schreibung *baptistal* (für *batistal* zu *batre*), Anlehnung an *baptisier*, begegnet auch sonst mitunter; s. Godefroy.

V. 3237. *Ne m'en devez porter male haine, Fors que la mort cui toute riens afine.* Es ist *qui* für *cui* zu setzen.

Zu V. 3708 ff. Als Frotmund vernommen, daß seine Feste von allen Seiten durch Jourdain und dessen Leute eingeschlossen ist, schickt er seinen Seneschall als Boten an diesen ab, um den Grund der Belagerung zu erfahren. Der Seneschall kehrt mit dem Bescheid zurück, daß Jourdain erschienen sei, Rache zu nehmen und sagt V. 3785 ff.: *Assiz vos ont et devant et derrier, S'ont avec euls maint vaillant chevalier. Mien enciant bien sont quatre millier; N'i a celui n'ait armes et destrier Et avec euls i avoit maint archier Et maint serjant et maint aubalestrier.* Hier ist *avoit* V. 3789 sehr auffallend. Vermutlich hat die ursprüngliche Lesart gelautet: *Et avec euls i a, voir, maint archier.*

V. 3917 hat die Hs.: *Que n'i remaingne home de mere ne*, wie auch hinten angemerkt wird. *ne* ist nicht mit Hofmann in *nez* zu verändern, sondern zu belassen, in Übereinstimmung mit *home.*

V. 3969 ff. *Ainz ne veistez gent si tost aprestee. La nuis fu clere et la lunne levee. La gent Jordain fu moult tost aprestee.* Das zweite *aprestee* scheint sich aus V. 3969 eingeschlichen zu haben und ist vielleicht in *atornee* zu ändern.

Hugo Andresen.

Zu E. Richters Ausgabe von Octovien de St. Gelais' Übersetzung des „Eurialus und Lukrezia".

V. 145 *(yeulx) facilles* wird im Glossar ‚kräftig, scharf blickend, leuchtend' übersetzt. Vielmehr der Latinismus: *faciles oculi* bei Vergil = ‚leicht bewegliche Augen'.

V. 619: Ces gens cy sont, ce c r o y e, de farie: R.: „Das *croie*... ist auffallend." Lies: *croi je*.

V. 745: Lies *gardé* statt *garde*.

V. 878/9 *Cupido lors de son dart si estroit | Parmi le cueur le transperse et assault.* Im Glossar wird *estroit* mit ‚zugespitzt' übersetzt. Eher adverbial = ‚si sérieusement'.

V. 1245—8: *Dons e presens envoya, pour vray dire. | Que on povoit voir trop plus par art reluire |. Et ouvrage que par matere: d'eux | Donner convient pour amours mieux conduire.* R.: „*d'eux donner* sie (= solche Geschenke) zu geben." Das Enjambement überrascht, ferner würde man eher *en* erwarten. Daher Strichpunkt n a c h *d'eux*: ‚die Geschenke leuchteten hervor mehr durch die Arbeit als durch ihr Material' *(d'eux* statt des Possessivs wie 777: *le noble cueur de vous)*.

V. 1390/1: *Medee laissa, qu'il avoit acordee. Lui promettant avec lui l'emmener.* R.: „*accorder* afrz. aussöhnen. Er hat sich Medea (die ihn als einen Fremdling vorher haßte) versöhnt, indem er versprach, sie mit sich zu nehmen." Eher *accorder* ‚fiancer' (God.) ‚sich verloben mit' (vgl. *accordailles* ‚Verlobung').

V. 1537—61: *Euriale, doubtant | Tu ne soies que je complairoie | Tresvoulentiers, aussi participant. | De mon amour voulentiers te seroie.* R.: „*doubter* ist als media vox hier in bonam partem zu verstehen. Zögernd sehe ich ein, langsam überzeuge ich mich, daß du (so) bist, daß ich (Dir) gern zu Gefallen wäre... Die fehlende Silbe in 1359 ist offenbar *Suis.* [*tu.*" Ob aber dann *te* stehen könnte? (Vgl. indes Tobler V. B. IV, 51.) Im Neufrz. wäre es nach *se douter* ‚ahnen' unmöglich. Ich ergänze 1359 nach *soies* ein *tel* und möchte vielleicht fassen: ‚Selbst wenn ich daran zweifelte [— was ich tatsächlich nicht tue! —], daß du so bist, daß ich dir gern zu Gefallen wäre, würde ich dir meine Liebe schenken'.

V. 1463—5: *se mist a escrire. | Comme il sera cy après veu a leu, | Formelement telz mots ou peu a dire.* R.: „Lies *adire*. *adirer* fehlen, tadeln. Das Füllsel *ou peu adire* soll also besagen, daß der Brief „fast" wörtlich wiedergegeben wird, oder daß fast nichts daran auszusetzen war." Faßt die Herausgeberin *ou* als ‚oder' oder als ‚wo'? Wohl das letztere! Aber nur *estre a dire* heißt ‚fehlen', nur *trouver a dire* ‚tadeln', *adirer* heißt ‚verlieren'. Ich würde *ou* = ‚oder' fassen und *a dire* attributiv zu *peu* (wie *le temps à venir*): ‚Eurialus schrieb wörtlich diese Worte oder wenig Fehlendes'.

V. 1700: *Bien forvoye qui s'adresse.* Die Übersetzung ‚wohl sieht sich vor wer sich (an jemanden) wendet' ist mir unverständlich, da *fourvoyer* doch ‚verirren' bedeutet. Korr. *rien f.* ‚nichts verfehlt, wer sich an jemand wendet'?

V. 1754—1757: *Et ne prouffite aux mariz les garder | Par serviteurs car femme est trop subtille. | Elle sçaura cautement regarder | L'un des servans plus tost que au sault l'aqueille | La folie.* R.: „Der Sinn der Strophe ist wohl folgender: Läßt der Gatte seine Frau von Dienern bewachen, so wird sie mit diesen anbinden. Sie wird vorsichtig zuerst ansehen (ob er danach ist), daß ihn die Liebes raserei im Sprung ergreife." ‚Ob er danach ist' zu ergänzen, wird durch nichts im Text nahegelegt. Ich glaube, es soll die *subtilité*, das berechnende Wesen der Frauen dargestellt werden, wie denn auch am Schluß der Strophe erwähnt wird, daß sie mit *jouer commencera | Avec cellui qu'el'e voirra plus habile | Et qui son fait mieulx celer elle voirra.* Ich übersetze daher V. 1755/6, ‚sie wird vorsichtig den einen der Diener ansehen, bevor der Liebeswahnsinn sie im Sprung packt'. Vielleicht auch: ‚eher... als daß'.

V. 2120: Zweifellos ist *sains* neben *lettre* ‚Schrift' = signum und zwar in der Bedeutung von nfz. *seing* ‚Unterschrift'.

V. 2289—90: *Je suis happé et prins et a bon droit | Infamie.* R.: „Schande besteht zu recht." Ich lese *infamié* ‚entehrt' (vgl. God. s. v. *infamier*): ‚ich bin wahrhaftig [mit Fug und Recht] entehrt'.

V. 2447: *Loyaument deservir main et soir.* R.: „Die fehlende Silbe vielleicht: *et* [*main.*" Vielleicht, da *et—et* mir in dieser Formel nicht geläufig ist, *matin et soir*, das R. unter den Füllseln gar oft erwähnt.

V. 2855/6: *Puis de neige l'*[*l'epistre*] *a couvert gentement, Ainsi ronde qu'elle estoit, promptement.* Ich verstehe nicht die Bemerkung R.'s: „Beachte die Stellung des *que.*"

V. 2866—72: *Sages dient, quant ont bien regardé, | Que fortune ne leur peut rien qui vaille || A telz sages leur propos je confesse | Qui seulement de vertus riches sont | Et qui, povres malades de tristresse, | Vie eureuse posseder se diront.* R.: „Ihre (dieser Weisen) Aussprüche teile ich jenen Weisen mit, die... (Ich halte ebensoviel von dem Ausspruch dieser, daß man kein Glück brauche, als von der Versicherung jener, daß sie sich glücklich fühlen, obzwar Tugend ihr einziger Besitz usw.)". Aber *confesser* heißt nicht ‚mitteilen', sondern ‚bekennen', und daher auch nicht ‚ebensoviel halten von... wie...' Lies *concesse* = ‚je concède', ‚ich gebe zu' (God.)?

V. 3528: *Quant je apperçoy que pour cause de moy | Lucresse meurt sans plaisir ne soulas, | Aucun avoir de ce douldre me doy.* R.: „*avoir* = *puissance. douldre* < indulgere, vielleicht auch nur Druckfehler für *douloir*

dulden. *devoir* = schulden, d. h. nicht besitzen, ermangeln. *Me* ist als ethischer Dativ zu fassen. Mir fehlt jede Fähigkeit, das zu ertragen.“ Einwand: *indulgere* ist afz. nicht erhalten. Da diese Worte zu Pandarus gesprochen werden, so zögere ich nicht, um so mehr als vorher auch der *prouffit* erwähnt ist, *avoir* als ‚Habe, Geld‘ zu fassen und zu übersetzen: ‚Kein Vermögen darf ich dafür beklagen = schonen‘ (vgl. in Mallorca *plànyer* ‚ersparen‘).

V. 3899: R. gibt im Glossar die Form *clouee* ‚geschlossen‘: diese würde Gilliéron Freude machen, der in seiner Studie *L'aire clavellus d'après l'Atlas lingu. d. l. Fr.* S. 14 Anm. 2 schreibt: „C'est à la collision de *clouer* avec *clore* que nous attribuons la disparition presque complète de c l o r e dans le Nord de la France. La juxtaposition des formes des deux verbes nous en a bien vite persuadé. A Saint-Pol (Pas-de-Calais) c l o **u** e r signifie «cl**u**er» et anciennement «fermer».“

W i e n. LEO SPITZER.

Persona pro re.

(Zu Th. Kalepkys Artikel *hier* 1913[1], S. 257 ff.)

A. Zu Kalepkys Beispielen: Frz. *se changer* ‚sich umziehen' entspricht span. *mudarse*, rum. *a se schimbà*, ital. *cambiarsi, mutarsi (d'abito)*.

Zu *vous lire* muß das echt französische *votre liseur* hinzugefügt werden: A. Meillet unterschreibt sich auf einer Karte, die seinen Dank für einen eingesendeten Artikel ausdrücken soll, *votre liseur zélé*, das durch ein *l'homme qui vous lit avec zèle* aufgelöst werden müßte. Vgl. über solche Konstruktionen Tobler *V. B.* II 71 (*mon voleur* etc.).

In dem Beispiel *Fanny se racontait, s'expliquait* würde ich nicht einfach die beiden Verba durch *racontait, expliquait ce qu'elle avait senti et fait* wiedergeben, sondern die stilistische Nuance würdigen, die darin liegt, daß man, statt fremder Handlungen und Gefühle, „sich" erzählt, d. h. das *se* ist hier noch mehr betont, sein Vorstellungsgehalt noch viel kräftiger als der des Pronomens in *vous lire* oder in *se mettre, se changer*. Man vergleiche den Satz (M. Muret in *Rev. des deux mondes* 1913, 1. Nov., S. 186): *Entre Sperelli* [der Held von d'Annunzios *Piacere*] *et M. d'Annunzio, la ressemblance, en effet, saute aux yeux. L'écrivain s'est aussi bien dans tous ses livres abondamment raconté et commenté. Personnalité puissamment «égocentrique» il ramène invariablement à lui-même les sentimens de ses personnages.* Sonst erzählt man Begebnisse, Ereignisse etc. — d'Annunzio erzählt „sich". Ich selber sagte einmal zu meiner verehrten Kollegin Dr. Richter, allerdings beeinflußt von Kalepkys Artikel: *Frau Dr., heute habe ich Sie vorgetragen*, auf ihre erstaunte Miene hin fügte ich hinzu: *Ich meine, Ihre Theorie des Vulgärlateinischen.* Der stilistische Effekt des *Sie* war der gleiche wie der des franz. Reflexivums, nur daß ich im Deutschen eine — im Franz. unmögliche — dynamische Hervorhebung des Pronomens eintreten ließ. Ein ähnliches italienisches Beispiel findet sich bei De Amicis, *Idioma gentile* S. 363 *Ognuno sa sè, dice il proverbio, e il Giusti, riferendolo allo scrivere, l'ha ben commentato così: ognuno ha mezzi tutti suoi, tutti voluti dal suo modo di essere.*

Dagegen frz. *s'expliquer* in *je m'explique*, das, nach einer vom Standpunkt des Hörers möglicherweise auffälligen Behauptung, als Vorläufer näherer Erklärungen dient (deutsch etwa *ich will mich etwas verständlicher ausdrücken*) kann als Beispiel einer persona-pro-re-Konstruktion dienen, da hier wirklich *me* = *ce que j'ai dit, ce que je pense* ist. Ähnlich it. *mi spiego* und vielleicht deutsch *sich erklären* (von einem Liebenden). Daß *vous brûlez* ‚Sie haben's fast erraten, gefunden' sekundär aus *ça brûle* gewonnen ist, sieht man auch daraus, daß es in mundartlichem Deutsch in der gleichen Situation nur *es brandelt*, nicht etwa **Sie brennen* heißt.

Das deutsche *schneiden* erklärt Kluge *Etym. Wb.*[7] anders, nämlich aus Beeinflussung durch engl. *cut*, das Murrays *Englisch Dictionary* in der Bdtg. ‚to rebuke severely, to upbraid' seit 1737 belegt.

B. Von Prof. Kalepky mir zur Verfügung gestellte Materialien:

1) *passer, dépasser qu.* (statt *la portée de qu.*): *cela me passe* (Sachs-Vill. *passer* II 19). — *Qu'on laisse vivre cette bête immonde* [einen schweren Verbrecher], *cela me dépasse* (Paul Margueritte, *Nous, les mères*.. 270).

2) *s'ouvrir, se confier* (statt *ouvrir son cœur, confier ses sentiments, ses secrets à qu.*). *Combien de fois avait-il voulu s'ouvrir à elle avec confiance!* R. Rolland, Jean-Christophe (La Révolte 368). — *La fillette se confiait (sc. à la tante)* „vertraute ihr ihren Kummer an" id. *Les amies* 43. — *J'aurais besoin de me confier, de me défendre, en racontant ce que j'ai vu, entendu, éprouvé.* Paul Margueritte, *Nous, les mères*.. 71. [Dagegen liegt keine persona pro re-Konstr. vor in *se fier à qu.* „einem (ver)trauen", noch auch in folgendem Falle mit *confier*: *Elle devinait en lui une peine analogue, il voyait son chagrin, et sans se* l e s (*peine* und *chagrin*) *confier ils les mettaient en commun.* R. Rolland, *Jean-Christophe, La nouvelle journée* 264, wo es auch — mit pers. p. re-Konstr. — hätte heißen können: *sans se confier l'un à l'autre.*]

3) *copier qu.* (= *copier le texte de qu.*) in dem Schulausdruck: *Ne copiez donc pas votre voisin* (neben *sur votre voisin*).

4) *tirer qu.* (= tirer *le portrait de qu.*) *Dict. général* unter *tirer*, wo vielleicht auch *tirer une vache* (= *les pis* d'une vache) „melken" (= traire) herbeizuziehen wäre.

5) *déménager* „faseln" z. B. *Tu déménages!* Victor Margueritte, *La rose des ruines 290* (= *Ta raison, ta tête déménage = te quitte*).

6) *J'en suis rebattu* (= *Mes oreilles en sont rebattues*, gewöhnlich: *j'en ai les oreilles rebattues*).

C. Eigenes Material:

a) aus dem Deutschen: *sich ausgeben* im Sinn von ‚all sein Hab und Gut, seine Fähigkeiten, Kräfte etc. ausgeben'. —

Ebenso *sich aussprechen* (cf. *s'ouvrir*). R. Wagner, *Eine Mitteilung an meine Freunde* (Gesamm. Schr. IV S. 311) schreibt: „Ich habe es mir für hier aufbehalten, über den hier zugrunde liegenden Konflikt *mich genauer mitzuteilen.*" — *Sich ausdrücken* ist ein Übersetzungslehnwort aus dem Lat., das humoristisch gemeinte *sich ausquetschen* sucht das schon verdunkelte Bild wieder zu neuem Leben zu erwecken. Im allgemeinen ist das Deutsche sparsamer mit diesen Konstruktionen als das Französische; so muß ein Satz aus einem Artikel Clémenceaus in seinem *Homme enchaîné* (21. Aug. 1915): *Je lui aurais conseillé de se renouveler* im Pester Lloyd (31. Aug. 1915) wiedergegeben werden durch: ‚dann hätte ich ihm geraten, *seine Taktik* zu ändern'.

b) aus dem Französischen.

Dieser Schriftsteller wiederholt sich (wo auch das Deutsche Persona pro re hat) wird nach Sachs-Vill. (Deutsch-Franz. Teil) im Franz. wiedergegeben durch *se répète* (zitiert bei Kal.), *se copie* oder *se ressemble*.

Die Entstehung einer solchen Konstruktion kann man bei dem von Th. Ranft, *Einfluß der franz. Revolution auf den Wortschatz der franz. Sprache* (Darmstadt 1908) S. 7 erwähnten *se résumer* ‚das Gesagte zusammenfassen' (drei Belege aus Mirabeau) verfolgen: das Streben nach Kürze, das auf nähere Präzisierung des Objektes verzichtet, tritt bei dem vor allem auf momentane Wirkung, nicht auf strenge logische Fügung der Sätze, bedachten Volksredner auf, und so sagt denn auch Féraud, *Dict. critique d. l. langue franç.* (1787/8): *se résumer*... est du style du barreau (Ranft), was jedenfalls verständlicher ist als die Mitteilung, die Konstruktion werde als *gasconisme* angesehen. *Je me résume* konnte sich nach *je m'explique* richten.

Jeanroy schreibt mir: *Vous paraîtrez prochainement dans les «Annales du Midi»* (= *votre article paraîtra*, vgl. *vous serez imprimé*). Ebenso kann man *vous serez joué (représenté) à la Porte St. Martin* hören. Wir befinden uns, wie mit dem vorigen Beispiel in mitten der Volksredner, mit diesem Fall und mit *vous lire, se répéter* in der Literatenzunft; *tirer qc., copier qc.* ist der Malergilde eigen.

Endlich gehört hierher ein altfranz. Fall wie *vous songier* ‚von Euch träumen' (*Raoul de Soissons* IV V. 47. Winkler hätte eher auf § 359, als auf § 377 der *Rom. Synt.* verweisen sollen), altprov. *songet la la noit* (Kolsen, *Zeitschr. f. rom. Phil.* 1914, S. 308), it. *ti penso*[1]), sofern nicht das Pronomen als inneres Objekt wie fz. *parler politique*, it. *sognare la polenta* zu fassen ist: dann

---

[1]) *Ti penso, ti sogno* kann sich nach einem *ti ho nel cuore, nel pensiero* gerichtet haben. Vgl. auch den Satz, den ich in einem Gefangenenbrief fand: *Mi pensi? Jo tanto tanto ti sogno e ti bramo.*

böte (wenigstens ursprünglich), ein *vous songier* eine ähnliche stilistische Neuerung wie *ich habe Sie vorgetragen.*

D. Zur Erklärung. Kalepky nennt die von ihm reichlich belegte Erscheinung „eine Ausdrucksverkürzung — Zusammenziehung, eine Art Metonymie oder Synekdoche". Deutlicher faßt er sich brieflich. „Wenn man den Ausdruck „persona pro re" in erweitertem Sinne faßt, etwa als „Setzung eines Ganzen, statt des Teiles" oder als „Überspringung eines Gliedes", so könnte man auch Fälle wie *On ne peut pas lui refuser du talent* (= die Anerkennung des Talents verweigern); *Dans les grands magasins, chaque objet est marqué* (= der Preis jedes Gegenstandes ist markiert); *Avez-vous achevé le livre?* für den Fall, daß es sich nicht um die Abfassung, sondern ums Lesen handelt (= *avez-vous achevé la lecture du livre*); *Elle prit des secondes classes*[2]) (= Fahrkarten der zweiten Klasse) R. Rolland, *Jean-Christophe, Antoinette 82* usw. heranziehen.

Aus allen solchen Fällen läßt sich (ähnlich wie aus des *gants paille*; *un monsieur, quarante ans à peine* usw. die asyndetische Juxtaposition) als Eigentümlichkeit des Neufranzösischen, die Neigung zur Kontraktion, Kompression, verkürzenden Zusammenziehung des Ausdrucks feststellen."

Dazu möchte ich nun bemerken:

1) daß diese abgekürzten Ausdrücke sich nach Ständen einteilen lassen (Literaten-, Maler-, Redner-, bei *chaque objet est marqué* Geschäftssprache), daß also von dem innerhalb der Glieder einer Gemeinschaft sich einstellenden Kürzebedürfnis ausgegangen werden muß, ein Resultat, das durch meine Untersuchung der Partizipia „ausgearteten" Sinnes (*Zeitschr. f. rom. Phil.* 1914, S. 358 ff.) in ähnlicher Richtung ergänzt wird (vgl. *places assises — toilette voyante*). *Des gants paille* ist ja ebenfalls die Sprache eines gewissen Pariser Milieus gewesen.

2) daß diese „Kompression" und „Kontraktion" nach den aus dem Deutschen, Italienischen, Rumänischen und vielleicht Altfranz.-Prov. angeführten Parallelen nicht Eigengut des Neufranz. darstellt (oder mindestens, daß eingehendere Forschung erst die Paternität des Franz. in allen diesen Sprachen ebenso nachweisen müßte, wie dies Lerch für den Typus *une femme aimant la vertu* gelungen ist und für den von Kalepky zitierten Typus *un monsieur, quarante ans à peine* gelingen würde). Fz. *s'exprimer*, ital. *esprimersi*, deutsch *sich ausdrücken*, engl. *to*

[2]) Dazu noch *des retours* = *des soldats de retour* (vgl. Rom. 1913 S. 293). Schließlich gehören auch Ausdrücke wie *descendre à la Concorde* = „*descendre à la station du métro qui se nomme d'après la place de la Concorde*" hierher — lauter Konstruktionen, die vielleicht schon in alten Zeiten der gesprochenen Sprache angehört haben, sich erst in der neufranz. Schriftsprache hervorwagen.

express oneself ergeben eine Mitteleuropa gemeinsame Persona-pro-re-Konstruktion, die im Zusammenhang mit den Wörtern *Ausdruck* — *expression* — *expressio* untersucht werden müßte.

3) daraus geht hervor, daß wir (vielleicht schon lt.?) altfranz., mittelfranz., neufranz. Fälle zu scheiden haben: *s'exprimer* ist lat., *vous songer* afz., *se raconter* macht mir einen neufranz. Eindruck, über *se résumer* bin ich positiv unterrichtet!

4) Ob der Name P e r s o n a p r o r e nicht an demselben Gebrechen krankt wie die von Kalepky angeführten traditionellen Bezeichnungen *pars pro toto*, *abstractum pro concreto?* Durch das „pro" wird nämlich die Vorstellung erweckt, als ob eine gewisse Ausdrucksweise allein berechtigt wäre, „für die" durch irgend eine unbegreifliche Schrulle des Poeten (oder der Poetik?) ein anderer eintrete, dessen innere Notwendigkeit nicht einzusehen wäre. Kalepky scheint mir auch einige Male das Opfer seiner Terminologie geworden zu sein, indem er eine bestimmte Ausdrucksweise als die notwendige, eine andere als „dafür" eintretende bezeichnet, ohne daß vom Standpunkt des Sprechers aus die eine o d e r die andere stehen müßte. Bei *se raconter* haben wir das schon gesehen, bei *tu déménages* ‚du faselst' wird nur der Logiker verstehen ‚deine V e r n u n f t zieht aus'. wir sagen im Deutschen ganz ebenso gut *Du* (und nicht: *Deine Vernunft ist) bist ganz aus dem Häuschen.*[3]) Ob nun wirklich *dépasser la portée de qu.* zu *dépasser qu.*, *copier le texte de qu.* zu *copier qu.* komprimiert worden ist? Oder hat der Bauer, der seine Kuh melkt, im Sinn zu sagen *je tire l e s p i s de ma vache?* Ich glaube, sein Denken eilt eben so schnell vorwärts wie seine Sprache: wenn er sagt *je tire ma vache*, ist ihm der Euter gleichgültig. *Se mettre légèrement*, *sich leicht anziehen* (statt *sich leichte Kleider anz.*)[4]) sind überhaupt keine Persona-pro-re-Konstruktionen, da ja das Subjekt „sich" anzieht, „*se*" *met*, und es pedantisch wäre, ein *die einzelnen Glieder anziehen* zu verlangen. Da müßte man ja am Entstehen des Reflexivums überhaupt, etwa an *se laver* und *sich waschen*, Anstoß nehmen. Ähnlich versuchte Fryklund, *Les changements de signification etc.* S. 56, *montrer de la main* als Ellipse aus *montrer de la main droite* zu erklären. In beiden Fällen, *tirer la vache* wie *montrer de la main*, hat die innere Anschauung, nicht der sprachliche Ausdruck die nähere Fixierung der Körper-Stelle, die gemolken wird, der Hand, die zeigt, unterlassen. Da nun das erst seit Amyot belegte *tirer la vache* nur der Nachfolger eines

[3]) Da Villatte, Parisismen s. v. *déménager* ‚schwach von Gedanken. kindisch werden, *am Sterben sein*' gibt, so kann man ebenso gut *déménager* als [‚aus dieser Welt] ausziehen', d. h. ‚dem Tode nahe', ‚alt. geistesschwach sein' erklären.

[4]) *Sich* (Acc.) *anziehen* und *sich* (Dat.) *leichte Kleider anziehen* entspringen vollkommen verschiedener Betrachtungsweise: In einem Fall geschieht *mit* mir, im anderen *an* mir etwas.

traire la vache (vgl. K. *traire* des *Atl. lingu.*, die den alten Ausdruck im ganzen N. u. W. Frankreichs zeigt), dieses aber schon altfrz. ist, so haben wir eine Persona-pro-re-Anschauung oder, sagen wir besser mit Hinweglassung des die Sprache schulmeisternden *pro*-Ausdrucks, eine personelle Anschauung seit den ältesten Perioden der Sprache erwiesen.[5]) Wie hier *tirer* auf *traire* folgt, so *s'expliquer*, *se raconter*, *se commenter* auf *s'exprimer*. Das, was uns bei solchen Wendungen als Neologismus anmutet, ist nicht etwa die neue Erscheinung, sondern das neue Beispiel für die Erscheinung, die schon in früheren Perioden der Sprache *(s'exprimer)* zu konstatieren ist. Ebenso kann man *se renouveler* als Nachfolger von *se multiplier* fassen. Das Phänomen der ‚Kompression' und ‚Kontraktion' ist also nicht eine Eigentümlichkeit der Semantik des Neufranzösischen, sondern Eigentum der Semantik aller Sprachen und Sprachepochen. Dem Neufranzösischen besonders eigen ist dagegen die Zeugungskraft mancher Konstruktionstypen und die Rezeptivität gegenüber Einflüssen der einzelnen Standessprachen.

Wien. LEO SPITZER.

[5]) Ein Vortragender wird vielleicht nach seinem Vortrag fragen: *War ich klar?*, ein Schauspieler nach der Vorstellung: *War ich gut?* Das „Ich" dieser Menschen ist eben in leidenschaftlicher Erregung, es ist im Moment dem Sprecher gleichgültig, wie man ‚Vortragsweise', ‚Spiel' etc. fand.

Wortgeschichtliches.

Franz. *console* ‚Kragstein'.

Über dieses Wort schreibt REW s. v. consolare: „Frz. *console* ‚Stützbänkchen'[1]) ist sachlich nicht begründet." Unterdessen hat sich Löfstedt im *Philolog. Kommentar zur Peregrinatio Aetheriae*, also an einer dem Romanisten vielleicht überraschenden Stelle, über die Etymologie geäußert (S. 113 f.): „Wie wichtig die Beobachtung dieser ganzen Tendenz der semasiologischen Entwicklung [der Übergang von Abstrakten zu Konkreten im Spätlat.] nicht nur für die lateinische, sondern auch für die romanische Sprachkunde sein muß, liegt auf der Hand; ich will hier nur ein einziges Beispiel anführen, wo sie uns hilft, die bisher verkannte Wahrheit festzustellen. Die Etymologie von frz. ‚console', portug. ‚consola' (=‚Konsole') gibt ein noch nicht gelöstes Rätsel auf. Alle formalen Gründe sprechen dafür, das Substantivum mit frz. ‚consoler' und der übrigen aus lat. *consolari* etc. stammenden Wortgruppe zusammenzustellen, »doch ist freilich«, bemerkt Körting, Lat.-Rom. Wtb. s. v., »der dann anzunehmende Bedeutungsübergang (Trost: Stütze: Stützbänkchen) bedenklich; anderseits ist das sonst als Grundwort vorgeschlagene und begrifflich recht passende *consolida* [dazu Anm.: Vgl. Littré über ‚console': »peut-être abrégé de ‚consolider'«] lautlich unannehmbar«. Meinesteils bin ich der festen Überzeugung, daß die erstere Deutung trotz des angeblich bedenklichen Bedeutungsübergangs die einzig richtige ist; der zweite Schritt dieses Übergangs (von ‚Stütze' in abstraktem zu ‚Stütze' in konkretem Sinne) kann nach den obigen Ausführungen nicht die geringste Schwierigkeit machen, und der erste (eine Erweiterung von der Bedeutung ‚Trost' zu der von ‚Hilfe', ‚Stütze' im allgemeinen) ist, obgleich meistens unbeachtet, schon im Spätlatein vollzogen. Ein paar Einzelbeispiele dieses letztgenannten Sprachgebrauchs werden genug sein; vgl. Amm. Marc. XVI 7, 10 *uirginem* (die kranke Königstochter) *omni reme-*

[1]) Als urspr. Bedeutung sollte ‚Kragstein' angegeben werden. ‚Stützbänkchen' ist daraus abgebildet. Vgl. Dict. gén., der Bdtg. II ‚par analogie' aus I erklärt.

diorum solacio plene curatam patri tutissime seruans; Ennod. Epist. I 9 [ich gebe die Stellen selbst nicht wieder] id. Vita Epiph. S. 364, 1 ....; id. Dict. 21, 2....; Cassian, Inst. 10, 20 ....; für *consolari* vgl. Thes. L. Lat. IV 480, 42: »apud script. eccl. saepius i. q. adiuvare, liberare«, wozu ein paar Beispiele angeführt werden (die Bedeutungserweiterung im ganzen ist natürlich gar nicht auf das Kirchenlatein beschränkt); dagegen wird ebendaselbst für *consolatio* merkwürdigerweise keine analoge Bemerkung gemacht, sondern für die gewöhnliche Bedeutung ,actus consolandi, levatio doloris, solacium' Beispiele angeführt, wie Regula Bened. 1 *sine consolatione alterius sola manu pugnare* (wo schon Wölfflin im Index seiner Ausgabe das Wort richtig = *auxilium* setzt); sehr bemerkenswert ist schließlich folgender Ausdruck der Epistola de castitati 7 (Caspari, B. A. P. 133): *haec quidem uehemens ratio est, sed exemplis potius quam doctrinae* *c o n s o l a t i o n e* *munitur* (so die Hds., deren Lesart ohne Zweifel zu halten ist; Casp. mit Solanius *consolidatione*). Nach alledem dürfen wir mit Bestimmtheit behaupten, daß die in lautlicher Hinsicht allein annehmbare Zusammenstellung von ,console', ,consola' mit lat. *consolari* etc. auch semasiologisch durchaus einwandfrei ist. [Dazu als Anm.:] Eine Bedeutung von *consolatio*, die derjenigen des frz. und portug. Substantivums sehr nahe kommt, liegt möglicherweise schon in der zweimal überlieferten Glosse *gestamen* : *consolatio* vor (C. Gl. L. IV 588, 28; V 502, 29), die man bisher mit einem Fragezeichen versehen hat (*gestamen* ist dann, wie auch anderswo, = ,Trage', ,Bahre' oder etwas ähnliches)."

Vor allem möchte ich bemerken, daß die Bedeutungsentwicklung von *solacium* (und *consolari*) im Spätlatein schon von Rönsch, *Semasiolog. Beitr. zum lat. Wörterb.* (Leipzig 1887—9) behandelt ist: I 66 werden für *solatium* ,Hilfe, Beistand, Unterstützung', III 20 für *consolari*, helfen, fördern, unterstützen' zahlreiche Belege gebracht, ferner ist als Belegsammlung für *solatium* = *auxilium* das Register der *Mon. Germ. Hist.* Leges sect. II, II s. v. *solatium* zu benützen (daselbst auch ein *solatium collectum* = ,trustis, agmen collectum'). Man vergleiche noch die Stelle der Form. Salicae bignonianae (Leges, sect. V. 234, Z. 19 ff.): *propterea has litteras cum salutatione per ipsum ad vos direximus, ut in amore Dei et sancto Petro ipsum ad ospitium recipiatis, ad benefaciendum vel ad sua* ***c o n s o l a t i o n e***, *tam ad ambulando quam et ad intrando ut per vos salvus hiat et salvus revertit, interim, sicut vestra est consuetudo bona*, *v e l c o n s o l a t u s v e l a d j u t o r i u m* *impendere iubeatis, letum die iubeatis habere.* Auch das *solacium* = *salarium*, welches nach Kalb, *Roms Juristen* S. 171 „zuerst aus Diocletians Zeitgenossen Spartianus Hadr. 9, 7 zitiert wird", kann über den Umweg ,Hilfe, Unterstützung' > ,Gehalt' (mit der bekannten scheuen Umschreibung des Geldbegriffs, vgl.

das Adjutum des österreichischen Militärärars', allerdings auch von ,Vergütung' aus (seit Tacitus belegt) erklärt werden.

Wichtig ist ferner die Bemerkung über die Wichtigkeit der abstrakt > konkreten Bedeutungsentwicklung für die Romanistik: So ist von den von Löfstedt erwähnten Wörtern *venatio* ,Wildpret' in frz. *venaison* erhalten und in dieselbe Bedeutungssphäre gehört noch *dignitatem* > fz. *daintiers* ,Hirschziemer', mit *virtus* ,wundertätige Gegenstände' vergleicht sich aprov. *vertut* ,Reliquie', afranz. *vertu* ,wirksames Heilmittel'. *Officium* ,Diener' hat schon an lt. *mancipium* ,Sklave' (REW. 5284) seine Analogie, auf *hereditas* > ven. *rità* ,Abkömmling' weist schon Bréal *Essai de sémantique* S. 142 hin. Hierher gehört auch prov. *joven* ,junge Leute' (vgl. fz. *ces jeunesses* ,diese jungen Leute', engl. *youth* id.). Zu diesem Kapitel vgl. Darmesteter, *La vie des mots* S. 50/1, und Nyrop, *Gramm. hist. d. l. langue franç.* IV 183. Zu *console* ,Trost' > ,Stütze im materiellen Sinn' fügt sich übrigens am nächsten ital. *credenza* ,Beglaubigung durch Vorkosten' > ,Anrichtetisch'.

Wie steht es nun mit den beiden von Löfstedt angeführten Wörtern: fz. *console*, ptg. *consola*? Ptg. *consola* kann keinesfalls ein bodenständiges Wort sein (intervok. *l* fällt im Ptg.) und so verzeichnet auch Candido de Figueiredo in seinem *Novo Diccionario* als Etymologie frz. *console*. Das eigentlich portugiesische Wort für ,Kragstein' ist *modilhão*. Dabei verschlägt es nichts, daß *consola* auch im Ptg. eine eigentümliche, von Candido de Figueiredo zuerst gebuchte, Bedeutung gewonnen hat, ,a parte superior da harpa, de fórma recurvada, e também chamada *modilhão*': bei der Ersetzung von *modilhão* durch *consola* ist eben auch jener Teil der Harfe, der *modilhão* genannt wurde, umbenannt worden. Das Wörterbuch der spanischen Akademie verzeichnet auch ein *consola*, das auf fz. *console* zurückgeführt wird. Ital. *console* zeigt schon in der Endung die franz. Abstammung, das von Panzini erwähnte neapol. *consolida* wird wohl nicht Littrés Etymologie beweisen, sondern eine Umbildung sein. Auch ein von Mistral gebuchtes südfz. *counsolo* wird aus Frankreich bezogen sein, ebenso engl. *console* (*New English Dict.*) und deutsch *Konsole* (H. Schmidt, Dtsch. Fremdwörterbuch).

Somit bleibt nur fz. *console* etymologisch zu deuten. Löfstedt hat allerdings die semantische Seite zu erklären verstanden, aber unbeachtet gelassen, daß ein vulgärlat. **consola* ,Stütze' (Postverbal zu *consolari* ,trösten' > ,stützen') sich korrekt zu afz. **cousenle* (*sola* > *seule*) entwickelt haben müßte. Ein direkter Zusammenhang von franz. *console*, das denn auch tatsächlich erst im 16. Jahrh. bei Olivier de Serres (Dict. gén.) belegt ist, mit dem vulgärlat. *consolari* ,stützen' ist also ausgeschlossen, um so mehr, als das Verb *consoler* ,trösten', von dem allein die Postverbalbildung ausgegangen sein müßte, auch sehr spät, erst im 15. Jahrh. belegt ist. (Das alte Wort für ,Kragstein'

ist *corbeau*, Viollet-le-Duc, Dict. d'architecture s. v.)[2]) REW. versieht denn auch die romanischen Reflexe von consolare mit der gelehrten Charakter anzeigenden Klammer.[3]) Es gilt hier, an Meyer-Lübkes an die Latinisten gerichteten Worte (*Wiener Studien* XVI, 315) zu erinnern: „manches Wort, das der Unkundige aus dem italienischen oder spanischen [in unserem Fall französischen] Wörterbuch herausgreift, um darin die Fortsetzer des entsprechenden lateinischen zu sehen, ist erst in später Zeit aus den lateinischen Schriftstellern übernommen worden."

Wir werden also höchstens in der Entwicklung von spätlat. *solacium*, *consolatio* eine „Stütze", eine Parallele zu der späten, französischen Bildung von *console* sehen. Daß *console* nun trotzdem zu *consoler* gehört, geht m. E. daraus hervor, daß, wie Dict. gén. erwähnt, Thierry (1564) im selben Sinn *consolateur* kennt. Daß eine postverbale Bildung in so später Zeit möglich ist, zeigt ein Fall wie *occupe* im Champagnischen (Herzog, *Franz. Dialekttexte* E. 65), *baise* ‚Kuß' im Wallonischen (vgl. noch die zahlreichen Fälle bei Meyer-Lübke *Rom. Gramm.* II, S. 443). Von *consoler* ‚trösten' ist auch später noch im Argot ein Postverbal *console* gebildet worden, das mit *consolation* ‚gaunerisches Würfelspiel' synonym ist, und von diesem ein Diminutiv *consolette* (Villatte, *Parisismen*).

Eine semantische Parallele bieten auch die Fortsetzer des von Löfstedt erwähnten lt. *solacium* ‚Stütze', die sich in Nordostfrankreich finden. Schon Godefroy schreibt s. v. *soulas* ‚joie, plaisir, divertissement': „Dans la Flandre on donne aussi le nom de *soulas* au cordon qui aide une personne infirme ou malade

[2]) Volkstümlich sieht aus ptg. *consoada* ‚refeiçao ligeira, que se toma á noite, nos dias de jejum. Presente que se dá pelo Natal. Banquete familiar em a noite do Natal' ($l > o$), aber nach *Revista Lus.* I, 131 ist von **con-sub-unare* auszugehen. Daneben bucht allerdings das Elucidario aus dem Jahr 1529 ein *consolação* „*collação, consoada*". Die Bedeutung ‚Mahl' geht schon aufs Mittellatein zurück (Ducange s. v. *consolatio* : serotina coena, quae post *Collationem* fiebat a Monachis qui quod vice *Consolationis*, et gratuitae refectionis, post impensas orationi et lectioni horas complures iis impertiretur, detorto inde vocabulo, *Consolationem* hanc refectionem pro collatione appellarunt' und *solatium* 5 ‚pro Refectio'). Die Bedeutung ‚Leichenmahl' ist wohl unabhängig von dem mittellat. Kirchenwort zustandegekommen (‚Trostmahl' !): sie liegt nicht nur dem in REW erwähnten abruzz. *rekundzele*, sondern auch den von Salvioni *Rendiconti dell' Ist. Lomb.* XLVI 1004 erwähnten sizil. und unterital. Wörtern zugrunde. Ganz modern ist endlich die Bedeutung von *consolation* im Argot (‚Brantwein') und im Patois (Flandern: *tasse de consolation* ‚tasse de café' Vermesse) entwickelt.

[3]) *Console* finde ich auch nicht in den mir zugänglichen Dialektwörterbüchern, wohl aber *corbeau* und dessen Ableitungen, z. B. bei Jônain, *Dict. du Patois saintongeais* : *corbelet* ‚petit corbeau en pierre qui soutient le manteau de la cheminée; toujours assez haut pour que la cuisinière puisse s'avancer dessous', ungefähr dieselbe Angabe bei Verrier-Onillon, *Glossaire de l'Anjou*.

à se lever sur son lit", und tatsächlich findet sich bei Vermesse. *Dict. d. l. Flandre Franç.* s. v. *soulas* zuerst ein für Lille beweisendes Zitat: „On appelle encore *soulas* le cordon qui aide une personne infirme à se lever sur son lit" aus P. Legrand, Dict. du Patois de Lille, und dann Vermesses eigene Bemerkung: „On donne également ce nom à la corde qui aide à descendre les marches d'escalier dans certaines maisons du nord," ferner bei Forir (Lüttich) ein *soulâ* ‚corde auxiliaire'. Die Bedeutung ‚Hilfe, Stütze', die Voraussetzung für ‚Stricke zum Anhalten', findet sich bei einer Fortsetzung des vulgärlateinischen *solatium* ‚Hilfe, Stütze' in St. Pol (Pikardie), dem schon als veraltet angegebenen *sula* ‚soulagement, aide, assistance' (Edmont. Dessen Beispielsatz vereinfache ich in der Transkription: *sẽ garšõ, sã kõté k i li fe õ rüd sulá astör* = ‚son garçon sans compter qu'il lui fait un rude *soulas* à cette heure').

Man vergleiche noch neuprov. *soulas* ‚guide qu'on donne à quelqu'un pour le rassurer' und das nach Sainéan, *Les sources de l'argot ancien II*, 451 davon abgeleitete *soulasse* masc. des franz. Argots ‚Verräter, Betrüger', das also offenbar von ironischem ‚Stütze' ausgeht, endlich Ducange's Artikel *solatium* 3 (‚quodvis auxilium') und s. v. *solatiari*: „hinc *soulas*, pro *bande, compagnie*' (a. 1398 *ainsi comme s'en venoient de ladite foire sept compaignons en deux Soulas ou compagnies*) sowie s. v. *solagiamentum*: *sulaz* appellatur, qui alicui adjutorio est, in officio secundarius. Chartul. eccl. Carnot, ann. circ. 300: *Matricularius hebdomadarius et ille, qui vocatur Soulaz, aut capellanus ipsorum.* Man könnte vermuten, daß, als *soulas* zu veralten begann, ein neues Wort desselben Begriffsinhalts aus dem Material des das alte verdrängenden neuen Wortes (*consoler* löst *soulacier* ab!) geschaffen wurde und so *console* entstand.

Vielleicht läßt sich nun auch fz. *guéridon* ‚Leuchtertisch', ‚Nipptisch' aus afz. *guerredon*, *gueridon* ‚Lohn, Belohnung' erklären (vgl. die Definition im Dict. de Trévoux s. v. *guerdon*: ‚vieux mot qui signifie, Récompense, ou salaire de quelque travail, *ou bon office qu'on a rendu*'), womit die phantastischen Erklärungen Littrés und des Dict. gén. abgetan wären. Dann könnte auch die Bedeutung ‚pelle creuse qui sert à jetter l'eau qui entre dans les chaloupes', die Dict. d. Trévoux für *guéridon* bucht, mit der Bedeutung ‚Leuchtertisch' unter ‚Unterstützung, guter Dienst' (vgl. *service* ‚Geschirr') vereinigt werden. Wir hätten dann dasselbe Verhältnis von afz. *gueridon* ‚Lohn' zu nfrz. *guéridon* ‚Leuchtertisch' wie bei afz. *poutre* ‚Stutenfüllen' zu nfz. *poutre* ‚Balken', wo also das altfranz. Wort nur mehr in einer übertragenen Bedeutung sich gehalten hat, ja wie Jud, *Arch. f. neu. Spr.* 120, 72 erklärt, vielleicht die neue Bedeutung der alten Konkurrenz gemacht und sie verdrängt hat.

Franz. *ouche*.

Der Artikel 6050 des REW lautet:
olca (gall.) „pflügbares Land".

Frz. *ouche*, prov. *olca*; bourn. *uč* „Hanffeld". (Die geographische Verbreitung des seit Gregor von Tours belegten Wortes spricht für gall. Herkunft.)

Da Meyer-Lübke[4]) den von A. Terracher in *Studier i modern språkvetenskap* IV, 257 über „*Aulica*, fz. *ouche*" veröffentlichten Artikel nicht diskutiert, soll auf ihn kurz eingegangen werden. Terrachers Etymologie *aulica[5]) zu lat. *aula* ‚Hof' wird in semantischer Beziehung durch die Definition des Dict. gén. s. v. *ouche* ‚terrain de qualité supérieure situé près de la maison et ordinairement cultivé en jardin', ferner durch die altfranz. und mittelat. Belege, in denen *ouche*, *olca* oft als neben einem Hause gelegen angegeben wird, weiters durch die Angabe der Karte *jardin* des *Atl. lingu.* im P. 529 (*uš* ‚pièce de terre près des maisons') und die Angaben für moderne Dialekte bei Godefroy s. v. *osche* 1., endlich durch Parallelfälle wie *courtil* ‚Hof > Garten' gestützt. Trotzdem ist in dem ältesten Beleg (Gregor v. Tours: *campus tellure fecundus, tales enim incolae olcas vocant*) und auch in anderen (*duas alias portiones terrae quas rustice olchas appellare consueverunt*) die Lage des Feldes (oder Gartens) in der Nähe des Hauses nicht angegeben, ja in einzelnen modernen Mundarten ist gerade diese Bedingung nicht erfüllt: Bridel gibt zwar *outxo* ‚chenevière près de la maison',

[4]) Über die Verbreitung des Wortes vgl. noch Streng ‚*Haus und Hof* S. 130 f. und Gerig, *Terminologie der Hanf- und Flachskultur* S. 10 (mit Anm.) In der Toponomastik führt *Olca* oft zum gleichen Resultat wie *Osca(ra)*, das meist ‚Fluß' und am ‚Fluß liegende Ortschaft' bedeutet (vgl. Lot in Mélanges D'Arbois de Jubainville S. 182/3, einen Artikel, auf den mich Dr. H. Mayer-Frankfurt a. M. hinweist), und *Uticum* (Quicherat, *De la formation française des anciens noms de lieu* S. 31 und Andersson in *Upsala Univ. Årsskrift* S. 81, der lieber von einem Femininum, also **Utica*, ausgehen möchte). Da Terracher auch ein *Ouche* (oder *Ouchette*) aus dem Dép. Nièvre anführt, ohne nähere Angabe, so kann ich nicht konstatieren, ob das von Lot a. a. O. und im selben Dép. (arr. Cosne, cant. La Charité, com. La Marche) erwähnte und auf *osca* zurückgeführte *Ouche* vorliegt. Das *Ouges* (*Olgea* a. 653) der Côtes-d'or führen Berthoud-Matruchot, *Noms de lieux habités du dép. d. l. Côte d'or* S. 194 auf ein *Olbia* zurück.

Beszards Ansicht (*Noms de lieux habités du Maine* S. 154 f., s. v. *L'Euche*): „*Olca*, qui se rencontre au moyen âge pour *ouche*, n'en est peut-être que la retraduction. On penserait au thème préromain *osco* ‚île, enclos'; les *ouches* sont souvent situées près des ruisseaux" läßt sich wegen des Alters der Belege für *osca* nicht halten und läuft auf eine Verwechselung von *olca* und *osca* hinaus. Dagegen ist das bei Levy belegte *osca* eine derartige ‚retraduction'.

[5]) Weniger bestimmt vermutet Jaccard, *Essai de toponymie* s. v. *Oche*, daß die a. 979 und 1008 belegte Form *olica* „sans doute par un rapprochement avec l'adj. *aulica*, qui dépend de *l'aula*" zustande gekommen sei.

aber auch ‚jardin potager qui n'est pas attenant à la maison' an. Vollständig scheitern muß aber diese Erklärung in lautlicher Beziehung. Das prov. *olca* (bei Levy, *Suppl.-Wb.* gut belegt: der betr. Text stammt aus *Archives de la Drôme*, 11. Jahrh.[6]) weist auf *o* und *lc*, nicht *au* und *-lic-*: könnte man auch für das *au* > *o* an Fälle wie *coda* > prov. *coza* erinnern, so läßt sich doch von einem **olica* nach Maßgabe von *clericum* > *clergue*, *collocare* > *colgar* nur ein prov. *olga*, wenn nicht nach *junica* > nprov. *junégo* ein prov. **ólega* (< neuprov. **olégo*). erwarten. Das *olicis*, das Beszard, *La langue des formules de Sens* S. 92, richtig = *olca* setzt, kann gegenüber der phonetischen Entwicklung des Provenz. nicht ins Gewicht fallen. Vielleicht könnte man noch erwähnen, daß *aula* ‚Hof' im Romanischen als Appellativ nicht geblieben ist, höchstens ist das *aula* in einer Urkunde Karls des Kahlen bei Ducange zu beachten, für die ital. Toponomastik vgl. Bianchi *Arch. glott.* IX 405 ff.

Durch Hoops' Aufsatz „*Felge* und *Falge*" (PBrB 37, 313) ist vielleicht ein Fortschritt in der Feststellung der Etymologie des Wortes *olca* möglich. Hoops führt nämlich altenglische Glossen an, wo *occa* [sic!] bald durch *furh*, bald durch *fealh* glossiert wird, und weist nach, daß dieses *occa* nicht, wie bisher angenommen wurde, das lat. Wort *occa* ‚Egge' sei und daß das interpretierende ae. Wort *fealh* folglich ebenfalls nicht ‚Egge' bedeutet, sondern daß das *occa* = unserem *olca* und *fealh* = dtsch. *felge* ‚Brachfeld' (bei Kluge *Felge* 2) ist. Somit ist ein gallolat. *olca* ‚Brachfeld' gesichert,[7]) das nun m. E. die gallische Entsprechung eines ae. *fealh* ne. *fallow* ‚Brachfeld', mhd. *valgen* ‚umackern' (germ. **falg-*) wäre. Ich weiß wohl, daß ich mich damit von Hoops Etymologie der germ. Wörter entfernen muß: Hoops schreibt nämlich S. 322: „Zupitza (Germ. Gutt. 132) und Walde (EWb s. v. porca) erblicken in ae. *fealh*, ne. *fallow* ‚Brachfeld' eine Nebenform

[6]) Prof. Levy teilt mir noch folgende prov. Belegstellen mit: *La quarta part de la tascha de la terra que es dejosta . . . e la quarta part. de la la tascha de l'oucha d'en W. Barnaut*, Cart. Richerluches S. 91, Z. 7 v. u. (ibidem noch 4 Belege auf S. 92 für die Form *oucha*), *Cum toto suo tenemento et duas ouchas et unum pradale . . . Dedi unum campum a la Garriga et unam oucham ad Fontem de Podio Adoart et olcham quam Bartolmeus habebat de me, et olcham sotz la Balma*, ibid. S. 103 Z. 1 und 20. Die *oulcha*-Form macht allerdings den Eindruck franz. Entlehnung.

[7]) Auch die S. 320 angeführte Glosse *occa—uuaso*, wo also *waso* ‚Rasen, Grasfläche' als Interpretation von *olca* steht, kann man vielleicht fürs Franz. verwerten: wenigstens finde ich im *Dictionnaire roman, walon, celtique et tudesque — par un religieux bénédictin de la congrégation de S. Vannes* (Bouillon 1777) neben dem *ouches*, „terre labourable", einen Artikel *osches, ou hoches, hochettes* ‚petits morceaux de gazons coupés en quarré, qu'on laisse sécher pendant l'été, qu'on brûle en automne, & dont on répand les cendres sur le terrain pour y semer du grain dans les renouvellements de culture ou les changements de semailles'.

mit *l* zu der Wurzel *perk-*, *pork-* von lat. *porca* ,Furche', ahd. *furh* dss., armen. *herk* ,frischgeackertes Brachland'. Sanders (Wb) und Wiedemann (BB 28, 21) weisen mit Recht auf das aus der einfachen Wz. *pol-* abgeleitete griech. πόλος hin, das einerseits ,Achse, Pol' . . ., anderseits das ,gepflügte, gestürzte Ackerland' bedeutet. Vielleicht darf man auch gal. *eilgheadh* ,levelling of a field for sowing, first ploughing' (Macbain, EDict. of the Gael. Langu. 139,[8]) heranziehen; es würde mit nhd. *falg*, ags. *fealg* ,Brachfeld' auf eine gemeinsame idg. Wurzel *pelgh-polgh-* ,wenden' (nicht *pelk-*, *polk-*) weisen, die im germ. als *felg-*, *falz-* erscheint und eine Erweiterung der einfachen Wz. *pel-*, *pol-* ,wenden, falten' darstellt." Bei dieser Etymologie scheitert allerdings jede Verbindungsmöglichkeit eines gallolat. *olca* mit einer keltischen Wurzel **pelgh-*, *polgh*. Nun ist aber die Existenz einer Wz. **pel* ,drehen, wenden' durchaus nicht eine von allen Indogermanisten angenommene Tatsache: Walde s. v. *poples* und *colo*, Boisacq s. v. πέλω und Brugmann, *Grundr.* I 589 stellen griech. πόλος ,umgepflügtes Land' zu lt. *colo*, nehmen also ein indogerm. **quel-* ,drehen' an, zu dem selbstverständlich weder Hoops' gäl. *eilgheadh* noch mein gallolat. *olca* gestellt werden dürften. Über dieses Wort hat Prof. Pedersen die liebe Freundlichkeit, mir folgendes mitzuteilen: „Um schott. gäl. *eilgheadh* brauchen Sie sich gewiß nicht zu kümmern. Auf eine Wurzel **pelgh-* geht das Wort unter keinen Umständen zurück; zwischen dem schottischen *l* und dem schottischen *gh* muß unbedingt ein Vokal ausgefallen sein; daraus folgt dann weiter, daß die Beurteilung des etymologischen Wertes des schott. *gh* ganz unsicher bleibt; man würde unter Umständen berechtigt sein, es auf ein altes *ch* zurückzuführen. Ich glaube allerdings nicht, daß man damit das Richtige treffen würde, denn auf mich macht das Wort unbedingt den Eindruck eines regelmäßigen Infinitivs

[8]) Macbain sagt wörtlich, wie mir Kollege Pokorny mitteilt: „cf. Irish *eillgheadh* ,burial' to which Stokes cfs. Umbrian *pelsatu*, gr. θάπτειν, *pelsans*, sepeliundus. H. Maclean compared the Basque *elge* ,field'." De Azkue bucht für das bask. Wort die Bedeutungen 1. ,champ cultivé', 2. ,vert (fruit)', 3. ,borné, d'intelligence médiocre', 4. ,plat, uni'. (Beleg *etselgerik ez*, *emüts etsea* ,sans terrain adjacent, maison dénuée de possessions') Schuchardt, den ich über die Möglichkeit einer Verbindung mit *olca* befragte, antwortet: „*Elge* gehört der Soule an (sowie der nordwestl. daranstoßenden Landschaft Mixe) und hat schwerlich etwas mit dem bizk. *elge* ,grün' zu tun. Azkue hätte wohl unter 4. keine neue Bed. für das Wort ansetzen sollen; denn *etselge* ist Substantiv, bedeutet ,Grundstück am Haus' (beiläufig gesagt, verstehe ich seine Übersetzung von *emüts* nicht, wenigstens gibt er unter diesem Wort eine andere Bed. [,journalier, salarié, prolétaire'] an). *Elge* passt dem Sinn nach trefflich zu *olca*. Lautgesetzlich läßt es sich freilich nicht beweisen . . . . Sichere Fälle von Wechsel zwischen *e* und *o* kann ich Ihnen geben, aber sie beweisen nichts für unsern Fall." Eine gallische *e*-Stufe ohne weiteres für das bask. Wort anzunehmen, ist wohl ebenso gewagt, wie Entlehnung aus einem span. *huelga*.

von einem denominativen Verbum, das von *eile*, air. *aile* ‚ein anderer' (lat. *alius*) abgeleiet wäre und also ursprünglich etwa ‚Umänderung' (‚Umänderung des Grasfeldes in ein Brachfeld') bedeuten würde." Damit ist ein näherer keltischer Verwandter für gallolat. *olca* (und natürlich auch für germ. *falg-*) aus dem Wege geschafft. Folgen wir also Zupitza-Waldes Etymologie der germ. Wörter (vgl. noch russ. *polosá* ‚Strich, Streich, Klinge, Abteilung eines Feldes'), so ergibt sich in *olca* eine schöne gallische Entsprechung eines idg. *polk-*.[9] Sollte dieses **polk-* eine Erweiterung der Wz. **pal* ‚Falten' sein, so wären bei Stokes S. 41 keltische Vertreter der Wz. zu finden. Sowie also *(p)rica* ‚Furche' = *prko-* im Galloroman. (frz. *raie*) erhalten ist, so ein **(p)olka* ‚Brachfeld' in fz. *ouche*. So hätte des REW (übrigens schon des Dict. gén.[10]) Annahme gallischer Abstammung das Richtige getroffen. Der Fall, daß von einer anderen indogermanischen Sprache aus ein gallisches Wort erschlossen wird, ist nicht alleinstehend: Meyer-Lübke REW 4877 erschließt aus lit. *lanka* ein gallisches **lanca* ‚Flußbett'.

Ich möchte noch einige pyrenäische Wörter hinzufügen, die zu *olca* gehören: vor allem ptg. *olga* ‚Rain, Strich Landes, der sich zum Hanfbau eignet' (Mich.), trasm. ‚planicie entre siteiros' (Candido de Figueiredo), für das schon Cortesão, *Subsidios para um diccionário completo* s. v. *olga* als Etymon angibt „de b. lat. *oleca (> oliga > ol'ga)?*" Das Wort wird im *Elucidario* in zwei gesonderten Artikeln gebucht: „I. Leira, belga, coirella, capaz de produzir linho, canimo. Ainda hoje senão esqueceo este nome nas visinhanças, e mésmo na villa de Moncorvo, onde jà era usado no seculo XIV" und ‚II. Porção de terra lavradia, rota, e capaz de dar fructo, cercada de cebes, ou vallados, e que no espaco de um dia se podia cavar, lavrar, gradar, e semear. Na baixa latinidade se disse *Holca*, *Olca*, *Olqua*, *Ochia*, *Olcha*, *Olchia*, *Oschia*, *Oscha*, *Osca*, *Oska*, *Hochia*, e *Ouchia*." Durch den Hinweis auf die im REW und bei Gerig für franz. Dialekte belegte Bedeutung ‚Hanffeld' erweist sich von selbst *olca* I als unter einen Artikel mit *olca* II gehörig. Interessant ist bei letzterm die Erhaltung der urspr. Bedeutung von *olca* ‚Brachfeld'. Sollte

[9]) Pokorny bemerkt, *olca* könne außer auf idg. ** (p)olk(h)a* auch auf ** (p)olg(h)a* zurückgehen, da gallisch sporadisch Media nach *r*, *l* zur Tenuis verhärtet wird (*Alpes*, *arcanto* neben *arganto*, *carpentum* neben *carbanto*): in diesem Falle könnte man also Doppelformen *olca*—*olga* annehmen, die fz. *ouche-ouge*, aprov. *olca*-ptg. *olga* erklären könnten. Obwohl nun Hoops fürs Germanische ebenfalls ein *polgh-* annimmt, so könnte doch nach dem Obengesagten keine Wz. **pel-* ‚wenden' angesetzt werden.

[10]) Streng, der a. a. O. diese Bemerkung des Dict. gén. wiederholt, fügt hinzu „(vgl. Thurneysen S. 108)": aber in Thurneysens *Keltoromanisches* wird nur über den möglicherweise keltischen Ursprung des afz. *osche* ‚Kerbe' gehandelt!

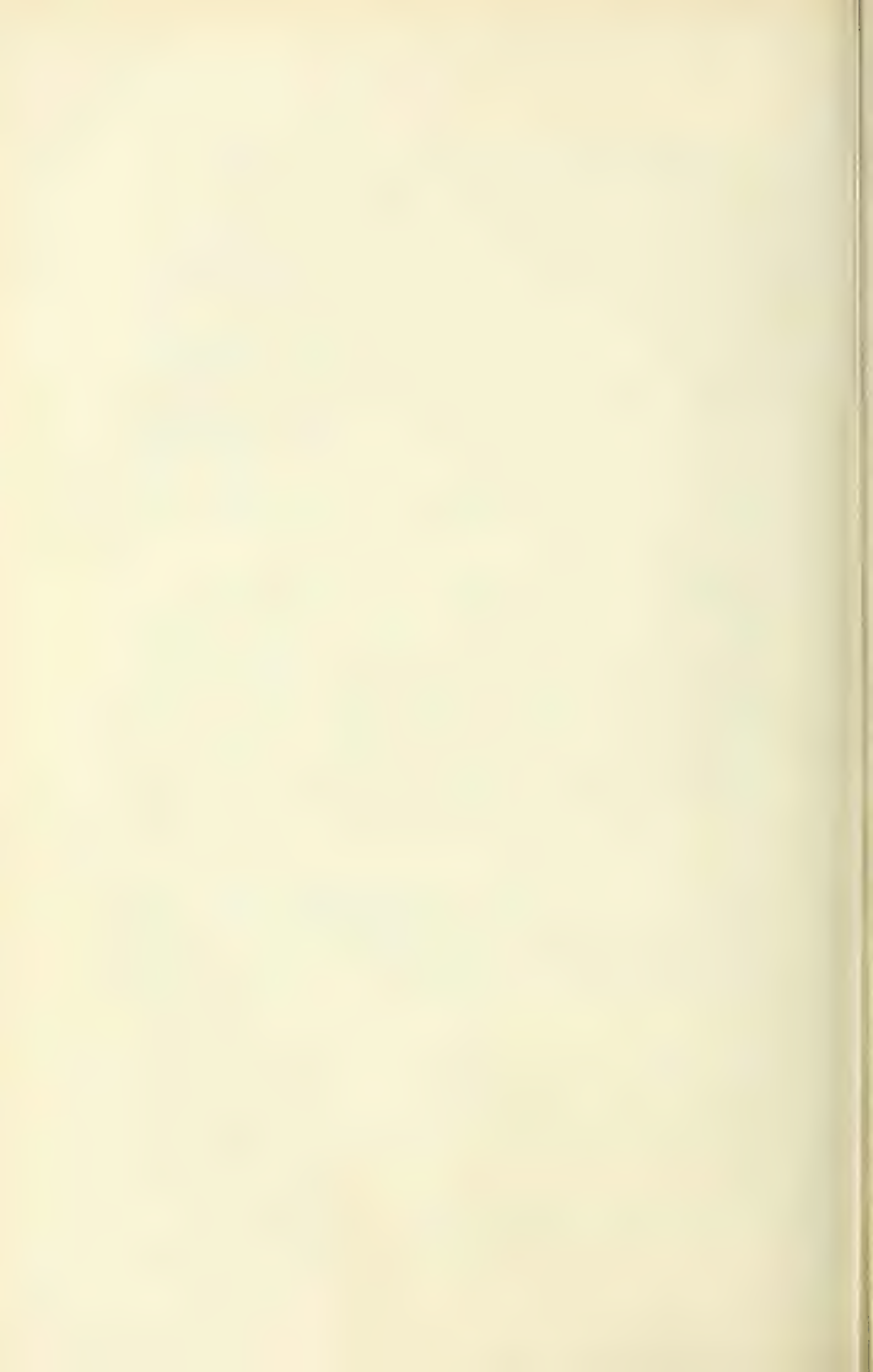
das Wort erbwörtlich entwickelt sein, so könnte wegen lt. *au* > ptg. *ou*, *oi* ein *olga* höchstens von **olica* (nicht von *aul'ca*) ausgehen. Ob nun als Etymon Beszard's *olica* und die ja zweifellos mögliche Entwicklungsreihe Cortesãos oder Entlehnung aus dem Prov. oder aus afz. *oge* (cf. portg. *charrua* ‚Pflug' aus fz. *charrue*) angenommen werden soll, muß ich unentschieden lassen. *C* < *g* hätte sich vielleicht auch wie in *musgo*, *visgo* (Gr. Gr. I^{2} 990 entwickelt.

Span. *huelga* bedeutet I. ‚Ruhe, Erholung von der Arbeit' II. ‚Brache, Ruhe, die man einem Acker verstattet, Zeit, während welcher man den Acker brachliegen läßt': wenn nun auch ptg. *fol(e)ga* und astur. *fuelga* nur die erste Bedeutung haben, so daß man span. *huelga* ‚Brache' mit ptg. *olga* ‚Brachfeld' zusammenstellen und damit einen entscheidenden Beweis für *ǫ*, nicht *ọ* (= *au*) für *olca* gewinnen könnte, so wage ich dennoch nicht, II von I zu trennen: auch bedeutet ja span. *huelga* nur ‚Zeit des Brachliegens', nicht ‚Brachfeld'. Demnach verbliebe für I und II die Etymologie lt. *follicare*.

Man könnte für ptg. *olga* auch an die bei Ducange reichlich belegten *oglata*-Formen denken, aber in jedem Fall, ob nun die Etymologie *aulica* oder gall. *(p)olka* ist, fällt die Metathesis auf. Ich möchte nun aber darauf hinweisen, daß *oglata* nicht bedeutungsgleich mit *olca* sein muß, wie Ducange meint: man beachte, daß z. B. im *Chartularium Sancti Victoris Massiliensis* zweimal *olca* im Sinn von ‚Feld, Landgut' vorkommt, während *oglatis*, *asclatis*, *uglatis* geschrieben wird; allerdings steht dies neben *garricis* (= neuprov. *garrigo*, altprov. *garriga* ‚lande'), vgl. I S. 46, 49, II S. 4, 32, wie das obige prov. Beispiel: ich vermute aber vorläufig, daß es sich um ein ganz anderes Wort handelt.

Nachtrag: Ich bemerke, daß Kluge im Januarheft 1916 von PBrB die Etymologie vlt. *olca* = gall. *(p)olkā* = deutsch *Felge* ganz kurz andeutet, während mein Artikel im Dezember 1914 Prof. Behrens übersaudt wurde. Das Zusammentreffen mit dem verehrten Altmeister ist mir ein Verbürg der Richtigkeit meiner Aufstellung.

Wien. LEO SPITZER.



Zeitschrift

für

französische Sprache und Litteratur

begründet von

Dr. G. Kœrting und **Dr. E. Koschwitz**
Professor a. d. Universität z. Kiel weil. Professor a. d. Univers. z. Königsberg i. Pr.

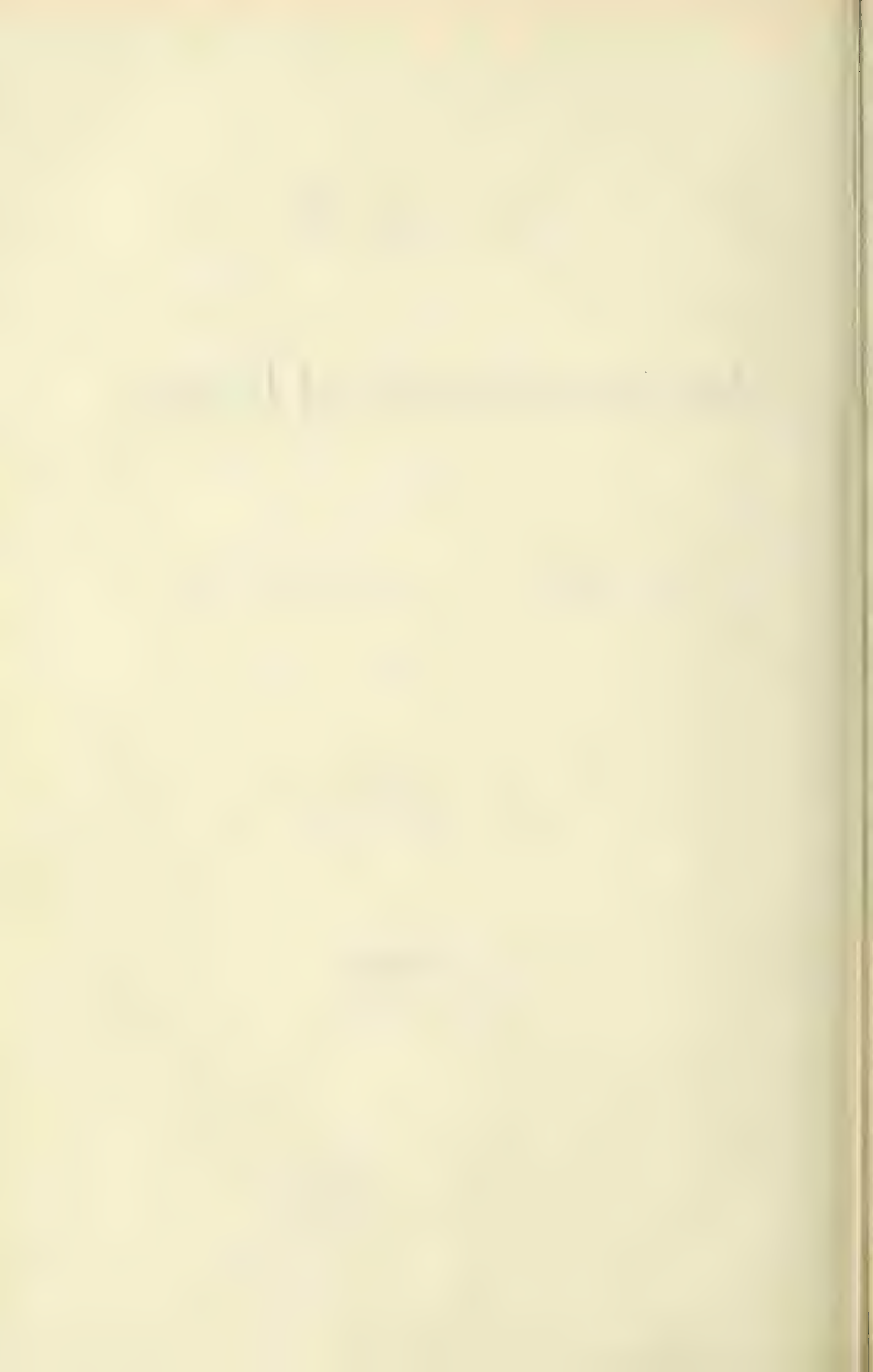
herausgegeben

von

Dr. D. Behrens,
Professor an der Universität zu Giessen.

Band XLIV.
Referate und Rezensionen.

Chemnitz und Leipzig.
Verlag von Wilhelm Gronau.
1917.



INHALT.

Referate und Rezensionen.

Referate und Rezensionen.

Salow, K. *Sprachgeographische Untersuchungen über den östlichen Teil des katalanisch-provenzalischen Grenzgebietes.* Halle a. S. 1912. 307 S. 8⁰.

Die Arbeit zerfällt äußerlich in zwei, innerlich in drei Teile: eine auf Aufnahmen an Ort und Stelle gestützte Untersuchung über die Sprachgrenze, eine auch durch Belege aus alten Texten erweiterte Darstellung der Entwicklung der beiden Mundarten und eine Untersuchung über die geschichtlichen Gründe der Sprachverschiedenheit.

Der erste Teil macht den Eindruck großer Genauigkeit und Zuverläßigkeit. Bei der Sammlung des Wortstoffes ist der französische Sprachatlas zugrunde gelegt, was durchaus zu billigen ist. Allerdings hätte man, wie sich unten noch zeigen wird, öfter weiteres Material gewünscht. Gilliéron gibt auffälligerweise ein für die Lautgeschichte so wichtiges Wort wie *locus* nur in der Zusammensetzung *milieu*, was nach keiner Seite ausreicht, und Salow hat weder das eine noch das andere.

Die Anlage ist die übliche; beim Vokalismus durch strenge Scheidung von betonten und unbetonten Vokalen, bei letzteren nach der Stellung wissenschaftliche, das Zusammengehörige im ganzen zusammenfassende, bei den Konsonanten die äußerliche, weitläufige, den Einblick in das Eigenartige verhüllende alphabetische Darstellung. Wenn das in Handbüchern für Anfänger sich vielleicht rechtfertigen läßt, so sollte man doch endlich in Untersuchungen, die nur der Ausgebildete in die Hand nimmt, damit brechen. Und noch ein anderes scheint mir für alle derartigen Arbeiten wünschenswert. Es ist selbstverständlich, daß hüben und drüben die Mehrzahl der Erscheinungen nicht Eigentümlichkeiten der betreffenden Mundarten sind, daß also vielerlei gesagt wird, was als ganz selbstverständlich überflüssig ist, die Erkenntnis des Eigenartigen erschwert und das Buch unnötigerweise anschwellen läßt. Also z. B. daß *i* in Vortonsilbe bleibt, in *quiritare* gefallen ist, versteht sich doch von selbst; weder die Frage nach der Sprachgrenze noch unsere Kenntnisse des weiteren oder des engeren Provenzalischen oder Katalanischen

wird dadurch irgendwie gefördert. Der ganze § 22, der mehr als eine Seite umfaßt, hätte auf die fünf Zeilen über *sibilare* und *primarius* beschränkt werden können. Das letztere Wort lautet im Prov. *premyé*, im Katal. *primé*. Zu ersterem bemerkt der Verf.: „man erklärt das *e* durch Einfluß des *m*". Ich möchte wieder einmal fragen, wer dieser „man" ist und wie eine derartige Wirkung des *m* erklärt, bezw. durch welche Parallelen sie gestützt wird.

Daß bei der Sammlung des Wortmaterials sehr häufig andere Wörter gegeben werden als man erwartet, ist selbstverständlich, und daß der Verf. diese Verschiedenheiten des Wortschatzes nun auch mitteilt, ist nur in der Ordnung. Aber dem Lautforscher wie dem Wortforscher wäre mehr gedient, wenn diese Abweichungen in die Anmerkungen verwiesen würden, nicht mitten im Texte stünden, wo sie den Zusammenhang stören und leicht übersehen werden.

Das alles sollen natürlich nicht Vorwürfe sondern Ratschläge für weitere ähnliche Arbeiten sein.

Im folgenden möchte ich nun zunächst einige Einzelprobleme besprechen, die ich anders als der Verf. glaube lösen zu müssen.

Im Katalanischen wird *ęi* zu *i*, *ǫi* zu *u*, wobei noch der Unterschied besteht, daß *vell (veclu) e* behält, *ull (oclu)* dagegen den Einfluß des Palatals zeigt. Etwas lakonisch heißt es S. 23, daß „*e* mit dem aus dem Palatal entstandenen *i* sich zu dem Diphthongen *ei* verband und weiter zu *i* entwickelte", und S. 33 „*ǫ* wurde unter Einfluß des folgenden Palatals immer geschlossener gesprochen und ergab schließlich *u*". Auch Krüger hatte sich ähnlich geäußert RDRom. III, 160, 169. Das wesentliche ist, wie auch Saroïhandy GG. I, 852 hervorhebt, daß *ẹi* zu *e* wird, wie denn auch *cuixa* aus *coxa* und *boix* aus *buxu* einander gegenüberstehen. Man muß also erklären, warum das *ǫ*, wenn es vor *i* immer geschlossener geworden ist, nicht mit dem alten *ọ* zusammenfiel. Ich hatte Rom. Gramm. I, § 153; 193 als Grundlage einen Triphthongen *iei*, *uoi* angesetzt. Salow nimmt darauf überhaupt keine Rücksicht, Krüger sagt, ich stehe mit meiner Auffassung allein, Mussafia lehne eine Diphthongierung des *ę* ab, Fabra setze *peitu* > *pit* an. Aber Fabra gibt keine Erklärung und Mussafias Bemerkung stammt aus dem Jahre 1876, d. h. aus einer Zeit, wo man überhaupt noch zu viel mit der Feststellung der Tatsachen zu tun hatte, als daß man sich stark mit Erklärungen abgegeben hätte. Später hätte Mussafia, soweit ich sein wissenschaftliches Denken kenne, sich über *llit* usw. anders ausgedrückt, als er es damals getan hat. Daß *ęi*, *ǫi* zu Triphthongen werden, auch wenn sonst freies oder gedecktes *ę*, *ǫ* bleiben, wissen wir aus nord- und südfranzösischen, aus norditalienischen und aus rätoromanischen Mundarten, so daß grundsätzlich gegen ein urkatal. *iei*, *uoi* nichts einzuwenden ist. Daß aber, wo *ai* und *ei* zu *e*, *au* zu *o* wird, auch die Triphthonge zusammengezogen werden,

ist selbstverständlich, wobei nur noch unentschieden bleibt, ob mit einer Betonung *íei*, *úoi* oder mit der Angleichung eines betonten *e* an das *i* zu rechnen ist. Wahrscheinlicher ist aus verschiedenen Gründen das erstere. Bleibt noch die Frage, weshalb *speclu* zu *spill*, *veclu* zu *vell* geworden ist. Der Gegensatz ist derselbe wie der zwischen span. *espejo* und *viejo*, das Problem also nicht speziell katalanisch.

Ein wesentlicher Unterschied zwischen den zwei Sprachgebieten besteht nun aber in der Entwicklung von *-arius*, *-aria*, *area*. Während nämlich im Katal. *-er*, *-era*, *era* sich in voller Übereinstimmung mit *fet* aus *factu* befinden und sich von *fira* aus *feria* trennen, stehen im Prov. *-ier*, *-iera*, *iera* auf der einen Seite, *fait* auf der andern. Leider fehlen die Vertreter von *area* bei Krüger wie bei Salow, aber der AL. hilft aus. Da finden wir denn ein östliches *yero* und ein westliches *eiro*-Gebiet, die im ganzen dem *lyeit*, *leit* entsprechen, dazwischen namentlich im Dep. Hérault und etwas westlich und nördlich *airo*. Die *ei*, *ye(i)*-Formen sind alt, Levy belegt beides SWB. II, 324. Wenn man nun weiter nicht nur die Vertreter von *habeo*, sondern auch die der I. Sing. Fut. Blatt 1401 vergleicht, so ergibt sich die Richtigkeit der von Schuchardt ZRPH. IV, 121, von mir ZRPh. IX, 239 und Rom. Gramm. I, § 237 ausgesprochenen Auffassung, daß im Provenzalischen altes *ai* anders behandelt wird als junges, nur müssen wir heute hinzufügen, daß aus vorläufig unbekannten Gründen sich das Dep. Hérault von dem übrigen Gebiete trennt. Nachträglich sind mancherlei Verschiebungen eingetreten, namentlich hat das Suffix schon frühzeitig in der *ier*-Form sich auch über das *aira*-Gebiet ausgedehnt. Danach ist also für fast ganz Südfrankreich mit *-ariu* auszukommen. Noch wäre zu erwähnen, daß manche alten Urkunden und Texte zwischen *-ier* und *-eira* scheiden, doch hat das wohl mit der primären Frage nichts zu tun.

Sehr merkwürdig sind die Formen von *gypsus*. Neben regelmäßigem aprov. *geis*, das nach Mistral auch heute die verbreitetste Form ist und auch einem Teil der Grenzmundarten eignet, zeigt das Katal. mit *guis* eine Form, die ebenso durch die Erhaltung des Velars wie durch den Vokal auffällt. Saroïhandy setzt *gupsus* an, woraus, nach *boix* aus *buxu* zu schließen, **goix* entstanden wäre. Für die weitere Entwicklung von *oi* zu *i* fehlen Parallelen, vgl. dagegen *goig*, *goixar*. Die Hauptschwierigkeit liegt darin, daß wir nicht wissen, ob das *i* altes *i* oder altes *iei* darstellt. Levy gibt aprov. *gẹis*, aber der Donat verzeichnet das Wort unter *ęis larc*, und damit stimmen die modernen Formen AL. 1030 und ital. *gęsso* überein, nur steht diesem *gęsso* außerhalb der Toskana *gẹsso* gegenüber (GG. I 669), vgl. auch siz. *yissu*, und auf *gipsu* beruhen b-manc. *že*, span. *yeso*, portug. *gesso*. Wie immer man nun prov. *ęi* rechtfertige, es bleibt die Möglichkeit, katal. *i* auf *iei* zurückzuführen, und es handelt sich nur noch um die Erklärung

des velaren Anlautes, den ich als ausschließlich katalanisch bezeichnen möchte, da die wenigen nprov. *geis*, auf die Grenz-Mundarten beschränkt, wohl durch katal. *guis* beeinflußt sind. Für das *g* bietet sich nun entweder bask *gisu*, worin eine Entlehnung aus dem Katal. zu sehen, der auslautende Vokal hindert, oder das Arabische, das neben *ǵes* auch *kebs* kennt.

Ungenügend sind die vokalischen Auslautgesetze behandelt. S. 64 wird gelehrt: „durch span. *hierro* beeinflußt ist *ferrum*, V, RA. *feru*, RB, F, P, T, SWN *fer*, nr. 39, 58, 59 *fere*". Dazu die Anm.: „1259 heißt es *fferre*". In Tat und Wahrheit liegt die Sache so, daß im Katal. wie im ganzen östlichen Provenzalischen nach *rr* der Auslaut bleibt und nun im neueren Katal. nach dem Geschlecht des Wortes als *a* oder *o* erscheint, vgl. *ferro*, *torra*, *carro*, dann das Plur. tant. *anderris* (ZRPh. XXX, 422). Daß Salow und auch Krüger das übersehen haben, ist um so bedauerlicher, als die Grenze zwischen dem westprov. *fer-* und dem ostprov. *ferre*-Gebiet gerade in das Dep. Aude fällt, das Katal. hier mit dem Osten, nicht mit dem Westen geht.[1])

In dem *u* von *creure* möchte der Verf. ähnlich wie Ollerich nicht lautliche Entwicklung sondern Anlehnung an 3. Sing. *creu* sehen S. 89. Das eine scheinbar für *i* sprechende Beispiel ist allerdings unrichtig beurteilt, nämlich *cadira* aus *cathedra*. Da in *petra* und *petrus* das *e* unverändert bleibt: prov. *peira*, *peire*, so folgt daraus, daß nur *i* aus *c*, nicht *i* aus *t* das *e* beeinflußt. Wenn nun *cathedra* als prov. *cadieira*, katal. *cadira* erscheint, so wird man sagen müssen, es sei der seltene Ausgang *-eira* durch den häufigen *-ieira*, *-ira* ersetzt worden. Aber das bei Raymon Lull noch vorkommende *consiurar* läßt sich nur lautlich erklären, Wenn ihm nun *cayre* aus *quadrum* gegenübersteht, so scheint sich daraus zu ergeben, daß *der* sich anders entwickelt als *dr*. Vollends unnötig ist die Annahme analogischer Umbildung bei *coure* aus *cocere*, vgl. außer dem vom Verf. selber angeführten *maurar* aus *macerare* noch *ciuró* „Erbse" und *uró* „Ahorn".

Ganz mangelhaft ist eine wichtige Gruppe behandelt: *g'* oder *d'*, d. h. die Vertreter von *-ge*, *diu-*, *-ju*, *-giu*. Für *g* fehlen sie überhaupt und doch waren *lege* und *rege* überall anzutreffende Wörter, für *d'* wird *hodie* gewählt, das doch vielfach eine Sonderstellung einnimmt, nicht *radius* oder *podium* oder *medius*, auch **desedium* hätte erwähnt werden sollen: kurz, es fehlt nicht in der Sprache, sondern nur in der Sammelliste des Verf. an Beispielen.

Bemerkenswert sind die Vertreter von *aucellu*. Während *auca* regelrecht als *auka*, *oka* erscheint (vgl. Rom. Gramm. I § 433), lautet *aucellu* in der Mehrzahl der neuprov. Mundarten *auzel*, und entsprechend schreibt auch Levy für die alte Sprache *auzel*. Aber Salow hat auf dem von ihm untersuchten Gebiet

---

[1]) Was S. 198 über *ferre* gesagt wird, ist ganz schief.

ausel, *usel* gehört und aus dem AL. ersieht man, daß der Westen Südfrankreichs *auzel*, der Osten *ausel* spricht. Die Grenze fällt in das Dep. Aude, das Katalanische geht mit dem Osten.

Ebenfalls ein kleines Problem bietet *arbor*. Neben *aubre*, das auf das alte, weitverbreitete *albore* zurückgeht (vgl. jetzt Merlo Bollett. soc. fil. Rom. IV, 21), steht auf dem untersuchten Gebiete *aibre*, das auf franz. Boden fast ganz Ariège und das westliche Aude umfaßt. Die Erklärung *ai* aus *au* lehnt der Verf. mit Recht ab. Würde es sich um prov. Entwicklung handeln, so könnte man an die Dissimilation *r-r* zu *s-r*[2]) und den üblichen Übergang von *s* vor stimmhaften Konsonanten zu *i* denken. Aber für das Katal. geht das nicht. Ich gebe denen, die Katal. zu hören in der Lage sind, folgendes zu erwägen. Nicht nur das vokalische *r*, sondern auch das vorkonsonantische hat vielfach einen vokalischen Beiklang. So ist mein *r* *u*-haltig, der Name *Vrba* würde von jemand, dem die Gruppe *vrb* so fremd ist, daß er in der Mitte einen Vokal hören zu müssen glaubt, *Vurba* geschrieben. Ich habe aber in Wien vielfach *Virba* gehört, und meine Kinder haben in ihren Anfängen deutlich *Stoirch* gesprochen, wofür ich dann die Quelle bei dem aus Mödling bei Wien stammenden, übrigens sonst mit den Kindern das Schriftdeutsch der gebildeten Wiener sprechenden Kindermädchen fand. Wenn nun das *r* dieser Gegend ebenfasll *i*-haltig ist, so versteht man, daß bei der Dissimilation *i* übrig blieb.

Ich übergehe manches andere, übergehe die Formlehre und den lexikalischen Anhang und wende mich dem historischen Abschnitt zu. Der Verf. faßt die Ergebnisse S. 301 folgendermaßen zusammen: „Roussillon wurde durch eine vorkeltische Bevölkerung bewohnt, die auch nach Eindringen der Kelten in diese Gegenden sich behauptete, und deren Stammesgrenze — an einem Punkte jedenfalls genau (Salses) — sich mit der heutigen Sprachgrenze deckte. Die Selbständigkeit dieses in Roussillon sitzenden Stammes den nördlichen gegenüber findet in der Römerzeit dadurch ihren Ausdruck, daß sein Gebiet von der colonia Narbo Martius abgetrennt und zu einer eigenen colonia gemacht wurde. Aus der so entstandenen, dann aber wieder untergegangenen colonia Ruscino entsteht im Laufe des 6. Jahrhunderts ein eigenes Bistum. Die Nordgrenze dieses Bistums ist mit der Sprachgrenze von heute identisch, nur an einem Punkt zeigt sich ein Abweichen. Die auf dem Gebiete dieses Bistums entstehenden Grafschaften fallen an ihrem Nordrand mit der Sprachgrenze

[2]) Die Unkenntnis dieser von Salvioni ZRPh. XXII, 480 und später mehrfach belegten, auch dial. frz. *üstri* Brennessel erklärenden Erscheinung ließ Jud ASNSp. 127, 127 schreiben, „veltl. *azmari*, mondov. *azmar* und march. *azmario* (REW 652) für *arm.* müssen verschrieben sein", während die Formen zu Recht bestehen, s. Flechia A. gl. Ital. VIII, 328 und Salvioni a. a. O.

zusammen." Die Untersuchung ist mit großer Umsicht, mit Berücksichtung aller zur Verfügung stehenden historischen Hilfsmittel geführt, auch unter Hinzuziehung der Ortsnamen, bewegt sich aber naturgemäß auf sehr schwankendem Boden. Namentlich was die Scheidung zwischen Kelten, Iberern, Ligurern, Iberoligurern betrifft, so ist es nicht möglich, zu ganz reinlichen Resultaten zu kommen. Nur ein paar Einzelheiten. Wenn die Urkunde vom Jahr 833, die den Ortsnamen *Sirisidum* enthält, nicht eine viel jüngere Abschrift ist, ist seine Zusammenstellung mit *vicus Ceretus*, heute *Ceret* ganz ausgeschlossen. Nicht nur das *s* macht Schwierigkeit, sondern auch der Wortausgang, da ein *-isidu* zu *-esde*, *-eide*, nicht schon im 9. Jahrhundert zu *-et* geworden wäre. Man wird also dieses *Sirisidum* auf sich beruhen lassen, darf aber auch nicht mit solcher Sicherheit, wie es S. tut, sagen, es sei keltisch, nicht iberisch. Wir haben vorläufig gar keinen Anhaltspunkt, diese Frage zu entscheiden: daß sich in der reichen gallischen Toponomastik nichts findet, was sich damit vergleichen ließe, spricht nicht gerade für gallische Herkunft. Auch aus der Reihe iberischer Namen S. 227 ist einiges zu streichen. Es ist ja einfach, *Llech* mit bask. *leku* „Ort" zusammenszutellen, aber „Ort" ist nicht ein Wort, das so ohne weiteres als Ortsname auftritt, *Llar* soll zu bask. *larre* „Weide" gehören, aber dann müßte es doch *Llarre* lauten; daß *Illa* auf lat. *insula* beruhen kann (bask. *ili* „Stadt" hätte eher **ile* ergeben), sagt der Verf. selbst, und auch *Arelate* fügt sich leichter in die gallischen oder die ligurischen als in die iberisch-baskischen Namentypen, vgl. Gröhler, Ursprung und Bedeutung der Frz. ON. I, 313. Noch gegen eine andere Bemerkung ist Einspruch zu erheben. S. 231 liest man: „Auf ein sehr hohes Alter der Sprachgrenze weist namentlich der Unterschied von *u* und *ü*, wo der Wandel von *u* zu *ü* nach Suchier schon im 4. Jahrhundert eintrat". Das sagt nun freilich Suchier nicht, vielmehr schließt er, weil *ü* zu einer Zeit eintrat, wo die lat. Vokalquantität noch intakt war (soll wohl heißen, wo auch in gedeckter Stellung die alten Längen noch geblieben waren), kann es nicht später eingetreten sein als im 4. Jahrhundert (GG. I 729). Man mag zweifeln, ob dieser Schluß gerechtfertigt ist, ob darin nicht wieder die Verwechselung von Quantität und Qualität vorliegt, aber wenn man sich Suchiers Auffassung zu eigen macht, daß *ü* gallischen Ursprungs sei, so muß man sagen, es sei so alt als überhaupt die Romanisierung von Galliern und damit also wesentlich älter als das 4. Jahrhundert. Folgendes scheint sich mir zu ergeben. Die Grenze zwischen Katalanisch und Provenzalisch entspricht einer uralten Völkergrenze, die vermutlich ihren Grund in natürlichen, heute nicht mehr zu erkennenden Verkehrsschwierigkeiten hatte. Diese Grenze ist geblieben, ist als gegebene vielfach zur administrativen gemacht worden, und wenn sie zeitweilig aufgehoben wurde, so hat diese Aufhebung nie so lange gedauert,

daß das Zusammengehörigkeitsgefühl der beiderseitigen Volksgenossenschaften ein anderes geworden wäre, so daß bald wieder die alte Einteilung geschaffen wurde. Es sind also ähnliche Verhältnisse, wie ich sie in großen Zügen für Italien annehme (Zeit 1903, 90). Eine andere schwierige Frage, die der Verf. aufwirft, ist die, ob die Katalanen von Roussillon aus dem Süden erst eingewandert seien. Er verneint sie mit Recht, doch kann eine bestimmte Antwort erst im Zusammenhang mit der Geschichte des Katalanischen überhaupt gegeben werden. Das eine steht fest, daß, von der *u-ü*-Frage abgesehen, das Kat. in seinem ganzen Charakter mit dem Prov. zusammengeht und, wo es sich hauptsächlich von ihm unterscheidet, nicht zum Spanischen paßt. Einen stärkeren spanischen Einfluß zeigt nur der Wortschatz, und da ist bemerkenswert, daß auch Unregelmäßigkeiten wie das S. 3 genannte *vell* oder *nou*, das wie span. *nuez* sich von *beu*, span. *voz* trennt, zusammengehen. Aber wenn man nicht nur die Auswahl des AL. zugrunde legt und außerdem die ältere Sprache berücksichtigt, so steht auch lexikalisch das Katal. dem Prov. näher als dem Spanischen.

Bonn. W. Meyer-Lübke.

Quellen und Untersuchungen zur lateinischen Philologie des Mittelalters. Begründet von Ludwig Traube, herausgegeben von Paul Lehmann, 5. Band, 1. Heft: Paul Lehmann, *Vom Mittelalter und von der lateinischen Philologie des Mittelalters*, 25 S. — Goswin Frenken, *Die Exempla des Jacob von Vitry*, V und 154 S. München 1914. C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung, Oskar Beck. 8,50 M.

Sammlung mittellateinischer Texte. herausgegeben von Alfons Hilka, Heft 9: *Die Exempla aus den Sermones feriales und communes des Jakob von Vitry*, herausgegeben von Joseph Greven. Heidelberg 1914, Carl Winters Universitätsbuchhandlung. 1,60 M.

Von den vier Predigtsammlungen des Jakob von Vitry, die uns bekannt sind, sind zwei mit Exempla ausgestattet, die *Sermones vulgares* und die *Sermones communes*. Dazu kommen noch in mehreren Handschriften Sammlungen von *Exempla Jacobi de Vitriaco*, die zum Teil jenen beiden Serien von Predigten entnommen sind, zum Teil anderer, bisher noch nicht bestimmter Herkunft sind. Die Exempla der *Sermones vulgares* hat Crane (London 1890) herausgegeben, die der zweiten Predigtsammlung haben zu gleicher Zeit eine doppelte Bearbeitung, die unabhängig voneinander ist, gefunden. Erhalten ist diese Sammlung von

Predigten in vier Handschriften, die sich in Brüssel (2), Lüttich und Brügge befinden. Die Verwandtschaft dieser Handschriften ist so eng, — zum Teil sind es nur Abschriften nach der noch erhaltenen Vorlage — daß im wesentlichen nur der Abdruck einer Handschrift in Betracht kommt. So ist denn der Text in den beiden Ausgaben ziemlich gleichwertig. Es werden lediglich die Exempla geboten; doch gibt Greven jeweils noch ein Stückchen des Predigttextes, soweit er sich auf das Exemplum bezieht; dies ist gewiß zu billigen. Außerdem fügt Greven noch die in den Handschriften stehenden Überschriften der einzelnen Exempla bei, was Frenken unterlassen hat. Von der doppelten Absicht, diesen Text zu edieren, haben die Herausgeber erst erfahren, als der Druck beider Arbeiten schon weit vorgeschritten war. Man kann das aus ökonomischen Gründen bedauern, wohl auch aus wissenschaftlichen, da bei der geschilderten handschriftlichen Grundlage wenigstens für eine genügende Textedition e i n Editor wohl ausreichte, wenn er gewissenhaft kopierte. Beide Gelehrten haben die Korrekturbogen ausgetauscht und so ihre Arbeit nochmals kontrollieren können, wofür das mit Bogen 8 abbrechende Druckfehlerverzeichnis bei Frenken Zeugnis ablegt: dies Verzeichnis beweist zugleich, daß Frenkens Ausgabe durch dieses nachträgliche Kontrollieren nicht unwesentlich verbessert wurde und daß seine Handschriftenkopien nicht ganz fehlerfrei waren.

In den eigenen Beigaben zum Text unterscheiden sich beide Herausgeber sehr voneinander. In Grevens Ausgabe wird eine knappe Einleitung vorausgeschickt, die alles zur Einführung nötige enthält. Darin wird auch eine Ausgabe der andern *Exempla* des Jacobus versprochen, zu welcher aber auch die Handschriftennachweise zu benutzen sind, die Frenken S. 24 gibt. In den Anmerkungen finden sich bei Greven kurze erklärende Angaben und gelegentliche Hinweise auf parallele Erzählungen, außerdem enthält das Heft Namen-, Wörter- und Sachenverzeichnis.

Reicher in den Beigaben ist die Ausgabe von F r e n k e n , da er (S. 3—87) umfangreiche Untersuchungen vorausschickt. Zunächst spricht er über die Geschichte der Anwendung von *exempla*, die mit der griechischen Rhetorik beginnt und durch das Mittel der römischen rhetorischen Technik in die christliche Literatur einläuft. Wenn Frenken einen scharfen Unterschied zwischen *exemplum* und *similitudo* macht, so ist zu bemerken, daß wenigstens die a n t i k e Rhetorik, so Cicero, diese Unterscheidung nicht kennt, und daß z. B. Tacitus in seinem Agricola (Kap. 46, 6), der in der Anlage nach derselben Technik wie der Agesilaos des Xenephon aufgebaut ist, das Wort *similitudo* an derselben Stelle und in demselben Sinn gebraucht wie Xenophon das Wort παράδειγμα. Freilich wurde mit παράδειγμα, *simi-*

litudo, *exemplum* in der antiken Rhetorik, aber auch von christlichen Rhetoren noch etwas anderes bezeichnet, als was wir jetzt *Exempel* im engeren Sinn nennen. Weiterhin handelt Fr. über Leben und Werke des Jacobus und geht dann (S. 24 bis 67) auf die Quellenfrage für die *Exempla* des Jacobus überhaupt und die *Exempla* in den *Sermones communes* im speziellen ein; vgl. dazu auch Greven p. *XII* und Grevens und Frenkens Bemerkungen jedesmal unter dem Text. Als Hauptquellen weist Fr. nach die Vitae patrum, einen Auszug aus Barlaam und Josaphat, einige andere Heiligenviten, Ambrosius und die Dialoge des Gregorius, daneben steht die mündliche Tradition. Als Vermittler orientalischer Tradition an den Westen scheint Jacobus nur in ganz geringem Maße in Betracht zu kommen. In einem weiteren Abschnitt (S. 67—87) bespricht Fr. das Nachleben der *Exempla* in der deutschen Predigt (Geiler von Kaisersberg und Abraham a Sancta Clara) und in der Profanliteratur, wobei natürlich nicht die Nachwirkung eines jeden einzelnen Exempels verfolgt wird.

Die Arbeit Frenkens ist in Traubes *Quellen und Untersuchungen* erschienen, die jetzt nach dem Tode des Meisters von seinem Schüler Paul Lehmann herausgegeben werden. Lehmann eröffnet die unter seiner Leitung erscheinende Reihe mit einem zum Teil programmatischen Aufsatz, in welchem er über Name und Begriff des Mittelalters, *medium aevum*, und über die Geschichte der Erforschung des Mittelalters handelt. Dabei stellt er fest, daß das Wort *medius* zur Charakteristik jener Zeit bereits dem 15. Jahrhundert nicht ganz fremd war. So weist er die Bezeichnung *media tempestas* in einem Nachruf des Johannes Andrea an Nikolaus Cusanus in seiner Apuleiusausgabe von 1469 nach; spätere Zeugnisse werden mancherlei angeführt. Doch erst längere Zeit nachher wird das Wort bei der systematischen Einteilung der Geschichte verwendet, so von Gisbert Voetius um 1640. Als dann Georg Horn um 1667 und nach ihm Cellarius dem Begriff allgemeine Bedeutung verschafften, haben sie nur dem bereits über zwei Jahrhunderte alten Namen seinen dauernden Platz in der Universalhistorie angewiesen. Dann geht Lehmann auf die ältere Geschichte der wissenschaftlichen Erforschung des Mittelalters ein, die in der italienischen Renaissance beginnt, aber erst durch die deutschen Humanisten weiter gefördert wird. Ein kurzer Überblick führt uns dann ins 19. Jahrhundert zur festen Begründung der neuen Disziplin und zu Ludwig Traube. Wenn Lehmann hier auch Theologen nennt wie Harnack und klassische Philologen wie Lachmann und Mommsen, so beweist dies, wie eng die Entwicklung der einzelnen historischen Wissenschaften Hand in Hand ging. Denn die neutestamentliche Theologie und die klassische Philologie haben eine ähnliche Ent-

wicklung durchgemacht, eine Entwicklung von der normativ und absolut betrachtenden Anschauung zur Zeit der Reformation und des Humanismus, bei denen hier das Dogma von der Klassizität, dort das Dogma vom isolierten Kanon in unbedingter Geltung war, bis zur relativ würdigenden Geschichtswissenschaft, wie es die klassische Philologie und bei vielen Forschern auch die neutestamentliche Theologie heute ist. Der Wendepunkt dieser Entwicklung liegt in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, und das Zusammentreffen ist beachtenswert, daß in denselben Jahren 1835 und 1836 die beiden Bände des Lebens Jesu von D. F. Strauss und der erste Band von Droysens Geschichte des Hellenismus erschien; vier Jahre vorher war Lachmanns philologische Ausgabe des Neuen Testaments herausgekommen und zu derselben Zeit begann Tischendorf mit der großen Materialsammlung für seine textkritischen Arbeiten am Neuen Testament. Nun betrachtete man das gesamte klassische Altertum historisch und wandte sich nicht mehr vornehm von der Zeit nach Alexander dem Großen ab und auch das Neue Testament sah man als ein Literaturprodukt der römischen Kaiserzeit an im historischen Sinn. Und dieser historische Sinn hat auch vor der lateinischen Literatur des Mittelalters nicht Halt gemacht, sondern eine neue Disziplin geschaffen, deren Vorbedingungen recht eigentlich auch in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts geboren wurden.

Marburg (z. Zt. Bühl i. B.) Friedr. Pfister.

Reynaud, L. *Histoire générale de l'influence française en Allemange.* Paris, Hachette 1914. 8⁰. VIII, 554 S.

Reynaud schreibt ein großes Buch „*les origines de l'influence française en Allemagne*; *étude sur l'histoire comparée de la civilisation en Françe et en Allemagne pendant la période précourtoise* (850—1150). I. *l'offensive politique et sociale de la France*“. Der zweite Band soll „*l'offensive littéraire et artistique de la Françe*“ behandeln. Der vorliegende stattliche Band ist aus der allgemeinen Einleitung dieses Werkes hervorgegangen und bietet eine Übersicht über die ganze Bewegung, die schon in der keltischen Zeit beginnt und immer noch andauert. Der Verfasser hat sich eine dankbare Aufgabe erwählt, zu deren Lösung er sich aufs gründlichste vorbereitet erweist. Er läßt die Tatsachen reden, die hier in gewaltiger Fülle vorgetragen werden. Im ersten Abschnitt hören wir von den Kelten, die als die Erzieher der Germanen auf staatlichem, wirtschaftlichem, gesellschaftlichem und militärischem Gebiet erscheinen. Sogar die Religion und Dichtkunst der Germanen zeigt keltische Einflüsse. Die Zeugnisse hierfür ergeben sich vornehmlich aus dem Wortschatz. Im zweiten Abschnitt werden die galloromischen Einwirkungen geschildert. Die deutschen

Stämme stehen unter der Vorherrschaft Frankreichs und beziehen auch die römischen Bestandteile ihrer Bildung hauptsächlich durch fränkische Vermittlung. Der dritte Abschnitt behandelt den ersten Höhepunkt der französischen Einflüsse im 12. und 13. Jahrhundert. Mit der von Cluny ausgehenden Erneuerung des kirchlichen Lebens beginnt die geistige Bewegung, aus der sich allmählich auch das höfische Ideal entwickelt. Daß die ritterlich-höfische Kultur Deutschlands völlig auf französischer Grundlage beruht, ist allbekannt. Besonders die Dichtung ist eigentlich nur eine Übernahme französischer Vorlagen. Im Verhältnis zur ganzen Frage ist es von untergeordneter Bedeutung, ob wir Kristian oder Guiot als Wolframs Vorlage annehmen. Reynaud hält noch an Guiot fest, wobei freilich die gerade von Wolfram ausgehende Richtung, die sich in der Erfindung und Gestaltung des Stoffes freier und selbständiger betätigt, verkannt wird. Die bürgerliche Zeit des 14. und 15. Jahrhunderts, der das vierte Kapitel gewidmet ist, entzieht sich dem französischen Einfluß am meisten; die Literatur ist aber auch formlos und realistisch, sie entbehrt des altgewohnten Zuchtmeisters. Das 16. Jahrhundert spaltet mit der Reformation Deutschland in zwei Hälften, der protestantischen gehört die Zukunft. In politischer Hinsicht ist das Aufkommen des preußischen Staates das wichtigste Ereignis. Reynaud zeigt, wie auch hier sowohl im Zeitalter des Großen Kurfürsten wie Friedrichs des Großen die französischen Einflüsse von entscheidender Bedeutung sind. Das 17. und 18. Jahrhundert ist der zweite Höhepunkt der französischen Vorherrschaft. Mit Recht führt der Verfasser Lamprechts Ausspruch an: „der französische Einfluß ging über die bloße Einfuhr vereinzelter Kulturelemente hinaus und erreichte schließlich fast die volle Aufnahme seiner Bildungsideale". Das sechste Kapitel ist überschrieben: „*l'effort définitif de la civilisation allemande vers l'émancipation et l'aide de la Françe dissidente*". Mit Sturm und Drang erwacht im Anschluß an Preußens politische Entwicklung das Streben nach Selbständigkeit. Die Romantiker trachten ebenfalls danach, Deutschland von Frankreich unabhängig zu machen. Das Ziel ist eine auch in ihren Grundlagen deutsche Kultur an Stelle der bisher allein vorhandenen bloß nachgeahmten oder entlehnten. Die Wissenschaft unterstützte dieses Streben nach Unabhängigkeit. Reynaud beweist, daß die Mittel zur Befreiung des deutschen Geistes, ja sogar die allmählich erwachende Vaterlandsliebe teilweise ebenfalls französischen Anregungen entnommen wurden: „*la Françe fournit à l'Allemagne les armes au moyen desquelles celle-ci la vaincra*". Mit besonderer Betonung hebt der Verfasser die Rückkehr zum französischen Ideal hervor, die sich teilweise in der abgeklärten Reife der Weimarer Periode unsrer klassischen Meister vollzog. Trotz aller Anstrengungen bleibt auch das 19. Jahrhundert noch im Banne Frankreichs, so namentlich auf politischem Gebiete die

revolutionäre Bewegung von 1848. Alle deutschen Siege haben dem Modewesen nur vorübergehend gesteuert. Die Deutschen verfallen immer wieder in äußerliche Nachahmung des Fremdwesens, aber insofern ist ein Fortschritt zu erkennen, als auch die deutsche Eigenart in Kunst und Kultur immer mächtiger und bewußter hervortritt. Mit dem Zeitalter der deutschen Klassiker war das Ziel einer großen deutschen Kunst aufgestellt. Dabei waren Irr- und Abwege, ja völlige Rückfälle nicht zu vermeiden. Aber es sind auch Siege zu verzeichnen, die im bisherigen Lauf der deutschen Kulturentwicklung unerhört erscheinen. Im letzten Abschnitt sucht Reynaud nach den Gründen der Abhängigkeit Deutschlands von Frankreich. Er findet sie im verschiedenen Volkscharakter. Die geistige Bewegung in Frankreich vollzieht sich in öfterem schnellen Wechsel vernunftsmäßig, logisch, der Einzelne ordnet sich unter und arbeitet am Ganzen. Der Deutsche aber ist individuell, er sucht sich eigene Wege, er ist langsam, beharrt bei altüberkommener Überlieferung und beugt sich willig fremden Einflüssen.

Die Tatsachen, die Reynaud vorführt, sind nicht neu, wohl aber die eindrucksvolle Zusammenfassung der gewaltigen Stoffmasse, die geschickte Gliederung und die daraus gezogene Schlußfolgerung. Die Darstellung ist mitunter einseitig, sie nimmt den französischen Einfluß grundlegend, wo er nur eine Anregung neben vielen andern bleibt. So ist die Behauptung auf S. 431, Goethes Werther sei eine direkte Nachahmung der *Nouvelle Heloïse*, „*qui lui a fourni son héros, son intrigue, ses sentiments les plus charactéristiques, son style et sa forme extérieur elle-même*" doch stark übertrieben. Ebenso darf die deutsche Wissenschaft nicht bloß als eine Entlehnung und Fortsetzung der französischen angesehen werden. Diez ist der Begründer der romanischen, J. Grimm der germanischen Philologie. Die französichen Gelehrten wie Fauriel und la Curne de Sainte-Palaye oder gar Mallet und Tressan können kaum als die Anreger, geschweige denn als die Vorläufer gelten. Auch Luther bleibt trotz allen seinen Vorläufern eben doch der Reformator, dessen kraftvoller Persönlichkeit es vorbehalten war, zu erfüllen, was andere vor ihm mehr oder weniger klar und bestimmt wollten. An zwei Stellen, S. 160 und 528, erwähnt Reynaud flüchtig die großen und mächtigen Persönlichkeiten, die das Geheimnis Deutschlands seien. Und gerade in diesen führenden Geistern und Meistern bewährt sich die volle Eigenart der deutschen Kultur. Hierzu stimmt auch die Beobachtung Reynauds, daß alle tiefgreifenden Neuerungen in Frankreich von unten her aus dem Gesamtwillen des Volkes wachsen, während sie in Deutschland von oben her, von den Führern nicht ohne anfänglichen Widerspruch des Volkes durchgesetzt werden. Reynaud zählt sehr genau und vollständig alle französischen Einflüsse auf, die seit Urzeiten bis zur Gegenwart in Deutschland

nachweislich sind. Aber nun gilt es auch hervorzuheben, was aus diesen Anregungen, die wir dankbar anerkennen, in Deutschland Eignes und Neues erwuchs. Der mechanischen Aufzählung der Entlehnungen muß die Darstellung ihrer Umbildung und Verarbeitung zur Seite treten. In der höfischen Zeit des Mittelalters ist z. B. die Aneignung der klassischen Dichtungen des Kristian von Troyes und des Trouvere Thomas durch Hartmann von Aue und Gottfried von Straßburg vorzüglich gelungen; Wolfram und seine Schule trachten, nicht immer mit Glück, nach selbständiger Erfindung, also nach Unabhängigkeit von Vorlagen. Obwohl die französische Dichtung des 17. und 18. Jahrhunderts in Form und Inhalt hochentwickelt ist, bleiben die deutschen Nachahmungen weit dahinter zurück. Das Verhältnis ist mithin anders als in der höfischen Zeit. Dagegen folgt diesen wertlosen deutschen Nachahmungen die deutsche klassische Dichtung. Schillers Worte, daß uns der Franke zwar nicht Muster, wohl aber Führer zum Besseren werden solle, enthalten das für alle Zeit richtigste Urteil über das Verhältnis zwischen französischer und deutscher Kunst und Kultur. Wir erkennen gern und dankbar die aus der Fremde überkommenen Anregungen an, aber schlagen auch eigne Bahnen ein, auf denen wir unter glücklichen Umständen die Vorbilder weit überflügeln.

Reynauds Buch ist gut geschrieben und übersichtlich angeordnet. Ein bibliographischer Anhang verzeichnet die wichtigste Literatur, ein ausführliches Inhaltsverzeichnis faßt den Gedankengang der einzelnen Abschnitte kurz zusammen. Leider aber fehlt ein Namen- und Sachregister.

Rostock, im September 1914. W. Golther.

Hopkins, Annette Brown. The Influence of Wace on the Arthurian Romances of Crestien de Troies [Doktor-Dissertation der University of Chicago]. Menasha, Wis. U. S. A. 1913.

Daß Galfrid von Monmouths Historia regum Britanniae auf die französischen Arthurromane einen Einfluß ausübte, ist schon seit langem bekannt. Da jenes Werk in französischen Übersetzungen zugänglich war, wird wohl niemand der Meinung gewesen sein, daß die französischen Arthurromandichter, deren Gelehrsamkeit im allgemeinen sehr gering war, auf das lateinische Original zurückgriffen. Man sprach von Galfrids Einfluß, weil die Bruts, von Kleinigkeiten abgesehen, eben doch sein Werk sind, und weil man nicht wußte und auch in den meisten Fällen nicht wissen konnte und kann, welche unter den verschiedenen Übersetzungen benutzt wurde. Schon im 12. Jahrhundert gab es nämlich mindestens fünf französische Übersetzungen

der Historia, die vier von G. Paris, *Manuel* § 54 aufgezählten,[1]) und die dort fehlende wahrscheinlich etwas freie Übersetzung eines gewissen Martin, die vermutlich einen etwas romantischen und Chanson-de-geste-artigen Charakter hatte und vielleicht mit der Tiradenübersetzung, von der Fragmente erhalten sind, identisch ist (ich kenne von denselben nur die von Leroux de Lincy mitgeteilten Verse; über Martins Brut vgl. diese Zs. Bd. 29 p. 60—61, Bd. 30 p. 182—4, Bd. 31 p. 242, Bd. 36[2] p. 55, 203—4, Bd. 40[2] p. 56 und Sommer, *Vulgate Version* I p. XXI, XXII.) Leider ist nun die arthurische Partie der Historia uns nur in Waces Übersetzung und z. T. in den noch unvollständig publizierten Fragmenten der Tiradenversion erhalten. Wird man unter diesen Umständen leicht bestimmen können, welche Übersetzung im einzelnen Fall benutzt wurde, wenn nicht der Name des Übersetzers angeführt wird? Der Name Wace wird in keinem Arthurroman erwähnt, es sei denn vielleicht im Prolog des späten Prosaromans Guiron le courtois (hgb. in Hucher, *Saint Graal* I p. 156 ff.), und auch hier nur irrtümlich und ohne Kenntnis: Als Übersetzer des angeblich lateinischen *livre du Bret* werden in chronologischer Reihenfolge genannt *Messires Luces de Gau*, *Gasse li blons qui parenz fu le roi Henri*, *Gautiers Map*, *Robers de Borron.* G. Paris (*Merlin Huth* I p. XXXIII) vermutet, *Gasse li blons* sei der bekannte Wace, *dont le nom était vaguement connu* (Für König Heinrich schrieb Wace den Roman de Rou). Von Robert de Borron wird ausdrücklich Martin als Gewährsmann bezeichnet.[2]) Es ist also zweifellos, daß Wace nicht nur nicht der einzige Übersetzer war, der von den Arthurromandichtern benutzt werden k o n n t e , sondern auch nicht der einzige war, der von ihnen benutzt w u r d e. Unter diesen Umständen ist bei Untersuchungen, welche Waces Einfluß auf die Arthurromane nachweisen wollen, größte Vorsicht geboten. Nur die Übereinstimmung mit unursprünglichen Stellen in Wace, mit Zusätzen, mit dem charakteristischen Wortlaute, mit Entstellungen von Namen kann eventuell etwas beweisen; aber auch in diesen Fällen muß dann die Möglichkeit z u f ä l l i g e r Übereinstimmung ausgeschlossen sein. Als besondere Schwierigkeit kommt noch hin-

[1]) Vgl. auch Fletcher, *Arthurian Materials in Chronicles*, p. 143 f.

[2]) Sommer (l. c.) nennt den betr. Passus *interpolated*, aber ohne irgendein Argument anzuführen. Ich wüßte nicht, was sich gegen die Ursprünglichkeit des in mehreren französischen Hss., in der holländischen Übersetzung, in der englischen Prosaübersetzung und — wie ich jetzt hinzufügen kann — in Lovelichs Übersetzung (v. 1670 ff.: *The Story of Brwttes book . . . which that Martyn de Bewre translated*) überlieferten Passus vorbringen ließe, es sei denn, daß er bis jetzt nur in Texten nachgewiesen wurde, die auch die pseudohistorische Merlinfortsetzung enthalten. Es ist ja denkbar, daß er von dem Verfasser der letztern in die Übersetzung von Roberts Text interpoliert wurde. Aber für Robert selbst (vgl. namentlich die Mort Artu) müssen wir jedenfalls auch einen andern Brut als Waces, als Quelle postulieren (cf. l. c.l.

zu, daß wir nicht wissen können, ob nicht die spätern Übersetzer außer dem Original auch ihre Vorgänger benutzt haben. Können wir sicher sein, daß, was uns z. B. Wace Neues (gegenüber dem Original) bietet, nicht z. T. auch schon bei Gaimar vorhanden war, daß Martin sich nicht auch an Wace angelehnt hat?[3]) G. Paris (l. c. p. XI, XII, XVII) glaubte, immerhin in Erwägung der Tatsache, daß auch andere Übersetzungen existierten, in Roberts Merlin Eigentümlichkeiten von Waces Übersetzung zu erkennen; aber seine Argumente haben keine Beweiskraft; und jetzt kennen wir Texte von Roberts Merlin, welche Martin als Gewährsmann nennen. Daß von dem Tristandichter Thomas Waces Brut (oder dann ein durch Wace beeinflußter Brut) benutzt wurde, darf als ziemlich gesichert gelten; Novati (*Studj di fil. rom.* II, 1887), Lot (*Rom.* 27 p. 42—3), Bédier (Tristan II p. 99, besonders auch I p. 82) haben dies richtig erkannt.[4]) Verf. aber hat es an der nötigen Vorsicht ganz fehlen lassen. Sie, die so viel Elementares vorzubringen hat, sagt kein Wort davon, daß es außer Wace noch andere Übersetzer der Historia gab, von einer gelegentlichen Anmerkung abgesehen, welche beweist, daß sie von dem Martin-Passus Kenntnis hatte (p. 71 n. 56). Sie verweist darin auf Sommers oben erwähntes Werk, p. XXII, wo doch die Bemerkung: *We no longer possess this „Brut" which was apparently later than Wace's and which was known to Chrestien de Troye* [sic!] *as is evident from his „Chevalier au Lyon" and from several passages in his Conte del Graal and Li Romans de la Charrete*[5]) entweder Zustimmung oder Widerspruch hätte hervorrufen sollen. Verf. sagt allerdings (p. 9): *there is not a single parallel between Crestien and Wace, where, when the facts are identical as stated by Geoffrey, Wace and Crestien, the Champagne poet has not taken Wace's details in addition to the facts. These details are in most cases altogether absent from the Historia.* Wenn sie davon überzeugt ist, so hätte sie aber auch sollen den Leser dieser Überzeugung teilhaftig werden lassen, indem sie entweder auch die Parallel-

---

[3]) Derartige Mischungen kamen zweifellos vor; vgl. z. B. was Kölbing, *Arthour and Merlin* p. CXXV ff. über die von ihm herausgegebene Merlinversion sagt, was Wülker und Imelmann über die Quellen Layamons vermuten (Imelmann, *Layamon, Versuch über seine Quellen*, Berlin 1906, p. 18, 97 ff.). Wülker postuliert eine zweite Quelle neben Wace, Imelmann eine „Kompilation aus Gaimar und Wace". Fletcher (l. c. p. 144) spricht von *a possible connection* [der Tiradenversion] *with Wace.*

[4]) Verf. (p. 1) nennt nur Bédier. Dieser hat in seinen Hauptwerken, *Fabliaux, Tristan* und *Légendes épiques*, die Ideen anderer (gute und schlechte) wiederholt, entwickelt, übertrieben, vulgarisiert etc.; aber merkwürdigerweise gilt immer er als der große Entdecker und Revolutionär, und nicht bloß bei Laien.

[5]) Für mich ist dies einstweilen nicht *evident*, und ich kann mir auch nicht recht denken, worauf sich Sommer stützen mag. Nach Sommers Vorstellung war Martins Brut wohl mehr Roman als Übersetzung.

stellen aus der Historia zitiert oder die Abweichungen Waces durch den Druck kenntlich gemacht oder besonders erwähnt hätte. So muß nun der skeptische Leser, wenn er sich für die Frage interessiert, diese zeitraubende Arbeit selbst besorgen. Man wird auch in Zukunft besser tun, von Galfrids (indirektem) Einfluß auf die Arthurromane zu sprechen, wo man nicht sicher feststellen kann, welcher unter den Übersetzern in Betracht kommt.

Ebenso wenig wie mit der Möglichkeit, daß ein anderer Übersetzer als Wace in Betracht kommen könnte, wird mit der Möglichkeit, daß Chrétiens Romane nicht die ersten Arthurromane waren, gerechnet. Dies ist aber nicht nur eine Möglichkeit, sondern sogar eine erwiesene Tatsache, wenn schon gewisse Forscher, die, bevor sie erwiesen worden war, das Gegenteil behauptet hatten, ihre Ansicht auch heute noch nicht aufgeben wollen. Die große Gauvainkompilation des Bleheri, die aus einer größern Anzahl kleinerer und größerer Arthurromane besteht, muß in den Jahren 1152—1154 entstanden sein, wie ich in dieser Zs. 31[2] p. 150 ff. bewiesen habe (J. L. Weston nahm eine noch viel frühere Abfassungszeit an; eine spätere ist absolut ausgeschlossen). Diese Kompilation ist nicht eigentlich verloren gegangen; es sind uns noch sehr umfangreiche Fragmente derselben in Bearbeitungen erhalten, von denen diejenige Gauchers die Vorlage z. T. sehr sklavisch reproduziert zu haben scheint. Die Romane in Bleheris Kompilation sehen altertümlicher aus als die Chrétiens, sind aber in Bezug auf Technik, geographische Angaben etc. kaum von jenen verschieden. Und daß die Arthurromane noch viel älter sind, bis ins 11. Jahrhundert zurückreichen, scheinen italienische Dokumente zu beweisen. Wenn nun z. B. Carlion als Arthurs Residenz aus Galfrid stammt, muß man dann annehmen, daß für jeden Roman, der diesen Zug aufweist, wieder Galfrids Historia (in Übersetzung) benutzt wurde? Natürlich können eine ganze Anzahl von Zügen, zumal die häufig belegten, schon vor Chrétien der französischen literarischen Tradition angehört haben, auch wenn sie ursprünglich aus Galfrid stammten. Ob sie dann gerade aus Wace entlehnt wurden, läßt sich natürlich nicht mehr ermitteln. Schon Bleheri konnte Wace noch nicht benutzen; er mag sich der Übersetzung Gaimars (verfaßt gegen 1145) bedient haben; als diese noch nicht existierte, wandte man sich vielleicht an das Original. Es ist wahrscheinlich, daß Galfrids Historia sofort Aufsehen erregte und einen Einfluß auf die Arthurromane ausübte. Nicht Wace, sondern Galfrid gebührt der Preis.

Wenn man sich zur Aufgabe setzt, den Einfluß eines Autors auf einen andern nachzuweisen, so ist die Gefahr groß, daß man alles, was der Jüngere mit dem Ältern gemein hat, und wenn es noch so belanglos oder selbstverständlich ist, als Entlehnung deutet. Dieser Gefahr ist Verf. nicht ausgewichen; im Gegenteil zeichnet sich ihre Arbeit dadurch aus, daß eine Menge von

Dingen an den Haaren herbeigezogen werden. Verf. mußte sich um so eher mit Zwängerei abgeben, als der wirkliche Einfluß der Historia auf Chrétien auffallend gering ist; denn von dem Einfluß, der auf sämtliche Arthurromane ausgeübt wurde, muß man absehen, weil er vorchristianisch war und durch die französische literarische Tradition weitergeleitet wurde.

Die Romane *Erec*, *Cligés*, *Lancelot*, *Yvain*, *Perceval*[6]) wurden mit Rücksicht auf die folgenden Gesichtspunkte mit Wace verglichen: *Episodes*, *Characters*, *Geography*, *Romantic Background*, *Social and Moral ideas* (p. 18)[7]).

Im Erec sollen die Schilderung von Erecs Vermählung und

[6]) *Guillaume d'Angleterre* wurde nicht berücksichtigt, teils weil es kein Arthurroman sei, teils weil Chrétien nicht sicher der Verfasser sei (p. 1). M. E. wären dies gerade Gründe gewesen, um ihn ebenfalls zu prüfen. Das Material in Cligés ist, soweit nicht aus Galfrid stammend, auch nicht arthurisch, und Imitationen mit Änderung von Namen, wie sie Verf. annimmt, wären auch in Guillaume möglich gewesen, ebenso der Einfluß der Social und Moral Ideas. Eine Prüfung des Guillaume in seinem Verhältnis zu Wace hätte unter Umständen ein Kriterium liefern können zur Lösung der Verfasserfrage.

[7]) Verf. verfiel auf die ganz wunderliche Idee, in ihren Zitaten aus dem Brut, da die von Le Roux de Lincy herausgegebene Hs. *contains a variety of dialectal forms* (p. 5, n. 22), normannische Formen (nach dem Muster von Warnkes Ausgabe der Lais der Marie de France) einzusetzen. Glaubte sie wohl, daß ihre Leser die Zitate sonst nicht gut verstanden hätten, oder sollte dieses Exerzitium zu eigenem Nutz und Frommen sein (Wenn es sich um eine kritische Ausgabe eines Textes handelte, so wäre gegen eine Uniformierung natürlich nichts einzuwenden)? In diesem Falle kann man aber sagen: *Si tacuisses, philosophus mansisses*; denn die Uniformierung ist gewiß keine Glanzleistung: Da wurde *Iloc* zu *Ilues* (p. 8), *sa* zu *se* (p. 19), *hasart* zu *hazart* (p. 20), *botellerie* erhielt ein zweites *t*; *chrestiane soll* normannisch für *crestiane* sein; auch *douze*, *ou* (< *aut)*, *bon*, *bonne*, *orgoillus* (neben *orguil*), *enprandrei*, *teces*, *gaiant* haben auf die Warnkesche Uniform verzichten müssen; auf derselben Seite (p. 68) stehen *siue* und *soe* friedlich nebeneinander. *Artus* ist Accusativ (p. 82, 68). In der Ausgabe findet man die Verse: *Chascuns del geu s'antremetoient Dont entremetre se savoit* (10 811 f.); Verf. „korrigiert" das richtige *savoit* in *saveient*, anstatt das andere Verb in den Singular zu setzen. S. 37 wurde *s'in* beibehalten (anstatt *si'n!*). Ohne Cedille schreibt sie *chancuns*, *lancoënt*, dafür aber *Françeis*, *Gloeçestre* p. 125, 130. Wenn man den ursprünglichen Dialekt rekonstruieren will, sollte man auch die Verse mit zu viel oder zu wenig Silben emendieren. S. 19 finden sich 7 unrichtige Verse. S. 68 bekam *fierté* ein Trema, trotzdem die Silbenzahl richtig war! Die schreckliche neufranzösische Accentsetzung des Herausgebers hat Verf. in der Regel pietätvoll bewahrt und auf ihre normannischen Formen übertragen. Konsequent verfuhr sie zwar nicht: *disnitez*, *curunez*, *escorchiees* etc. neben *finéz*, *chantéz*, *asséz* etc. Während *féist*, *éust* etc. in *fëist*, *ëust* etc. geändert wurden, blieben *légaz*, *prélaz*, *départir*, *frère* etc. etc. zur Augenweide erhalten. Verf. weiß offenbar nicht, daß die Akzente im Nfrz. den Klang des *e* bezeichnen sollen, im Afrz. aber die Klangunterschiede nicht die gleichen waren. Was ich hier anführte, ist nur eine Auswahl. Die Leser werden mit mir der Ansicht sein, daß Verf. besser getan hätte, die Überlieferung in Ruhe zu lassen. Dafür hätte sie die Akzente weglassen dürfen. Ich zitiere im folgenden lieber nach der Ausgabe selbst.

die von Erecs Krönung Imitationen der Schilderung von Arthurs Krönung bei Wace sein. Roman und Chronik sollen in 19 Zügen (p. 23—26; die Unterabteilungen habe ich mitgezählt, da sie ebenso wichtig sind wie die Hauptabteilungen)[8]) übereinstimmen. Diese 19 Übereinstimmungen wurden aber nur dadurch erreicht, daß *Erec-Wedding* (EW) und *Erec-Coronation* (EC) (die durch fast 5000 Verse getrennt sind) addiert wurden. Erec-Wedding weist nur 9, Erec-Coronation 15 von jenen Übereinstimmungen auf. Übereinstimmung Nr. 4 (Hauptabteilung), „*A list of the guests*" mag zeigen, wie willkürlich Verf. verfuhr. Wace bietet allerdings eine sehr lange Liste von Namen der Gäste (dieselben wie in Galfrid), ebenso EW; aber in EC heißt es einfach: *Ne vos sai dire ne retraire Qui fu chascuns ne com ot non* (6568—9), und nachher: *De mainte diverse contree I ot contes et dus et rois* (6644 ff) und dann werden einige Länder genannt; aber kein einziger Name eines Gastes wird angegeben. Trotzdem figuriert auch EC bei Übereinstimmung Nr. 4. Übereinstimmung 8 b lautet: *The guests are seated according to rank*; so ist es zwar im Brut (10 737 ff.); der Zug fehlt in EW; dagegen wird auf EC 6832 ff. verwiesen, allerdings mit der Bemerkung: *Rank not clearly indicated.* In Wirklichkeit ist hier gar nichts von einer Rangordnung beim Sitzen der Gäste erwähnt; es heißt nur: König Artus habe Erec neben Enide sitzen lassen, und es handelt sich nicht um das Sitzen bei der Mahlzeit. Man sieht, daß Verf. nach dem Rezept: „Reim dich oder ich friß dich" verfährt. Verf. hat es für nötig gefunden, auch Chroniken, welche Vermählungs- und Krönungsfeiern beschreiben, zu Rate zu ziehen (nach Schultz' Angaben). Es ergab sich, daß fast alle jene Übereinstimmungen auch da zu belegen sind. Sie mußte daher die Möglichkeit zugeben, daß Chrétien (und natürlich auch Wace resp. Galfrid) *is simply reflecting the customs of the day.* Es blieben ihr nur noch 4 Züge, die nach ihrer Ansicht durch Chrétien aus dem Brut entlehnt wurden (p. 30—31). Zunächst ist zu betonen, daß Chrétien diese 4 Züge getrennt haben müßte: 1 und 2 finden sich nur in EW, 3 und 4 nur in EC; sie fallen daher nicht leicht auf.

1. *The names of certain guests.* Die gemeinsamen Namen sollen *Gauvain, Yvain (son of Urien), Kay the Seneschal, Bedver the Butler, Aguisiaus King of Scotland* sein (p. 31). Auf *Gauvain* will sie nicht insistieren, da er zu Chrétiens Zeit *independent of chronicle influence* schon berühmt geworden sein könne (sehr wahrscheinlich, da man schon 60 Jahre früher in Italien Kindern den Namen *Galvano* gab und da bereits Bleheri eine große Gauvainkompilation verfaßt hatte!)[9]). Aber *Yvain . . . probably owes his*

---

[8]) Man könnte auch sagen: da die Hauptabteilungen nicht wichtiger sind als die Unterabteilungen.

[9]) In der Tiradenversion der Hs. Harl. 1605 (12. Jahrh.; vgl. Wendeburg, Über die Bearbeitungen von Gottfried von Monmouths

reputation to Wace. Die Begründung dieser Behauptung soll p. 99 zu finden sein. Dort wird darauf aufmerksam gemacht, daß, während Galfrid den *Eventus filius Uriani*, Nachfolger des *Anguselus rex Scotiae*, nur einmal erwähnt, Wace ihn auch in den Katalog der Gäste bei Arthurs Krönungsfest einführte; sie bemerkt dazu: *it is probable that Wace knew more of Yvain than he discovered in Geoffrey's history*: dann müßte also Yvain schon vor Wace berühmt gewesen sein. Was Yvains Verwandtschaft mit Urien betrifft, so hält sie es für wahrscheinlich, daß Geoffrey *got it from tradition*, und daß *Yvain's lineage was established before Geoffrey's time.* Es scheint mir, daß Verf. hier gerade das Gegenteil von dem sagt, was sie p. 31 behauptet. Wace nennt Yvain einmal *li cortois* (im Reim, vermutlich Füllsel) und rühmt das andere Mal seine *grant valur*; dazu stimmt, was Chrétien in seinen Romanen über ihn berichtet; Verf. muß aber selbst gestehen, daß es *highly conventional* ist *to endow the hero of romance with all noble qualities* (p. 100). Unter allen Umständen muß zugegeben werden, daß nichts dafür spricht, daß Chrétien Yvain gerade aus Wace kennen lernte, und wenn Wace „mehr von ihm wußte", als was er in Galfrid fand, wird er dann nicht diese Kenntnisse französischen Romanen verdankt haben, die also auch Chrétien kennen mochte? *Kay* kommt fast in allen Arthurromanen vor. Behaupten, daß Chrétien der erste Arthurromandichter war, der ihn erwähnte, kann man nur, wenn man auch behaupten will, daß Chrétien der erste Arthurromandichter war. Nicht nur kann aber letzteres nicht bewiesen werden, sondern es ist das Gegenteil schon bewiesen worden. In den Bearbeitungen von Bleheri's Kompilation kommt Kay auch schon vor als ziemlich wichtige Persönlichkeit. *Bedver* wird in mehreren Arthurromanen erwähnt, aber mit dem Attribut *li conestables* (*botelliers* ist in den Arthurromanen Lucan), ebenso *Aguisel roi d'Escoce*; sie sind aber nur Statisten (meistens in Namensverzeichnissen). Es ist sehr wohl möglich, daß sie aus Galfrid in die französischen Arthurromane eingeführt wurden. Aber gerade durch Waces und Chrétiens Vermittlung? Dies kann niemand beweisen.[10]) Auch die Möglichkeit, daß Galfrid sie französischen

---

Hist. reg. Brit. in Harl. 1605, Braunschweig 1881, p. 13) heißt es: *Vauvain le plus cortois de tut sun parenté, Le meillor chevaler ki fust en son aé.* In den französischen Romanen wird Gauvain stets *le meillor chevalier* genannt und eine fast grenzenlose *cortoisie* ist sein Charakteristikum. Den letztern Zug wenigstens konnte der Übersetzer nicht in Galfrid finden; er muß also durch die französischen Romane beeinflußt worden sein.

[10]) Verf. verweist auf die *similarity of phrases* in Brut 10 519: *D'Escoce i vint reis Aguisel* und Erec 1970: *Vint Aguisiaus li rois d'Escoce.* Was für ein *phrasing* hätte sie wohl gewählt, wenn sie hätte sagen müssen, daß dieser Gast zur Feier kam (*vint* ist fast mit jedem Namen verbunden)?

Romanen entnommen hat, ist in Erwägung zu ziehen.[11]) Wace zählt als Gäste beim Krönungsfest Arthurs 46 Personen mit Namen auf, Chrétien beim Vermählungsfest Erecs 21. Der einzige Gast, den beide Kataloge gemein haben, ist *Aguisel*. Aber Verf. erwähnt ja noch 4 andere! Sie hat eben noch ein anderes Namenverzeichnis des Erec benutzt, das der Schilderung des Vermählungsfestes vorangeht und mit der letztern eigentlich nichts zu tun hat. In diesem ersten Verzeichnis werden *auquanz des mellors barons . . . de la Table Reonde* (v. 1687 ff.) mit Namen genannt, nämlich 51 Personen; unter diesen 51 finden sich auch *Gauvains*, *Yvains li fiz Uriien* und *Bedoiiers li conestables*. *Keus li seneschaus* fehlt auch hier (erwähnt wird ein *Keus d' Estraus* und ein Sohn des *Keu le seneschal*), und dies ist ein beachtenswertes Moment: Chrétien sagte, er könne nicht den 10., den 13., den 15. Teil der Ritter der Tafelrunde mit Namen nennen (nach Chrétiens Vorstellung müssen ihr also mindestens etwa 765 Ritter angehört haben); er wolle nur „einige" von den Besten nennen. Daß er den Keu, von dem er nachher erzählt, daß Erec ihm mit umgekehrter Lanze(!) einen Stoß gab, worauf der Getroffene gleich vom Pferde purzelte, nicht zu den 51 besten rechnete, war offenbar Absicht. Verf. rechtfertigt ihre Verkoppelung der beiden Namenverzeichnisse damit, daß die Ritter der Tafelrunde wohl auch der Vermählungsfeier beigewohnt haben werden (p. 20). Dies ist als unzweifelhaft anzunehmen, und daß auch Keu dabei war, ebenfalls; aber ob dies die Verkoppelung der Verzeichnisse und das Mitzählen Keus erlaubt, darf füglich bezweifelt werden. Unter allen Umständen waren die Ritter der Tafelrunde nicht *guests*, sondern die *maisnie* des Königs. Galfrid weiß oder sagt bekanntlich nie etwas von der Tafelrunde. Wace hat sie, den *fables* der *Bretons*, womit wahrscheinlich nicht Erzählungen in bretonischer Sprache, sondern französische *romans bretons* gemeint waren[12]), folgend, in seine Übersetzung eingeführt; aber

[11]) Galfrids Namenform *Anguselus* (in San Marte's Ausgabe *Auguselus*) hat ein „Suffix", das auch französisch sein könnte. In dem Namen dieses *rex Scotiae* steckt der sehr häufige schottische Name *Angus*, ältere Form *Aengus*, *Oengus* (schottisch-irisch; piktisch *Onnist Unuist* etc. vgl. z. B. Skene *Celtic Scotland I* p. 507). Es scheint im Keltischen ein Kosenamen bildendes Suffix auf *-el* gegeben zu haben; ich kenne zwar nur kornisch *Wurgustel* (Bodmin Manumissions) = piktisch *W(u)rguist*, kymrisch *Gurgust*, irisch *Fergus* (Skene l. c. p. 509). Das gewöhnliche Kosenamensuffix lautete *-an* (*Drust-Drostan*, *Fergus-Fergusan*, *Congus-Congusan*, *Talorc-Talorgan* etc., kymrisch *baed-baeddan* [Loth, *Mab.* 2. éd. I 261, n. 7], so auch *Oengusan*). In den Prosaromanen heißt der König von Schottland gewöhnlich *Aguisant-Aguiscant*(ç) (in Erec-hs. V: *Anguissans*, in Prosa-Erec *Aguichans*); diese Form könnte die ältere sein und auf *Angusan* beruhen (*a*, *an*, *au* wechseln in fremden Eigennamen beständig). Aus *A(n)guisans* ergab sich *A(n)guisans* > *A(n)-gusiaus*, latinisiert *Anguselus*.

[12]) Wace sagt (Brut 13675): *Et cil de la Table Roonde Dont tex los fu par tot le monde.* Nur Erzählungen in französischer Sprache

auch Wace gibt kein Verzeichnis der Ritter der Tafelrunde. Galfrid erwähnt unter den Gästen beim Krönungsfest zwar auch den *Beduerus pincerna* und den *Cajus dapifer*, aber nur, weil er sie (was jedenfalls nicht ursprünglich ist: die Eroberung der Länder Normandie und Anjou ging der Krönungsfeier unmittelbar voraus) zu territorialen (französischen) Fürsten gemacht hatte (zum *dux Normanniae* resp. *dux Andegavensis*[13]), wovon kein französischer Roman etwas sagt, trotzdem es bei Wace auch zu lesen war! Den *Walganius* und den *Eventus* dagegen erwähnt er nicht, da er, was sehr richtig war, nur die direkten Vasallen (nicht auch deren Anverwandte) bei einem Fest, das gleichsam eine Huldigung war, auftreten lassen wollte. Den *Walganius* müssen wir uns in *Lodonesia* oder *Norwegia*, den *Eventus* in *Muref* weilend vorstellen. Wace nahm nun offenbar (vielleicht unter dem Einfluß der Romane) daran Anstoß, daß zwei so berühmte Ritter wie Gauvain und Yvain (deren Ruhm er wohl hauptsächlich aus französischen Romanen kannte; denn das wenige, das Galfrid von Eventus sagt, genügte wohl kaum, um dessen Anwesenheit vermissen zu lassen) bei einer solchen Feier ignoriert wurden und ließ nun, in Mißachtung von Galfrids Prinzip, beide (nicht bloß Yvain!) in Begleitung ihrer Väter, der Könige Lot und Urien, auch zum Krönungsfest ziehen. Sie waren aber die einzigen, die nicht territoriale Fürsten waren. Immerhin waren sie noch Gäste. Bei Chrétien sind sie nicht Gäste, sondern gehören mit Bedoiier und Keu, die hier nicht territoriale Fürsten sind (als Hofbeamte Arthurs eigneten sie sich natürlich nicht für diese Rolle) und etwa 756 andern Rittern der Tafelrunde, von denen Chrétien 51 mit Namen nannte (während Wace keinen nannte, wenn er nicht Gauvain und Yvain dazu rechnete), zur Hausgenossenschaft König Arthurs.[14])

konnten *par tot le monde* berühmt geworden sein; aber sie galten als Bearbeitungen der Erzählungen der *Bretons* und daher inhaltlich als *fables* (d. h. Fiktionen) der *Bretons*. Wace bezeugt also selbst, daß französische arthurische Erzählungen zu seiner Zeit schon überall bekannt und auch ihm nicht fremd waren. Waren es Versromane? Nach meiner Ansicht ja (vgl. z. B. Bleheri!); aber wenn es auch, wie Förster (ohne triftige Gründe) meinte, Prosaerzählungen gewesen wären, so wäre dies für unsere Frage gleichgültig.

[13]) Vgl. dazu Fletcher: *Arthurian Materials in Chronicles* p. 111—2.

[14]) Diese 51 scheinen nicht Fürsten gewesen zu sein (und dies ist in Übereinstimmung mit dem, was wir vom Gefolgschaftswesen und dem daraus entstandenen Rittertum wissen); denn keiner hat einen Fürstentitel mit Ausnahme von *Loz li rois* von v. 1737, welcher daher nach meiner Ansicht nicht König Lot, der Vater Gauvains gewesen sein kann (dieser wäre, wenn er noch als lebend gedacht worden wäre, zweifellos in dem zweiten Verzeichnis unter den Vasallen [Hochzeitsgästen] erwähnt worden). Entweder muß *li rois* der Rote bedeuten (diese obsolete Form kommt nach meiner Ansicht als Epithet noch hier und da vor; regelmäßig entstanden aus *rubeus*; *roge* ist eigentlich nur Femininform), oder es ist mit den Hss. V A *li Irois* (*Bravaïns* kann dann zweisilbig gelesen werden) oder *l'Irois* zu lesen. Hartman hat

Wenn wir nun auch mit Verf. die beiden Listen trotz ihrer Verschiedenheit addieren und Keu auch noch mitlaufen lassen, so müssen wir doch konstatieren, daß Chrétien von den 46 Personen bei Wace nur 5 kennt, von denen einer (Gauvain) sicher und einer (Yvain) sehr wahrscheinlich schon vor Chrétien in Frankreich berühmt war, dagegen 68 nennt, die Wace fremd sind. Wenn er so viele Namen anderswoher kannte, hatte er da Galfrid resp. Wace noch nötig? Und hätte er, der eine möglichst große Zahl von Namen zu bieten suchte, nicht ganz anders zugegriffen, falls Galfrid oder Wace seine Quelle gewesen wäre?[15]) Es läßt sich wohl nicht beweisen, daß es nicht Chrétien war, der Aguisel, Bedoiier oder Keu oder gar Yvain in die Arthurromane einführte; aber daß er es war, läßt sich ebenso wenig beweisen.

2. *The practice of Arthurian knights of wearing their arms all of one fashion.* Galfrid sagt, indem er den beim Krönungsfest entfalteten Luxus bespricht: *Ad tantum enim statum dignitatis Britannia tunc provecta erat, quod copia divitiarum, luxu ornamentorum, facetia incolarum, caetera regna excellebat. Quicumque ergo famosus probitate miles in eadem erat, unius coloris vestibus atque armis utebatur. Facetae enim mulieres consimilia indumenta habentes, nullius amorem habere dignabantur, nisi tertio in militia approbatus esset. Efficiebantur ergo castae mulieres, et milites amore illarum meliores* (IX 13). Dann wird die Schilderung des Festes wieder aufgenommen. Wace hat inhaltlich nichts geändert. Ich zitiere nur den Passus, auf den es ankommt: *Ja n' i vëissiés chevalier Qui auques fëist a proisier Qui armes et dras et ator N' ëussent tot d' une color. D'une color armes avoient Et d'une color se vestoient* (10 783 ff.). Ich habe absichtlich einen größern Passus aus Galfrid zitiert, um den Zusammenhang erkennen zu lassen. Das Zitierte gehört nicht zur Festbeschreibung. Es könnte ebenso gut irgendwo anders stehen. Die Angabe, daß die berühmten Ritter (Galfrid wußte vielleicht doch

---

nur *Los.* Eine ganze Anzahl unter den Rittern sind Königssöhne; darunter ist *Lohouz li fiz le roi Artu.*

[15]) Ich will Verf. noch eine Person zu ihren 5 schenken, die sogar der Vasallenliste des Erec angehört. *Maheloas, li sire de l'Isle de Voirre* (Erec 1946 f.) ist zweifellos identisch mit *Malvasius rex Islandiae* in Galfrids Liste. Dies hätte Verf. in meiner Abhandlung über *Gorre*, die sie zwar verdammt, aber nicht gelesen hat, finden können (diese Zs. 28 p. 7—8). Da Verf. Chrétien nur immer mit Wace, nicht mit Galfrid verglich, so konnte sie die Identität des Namens nicht selbst erkennen; denn Wace hat den Namen zu *Malinus* entstellt. Aber das Epithet des *Maheloas* ist zweifellos ursprünglicher als das des *Malvasius*, oder mindestens unabhängig davon, so daß Chrétien dieser Name weder direkt noch indirekt aus Galfrid zugekommen sein kann. Der Ruhm des *Maelwas* (in Chrétiens Lancelot *Meleagant*) muß schon viel älter sein als Wace und auch als Galfrid. Wie noch andere Herrscher von *Otherworlds* wurde Maelwas als Wikinger aufgefaßt, daher *rex Islandiae* (vielleicht, aber nicht notwendig, für *Irlandiae*; die Namen Irland und Island wurden sehr häufig verwechselt.)

schon etwas von den Rittern der Tafelrunde, welche ja auch die Elite des Landes waren, und meinte hier vielleicht diese) u n d (*mutatis mutandis*) die eleganten F r a u e n (*dames prisies*, sagt Wace) Kleider und Rüstungen von gleicher Farbe trugen, wird nicht gemacht, weil etwa vorher gesagt wurde, daß dies bei dem Krönungsfest der Fall war, sondern nur als Bestandteil der mit *Ad tantum* beginnenden Schilderung des Kulturzustandes Großbritanniens unter Arthur. Ob beim Krönungsfest gleichfarbige Kleidungen und Rüstungen getragen wurden, wird nicht gesagt. Der Leser kann folgern, was er will. Galfrid setzt offenbar alles, was er da sagt, in Gegensatz zu den Sitten seiner Zeit; es ist Idealismus, nicht Realismus. Die Angabe betr. die Gleichfarbigkeit der Kleider und Rüstungen ist sonderbar, hat aber Analoga in der altirischen Epik und Kultur[16]). Was ihr vorausgeht und auf sie folgt, stimmt dagegen zu dem, was uns die französischen Arthurromane, ebenfalls in starker Idealisierung der Wirklichkeit, immer und immer wieder berichten und was sie gewiß nicht unserer Galfridstelle verdanken. Verf. stellt, in vollständiger Verkennung der Verhältnisse oder dann ohne Warnung, die Sache so dar, als ob die aus Wace zitierte Angabe nur oder speziell auf das Fest Bezug hätte. Die Erecstelle lautet: *Aprés por la joie angreignier Comanda* [Subjekt *Artus*] *çant vaslez beignier*; *Que toz les viaut chevaliers feire. N'ia nul qui n' et robe veire De riche paille d'Alixandre, Chascuns tel com il la vost prendre A s' eslite et a sa devise. Tuit orent armes d'une guise Et chevaus coranz et delivres* (2015 ff). Verf. hat weder mit Bezug auf den Brut noch mit Bezug auf den Erec das Recht zu sagen: *The knights of Arthur's court wear* [bei dem Fest[17])] *their arms all of one fashion.* „*The*" bedeutet „alle": aber weder Galfrid (Wace) noch Chrétien macht irgendeine Angabe betr. a l l e Ritter von Arthurs Hof. Galfrid (Wace) spricht, ohne Rücksicht auf das Fest, von den

[16]) So wird z. B. in der „Werbung der Ferb", einem sehr alten irischen Epos Prinz Mani von 3 Gruppen von je 50 Jünglingen begleitet. In jeder Gruppe waren alle gleich bekleidet und gerüstet: so hat in der dritten Gruppe jeder einen Schlachtwagen mit zwei Pferden, einem braunen und einem weißen, jeder einen mit Silber und Gold verzierten Purpurmantel, eine seidene Kleidung mit gelben Bändern, einen silbernen Schild, einen Speer mit 5 Spitzen und goldenen Ringen, ein langes Schwert mit silberner Scheide etc. etc. (Deutsche Übersetzung von Windisch, *Irische Texte III* 2, englische von Leahy, *Irish Saga Library I*). Namentlich aber möchte ich auf folgende Notiz hinweisen: [*King*] *Tighearnmas . . . introduced into Ireland the custom of having but one colour in the dress of a slave, 2 colours in the dress of a peasant, 3 in the dress of a soldier or young lord, 4 in the dress of a brughaidh, 5 in the dress of a district chief, 6 in the dress of an ollamh and in the dress of a king or queen* (Keating, *History of Ireland*, Ausgabe der *Irish Texts Society* II. p. 123; vgl. auch O'Curry, *Manners and customs of the ancient Irish*, vol. III. London 1873, p. 89 und E. Hull, *Pagan Ireland*, Dublin 1908, p. 144). (Heere mit schwarzen u. weißen Uniformen: Loth, Mab.[2] II 361 f.).

[17]) Sie gibt dies ja als einen Bestandteil der Festbeschreibung.

hervorragenderen Rittern Großbritanniens (nicht speziell von den Rittern der Tafelrunde, die ja Galfrid nicht erwähnt und auf die Wace bei dieser Gelegenheit auch nicht anspielt, auch nicht von den Gästen beim Fest; denn diese waren nicht alle aus Großbritannien); Chrétien spricht nur von 100 Knappen, die den Ritterschlag erhielten, nicht von den Rittern der Tafelrunde. Galfrid (Wace) und Chrétien sprechen also von ganz verschiedenen Personen. Chrétien sagt nicht, deutet auch nicht an, daß die Knappen, welche *armes d'une guise* erhielten, nachher nur diese *armes* tragen durften, auch nicht, daß die übrigen Ritter *armes* derselben Art trugen. Er sagt nicht, daß die Personen, von denen er spricht, gleichfarbige oder überhaupt gleiche Kleider trugen (jeder konnte nach seinem Geschmack wählen; was voraussetzt, daß sie nicht gleich waren), sagt auch nichts von gleichfarbig gekleideten Frauen und nichts von gleichfarbigen *armes*; in seinen Angaben sieht nichts seltsam aus. Wenn ein König 100 Knappen gleichzeitig zu Rittern schlug und sie (denn dies gehörte gewöhnlich dazu) mit Kleidung und *armes* beschenkte, so war es doch wohl gegeben, daß er nicht hunderterlei Stoffe und hunderterlei *armes* anfertigen ließ (zumal wenn keiner der Knappen bevorzugt werden sollte), sondern nur einerlei.[18]) *D'une guise* hat natürlich eine viel weniger bestimmte Bedeutung als *d'une color*; Chrétien scheint gar keinen Nachdruck darauf zu legen. Er erzählt offenbar nichts Ungewöhnliches. Eine Übereinstimmung zwischen Wace und Chrétien ergab sich für Verf. nur dadurch, daß sie die beiderseitigen Angaben falsch wiedergab. Die folgenden zwei Punkte betreffen nicht mehr die Vermählung Erecs, sondern die viel später erzählte Krönung Erecs.

3. *Having the coronation held in the palace, followed by a procession to the church to hear mass, instead of the usual form of having both the coronation and the mass performed in the church.* Die erste Form wird uns aber nicht nur durch Galfrid (Wace) und Chrétien, sondern auch durch den Chronisten Gervasius Dorobornensis bezeugt und zwar mit Bezug auf die zweite Krönung des Königs Richard Löwenherz (1194) (vgl. Schultz I, 645—6), während die zweite Form u. a. auch mit Bezug auf die erste Krönung desselben Richard (1188) von Matthaeus Paris und Benedict von Peterborough bezeugt ist. Es kamen also beide Formen nebeneinander vor. Daß ein Chrétien, der ein weltlicher Dichter war und in dessen Dichtungen die Fürsten nicht im geringsten von der Kirche abhängig sind, die weltlichere Form vorzog, war gegeben: Erecs Krönung wird hier vom König Arthur

[18]) Nach Hue de Tabarie's *Ordene de Chevalerie* könnte man meinen, daß die Kleider, wenn nicht die *armes*, die der junge Ritter erhielt, bestimmte, in Frankreich überall gleiche Farben hatten (*blans dras, robe vermeille*); denn die Farben haben hier bestimmte *senefiances*.

geleitet und dieser behandelt die Prälaten wie Ziehpuppen (*Puis comanda avant venir Les evesques et les prieus Et les abez religieus Por enoindre le novel roi Selonc la crestiiene loi*: 6856 ff.). Es ist nicht nötig, anzunehmen, daß Chrétien ohne Galfrid (Wace) der *usual form* den Vorzug gegeben hätte.

4. *The three thousand nobles clad in ermine who waited at the royal banquet.* Chrétien sagt: *Mil chevalier de pain servoient Et mil de vin Et mil de mes, Vestu d'ermins peliçons fres* (6936 ff.). Im Brut (10 741 ff.) hat Keu der *seneschal mil damisiax a soi Qui estoient vestu d'ermine, Cil servoient de la quisine*, ebenso hat *Beduer*, der *botellier*, *mil damisiax Vestus d'ermines gens et biax*, welche den Wein schenkten; die Damen, die in einem andern Palast aßen[19]), haben auch einen *rice servise*; doch weiß Wace die Anzahl der *sergans* nicht zu nennen und sagt nichts von ihrer Kleidung. Bei Galfrid sind die unter Cajus stehenden *1000 nobilissimi juvenes herminio induti*, diejenigen unter Beduerus dagegen *vario amicti*; im Palast der Königin bedienen *innumerabiles ministri diversis ornamentis induti*. Obschon Chrétien und Galfrid (Wace) in ganz natürlicher Weise unabhängig voneinander dazu kamen, den Luxus so groß zu schildern, als ihn die Wahrscheinlichkeit überhaupt ertrug, obschon 1000 eine runde Zahl war, die man in solchen Fällen gern im Munde führte, und Hermelin als der kostbarste Stoff ebenfalls fast gegeben war[20]), so ist doch die

[19]) Vgl. die Beschreibung eines Festes am irischen Königshof zu Tara (Keating, *History of Ireland*, Ausgabe der *Irish Texts Society*, Bd. II p. 253): *It was their custom not to have women in the banquet halls, but they were given a separate apartment in which they were served.* Anders in den französischen Arthurromanen.

[20]) Vgl. Karlsreise, wo der Reichtum des griechischen Kaisers geschildert wird: *Vint milie chevaliers i troverent seanz Et son vestut de pailles et de hermines blans Et de granz pels de martre josqu' as piez traïnanz* (267 ff.); *Set milie chevaliers i troverent seanz A peliçons hermines, blialz escharimanz* (336 f.). Drei Gruppen von je 50, 100, 300, 700 etc. findet man in keltischen Erzählungen sehr häufig (vgl. z. B. oben A. 16), hie und da auch mehr als drei Gruppen. Ein Beispiel aus einem irischen *hero-tale* (J. Curtin, *Hero-tales of Ireland*, London 1894, p. 65): *At the first gate, there were 700 blind men to obstruct the entrance*; *at the second, 700 deaf men*; *at the third, 700 cripples*; *at the fourth, 700 sensible women*; *at the fifth 700 idiots; at the sixth 700 people of small account*; *at the seventh, the 700 best champions that the Yellow King had in his service*; es ist offenbar, daß diese Aufzählung, an und für sich ganz unsinnig, nur stilistischen Wert haben sollte. In *Serglige Conculaind*, einem der ältesten irischen Texte, heißt es in Loegs Bericht über ein Wunderland (d'Arbois de Jubainville *L'épopée celtique en Irlande* p. 199 f.): *Il y a dans la maison deux rois . . . Trois fois cinquante guerriers entourent chacun d'eux . . . Il y a trois fois cinquante arbres . . ., chaque arbre nourrit trois cents personnes . . . On y trouve aussi trois fois cinquante manteaux bigarrés.* In das kymrische „Mabinogi" Owen hat der Übersetzer von Chrétiens Yvain ein solches Gruppen-Arrangement eingeführt (Loth, 2. éd. II. p. 7): *Là se tenaient 24 pucelles . . . Elles se levèrent à mon arrivée. Six d'entre elles s'emparèrent de mon cheval et me désarmèrent*; *six autres prirent mes armes . . . Un troisième groupe de six mit les nappes sur les tables . . .*

Ansicht nicht ganz von der Hand zu weisen, daß Chrétien hier durch Galfrids Historia, und zwar vermutlich in der Waceschen Übersetzung, der er näher steht als dem Original, beeinflußt wurde. Wie weit dieser Einfluß reichte, d. h. wie viele derjenigen mit Wace gemeinsamen Züge, die ebenso gut unabhängig entstanden sein könnten, diesem Einfluß zuzuschreiben sind, läßt sich nicht bestimmen. Wenn ein Arthurromandichter eine Krönungsfeier schildern wollte, so lag es für ihn allerdings nahe, einen Brut zum Muster zu nehmen. Schon Le Roux de Lincy sagt (Ausgabe des Brut II p. 108): *La description des fêtes données à l'occasion du couronnement d'Artur a été célèbre dans le moyen-âge. Les trouvères qui vinrent après Wace imitèrent cette partie de son poème.* Er zitiert dann einen Passus aus dem 1268 verfassten Roman *Cristal et Clarie*, der größtenteils wörtlich aus Wace entlehnt ist; es ist gerade der Hermelin-Passus mit dem Context (der Verf. dieses Romans hat auch große Stücke des Löwenritters und anderer Romane wörtlich abgeschrieben; vgl. Förster, *gr. Yvain* p. IX f., und namentlich L. Jordan, *Über den altfranz. Abenteuerroman Cristal et*

Le quatrième groupe de six me débarrassa de mes habits de voyage. Dies ist echt alt-epischer Stil. In einem kurdischen epischen Gedicht erzählt ein Schädel, der einst einem mächtigen Herrscher gehört hatte, seine Geschichte: „Ich besaß 700 dunkelfarbige Hunde; ich besaß 700 gelbe Hunde, ein jeder derselben trug eine goldene Kette am Halse . . .; ich besaß 700 Statthalter; ich hatte 700 Freiherrn; ich hatte 700 Minister; ich hatte 700 Ritter, welche aschfarbene Pferde ritten; ich hatte 700 Ritter, welche graue Schimmel ritten; ich hatte 700 Ritter, welche Füchse ritten; ich hatte 700 Ritt r, welche Schimmel ritten; ich hatte 700 Ritter, welche Rappen ritten; ich hatte 700 Diener für Wasser, um es zu holen; ich hatte 700 Diener für Feuer, um es anzumachen; ich hatte 700 Diener für Brot, um es zu backen; ich hatte 700 Diener für die Küche, um sie zu besorgen; ich hatte 700 Diener für Wasser, um es herumzureichen . . . ich hatte 700 Diener für die Kaffeetassen, um sie herumzureichen, etc. (Prym u. Socin, *Kurdische Sammlungen* Nr. 39). Im Wunderschloß in Chrétiens Perceval sind 5 Gruppen à 100 Männer, die sich durch die Bärte unterscheiden: *Bient en i a jusqu'a cinq cenz: Les uns barbez, les autres non; Cenz qui n'ont barbe ne grenon E cenz autres cui barbes poignent E cenz qui reent et reongnent Lor barbes chascune semaine; S'en i a cenz plus blans que laine E cenz qui sont meslé de chenes* (7530 ff.). In der Chanson *Huon de Bordeaux*, welche stark von Arthurromanen beeinflußt wurde, sieht der Held an dem luxuriösen Hof des Emirs Gaudisse von Babilon folgendes (p. 161): *M. paiens trove qui viennent d'oiseler Et autres. M. qui i doivent aler. Mil en trova qui ferent les cevaus Et autres. M. qui traient es travaus. M. en trova qui juent as escas, Et autres M. qui del ju furent mas. M. en trova, saciés a ensiant, Qui as puceles juent a lor talant Et autres M. qui del vin sont bevant. M. en trouva qui el palais s'en vont Et autres M. qui repairié en sont. Tout chil millier esgarderent Huon.* In der Beschreibung eines Festes (Pfingstfest wie in den Arthurromanen!) an dem einfachern Hof Karls des Großen heißt es in derselben Chanson (p. 2): *As tables servent plus de .c. botilliers Et a u t r e t a n t qui furent despensier.* In einer Interpolation in Eneashss. (p. 398) wird die Einrichtung bei Königin Dido beschrieben: *Al mangier servent la roïne LX. enfant de la cuisine Et a l t r e t a n t portoient vin.*

Clarie, Bonner Diss. 1899 p. 45 f. und Breuers Ausgabe p. L ff.). Auch San Marte (Ausgabe der Historia p. 392 f.) sagt, daß wir bei Galfrid „die erste Schilderung der großen Hoffeste Arthurs finden, wie solche von den Romandichtern später weiter mannigfach ausgesponnen und fast in jedem Roman wenigstens einmal angebracht sind". Aber wir können nicht wissen, ob Galfrid wirklich der erste war, der ein arthurisches Hoffest schilderte; und wir können nicht behaupten, daß ohne Galfrids Einfluß solche Schilderungen nie entstanden wären. In der altirischen und der altkymrischen Epik findet man auch schon ähnliche pompöse Beschreibungen von Hoffesten, und auch in den Märchen, die als Quellen der Arthurromane von Wichtigkeit sind, werden etwa Hoffeste erwähnt oder geschildert. Das ritterliche Element, der Luxus etc. konnten sich durch die Anlehnung an die Wirklichkeit und das Bestreben, zu idealisieren und zu übertreiben und das arthurische Zeitalter als ein besonders großartiges hinzustellen, von selbst ergeben. Ich halte es für durchaus möglich, daß Galfrid, der französische Romane beeinflußte, seinerseits seine Schilderung des Krönungsfestes aus französischen Romanen geborgt hat. Gerade die oben zitierten, jene Schilderung unterbrechenden Sätze *Facetae enim mulieres . . . nullius amorem habere dignabantur nisi tertio in militia approbatus esset. Efficiebantur . . . milites amore illarum meliores* scheinen aus französischen Ritterromanen zu stammen; denn wo sonst konnte man ähnliche Gedanken finden? Nicht in den Märchen, nicht in der keltischen Literatur, auch nicht in der Wirklichkeit; denn der Idealismus der Ritter existierte, zumal im 12. Jahrhundert, im allgemeinen nur in der Literatur. Die fast immer mit Festbeschreibungen verbundenen Ritterkataloge der französischen Arthurromane mögen durch Galfrid inspiriert oder beeinflußt worden sein; aber der Umstand, daß so wenige Namen aus Galfrid stammen können, spricht eher zu Gunsten einer unabhängigen Entstehung. Solche Namenverzeichnisse sind ja auch der indischen, der griechischen, der nordischen (Lied von der Bravallaschlacht), der irischen und der kymrischen Epik bekannt. Wozu sie dienten, ist klar. Sie sollten den Eindruck der Geschichtlichkeit des Berichtes und zugleich den Eindruck des Imposanten hervorbringen. In letzterer Hinsicht haben sie zweifellos eine ästhetische Funktion. Sie dürfen nicht als etwas Kunstwidriges aufgefaßt werden. Wenn sie künstlerisch gehandhabt werden, können sie in der Tat eine ästhetische Wirkung hervorbringen. Wie sie entstanden, wird allerdings sehr schwer zu ermitteln sein; ohne die Annahme gelehrten oder wenigstens halbgelehrten Einflusses wird man kaum auskommen.[21]) Daß im Erec außer der Schilderung des Krönungs-

[21]) G. Paris' Behauptung: *au poète et à ses auditeurs ils rappelaient les aventures des héros qui les portaient* (*Hist. litt.* XXX 118) dürfte nur für einen Teil (vielleicht den kleinern Teil) der Namen zutreffen.

festes und vielleicht der Gäste- und Ritterkataloge auch die Schilderung der Vermählungsfeier durch Galfrid-Wace beeinflußt wurde, läßt sich wohl nicht erweisen. Die eigentliche *matiere* des Romans verdankt Galfrid nichts; denn eine Festschilderung und ein Namensverzeichnis sind mehr zum Stil als zur *matiere* zu rechnen.

Anders im Cligés. Dies ist von Haus aus kein Arthurroman. Die Grundlage ist eine Erzählung orientalisch-byzantinischer Herkunft, die dann von Chrétien zum Anti-Tristan ausgestaltet wurde. Da die Handlung der Hauptquelle für einen Roman nicht reichhaltig genug war, und da der Tristanroman der Geschichte des Helden eine Geschichte des Vaters vorausgehen läßt, wollte Chrétien ebenfalls eine solche bieten. Zugleich hatte damals die Mode der *matière de Bretagne* den Vorzug vor der *matière de Grèce* gegeben, und Chrétien wollte daher seinen byzantinischen Stoff mit der Arthursage in Beziehung bringen und wandte sich wohl an dasjenige Werk, welches die erste Autorität auf dem Gebiet der Arthursage war, Galfrids Historia. Was er hauptsächlich neu erzählen mußte, waren natürlich die Zeugung des Romanhelden und die Umstände, die dazu führten, ganz wie im Tristan. Der Vater des Helden begibt sich in beiden Romanen an den Hof des berühmtesten Königs (Marc, Arthur), um dort *chevalerie* zu lernen, hat dann eine heimliche Liebschaft mit einer Verwandten (Schwester, Nichte) des Königs, zeugt den Helden und kehrt mit seiner Familie in seine Heimat zurück. Diese Liebesgeschichte wurde nun in einen durch Galfrids Historia inspirierten Rahmen gestellt. Benutzt wurde die wichtigste Episode aus Arthurs Zeit: Arthurs Zug gegen die Römer, die Untreue seines Statthalters Mordred, die Rückkehr und die Überwindung des Verräters in einer Schlacht. Chrétien ging mit seinem Material sehr frei um und stutzte es ganz nach seinen Zwecken zu, was er um so eher tun durfte, als er seinem Verräter einen neuen Namen gab, nämlich *Angrés* (vermutlich ein den Charakter der Person bezeichnender Name). Gröber scheint der erste gewesen zu sein, der Galfrids Einfluß auf diese Vorgeschichte erkannte: „Als ein Reflex der Empörung Mordrets gegen Arthur bei Galfrid v. Monmouth erscheint die Empörung des Angrés" (Grundriß p. 499). Thedens führte dann im Anhang zu seiner Göttinger Dissertation *Li Chevaliers as deus espees* (1908) p. 126 ff. die Vergleichung im einzelnen durch. Als Quelle Chrétiens scheint er die Übersetzung des Wace zu betrachten, ohne aber die Gründe mitzuteilen. A. B. Hopkins hat diese Entlehnung ebenfalls ausführlich besprochen, konnte aber kaum etwas Neues mehr bringen; auch sie beweist nicht, daß speziell Wace Chrétiens Quelle war. Auch zu einem bedeutungslosen Intermezzo im Kampf gegen Angrés soll nach Verf. eine Stelle des Brut Anlaß gegeben haben (p. 40—42). Ich kann keine charakteristische Ähnlicheit

finden; zudem sind die beiden Stellen in Wace (resp. Galfrid X 4) und Chrétien in ganz verschiedenen Zusammenhängen; in Galfrid (Wace) handelt es sich nicht um den Kampf gegen Mordred, sondern um den gegen die Römer. Am Schluß des Cligès wird erzählt, wie Arthur sich zu einer Expedition gegen Konstantinopel rüstet, die dann aber nicht zustande kommt, weil der Tod des Gegners gemeldet wird. Man darf mit Verf. (p. 47—49) annehmen, daß diese kurze Stelle durch Arthurs Rüstungen zur Römerexpedition inspiriert wurde. Sehr bedenklich ist aber, was sie über das viertägige Turnier sagt. Cligès muß wie Tristan an den Hof des Königs, seines mütterlichen (Groß-)Onkels ziehen, wo sich der Vater ehemals ausgezeichnet hatte. Für diesen Aufenthalt mußte wieder eine Fabel gefunden werden, da die byzantinische Erzählung hierzu nichts bieten konnte. Offenbar lockte der Umstand, daß im Tristan der Held an dem Hof des Königs (seines Onkels) sich zuerst nicht zu erkennen gibt, eine Erzählungsformel an, in welcher ein solches *Desconëu*-Motiv vorkam. Eine derartige war die Grindkopf- oder Goldenerformel (vgl. über diese die eingehende Untersuchung F. Panzers: *Hilde-Gudrun* p. 251 ff.). Benutzt wurde nur derjenige Teil der Formel, in welchem das *Desconëu*-Motiv vorkommt und welcher allein sich gut zur Verwendung in einem ritterlichen Roman eignete, ja sogar fast *tel quel* übernommen werden konnte, nämlich die Erkennungs-Episode. Der Held, ein verachteter Gärtnerjunge des Königs, nimmt an drei aufeinander folgenden Tagen an einer Schlacht teil, jeden Tag in einer andern Ausrüstung (die ihm der Dämon, den er sich verpflichtet hat, verschafft), zieht sich jeden Abend unerkannt vom Schlachtfeld an einen einsamen Ort zurück, und alles wundert sich, wer der Sieger nur sein kann. Am dritten Abend wird er von den Leuten des Königs, der ihn kennen lernen will, leicht angeschossen; man geht den Blutspuren nach. Man findet den Gärtner; dieser gibt sich zu erkennen, zeigt seine Goldhaare und beweist damit seine königliche Herkunft. Die an den drei Tagen getragenen Rüstungen waren wohl ursprünglich von Kupfer, Silber, Gold. Nachher wurden die Metalle durch das in Märchen so ungemein häufige Farbentrio weiß-rot-schwarz ersetzt. Es ist klar, daß sich verschiedene Erzähler einen Wechsel der Farben erlaubten; aber die drei genannten sind die normalen. Verf. kennt Panzers Buch nicht, und glaubt, der Schrift *The Three Days' Tournament* von J. L. Weston (welche das Schema der Grindkopfformel unrichtig angab, da sie Märchen zu Grunde legte, die mit anderen Formeln kontaminiert sind) folgend, daß der Held, um die Königstochter zu gewinnen, kämpfe (p. 44); in Wirklichkeit hat der Held damals bereits eine Gattin (also wie Cligès), und zwar die Königstochter, die seine niedrige Stellung teilen mußte. Im Cligès ergaben sich Ungereimtheiten. So muß Cligés, da er natürlich keinen Dämon

herbeirufen kann, die verschiedenfarbigen Pferde aus Griechenland mitnehmen und nachher sich Rüstungen aus London kommen lassen. Chrétien wollte aber durchaus auch einen Kampf des Helden mit Gauvain haben wie im Erec, Yvain und Perceval; da aber Kämpfe des Helden mit Gauvain immer unentschieden bleiben und mit einer Erkennung endigen mußten (vgl. G. Paris *Hist. lit.* XXX 32), so wurde zu den drei Kampftagen, an welchen der Held Sieger ist, ein vierter Kampftag eingeführt, der nun die ursprüngliche Erkennungsszene zu ersetzen hat; es mußte daher natürlich auch eine vierte Farbe eingeführt werden. Die Entstehung der Vierzahl hat Verf. (p. 46) richtig erklärt. Aber sie will nicht zugeben, daß die Cligés-Episode (direkt oder indirekt) auf das Märchen zurückgehe.[22]) Die Cligés-Episode soll folgende Quellen haben: 1) *As a test of the hero's valor for the sake of his lady and as a series of combats in which the hero must always be victorious, the episode reflects the chivalric, romantic spirit of Wace.* Wie wenn Chrétien, der den Erec schon hinter sich hatte, es noch nötig gehabt hätte, diesen *spirit* aus Wace zu holen! Bei Galfrid und Wace dauere die Krönungsfeier, bei der man sich [unter anderm!] auch mit *bohorder* abgab, auch 3 Tage. *Further, both historians say that a tournament of three days' duration was actually a custom of the Arthurian court.* Sie bezieht sich auf die oben aus Galfrid zitierte Stelle, nach welcher *facetae mulieres nullius amorem habere dignabantur, nisi tertio in militia approbatus esset*; Wace hat etwas geändert: *Ja pëust* [Subjekt: *chevaliers*], *en tote sa vie, avoir belle dame a amie, Se il n' ëust .///. fois esté De chevalerie esprové.* Wo ist da von einem Turnier die Rede? Von einem dreitägigen? Nirgends wird gesagt, daß das *esprover* im Turnier geschehen müsse, nirgends daß die drei Heldentaten an drei aufeinander folgenden Tagen stattfinden müssen. Anderseits ist es eine Erfindung der Verf., daß Cligés *for his lady* kämpfe (auch der Grindkopf tut dies nicht; vgl. oben). Also auch hier wieder eine Serie der üblichen Mißdeutungen der Texte. 2. *In the use of the particular colors as disguise it may reflect popular traits; or, as Nitze suggests, . . . : as green, red and black knights abound in mediaeval tales, what is more natural, than that some one poet should have brought these individual colors together to effect a series of disguises for his hero!* Während also die Grindkopfepisode, abgesehen von dem in Arthurromanen so häufigen Kampf des Helden mit Gauvain, alle Elemente der Cligés-Episode aufweist, finden es Verf. und ihr Lehrer *more plausible*, daß man zwei Quellen annimmt, von denen die zweite selbst wieder erst zusammengesetzt worden sein soll (aus den Motiven „farbige Ritter“

---

[22]) Dabei scheint sie allerdings auch unter dem Einfluß ihres Lehrers W. Nitze zu stehen. Sie scheint sich übrigens beständig zu widersprechen. Diese Partie ihrer Schrift ist ganz konfus.

und „*disguise*"[23]), während die erste, Wace, wie wir sahen, nicht die geringste Ähnlichkeit mit der Cligés-Episode aufweist. Es wäre wirklich Raumverschwendung, wollte man einer solchen Hypothese noch eine weitere Diskussion widmen. Man sieht gar zu offen, daß man eben mit aller Gewalt für Wace etwas herauspressen wollte.[24]) Mit der Episode von der dreitägigen Schlacht schließt das Grindkopfmärchen; und auch Chretien hat nichts mehr zu erzählen, da ihm seine Quelle ausgegangen ist. Es ist nur eine Verlegenheitsangabe, wenn Chrétien berichtet, Cligés habe bei König Artus noch *feit mainte chevalerie* (5068); er weiß darüber nicht mehr als er uns hier sagt). Er läßt den Helden wieder nach Konstantinopel zurückkehren und folgt von neuem der Hauptquelle.

Der folgende Abschnitt in A. B. Hopkins Arbeit ist dem Karrenritter gewidmet. Vor Verf. hat nur Thedens (l. c. p. 128) eine Beeinflussung des Karrenritters durch Galfrid (Wace) angenommen, unter dem Einfluß von Försters Hinweis auf den Ehebruch der Königin Guenievre mit Modret. Thedens (nicht auch schon Förster) hält, da Chrétien im Cligés jene Wace-(Galfrid-)Episode benutzt hat, es für wahrscheinlich, daß er „im Karrenritter in der Erinnerung an Wace das Ehebruchsmotiv mit der Königin Guenievre verbunden hat". Dieselbe Ansicht mit demselben Argument bringt auch A. B. Hopkins (p. 61). Glauben mag man an eine Beeinflussung; aber beweisen läßt sie sich nicht, und mir kommt sie unwahrscheinlich vor. Die Modret-Erzählung war jedenfalls ursprünglich nichts anderes als eine Version der Entführungsgeschichte (Modred war ein Pikte, also ursprünglich Feind, nicht Neffe Arthurs), von der aber andere Versionen, so auch der Karrenritter, eine ursprünglichere Form bewahrt haben. Wir können mit Kritiker-Augen die Urverwandtschaft der Modreterzählung und der Karrenrittererzählung erkennen; aber einem mittelalterlichen Dichter war dies kaum möglich; ein solcher hatte keine Veranlassung, an die Modret-episode zu denken,

[23]) Die von Nitze erwähnten Episoden von *Perlesvaus*, *Charrete*, *Ipomedon*, *Prosa-Lancelot*, *Lanzelet* sind natürlich auch Versionen der Grindkopfepisode.

[24]) Ob Chrétien selbst das Thema aus dem Märchen holte oder einen französischen Roman benutzte, der es bereits enthielt, läßt sich wohl nicht bestimmen. Ich habe das Gefühl, daß die letztere Hypothese die natürlichere wäre. Das Märchen kann natürlich mehrmals benutzt worden sein. Nicht nur gibt es in der französischen Litteratur viele Versionen: Es gibt auch welche in der englischen, der nordischen und der deutschen (zwar m. E. nicht Kudrun), der keltischen. Von G. Paris, dem Folkloristen, hätte ich allerdings nicht erwartet, daß er behaupten würde, daß das Thema aus der französischen Litteratur in die Märchenlitteratur übergegangen sei (*Mélanges de litt. franç.* p. 297—8). Abgesehen von andern Gründen ist dies wegen der Verbreitung des Märchens über die ganze Welt (vgl. die noch lange nicht vollständige Liste Panzers) ausgeschlossen.

wenn er die Befreiung der entführten Königin durch einen Ritter erzählte. Die Entstehung der Liebschaft zwischen der Königin und ihrem Befreier kann sehr leicht ohne den Einfluß Galfrids erklärt werden. Sie ist eine Nachahmung der Liebschaft Tristans und der Königin Iseut, wie dies schon P. Paris erkannt hat. Daran ist nicht zu zweifeln, da ja eine Reihe von Tristanepisoden und -situationen in der Geschichte Lancelots sich wiederfinden. Wie kam aber der Dichter, der den Tristan imitierte (ich zweifle, ob es Chrétien war, da ich Gründe habe anzunehmen, daß der Prosa-Lancelot von Chrétien unabhängig ist), auf diesen Gedanken? Daß der Fürst, der diese Königin aus Liebe entführte, auch Gegenliebe fand, oder vorher schon mit ihr ein Verhältnis hatte, war gewiß ein naheliegender Gedanke und könnte sogar ein ursprünglicher Zug gewesen sein. Wir finden diesen Zug oder Spuren desselben nicht bloß in der Modret-Version, sondern noch in mehreren anderen Versionen der Entführungserzählung. Es ist also sehr wohl möglich oder sogar wahrscheinlich, daß jener Dichter dieses Verhältnis in seiner Vorlage auch schon fand und dann auf den Gedanken kam, als Objekt der Liebe der Königin den sympathischen Befreier an Stelle des unsympathisch gewordenen Entführers (unsympathisch wurden in den Romanen Personen oft schon durch ihren bloßen Antagonismus gegenüber dem Helden und König Arthur) zu setzen und dadurch die Ehre der Königin zu retten; denn ein Liebesverhältnis einer verheirateten Dame mit einem sympathischen Ritter galt unter dem Einfluß des Tristanromans und der Lyrik als ehrenvoll.[25])

Wenn die von Thedens und A. B. Hopkins geäußerte Ansicht betr. die Entstehung des Liebesverhältnisses im Lancelot wenigstens vom Standpunkt derjenigen, die nichts von der Entwicklungsgeschichte der Entführungserzählung und nichts von dem Einfluß des Tristan auf den Lancelot wissen, begreiflich ist, so ist dafür das übrige, das Verf. über den Einfluß Waces auf den Lancelot vorbringt, die reine Unvernunft. Durch ihre Wace-Brille sah sie nichts als Wace. Bei ihrer Suche nach Übereinstimmungen fand sie den Namen *Bade*; dies ist bei Chrétien die Hauptstadt des Reiches des Entführers resp. seines Vaters; es ist die von Alters her berühmte Stadt Bath in Südwestengland. In Waces Brut und Galfrids Historia, dieser Geschichte Englands, ist auch zweimal von Bath die Rede, was doch gewiß nicht auffällig ist. G. Paris (Rom. XII p. 512) hat bei der Besprechung von Chrétiens *Bade* auf diese Brutstellen verwiesen, mit der Absicht, zu zeigen, daß Bath in keltischen Sagen schon früh eine Rolle spielte. Hätte er die geringste Ähnlichkeit zwischen den bei Chrétien und bei

[25]) Wenn Chrétien es war, der die Liebe vom Entführer auf den Befreier übertrug, so mag er durch seine Gönnerin Marie de Champagne inspiriert worden sein. Wenn er diese Situation aber schon in der Vorlage fand, so wird die Gräfin die W a h l der Vorlage bestimmt haben.

Wace (Galfrid) mit Bade verknüpften Sagen gefunden, so hätte er sie natürlich bei dieser Gelegenheit erwähnt. Es blieb A. B. Hopkins vorbehalten, die so total verschiedenen Berichte für verwandt zu erklären, d. h. also Chrétiens Bericht aus Wace abzuleiten. Nachdem wir nun schon mehrmals gesehen haben, mit welch tyrannischer Willkür Verf. die Überlieferung umbiegt, damit sie ihr Steckenpferd reiten kann, brauchen wir uns über nichts mehr zu wundern. Die erste Stelle in Galfrid bezieht sich auf eine Zeit, die um viele Jahrhunderte Arthurs Zeit vorausgeht: *Successit deinde Bladud filius tractavitque regnum viginti annis. Hic aedificavit urbem Kaerbadum quae nunc Badus nuncupatur, fecitque in illa calida balnea ad usuo mortalium apta* (II 10); Galfrid erzählt ferner, daß Bladud der Minerva in Badus einen Tempel baute, ein großer Zauberer war und bei Flugversuchen umkam. Es ist offenbar, daß Galfrid den sagenhaften Brittenkönig Bladud nur deshalb zum Gründer von Badus machte, weil er damit den Namen dieser Stadt erklären wollte, denn in dem zweiten Buch beschäftigt er sich hauptsächlich mit der Erklärung geographischer Namen. Da finden wir *Locrinus*, König von *Loëgria* (England), *Kamber*, König von *Kambria* (Wales), *Albanactus*, König von *Albania* (Schottland), alle drei als Söhne des *Brutus*, König von *Britannia*, sodann den König *Humber*, von dem der Fluß Humber seinen Namen hat, weil jener darin ertrank, die Königstochter *Sabren*, die in der *Sabrina* (Severn) ertrank, die Könige *Leir* (Lear), die Gründer von *Kaerleir* (Carlisle) (II 9) und von *Leircestre* (Leicester) (II 11). Ich glaube deshalb auch jetzt noch, wie in dieser Zs. 28 p. 7, berechtigt zu sein, zu sagen, daß „Galfrid den Namen Bath (Kaerbad)von demjenigen des Königs Bladud ableitete", wogegen Verf. mir vorhält: *But Geoffrey does not say a word about the derivation of Bade* (p. 57 u. 24). Galfrids Ableitung des Namens Bath von dem Namen des brittischen Königs Bladud ist natürlich falsch. Das Etymon ist angelsächsisch *baeđ* (Neutrum) resp. Plur. *bađu*, Dat. *bađum (aquis)*. Wace sagt von Bladus: *Cil fonda Bade et fist les bains . . . De Bladu fu Bade* [Hs. *Balda*; die Korrektur ist von G. Paris] *nomee*, *La seconde letre l ostee*; *Ou Bade ot par le bain cest non* (1669 ff). Wir sehen also, daß auch Wace die Galfridstelle ebenso verstanden hat wie ich und wie sie ganz zweifellos auch gemeint war: *Bade (Badus)* wurde nicht nur von *Bladu(d)* gegründet, sondern wurde auch nach seinem Namen benannt. Wace aber, der vermutlich auch etwas Englisch verstand, fügte noch eine zweite Etymologie hinzu, und zwar zufällig die richtige.

Die zweite Erwähnung von Bath in Galfrid hat Bezug auf Arthurs Sachsenkriege (l. IX). Die *Saxones* unterwarfen sich am Anfang von Arthurs Regierung *totam partem insulae quae a flumine Humbri usque ad mare Catanesium extenditur* (d. h. Nordengland und Schottland; Caithness ist der nördlichste Zipfel

Schottlands[26].) Arthur zieht nach York und schlägt die *Saxones, Scotos* (Iren) *et Pictos juxta flumen Duglas* (bei York). Bei der Belagerung von York vernimmt Arthur, daß wieder eine Flotte *ex Germania in Albania* (Schottland nördlich des Forth) gelandet sei. Er zieht sich nach London zurück und ersucht die Britten von Armorica um Hilfe. Er schlägt die Sachsen in einer zweiten Schlacht bei *Kaerliudcoit in Lindiseinensi provincia, alio nomine Lindocolinum* (Lincoln, südlich des Humber). Die flüchtigen Sachsen werden verfolgt bis zum *nemus Caledonis* (in Schottland, *Caledonia* = Schottland)[27], wo sie sich nach einer dritten Schlacht Arthur ergeben. Sie werden freigelassen, da sie versprachen, nach *Germania* zurückzukehren; aber sie halten den Vertrag nicht, sondern kehren auf ihren Schiffen nach *Britannia* zurück, *et Totonesium litus adiverunt* (Totnes in Devonshire). Von hier aus ziehen sie plündernd *ad Sabrinum mare* (Bucht der Severn = Bristol Channel). *Inde arrepto itinere versus pagum Badonis urbem* [sc. *Badonis*] *obsident.* Als Arthur dies vernimmt, gibt er die Unterwerfung der *Scoti et Picti* auf, muß seinen erkrankten Neffen in *Alclud* (Alclyde, heute Dumbarton in Schottland) zurücklassen und zieht in die *Sumersetensis provincia* (Somersetshire) und nun beginnt eine (ausführlich geschilderte) Schlacht, in welcher Arthur einen glänzenden Sieg erficht. *Cador, dux Cornubiae* (Cornwall), verfolgt die *Saxones* bis zur Insel *Tanet* (Kent) wo sich die letzten ergeben. Arthur eilt unterdessen nach Albania, wo die *Scoti* und *Picti* seinen Neffen *Hoelus* in der Stadt Alclud belagern. Arthur entsetzt die Stadt, zieht dann in die Provinz *Mureif* zum *stagnum Lumond* (Loch Lomond in Schottland), wo er die *Picti et Scoti* einschließt, dann die diesen aus Irland zu Hilfe kommenden *Hybernienses* schlägt, und zuletzt jene aushungert. Arthur hat nun Ruhe und begibt sich nach York. Wace fügt nichts Wesentliches hinzu, hie und da ein geographisches Détail, z. B. zu *Totenois*: *en Destremue* (= Dartmouth-Bucht); er sagt, daß die Sachsen [*Devenescire*[28])] *et Somersete Et grant partie de Dorsete Ont escillié* (9480 ff.) . . . *De si a Bade Saison vindrent* 9488); daß Artus aus *Escoce Vint a Bade* (9503); anstatt *Tanet* setzt er *Tenedic-*

[26]) Historisch ist die Eroberung Schottlands nördlich des Forth durch die Angelsachsen nicht; Galfrid hat hier wie so oft die Wikingerkriege mit den Sachsenkriegen konfundiert, außerdem auch mit den Piktenkriegen.

[27]) Le Roux de Lincy (Brut I p. 47), sich auf Higdens Polychronicon stützend, sagt, es sei dies Celidon Wood bei Lincoln; Higden hat dies nur aus Galfrid abgeleitet; über die Lage des aus der Merlinsage gut bekannten *nemus Caledonis* (westlich von Menteith beim Loch Lomond) vgl. Skene, Celtic Scotland I p. 68, Rhys, Celtic Britain p. 226—7, Loth, Mabinogion 2. A. II p. 297).

[28]) So ist zu lesen. Die Hss. haben *De Neversire, Et de Venesire. De Venescere.* Gemeint ist Devonshire.

Tegneguic an der *eve de Teigne*, d. h. Teignmouth, eigentlich Teignwick, in Devonshire.[29])

Verf., welche diese Partie der Historia auch kurz analysiert hat (p. 51), bemerkt (p. 52): *It is significant that although most of this fighting takes place in the north, the conflict described in greatest detail is that around Bath in southwestern England. The meeting of Britons and Saxons at Bath had been famous in history ever since the time of Gildas, that is about the middle of the sixth century . . . The important point for us is the prominent association of Arthurian story with a locality in southern Britain.* Es scheint mir dies eine ganz falsche Folgerung zu sein. Der Leser wird sehen, daß Arthur und sein Heer in Großbritannien herumreisen wie mit Automobilen oder Schnellzügen. Es gefiel wohl Galfrid, seinen *rex Britanniae* allgegenwärtig sein zu lassen. Aber die wirkliche Geschichte schließt derartige Kämpfe derselben Truppen bald im Norden bald im Süden absolut aus. Die Nordbritten kämpften gegen die Angeln (von den britischen Historikern auch „Sachsen" genannt), die Südbritten gegen die Sachsen, ganz unabhängig voneinander. Galfrids Bericht ist geradezu toll. Aber so viel ist doch klar, daß hauptsächlich in Schottland gekämpft wird. Da es nun nicht möglich ist, daß sowohl die Kämpfe in England, wie die in Schottland historisch sein können (wenigstens in dieser Verbindung), so wird man also *a priori* die in Schottland für die ursprünglicheren halten dürfen und sich fragen, wie diejenigen in England hinzukommen konnten. Nun wissen wir, daß eine der Hauptquellen Galfrids die *Historia Britonum* des Nennius war, der sein Werk im Jahr 796 schrieb (Zimmer, *Nennius Vindicatus* p. 289). Nennius nennt 12 Schlachten Arthurs, in denen er die *Saxones* besiegt haben soll: 1. an der Mündung des *Glein*, 2., 3., 4., 5. am Fluß *Dubglas in regione Linnuis*, 6. am Fluß *Bassas*, 7. *in silva Celidonis* [*Calidonis*], 8. *in castello Guinnion*, 9. *in Urbe Legionis*, 10. am Fluß *Tribruit* (*Robroit* etc.), 11. *in monte qui dicitur Agned*, 12. *in Monte Badonis* (§ 56). Diese Namen sind z. T. nicht ganz leicht zu identifizieren. *Dubglas* ist ein auf dem ganzen brittischen Gebiet häufiger Flußname (er kommt z. B. auch in der Bretagne vor). *Urbs Legionis* mochten viele Städte römischen Ursprungs, welche militärische Besatzung hatten, genannt werden. *Caerleon* (= *Castra legionis*) in Süd-Wales und *Chester* (= *Castra sc. legionis*) östlich von Nord-Wales werden nicht die einzigen Legionenstädte gewesen sein. Sichere Anhaltspunkte werden uns namentlich von zwei Namen gegeben: *Mons Agned* war der keltische Name von Edinburgh (vgl. Galfrids Historia II 7, Loth, *Mabinogion* 2. éd. II p. 91 f.); *Silva Celidonis* ist der kaledonische Wald, von dem oben die

---

[29]) Dies paßt besser als Thanet; vielleicht ist die Überlieferung der Historia hier schlecht.

Rede war. Das Sichere also weist uns nach Schottland in das Gebiet zwischen den *Firths of Forth* und *of Clyde*, das Gebiet, wo die vier Nationen Schottlands, Pikten, Schotten, Britten und Angeln *(Saxones)* aneinander grenzten und wo im Lauf der Jahrhunderte eine Unzahl von Schlachten stattfanden, an denen die Britten meistens teilnahmen. Nennius steht den geschichtlichen Ereignissen um mehr als 300 Jahre näher als Galfrid und zeigt nichts von der Extravaganz des letztern. Es darf als sicher angenommen werden, daß die Orte, wo die 12 Schlachten stattfanden, nicht unnatürlich weit von einander liegen. Daß der *Dubglas* die Szene von vier aufeinander folgenden Schlachten war, zeigt ebenfalls, daß dieser Autor resp. sein Gewährsmann nicht darauf ausging, mit Namen zu imponieren, und daß hauptsächlich in derselben Gegend gekämpft wurde. Nennius' Bericht macht den Eindruck des Historischen, Galfrids den des Romantischen. Darum werden auch die übrigen Namen des Nennius in Schottland zu suchen sein. Die *Urbs Legionis qui Britannia Kairlium dicitur* (in einem Ms.) muß ein bedeutender Ort gewesen sein, sehr wahrscheinlich *Alclut*[30]), die neben Edinburgh wichtigste Stadt des alten Schottlands, der eine Endpunkt des römischen Walls, wo zweifellos eine Legion stationiert war (*Alclut*, d. h. Felsen der Clyde, war der brittische Name; *Dun Bretan*, d. h. Fort der Britten, wurde die Stadt von den nördlichen Nachbarn, den Schotten (Iren) genannt; und *Urbs Legionis* wird der römische Name gewesen sein); und ich möchte annehmen, daß auch Galfrid, der eine der Schlachten bei Alclut stattfinden läßt, *Urbs Legionis* so interpretierte. Die *regio Linnuis* dürfte von Skene (*Celtic Scotland* I p. 153) richtig mit der Provinz (später Grafschaft) *Levenach-Lennox* (kymrisch *Lwyvenydd*)[31]), identifiziert worden sein, die unmittelbar nördlich vom *Firth of Clyde* (also auch von Alclut) gelegen ist. Im Norden grenzt an Lennox die *silva Celidonis* in der Provinz Menteith. In Lennox ist auch der *Loch Lomond*, Galfrids *stagnum Lumond*; und in diesen großen See fließen nach Skene zwei Flüsse genannt *Douglas* und *Dubhglass*. Der Name *Glein (Glem)* steht vielleicht für *Lenn* (kontrahiert aus *Leven*, wie *Lennox* aus *Levenox*), verwechselt mit dem schottischen *glen* (= Tal), das auch in zahllosen Orts- und Flußnamen vorkommt, oder mit dem Fluß *Glen* in Ayrshire, an den Skene denkt, der mir aber als etwas zu südlich gelegen nicht recht als Scene der Arthurschlacht zu passen scheint; ein Fluß *Leven* findet sich in Dumbartonshire (Skene C. S. I p. 273), also in der Gegend von Alclut, und Nennius selbst (§ 67) nennt einen Fluß, der durch den

---

[30]) Dies ist auch die Ansicht Skenes und Glennies; vgl. dessen *Arthurian localities* p. C III f. Alclut heißt in einem historischen Dokument von 1367 *Castrum Arthuri*.

[31]) Etymologie und ältere Formen des Namens bei Skene und Glennie.

Loch Lomond fließe, *Lenin-Lemn-Leun-Leuen.* Der Name *Tribruit* entspricht dem *Trywruid* in zwei kymrischen Gedichten des Schwarzen Buches von Caermarthen. Glennie (p. LXVII) nimmt an, daß *Wruid* für *Werid* (kymrischer Name des Flusses Forth in Schottland) steht. In dem einen der kymrischen Gedichte (Zitat bei Glennie p. LXIX) werden *the strands of Trywruid* zusammen mit *Mynyd Eiddin*, d. h. Edinburgh (vgl. unten) genannt. *Guinnion* ist identisch mit dem zweiten Komponenten von *Garanwynyon*, erwähnt in einem kymrischen Gedicht des *Book of Taliessin*, nach Skene und Glennie (p. LXXVII) in Schottland (Distrikt von Tweed-dale). In Südwestengland oder Wales könnte man lange nach den Namen der Arthurschlachten suchen. Galfrid hat mit der von ihm überall bekundeten Willkür die Namen bei Nennius nach seiner Weise gedeutet und als in England lebender Südkymre die Tendenz gehabt, wo immer möglich die Schlachten im Süden zu lokalisieren. Die Schlacht am *Glein*, welchen Namen er wohl nicht deuten konnte, ließ er weg; aus den vier Schlachten am *Dubglas* machte er eine einzige und verlegte dieselbe nach York (England), wo vielleicht auch ein *Dubglas* genannter Fluß vorkam. Die *regio Linnuis* machte er dafür zur Scene einer besonderen Schlacht, setzte aber für Linnuis den Namen einer ähnlich lautenden *provincia* in England, nämlich *Lindocolinum* (Lincolnshire); da er den Namen *Bassas* nicht idenfizieren konnte, ließ er die 6. Schlacht weg und ließ nun die 7. Schlacht, die in der *silva Celidonis*, folgen. Glaubte er oder wollte er sein Publikum glauben lassen, daß dieser Wald nicht sehr weit von Lincoln gelegen war? Denn es wäre widersinnig, eine Verfolgung von Lincoln nach dem kaledonischen Wald anzunehmen. Aber die Tatsache, daß Arthur nach der Schlacht doch wieder in Alclut ist, spricht dafür, daß Galfrid sich das *nemus Caledonis* doch in Schottland dachte. Nun nahm Galfrid merkwürdigerweise die 12. Schlacht, die schon bei Nennius die Hauptschlacht ist, voraus. Die 8., auch heute noch nicht identifizierbar, ließ er weg. Die bei ihm nun folgende Schlacht bei *Alclud* entspricht vermutlich der 9. Schlacht bei Nennius, der in *Urbe Legionis.* Von Alclud läßt er Arthur in die Provinz *Mureif* ziehen, welcher Name nach Skene (C. S. I p. 153) hier das Land am Wall (*mur*) bedeutete; gemeint ist der große Römerwall, dessen einer Endpunkt Alclut war.[32]) Die 10. und merkwürdigerweise auch die 11. Schlacht wurden ausgelassen und durch den Sieg am *stagnum Lumond* ersetzt. Vermutlich wußte er, daß sich der Loch Lomond in der Nähe von Dumbarton (Alclut) befindet; er fand aber das *stagnum Lumonoy* ebenfalls bei Nennius erwähnt, in dem Kapitel *De mirabilibus Britanniae* (§ 67); dort ist das Adlerwunder zu finden, welches Galfrid berichtet. Wahrscheinlich war der Wunsch, dieses berichten zu können,

[32]) *Mureif* = *Moray* dagegen bedeutet das Land am Meer *(mur).*

für Galfrid die Veranlassung, die Gegend des *stagnum Lumond* zur Scene einer Arthurschlacht zu machen. Diese Vergleichung zeigt, mit welch unglaublicher Willkür Galfrid sogar mit Quellen, die er als historisch betrachten mußte, umging. Die *Scoti* und *Picti* und die wikingischen Elemente wurden natürlich auch von Galfrid, vermutlich nach anderen Quellen, eingeführt, aber es ist sehr wohl möglich, daß wenigstens bei einem Teil der von Nennius erzählten Arthurschlachten ursprünglich die Pikten, nicht die Angeln *(Saxones)* die Gegner der Britten waren.

Jünger als Nennius, aber doch viel älter als Galfrid, sind die *Annales Cambriae* (Mitte des 10. Jahrhunderts). Sie erwähnen nur den wichtigsten unter Arthurs Kämpfen gegen die *Saxones*, den *bellum Badonis* (*ad. a.* 516), ohne weitere geographische Angabe und ohne Nennung Arthurs (Loth, *Les Mabinogion* II p. 372). Bedeutend älter als Nennius ist der englische Historiker Beda. Er erwähnt die Siege des *dux Ambrosius Aurelianus*, und sagt von der folgenden Zeit: *Et ex eo tempore nunc cives nunc hostes vincebant* (entsprechend den 11 ersten Schlachten bei Nennius?) *usque ad annum obsessionis Badonici montis* (*Hist. eccles.* I 16). Auch hier keine weitere geographische Angabe und keine Erwähnung Arthurs. Die Quelle Bedas war Gildas († 570), der als Zeitgenosse berichtet. Schon bei ihm findet man die Worte Bedas: *Et ex eo tempore nunc cives nunc hostes vincebant .... usque ad annum obsessionis Badonici montis* (§ 26). Auch hier nichts von Arthur und nichts über die Lage des *Badonicus mons*. Wohl heißt es in einem Manuskript: *qui prope Sabrinum hostium* [d. h. die Mündung der Severn] *habetur*; aber dies ist ein „Zusatz" eines einzigen Manuskripts (vgl. Windisch, *Das keltische Britannien* p. 39).[33]

Gildas war ein Nordbritte, geboren nach seinen eigenen Angaben am Tage der Schlacht am *mons Badonicus*, und zwar in eben jener Stadt Alclut (Zimmer, *Nennius Vindicatus* p. 100), welche nach unserer Interpretation des Nennius und ausdrücklich bei Galfrid die Scene einer von den Arthurschlachten war und welche unter allen Umständen dem Gebiet benachbart war, wo andere Arthurschlachten stattfanden. Nach seinem ältern Biographen war sein Vater Cau *nobilissimus et catholicus vir*, nach dem jüngern [der hier wohl übertreibt] sogar *rex Scotiae, nobilissimus regum aquilonalium* (Windisch l. c. p. 40). Nun mag jedermann selbst den Wert von Galfrids Lokalisation der Hauptschlacht einschätzen. Man muß berücksichtigen, daß Gildas, der Zeitgenosse des Ereignisses, in Schottland geboren wurde, und zwar in jenem Gebiet,

[33]) Loth, *Les Mabinogion* 2. A. éd. I p. 359 scheint nur flüchtig San Martes Ausgabe gelesen zu haben, ohne auch nur die *Varia Lectio* nachzusehen. So behauptet er: *Gildas met le Badonicus Mons aux bouches de la Severn.* Mommsen hat den Zusatz natürlich nicht in den Text aufgenommen.

in welchem ein Teil der von Nennius und Galfrid erwähnten Arthurschlachten lokalisiert wurde, daß Beda ein Nordangle war, daß die *Annales Cambriae* hauptsächlich Ereignisse aus Schottland berichten, daß Nennius der Schüler eines Bischofs von Bangor (Nordwales) war und diesem sein Werk widmete, also vermutlich seine Quellen auch in Nordwales oder noch nördlicher fand (ein nordbrittisches Werkchen benutzte er sicher wenigstens für die §§ 57—65 [vgl. Zimmer]), daß diejenigen von Nennius erwähnten Arthurschlachten, deren Scene sicher zu bestimmen ist, in Schottland stattfanden, daß Nennius nach seiner Erwähnung der Schlacht am *mons Badonis* berichtet, die von Arthur besiegten „Sachsen" seien fortwährend durch neue Hilfstruppen aus *Germania* verstärkt worden, und hätten auch ihre Könige aus *Germania* bezogen, *usque ad tempus quo Ida regnavit . . . ipse fuit primus rex in Beornicia*; daß also die „Sachsen" gegen welche Arthur kämpfte, diejenigen von Bernicia, d. h. Südostschottland waren (vgl. auch Skene, C. S. I p. 154). Mir scheint es in Erwägung aller dieser Umstände nicht zweifelhaft zu sein, daß der *mons Badonicus* oder *Badonis* nicht bei Bath gewesen sein kann, sondern in Schottland zu suchen ist. Nach Skene (*Four Ancient Books of Wales*[34]) I p. 57—58) wird man am ehesten an *Boudon Hill* (vgl. Glennie p. LXII) bei Linlithgow, also auch unweit von *mons Agned*, wo die der Schlacht von *mons Badonis* unmittelbar vorausgehende Schlacht stattfand, denken.[35]) Wie kam Galfrid dazu, die Schlacht beim *Sabrinum mare* zu lokalisieren, d. h. *Badon(is)* mit *Bath* zu identifizieren? Es ist genau derselbe Fall, wie bei den Schlachten am *Dubglas* und namentlich der Schlacht in *Linnuis*. Als Südkymre und Halbengländer wollte er die Schlachten wo möglich in England oder Süd-Wales haben; und darum suchte er hier Orte mit gleichen oder ähnlichen Namen. E i n e n bestimmten Berg gibt es meines Wissens bei Bath nicht, sondern nur eine M e h r z a h l von Hügeln. Dies veranlaßte vielleicht Galfrid *mons* durch *pagus* und *urbs* zu ersetzen. Er mochte um so eher an Bath denken, wenn er wußte, daß im Jahre 577 tatsächlich bei Bath zwischen Britten und Sachsen gekämpft wurde (wobei aber die Britten die Besiegten waren) (vgl. Windisch l. c. p. 55).[36]) Es ist recht bezeichnend,

[34]) In meiner Abhandlung über Gorre in dieser Zs. 28 p. 21 habe ich irrtümlich auf *Celtic Scotland* verwiesen.

[35]) Rhys, *Celtic Britain* 4. ed. p. 108 sagt: *Mons Badonicus, of uncertain site*; Windisch (l. c. p. 54) gibt keine Identifikation. Loth, *Les Mabinogion* I p. 359 sagt: *On n' est pas d'accord sur l'emplacement de Badon.* Einen (jedenfalls unbedeutenden) Berg Namens *Badon* soll es in Berkshire geben (nach Carte; vgl. San Marte, *Nennius* p. 69); aber diese Lage würde ganz und gar nicht passen. Nur Schottland paßt.

[36]) Der Kopist der Gildas-Hs. (13. Jahrh.), welcher mit Galfrid übereinstimmt, mag unter dem Einfluß von Galfrids Historia geschrieben haben oder von selbst auch an Bath gedacht haben.

daß Galfrid, der hier im Anschluß an Nennius *Badonis* schreibt, im 2. Buch, wo er nicht Nennius folgen konnte, wo er aber von der Gründung der Stadt Bath durch Bladud spricht, den Namen der Stadt *Badus* und *Kaerbadus* latinisiert (er wußte wohl nicht, daß englisch *baeth* Neutrum ist). Das *-on* in *Badonis* oder *Badonicus*[37]) wird ein Ersatz für die angelsächsische Dat.-Plur.-Endung *-um* sein; *-um* ergab mittelenglisch *-en* (Zwischenform *-on*?). In lateinischen Urkunden figuriert Bath stets als *Bathon'*. Nun mag der Leser urteilen, wie viel Wert A. B. Hopkins kühnen Behauptungen zukommt: *The meeting of Britons and Saxons at Bath had been famous in history ever since the time of Gildas . . . The important point for us is the prominent association of Arthurian story with a locality in southern Britain.* Dieser *important point* ist also falsch. Die Verbindung von Arthur und Bath ist eine Erfindung Galfrids.[38])

Dies ist nun natürlich noch kein Grund, der gegen die Ansicht, Chrétien habe *Bade* aus Wace entlehnt, spräche. Aber daß die Sachsenkriege Arthurs, die nach Galfrid-Wace an verschiedenen Punkten Großbritanniens, namentlich auch in Bath, zu Schlachten führten, in dem Gegensatz zwischen Arthur resp. Lancelot und Meleagant resp. Bademagus, dessen Hauptstadt Bade ist, sich wiederspiegeln sollen, ist denn doch eine gar zu starke Zumutung für die Leser. Verf., die dieser Hypothese volle drei Seiten widmet, macht auf den Umstand aufmerksam, daß im Lande des Bademagus viele Ritter Arthurs gefangen gehalten werden. Aber bei Galfrid ist nicht zu lesen, daß die Sachsen Britten gefangen hielten, und man weiß, daß die Sachsen kurzen Prozeß mit brittischen Gefangenen zu machen pflegten. Es hat auch nicht ein Zug in Chrétien Ähnlichkeit mit Wace. Daß Herrscher von Zauberreichen und Zauberburgen alle Arthurritter, die zu ihnen kommen, gefangen halten, bis sie vom Helden befreit werden, kommt in Arthurromanen sehr häufig vor (vgl. z. B. auch Chrétiens Yvain)

[37]) In die *Prophetiae Merlini* hat Galfrid die Form auf *-on* eingeführt: *Frigebunt Badonis balnea* (VII 3/139). Wollte er aber Bath von Bladud ableiten, so durfte er es nicht *Badon-* nennen; denn da hätte *la lettre lostee* (wie Wace sagt) nicht genügt. Ob in *Urgennius ex Badone* (IX 12; Wace: *de Badeli quens Urgains*) Bath gemeint ist, ist nicht sicher, da der historische Urbgen ein Nordkymre aus Schottland war.

[38]) Verf. hätte selbst diese Erkenntnis erreichen können, wenn sie meine Abhandlung über Gorre gelesen hätte, anstatt sie ungelesen zu verdammen. Ich habe dort zwar nicht so ausführlich darüber gehandelt, aber wenigstens in Kürze und mit Verweisung auf die einschlägige Litteratur. Ich habe daselbst, wieder Skene folgend, gezeigt, daß auch die Schlacht zwischen Arthur und Modret (dem Pikten!) bei *Camlan*, in welcher nach den *Annales Cambriae Arthur et Medraut corruere* (*anno* 537) und die selbstverständlich auch in Schottland stattgefunden haben muß (bei *Camelon*, nicht weit von *Boudon Hill*), von Galfrid, bloß auf Grund der Ähnlichkeit der Namen und wegen seiner südkymrischen Tendenz, an den Fluß *Cambula* in Cornwall verlegt wurde (p. 21 ff.).

und konnte darum leicht auf das Entführungsabenteuer, dem das Motiv von Haus aus fremd gewesen sein mag, übertragen werden. Der Einfluß von Waces Schilderung der Sachsenkriege ist eine Illusion.

Warum aber hat Chrétien Bade als Hauptstadt des Reiches des *Bademagus*? Ich will hier nicht wiederholen, was ich in Zs. 28 darüber geschrieben habe. Aber es ist nicht wahr, daß ich dort (vgl. p. 7) gesagt habe, *that Bade is derived from Bademagus, b e c a u s e Geoffrey derives Bade from its founder Bladud* (p. 57 A. 24). Verf. muß in der Dämmerung gelesen haben. Ich habe gesagt: „W i e Galfrid von Monmouth den Namen Bath von demjenigen des Königs Bladud ableitete, so leitete Chrétien oder seine Quelle [letztere Möglichkeit wird von Verf. nie in Betracht gezogen] denselben Namen von Bademagut ab; jener machte dann Bladud zum Gründer von Bath, dieser ließ Bademagut in Bath residieren." Für Verf. besteht vielleicht kein Unterschied zwischen „weil" und „wie"; meines Erachtens aber hat letzteres Sinn, während ersteres unvernünftig wäre. Ich habe übrigens auch die andere Alternative zugelassen, daß die Lokalisation in Bade zuerst vorhanden war und dann den Namen Bademagus anlockte. Daß nämlich schon vor Chrétien die Entführungsgeschichte in Somersetshire (wenn auch nicht gerade in Bath) lokalisiert war, beweist der Bericht in Caradocs *Vita Gildae*. Immerhin beweist auch dieser Bericht noch nicht, daß die Entführungserzählung in Somersetshire oder Süd-Wales wirklich als S a g e bekannt war. Auch Caradoc mag, wie eventuell Chrétien oder seine Quelle Bade nach Bademagu einführte, auch Glastonbury und Somerset in ähnlicher Weise eingeführt haben. Wie, werde ich in einer anderen Arbeit zeigen; ich will hier nur darauf aufmerksam machen, daß Konnektionen mit dem Kloster Glastonbury, dieser Fälschungenfabrik, immer höchst verdächtig sind. Verf. hält auch die Benutzung der *Vita Gildae* durch Chrétien für möglich (p. 62). Bei ihr ist eben alles möglich.

Es zeigt sich also, daß man *Bade* im Karrenritter entweder dadurch erklären kann, daß man, sich auf Caradoc stützend, eine Lokalisation der Entführungssage in Somersetshire annimmt, oder aber, was wahrscheinlicher ist, *Bade* (Bath) für eine willkürliche Abstraktion aus dem Namen *Bademagus* hält. Galfrids resp. Waces zwei Berichte über Bath, die inhaltlich vom Karrenritter total verschieden sind, braucht man also offenbar nicht. Aber A. B. Hopkins' Eigensinn will uns eben durchaus Wace aufladen. Hatte sie die Feindschaft Meleagants und Arthurs aus der zweiten Wacestelle (Sachsenkriege) abgeleitet, so versucht sie nun den Namen Bademagus und seine Zauberei [die aber wahrscheinlich ursprünglich seinem Sohn zukam], aus der ersten Wacestelle, der Bladu(d)-Erzählung, abzuleiten. Daß die Ereignisse derselben um mehrere hundert Jahre der Arthur-Epoche vorausgehen, ist für

sie kein Hindernis. Um aber mit ihrem Bladu(d) operieren zu können, muß sie von der Form *Baudemagus* ausgehen. Sie leistet sich deshalb eine längere Textkritik (p. 57), um die Ursprünglichkeit dieser Form nachzuweisen. Aber mit Textkritik, auch wenn sie besser wäre als die der Verf., ist hier nichts zu erreichen, da, wie sie in meiner Arbeit p. 11 hätte lesen können und wie jeder weiß, der die Elemente der Paläographie kennt, *au*, *an*, *a* in ungewöhnlichen Eigennamen immer wechseln können [vgl. auch oben, A. 11, *Au-(An-, A-)gu(i)sel(us)*], und der Archetypus der Karrenritter-Hss. natürlich nicht das Original gewesen zu sein braucht. Wenn man aber das Nebeneinander von *Ba×demagus* und *Bade* nicht für zufällig hält, so muß man für Chrétien wenigstens *Bademagus* ansetzen; und dies hat bisher noch jedermann getan. Für andere Texte, sofern sie nicht von Chrétien abhängig sind, gilt dies nicht, da sie ja *Bade* nicht kennen. Da hat man also die Wahl zwischen *Bau-*, *Ban-* und *Ba-*, und darf bei dem Suchen nach einem Etymon von jeder dieser 3 Formen ausgehen. Das habe ich auch in Zs. 28 gesagt, und darin liegt keine Inkonsequenz, wie man nach Verf. (p. 57) meinen könnte: *Although he recognizes the form Baudemagus, he bases his argument relative to Crestien's use of the word on the form Bademagus.* Nun kommt der Triumph ihrer *historical theory*: *Baudemagus* stammt aus Wace und bedeutet „*Bladus (> *Baldus)* der Zauberer" *(Baude Magus)*. Zu bemerken ist aber, daß *Magus* kein französisches Wort ist (man sagte *enchantere*) und weder in Galfrid noch in Wace an der entsprechenden Stelle vorkommt. Es ist, wie wenn man *Rotomagus (Rouen)* aus deutsch *rot* und lateinisch *magus* (der rote Zauberer) ableiten wollte.[39] Verf. schlägt dann noch eine andere Abteilung vor *for the second part of the name*, nämlich *Mabuz (< Mabon-)* (im Lanzelot resp. Erec).

Daß meine Erklärung des Namens *Gorre* vor ihren Augen nicht Gnade gefunden hat, wundert mich nicht. Sie sagt (p. 52 f.): *Brugger is evidently working in accord with Zimmer's theory of the beginning of historical Arthurian story in the North, when he would place Gorre in Scotland*; aber nach Zimmer hätten die aus dem Norden vertriebenen Britten die Arthursagen nach dem Süden gebracht; schon im 9. Jahrhundert seien sie mit Bath und Carlion in Verbindung gebracht worden, und *in Historia Regum Britanniae Bath, Carlion, London, Southampton, Winchester figure*

---

[39]) In altkeltischen Ortsnamen hatte *-magus* (das aber zur Zeit der Arthurromane anders lautete) die Bedeutung *champ* (vgl. *Rev. celt.* 8, 123). Verf. hätte ihr *Baude-* auch mit dem gleichlautenden französischen Personennamen identifizieren können. Der Name *Baude (Baldus)* scheint nur eine Kurzform von *Baudouin (Balduinus)* zu sein (vgl. über diesen Namen A. Guesnon, *Les Congés de Baude Fastoul* in *Mélanges Wilmotte* 1910, p. 24 ff.). Natürlich müßte ich auch die Ableitung des Namens Baudemagus von diesem Baude für falsch erklären.

in Arthur's progress; da in Chrétien Bath die Hauptstadt des Landes des Entführers sei, *we may, for the present at least, infer that Gorre was supposed to be in the region of Somerset.* Gewiß mag Chrétiens Publikum gedacht haben, *Gorre*, dessen Hauptstadt *Bade* ist, sei der frühere Name von Somerset gewesen. Aber da Somerset nie *Gorre* hieß, so ist es wohl Pflicht des Forschers, sich anderswo umzusehen. Wie viel auf Galfrids Geographie zu geben ist, habe ich oben gezeigt. Im übrigen bestreite ich nicht, daß etwa im 9. Jahrhundert oder noch früher auch in Wales und Cornwall Arthursagen existierten. Daß aber diese die Quellen der französischen Arthurromane waren, ist noch nicht bewiesen worden. Was speziell die Entführungssage betrifft, so haben wir gesehen, daß sowohl die Lokalisation in Bath wie die in Glastonbury nicht notwendig sagenhaft sind, vielmehr es wahrscheinlich nicht sind. Aber auch in südkymrischen Sagen, die aus Schottland eingewandert waren, mochten sich noch schottländische Elemente erhalten haben. Daß Sigmund König von Frankenland war, wußte man in Skandinavien noch, als die Sigmundsage schon mehrere Jahrhunderte im Norden sehr volkstümlich geworden war. Ganz besonders leicht erhielten sich unverstandene Namen. Viele erzählten von dem Berner Dietrich, ohne mehr zu wissen, daß Bern Verona war. Und so mochte man über das Land Gorre immer noch und immer mehr erzählen, als man nicht mehr wußte, welches Gebiet damit gemeint war. Tatsache ist, daß sich in den französischen Romanen noch eine Menge schottländischer Elemente finden. Einige hat auch Zimmer nachgewiesen. Ich habe mich aber in meiner Abhandlung über Gorre nie auf Zimmer gestützt, und konnte dies auch nicht tun, da Zimmer nicht über mein Thema geschrieben hat. Verf. hätte also m e i n e Argumente widerlegen sollen. Ich habe durch zahlreiche Belege nachgewiesen, daß Baudemagus und Meleagant sowie andere Entführer der Königin Guenievre in der Überlieferung gewöhnlich in Verbindung mit Schottland gebracht sind, daß es neben dem Entführer aus Gorre auch Entführer (der Königin Guenievre) aus *Estregorre* und *Estremore* (Strathmore) gibt, und ich bin auch jetzt noch der Ansicht, daß diese drei Namen des Landes des Entführers nicht zufällig einander so ähnlich sind. Dies und anderes habe ich nachgewiesen. Aber es fiel Verf. gar nicht ein, sich mit diesen Argumenten zu beschäftigen. Sie glaubte, mich mit der einfältigen Bemerkung zu schlagen: *We do not have to go to Scotland to get a body of water with which to surround Gorre. Somerset, for example, borders on the Bristol Channel* (p. 53). Eingeleitet wird die Besprechung meiner Abhandlung mit folgenden spöttischen Worten: *Brugger devotes 71 pages to the question, offering rather uncertainly the hypothesis that Gorre is to be identified with Strathmore in Scotland, but concluding with the confession that the matter is still „in der*

Luft" (p. 52). Es ist allerdings keine Empfehlung für eine Hypothese, wenn der Verfasser selbst seine lange Begründung mit dem Geständnis abschließen muß, daß die Hypothese in der Luft schwebe. Ganz so blödsinnig, wie Verf. zu glauben scheint, war ich doch noch nicht. Meine Arbeit schließt mit einer Besprechung einer Hypothese Lots. Der letzte Satz lautet: „Da Lot Gorre zu einem Appellativ macht, so können allerdings die geographischen Angaben der Romane seiner Hypothese nicht widersprechen; aber so lange er nicht auch befriedigend erklärt, warum jene Angaben existieren, hängt sie doch in der Luft." Was ich über Lots Hypothese sagte, ist also im Geiste A. B. Hopkins zu einer Beichte über meine eigene Hypothese geworden. Ich habe schon mehrmals gesagt, daß Verf. meine Arbeit, die sie verurteilt, nicht gelesen hat. Sie hat nur etwas aus dem Anfang und dazu noch den Schluß gelesen, und auch dieses wenige, wenn man bei der Annahme von *bona fides* bleiben soll, nur im Halbschlummer. Und doch hätte sie verschiedene Irrtümer vermeiden können, wenn sie meine Arbeit mit offenen Augen gelesen hätte.[40])

Über den nächsten, dem Yvain gewidmeten Abschnitt, kann ich mich kurz fassen. Daß Chrétien für die Quellenepisode Wace benutzt hat, halte auch ich für zweifellos. Beweisend sind die Verse Chrétien 577 ff. (= Wace 6418 ff.). Diese Entlehnung ist schon längst bekannt, und auch die wörtliche Übereinstimmung ist hervorgehoben worden. Verf. hat nichts Neues zu sagen. Sie behauptet (p. 66), Baist, Brown und Kölbing hätten im Gegensatz zu Fœrster Waces Einfluß geleugnet. Baist und Kölbing kann ich zurzeit nicht einsehen; aber bei Brown finde ich keine Leugnung dieses Einflusses und nach Browns Mitteilungen aus Baist bei diesem ebensowenig. Sie bestreiten nur, daß die ganze Quellenepisode aus Wace abgeleitet werden könne, und da haben sie recht. Es ist vielleicht nicht überflüssig, die Leser daran zu erinnern, daß hier nicht Waces Brut, sondern sein Rou, nicht ein Abenteuer eines Romanhelden, sondern das eigene Erlebnis des Dichters, Chrétiens Quelle war. Verf. erwähnt noch eine stilistische

[40]) Von jener Hypothese Lots sagt sie: *This hypothesis Brugger thinks not impossible.* P. 50 wird G. Paris eine Äußerung zugeschrieben, die er nur als diejenige Wards erwähnt, ohne Zustimmung oder Widerspruch (daß Meleagant ein irischer Häuptling war). P. 57 n. 22 wird Perceval v. 43 947 zu Wauchiers Fortsetzung gerechnet; der Vers gehört Manessiers Fortsetzung an (v. 43783 hätte auch erwähnt werden sollen). Verf. zweifelt, ob der hier genannte König *Bandemagus* identisch sei mit dem König *Ba(n)demagus* des Karrenritters. Es ist sehr wahrscheinlich, daß es viele Könige gab, die diesen sonderbaren Namen hatten!! Hat auch Manessier *Bladus* und *Magus* zusammengesetzt? P. 53 n. 15 sagt Verf., Malory habe Urien zum König von Gorre gemacht. In meiner Abhandlung über Gorre hätte sie lesen können, daß Malory diese Verbindung in seinen Quellen fand. Auf die Sonderbarkeiten von p. 60 n. 31 will ich nicht eintreten, da hier ein Kommentar überflüssig zu sein scheint.

Übereinstimmung zwischen Yvain und Waces Brut, ein Gleichnis, das aber *a stock figure* sein mag (fallender Riese = fallende Eiche)[41]).

Einen langen Abschnitt hat Verf. dem *Perceval* gewidmet, aber nur 4 Versen dieses Romans. Dem an Arthurs Hof in Carduel ziehenden Perceval meldet ein Köhler, Arthur sei freudig, weil er mit seinem Heere soeben *Rion*, den *roi des Isles*, besiegt habe. Da Galfrid-Wace von Arthurs Kampf gegen den Bärte sammelnden *Rit(h)on(em)* berichtet, muß natürlich nach dem System der Verf. Wace die Quelle von Chrétiens „*allusion*" sein: *We have seen that it could not come from Thomas, that it is not likely to have come from tradition because Geoffrey of Monmouth appears (!) to be the first to associate the Rhita story with Arthur* (p. 77). Dies sind ihre Gründe. Galfrids *appears* nur deshalb als der erste, weil uns keine ältere Fassung bekannt ist. Dies ist kein logisches Argument. Zudem ist zwischen Galfrid und Chrétiens Perceval noch ein langer Zeitraum, und in demselben können andere Romandichter, sei es nun die keltische Sage selbst, sei es Galfrids Bericht, weiter entwickelt haben, und einer von ihnen kann Chrétiens Quelle gewesen sein. Nun frage ich: Wie kommt ein Dichter wie Chrétien dazu, für eine bloße Allusion von 4 Versen Waces Bericht vollständig umzuformen, und zwar in einer Weise, wie sie für seine Zwecke ganz unnütz war? Weshalb machte Chrétien aus dem Riesen einen König, aus dem Zweikampf ohne Heer einen Krieg, an dem Arthurs Heer teilnahm? Warum gab er dem Riesen das Epithet *des Isles*? Es sind in diesen 4 Versen so viele Änderungen als nur Platz hatten, und keine nützt etwas. Wer war unvernünftig, Chrétien oder seine Kritikerin? Die Antwort, denke ich, fällt nicht schwer. Ein Dichter wie Thomas, der die ganze *Riton*-Episode mit einer gewissen Weitschweifigkeit berichtet,

[41]) Der fallende Riese wird auch in Fergus 126/1 ff. mit einer fallenden Eiche verglichen; hier beweist aber die fast wörtliche Übereinstimmung, daß Chrétiens Yvain das Vorbild war (vgl. die Göttinger Diss. W. Marquardts: *Der Einfluß Kristians von Troyes auf den Roman Fergus* 1906, p. 30). Daß der Fall eines Riesen leicht den Vergleich mit dem Fall eines hohen und mächtigen Objektes anlockte, mögen folgende Beispiele zeigen, die gewiß unabhängig von Brut, Yvain, Fergus sind. Im Octavian (ed. Vollmöller v. 2528 ff.): *Li jaians a terre versa Et si roidement treboucha Come un[e] granz tors fust chëue.* Im Reinfrit von Braunschweig heißt es bei der Fällung eines Riesen (Bibl. des lit. Vereins 1871, v. 19 130 f.): *Als eines berges vallen Gap krach sin ungefüeger val.* Bartsch, Einleitung zu seiner Ausgabe des Herzog Ernst p. CXXXIII, sieht hierin, vielleicht unberechtigter Weise, eine Nachahmung einer Stelle des zwischen 1173 und 1180 verfaßten Herzog Ernst (v. 5215 ff.): *Sie ir [i. e. von den gigande] vil manigen valten, Daz sie den walt erschalten Unde vielen von ir swaere Als ein boum da gevallen waere.* In einem deutschen Märchen aus Siebenbürgen (Der starke Hans = Haltrich Nr. 18) schlägt der Held einen Riesen auf den Boden, „daß es so krachte, als hätte der Sturm eine mächtige Eiche niedergeschmettert".

mochte sich Änderungen gestatten, und doch sind seine Änderungen nicht so bedeutend wie diejenigen Chrétiens es wären.[42]) Nun ist aber noch eine Abweichung zu erwähnen, die die Ableitung von Wace als ganz unmöglich erscheinen läßt. Warum hat denn Chrétien Waces Namenform *Riton* nicht bewahrt? Verf. setzt sich sehr leichtfüßig über diese Schwierigkeit hinweg: *Wace's Riton . . . would give Rion by loss of intervocalic t* (p. 69). Ein linguistisches Gewissen hat sie nicht. Das intervokalische *t* schwand allerdings in Wörtern, die aus dem Vulgärlateinischen stammen oder in sehr alten Lehnwörtern regelmäßig. Aber welchem Franzosen fiel es ein, in *Breton*, *Caton* etc. das *t* auszulassen! Aus Galfrid von Monmouth ließe sich *Rion* ableiten, wenn nicht aus dem Accusativ (in diesem Fall müßte man Analogiebildung [*maritum* > *mari* etc.] annehmen und bei dem betr. Dichter Kenntnis des Lateinischen voraussetzen), so doch aus dem Nominativ (Nom. *Rito* > *Riz-Ris* > Acc. *Rion*). Wenn die Sage schon Ende des 11. Jahrhunderts in Frankreich bekannt wurde (was ganz gut möglich ist), so mochte der Name in der Form *Rithon* (phonetisch *Riđon*) eingeführt werden und sich dann regelmäßig zu *Rion* entwickeln (vgl. Behrens, *Gramm.* § 116); aber zu Waces und Chrétiens Zeit war dies nicht mehr möglich.[43]) Damit ist die Frage der Beziehungen von Chrétiens Perceval zu Wace und auch zu Galfrid selbst und jeder andern an Galfrid sich anschließenden Übersetzung erledigt.[44])

[42]) Man nennt den Riesen bei Thomas immer *l'Orguillus*; nach meiner Ansicht ist der Text zu korrigieren: *l'Orguillous grant* scheint mir keine gut französische Wendung zu sein. Der nordische Übersetzer hat auch keinen Eigennamen. Eine geringfügige Änderung bessert. Man lese: *Le nevod (a) l'orguillous geant* (oder *g*[*a*]*iant*). Thomas brauchte den Namen des Riesen garnicht zu nennen, da die drastische Erzählung jedenfalls überall bekannt war. Warum läßt er ihn in *Africa* wohnen? fragt Verf. *As far as J know, there seems to be no precedent, popular or literary, for associating Arthur with Africa.* Aber von einem Nachfolger Arthurs berichtet Galfrid, daß zu dessen Zeit *Gormundus rex Africanorum* mit einer Flotte Britannien angriff (XI 8). Dieser Gormundus herrscht in Irland und ist bekanntlich ein Wikinger und als Heide ein Sarazene oder Afrikaner. Thomas kannte diese Geschichte; denn er hat Gormundus zum Vater der Iseut gemacht. Wahrscheinlich läßt er Tristan deshalb nach Spanien gelangen, weil er den Riesen, mit dem dieser kämpfte, zum Neffen des Afrikaners Ritho machen wollte.

[43]) Die Form *Riz* scheint nie vorzukommen; dies spricht eher dafür, daß *Ris* ein neugebildeter Nominativ zu *Rion* ist, der dann allerdings bei der Erstarrung der Casus von Personennamen auch als Accusativ verwendet werden konnte (so in *Meriaduec* v. 207).

[44]) Chrétiens Allusion auf einen Roman, in welchem Arthur gegen Rion Krieg führte, hat synchronistischen Charakter. Solche Synchronismen finden sich auch Yvain v. 3706 ff., 3915 ff., wo Gauvains durch die Handlung postulierte Abwesenheit durch eine Anspielung auf Ereignisse des Karrenromans motiviert wird: Gauvain war gerade ausgezogen, um die Königin Guenievre von Meleagant zu befreien. Selbstverständlich weicht die Allusion inhaltlich von dem Roman, auf den sie sich bezieht, nicht ab. In den Prosaromanen

Um die Entwicklung der Rithosage zu erkennen, müssen natürlich sämtliche Versionen der Sage sorgfältig studiert werden. Natürlich dürfen auch die Prosaversionen nicht verachtet werden; denn bevor man sie aburteilt, muß man sie studieren. Verf. aber entscheidet (p. 72 n. 63): *The cyclic romances show such modification of the original tale in the way of additions and inconsistencies that it is not worth while to bring them into the discussion, for they would only complicate without helping a problem already sufficiently involved.* In Wirklichkeit lehnt sie die Prosaromane nur ab, weil sie die Mühe scheute, sie zu untersuchen. Sie erklärt ihre Versionen als unursprünglich, ohne sie zu kennen. Die Prosaromane sind ihr böhmische Dörfer. Beweis: Sie zitiert *Robt. de Borron, Merlin (Paris, P.) II 192, 318*; es ist ein Verweis auf P. Paris' Analyse der pseudohistorischen (Vulgata)-Merlinfortsetzung, welche bekanntlich (man sollte „bekanntlich" sagen dürfen) n i c h t das Werk Robert de Borrons ist. Diese Fortsetzung ist nun schon in 2 Ausgaben (beide von Sommer) zugänglich; unter diesen Umständen zitiert man aber nicht mehr bloß eine wissenschaftlich nicht einmal zuverlässige Analyse. Auch Wheatleys Merlin kann höchstens n e b e n dem Orginal, nicht aber statt desselben zitiert werden. Aber Verf. weiß natürlich nicht, daß eben jene Merlinfortsetzung das Original der Version Wheatley ist; sie weiß auch nicht, daß es noch 3 andere Übersetzungen desselben Romans gibt.[45]) Während sie die Prosaversionen abschiebt, bespricht sie die Meriaduecversion, obschon sie (ohne Beweis) auch dieser keine Ursprünglichkeit zuerkennt. *It may show how one of Crestien's imitators understood this passage* (p. 73). (diesen Nutzen hätte eine Besprechung der Prosaversionen auch haben können, wenn dieselben Nachahmungen sind). Diese Version inspirierte ihr die Erklärung des Epithets *des Isles* bei Chrétien. Im Meriaduec (wie wahrscheinlich auch nach Chrétiens Ansicht) fand der Kampf mit *Ris (Rion)* in der Nähe von *Carduel* (Carlisle) statt; unter Chrétiens Einfluß, meint Verf. *He* [der Verfasser des Meriaduec] *must have understood from the Perceval passage that Rion's realm was not far from this city*; *therefore he makes Ris king of Northumberland. He certainly got no hint of this from Wace nor apparently from any other of his sources.* Welches sind diese? Verf. könnte keine nennen, obschon es natürlich solche gegeben haben mag; folglich hat sie auch kein Recht,

---

(namentlich Tristan und Merlinfortsetzung BN 337) wurden solche Synchronismen systematisch in Menge eingeführt; sie sollten den Romanen einen historischen Anstrich geben.

[45]) Jedenfalls nicht bloß zufällig sind die von ihr zitierten Ausgaben solche, die bequeme Namenregister haben, ausgenommen P. Paris' Analyse, wofür ihr aber Bédier, Tristan I 289 (welchen Passus sie kannte) helfen konnte. Sommers Ausgaben (seine *Vulgate Version* war ihr bekannt, vgl. p. 71 n. 56) haben keine Register. Verf. hat sich also mit dem Nachschlagen der Register begnügt.

etwas über sie zu behaupten (Aus Chrétien kann nicht geschlossen werden, daß Rions Reich in der Nähe von Carduel lag. Rion mag [wie bei Thomas] ebensogut von Afrika wie von Northumberland gekommen sein). *Therefore*, folgert sie weiter, *it is possible that Crestien's islands, if they are not works of the imagination* [warum sollte Chrétien für eine kurze Allusion seine Phantasie angespannt haben], *were thought to lie somewhere off the coast of Cumberland, or . . . somewhere off the coast of North-Wales; though, as a matter of fact there are no islands in these localities that would very well fit the case* (p. 75 f.). Die Hypothese schwebt also „in der Luft", nicht wahr? So sehr sogar, daß sie nicht erwähnenswert war. Ich werde in einer andern Arbeit, die ich in Vorbereitung habe, erklären, was mit den „Inseln" gemeint ist. Wie „für die mittelalterlichen Chronisten und Romandichter" *geography seems to be an uncertain quantity*, so auch für Verf.

Ich habe in meiner Abhandlung über *Estregales* (in dieser Zs. 27 p. 102 ff.) auf König *Ris de Valen — Valeu* in einer Turnierbeschreibung des Caradocromans (Gaucher) hingewiesen und ihn selbstverständlich mit dem König *Ris d'Outre-Ombre* (Northumberland) des Meriaduec, dem König *Rion des Isles* und dem Riesen *Ritho(n)* identifiziert. Verf. sagt dazu (p. 73): *As there is absolutely nothing to go on but the „Ris", I do not agree to this identification. Ris de Valen is not connected with Arthur and he is not hunting beards.* Es heißt aber v. 13 481 ff.: *Li rois avoit sa cort tenue A Carlion ou ot venue Gent de tante loingtiene terre . . . Au departir ont par envie Un merveillex tornoi empris Li roi Cordoualan et Ris*; es findet *lez Carlion* statt, also bei Arthurs Residenzstadt und vor Arthurs Augen. Ris ist Führer der einen Partei, und die wichtigsten Arthurritter nehmen am Turnier teil, hauptsächlich bei den Gegnern des Königs Ris. Dieser ist also doch *connected with Arthur*; aber Verf. muß man wohl alles zweimal sagen, bis sie's versteht. *Hunting beards* ist er allerdings nicht mehr; aber Guigambresil, ein anderer Teilnehmer des Turniers, ist auch nicht mehr der Ankläger Gauvains, und *le Riche Soudoiier*, ein anderer Teilnehmer des Turniers, sitzt nicht mehr schwermütig unter einem Tannenbaum und hält nicht mehr Giflet gefangen im *Chastel Orgueillous*; vielmehr nimmt der letztere auch am Turnier teil. Ris, Guigambresil, *le Riche Soudoiier* haben eben ihre Rollen, durch die sie berühmt wurden, ausgespielt und sind, wie dies gewöhnlich bei den Besiegten der Fall war (so auch bei Ris im Meriaduec), Arthurs Vasallen geworden; als solche kamen sie zum Hoffest nach Carlion. In einer in Tristan-hss. überlieferten Version der Galaad-Gral-Queste figuriert *le roi Ryons* auch als *compagnon de la Table Ronde* (Löseth, Tristan § 395a). *Ris de Valen* ist auch nicht bloß *a certain Ris*, wie Verf. sagt, sondern er ist König wie der Ris in Meriaduec, der Rion in Chrétien. Verf. fühlte selbst, daß das Bart-Argument wider sie angewendet werden möchte.

It may be said in answer to this that neither is Crestien's Rion hunting beards. But Crestien's Rion is a foe of Arthur's and his name is identical with that of the giant in the Historia Reg. Brit. and the Bruts of Wace and Layamon. Gilt letzteres nicht auch von *Ris de Valen*? Ist nicht der Name Ris auch identisch mit *Ritho* [sagt sie doch selbst, p. 73: *This form (Ris) seems to be the usual old French nominative to an accusative such as Ritonem*]? Und warum erwähnt Verf. nicht, daß König *Ris de Valen* im Caradocturnier auch König *Ris de Gales* genannt wird? Sie scheint doch, den kymrischen Versionen folgend, *Gales* für das ursprüngliche Land des Riesen *Ritho* zu halten. Sie, die an einem Namen wie *Bladus* nicht vorübergehen kann, ohne an *Baudemagus* zu denken (oder umgekehrt), scheint zu glauben, daß es in den Arthurromanen ebenso viele verschiedene Könige *Ris-Rion* geben konnte wie etwa *seigneurs Guillaume* in den Chansons de geste.

Verf. hätte aus meinen Ausführungen vielleicht noch e i n i g e s lernen können; aber sie scheint mit Vorliebe nur dann etwas aus meinen Arbeiten zu zitieren, wenn sie mir eins versetzen zu können meint. So sagt sie mit Bezug auf Galfrids Lokalisierung des Ritho-Kampfes *in Aramo* resp. *Aravio monte*: *These two forms seem to have puzzled Brugger*: „*Wir wissen eben noch nicht, was der Mons Aramus (Aravius) bedeutet*" (p. 71). Dies ist auch alles, was ich über diese Frage äußerte. Besagt dieser Satz, daß ich aus dem Verhältnis der beiden Formen *Aramus* und *Aravius* nicht klug wurde (*was puzzled*), und daß ich die hochinteressante Mitteilung *The occurrence of the two forms can be explained as a paleographic confusion* nötig hatte? Wenn sie meinen Gorre-Aufsatz gelesen hätte, so hätte sie sehen können, daß ich mit dieser paläographischen Kenntnis *(m = ni = in = iu = ui)* auch versehen bin. Was für ein Interesse aber die Mitteilung, daß ich den Namen nicht erklären könne, für die Leser der Verf. haben mochte, entgeht mir. Ich habe vielleicht einen Tadel dafür, daß ich die Erklärung des Namens nicht fand, verdient, aber dann nicht von seiten einer Kritikerin, die den Namen ebensowenig zu deuten verstand wie ich. Le Roux de Lincy dachte an die Aramäer in Mesopotamien, San Marte an das Arranvawigebirge in Merionethshire. Letztere Ansicht ist durch nichts als eine gewisse Ähnlichkeit der Namensform gestützt; erstere ist indiskutabel. Die ältere Ausgabe Galfrids hat *in Aramo monte*, San Martes Ausgabe *in Aravio monte*. Von Wace sind auch nur die Lesarten dreier Hss. bekannt: *mont d'Araive*, *mont de Rave*, *mont d'Artane*. Bei Layamon, der nur den Wert einer Wace-Hs. hat, finden wir *Munte of Rauinte* resp. *Monte of Rauin*. Wie Galfrid schrieb, ist aus diesen Tatsachen nicht zu erschließen. Das Meiste von dem, was wir betr. die Überlieferung wissen sollten, wissen wir nicht; und, was noch schlimmer ist, der hauptsächlich graphische Wechsel, den wir in den Varianten

konstatieren, ist so häufig, daß darauf kein Hss.-Verhältnis aufzubauen ist. Da ist der dialektische Wechsel von *a* und *ai* im Französischen (*a* > *ai* und *ai* für *a* nach falscher Analogie geschrieben), und vor allem der Wechsel *m* — *iv* (geschrieben *iu*) — *in*, dazu die Aphärese des *a* nach *de*; das *t* in *Artane* steht für *r*; diese beiden Buchstaben wurden sehr häufig verwechselt. Viel wichtiger als die Kenntnis der paar Varianten ist die Wiedergabe des kymrischen Übersetzers der Historia, Gruffydd ab Arthur. *By A. M.*, sagt Rhys (*Celtic Folklore* p. 562), *the Welsh translator understood the chief mountain of Eryri or Snowdon* (San Marte p. 405 gab *Mynyd* [= *mons*] *Aoruc* an).[46] Galfrids *Ritho gigas* heißt im Brut Tysylio *Rhitta Gaur*, bei Gruffydd *Ricka Gaur; Ricka* kann nur als Entstellung auf graphischem Wege (*Ritta* > *Ricca*; *c* und *t* wechseln graphisch sehr häufig) erklärt werden.[47] Es ist nun nicht gerade wahrscheinlich, daß, wenn *Ritta Gaur* eine bekannte kymrische Sagenfigur gewesen wäre, ein Übersetzer, „der in welscher Sage sich gut auskennt" (Zimmer) oder auch nur ein Kopist, einen solchen Schreibfehler gemacht hätte. Zimmer dürfte daher recht haben, wenn er (in dieser Zs. XIII p. 41 A.) die ganze kymrische Rhitta-Überlieferung aus Galfrid ableitet und die Quelle des letztern für nicht-kymrisch (sondern bretonisch) hält.[48] Rhitta wurde ziemlich populär in Wales; aber die Zeugnisse sind, von Galfrid abgesehen, sämtlich späten Datums und enthalten nichts, das man gegenüber Galfrids Bericht für ursprünglich halten müßte. *Rhitta* wird in späten Triaden erwähnt, sodann in den späten und verdächtigen Jolo-Mss, wo die Bartgeschichte in unursprünglicher Weise mit einem Streit zwischen den Brüdern *Peibiaw* und *Nynio*, die schon in *Kulhwch et Olwen* (Loth, Mab. I p. 302—3) erwähnt sind, aber noch nicht in Verbindung mit Rhitta, verknüpft ist. In einem Gedicht eines kymrischen Autors († 1420) kommen die auf Snowdon bezogenen Verse vor: *On the ridge cold and vast There the Giant Ricca lies*; und ein Dichter des 19. Jahrhunderts schrieb: *Near Arthur's Cairn* (Höhle) *on the shoulder of Snowdon Lie the remains of the famous giant Ricca.* Dieser Dichter gestand aber Rhys, daß er die Höhle nicht *after Ricca's name* nennen hörte, sondern *that old people used to call it Carneđ y Cawr*, „*the Giant's Cairn*". Man sieht aus diesem Geständnis und aus der Namensform *Ricca*, daß diese „Sagen" jedenfalls aus Gruffydd

[46]) Die Ausgabe des kymrischen Textes war mir nicht zugänglich. Ich weiß auch nicht, ob A. B. Hopkins (p. 72) sich bloß auf Rhys oder auf die Ausgabe selbst stützt.

[47]) *Ricca* scheint übrigens auch ein kymrischer Name gewesen zu sein. Ein *Gormant fils de Ricca, frère d'Arthur du côté de sa mère*, begegnet in einer Namenliste von *Kulhwch et Olwen* I p. 265, 268; es ist wahrscheinlich unnötig, hier mit Loth *Ricca* in *Rita* zu korrigieren; denn es handelt sich kaum um den Riesen.

[48]) Zimmer wird von A. B. Hopkins nicht erwähnt.

ab Arthur stammen. Und wenn man heute den auf dem Gipfel von Snowdon angeblich begrabenen Riesen auch *Rhita Gawr* nennt, so hat man eben außer Gruffydd auch den Brut Tysylio gekannt.[49]) Die Echtheit der kymrischen Rhittasagen ist demnach höchst verdächtig. Rhys selbst sagt (l. c. p. 563), daß der Name oder die Form *Rhita* nicht kymrisch sei; er meint, sie sei gaelisch (irisch); aber diese Ansicht scheint sich nur darauf zu stützen, daß ihm zwei Namen *Boya the Pict or Scot* und *Llia* der Gaele (mit dem Ausgang *-a*) bekannt sind, und vor allem daß *Rhita . . . is represented ruling over Ireland.* Diese Angabe verdankt er aber nur Malory, welcher sich auf französische Quellen stützt, deren Herkunft aus Wales nicht nachweisbar und sogar höchst unwahrscheinlich ist,[50]) wie ich bei anderer Gelegenheit zeigen werde. Rhys meint, daß der echte altkymrische Name *Rithon* lautete (p. 563—4); aber diesen Namen abstrahiert er nur aus Galfrids *Rithonem*. Warum haben denn aber Galfrids Übersetzer nicht jene Namensform resp. jüngeres **Rithawn* (vgl. latinisiertes *Cadvallo* = kymrisch *Cadwallawn*) verwendet? Rhys' Hypothese ist also nicht gestützt. *Rhitta* wird, nach Analogie von Namen wie *Ricca*, *Boya*, *Llia*, für Galfrids *Ritho* (das natürliche war, vom Nominativ auszugehen) eingesetzt worden sein. Weit mehr hat die Hypothese Zimmers für sich, der bretonische Herkunft des Namens *Rhito* und der ganzen Sage annimmt. Im Bretonischen kommen die Namensformen *Rith*, *Rithan*, *Rithoc* (später *R s*. *Risan*, *Risoc*) vor, und wenn *Rithon* selbst nicht belegt ist, so war es doch ebensogut möglich wie *Sulon* neben *Sulan*, *Suloc*, wie *Mailon* neben *Maelan*, *Maeloc*, etc. Im Kymrischen dagegen ist der Name *Ritho(n)* oder etwas Ähnliches außerhalb unserer Sage nicht belegt. Fs darf auch darauf hingewiesen werden, in welchem Zusammenhang Galfrid die Ritho-Sage erzählt. Bei seinem Römerzug landet Arthur in Barfleur in der Normandie und vernimmt dort von dem auf Mont Saint-Michel hausenden Riesen, zieht diesem entgegen und erschlägt ihn. Dann erzählt er den Zuschauern: *se non invenisse alium* [*sc. gigantem*] *tantae virtutis postquam Rithonem gigantem in Aravio monte interfecit*[51]);

---

[49]) Vgl. alle diese Sagen bei Rhys, *Celtic Folklore* p. 473 ff.

[50]) Rhys kennt kein Altfranzösisch und von altfranzösischer Litteratur nur so viel, als Malory überliefert und was ihm Freunde mitteilten, die selbst nicht viel mehr wußten als er. Rhys' Steckenpferd ist, daß Wales einst gaelisch war und noch viele gaelische Überreste in Wales vorhanden sind. So viel ich weiß, reitet er dieses Steckenpferd immer noch allein. A. B. Hopkins (p. 70 n. 54) scheint nicht verstanden zu haben, wie Rhys angeben konnte, daß Rhita über Irland herrschte. Sie hat eben das unmittelbar vorausgehende Zitat aus Malory nicht gelesen (für Rhys war natürlich *Rhita* und *Ryons* eins).

[51]) Über eine Nachahmung dieses Passus in der pseudohistorischen Merlinfortsetzung vgl. Freymond *Artus' Kampf mit dem Katzenungetüm* p. 53 f.; Freymond hat ebendaselbst (p. 6—8) Waces Einfluß auf diesen Text sicher nachgewiesen (vgl. oben A. 2).

und berichtet nun sein Erlebnis mit Ritho. Die Sage vom Riesen von Mont Saint Michel ist eine ätiologische normanisch-bretonische Lokalsage; und Galfrid wird sie an Ort und Stelle oder aber brieflich vernommen haben.[52]) Die Sage vom Riesen Ritho steht nicht an ihrer chronologisch richtigen Stelle, sondern in Verbindung mit der anderen Riesensage, offenbar von dieser angelockt. Stammt sie nicht auch aus Mont-Saint-Michel? Mich dünkt es wahrscheinlich, daß man, wie Analoges auch anderwärts vorkommt, über den Riesen von Mont-Saint-Michel verschiedene Sagen sich erzählte, und daß Galfrid wenigstens zwei davon erfuhr. Er konnte aber nicht in beiden die ursprüngliche Lokalisierung beibehalten: denn er wollte die Sagen nicht als Folklorist, sondern als Chronist berichten. Er mußte also die eine Sage transponieren. Mont-Saint-Michel liegt an der Grenze der Normandie und Bretagne; und von den beiden von Galfrid berichteten Riesensagen dürfte die eine (die Helenasage) mehr normannisch, die andere (die Rithosage) mehr bretonisch gewesen sein. Nach Zimmers Ausführungen, auf die ich für die Argumentation verweise, scheint wegen des *th* in *Rithonem* eine „geschriebene bretonische Quelle" vorauszusetzen zu sein. Es ist sehr wohl denkbar, daß Galfrid mit Robert, dem nachherigen Abt von Mont-Saint-Michel, damals noch Mönch im Kloster Bec (Normandie), korrespondierte; denn Robert war ebenfalls Historiker; er gilt als Verfasser der *Gesta Henrici I. regis Anglorum* (1135—50), und der englische Historiker Heinrich von Huntington nennt ihn *tam divinarum quam secularium librorum inquisitorem et conservatorem studiosissimum*; als er ihn 1139 in Bec besuchte, fand er ihn bereits im Besitz eines Exemplars der eben erst erschienenen *Historia regum Britanniae* Galfrids, die jenem selbst noch nicht bekannt war. Er dürfte also sein Exemplar von Galfrid selbst empfangen haben (Heinrich von Huntington war der gemeinsame Freund Galfrids und Roberts), dürfte also auch mit diesem korrespondiert haben und sein Sagenlieferant gewesen sein. Daß Gelehrte, die sich derselben internationalen Sprache bedienen konnten, sich auch durch Korrespondenz Sagen aus fremden Ländern mitteilen ließen, war wohl nicht so etwas Ungewöhnliches: Walter Map, Galfrids Landsmann und Zeitgenosse, scheint für sein Buch *De nugis curialium* auch ausländische Sagen verwendet zu haben, die er wohl nur durch Korrespondenz mit andern Gelehrten erhielt, so die polnische Waltharisage *(De Rasone)*. Und auch der dänische Historiker Saxo Grammaticus (ebenfalls 12. Jahrhundert) scheint z. T. auf diese Weise sein aus verschiedenen Ländern stammendes Sagenmaterial gesammelt zu haben.

---

[52]) Das Kloster von Mont Saint-Michel, dessen Abt nachher der berühmte Robert de Torigny war, wurde von Fürsten, Adligen und Gelehrten besucht. Galfrid selbst lebte bis 1128 in der Normandie.

Wenn Galfrid die Riesensage von Mont-Saint-Michel transponieren wollte, so war es wohl das Natürlichste, daß er an Stelle des sagenberühmten imposanten Mont-Saint-Michel etwas möglichst gleichartiges in seiner Heimat gelegenes zu setzen suchte. War dies der *Mons Aravius-(Aramus)?* Müssen wir ihn nicht auch kennen, wenn er berühmt war, wenn er überhaupt durch irgend etwas Wesentliches hervorstach?[53]) Galfrid nennt denselben Berg nochmals, und zwar in den schon vor der Historia verfaßten, aber nachher diesem Werke einverleibten *Prophetiae Merlini.* Es wird hier prophezeit: *Catuli leonis in aequoreos pisces transformabuntur* (Anspielung auf das Ertrinken der Kinder König Heinrichs I. von England 1122), *et aquila ejus super montem Aravium (Aramum) nidificabit* (VII 3/69 ff.). Alanus ab Insulis, der Commentator der Prophetiae, liest *Morianum montem* (Savoyen) und behauptet, daß andere Hss. *montem avium* (aus *(Ar)avium* wegen *aquila*) haben, läßt aber auch *montem Aravium* („der in England liege") zu und schlägt entsprechende Deutungen der Prophezeiung vor (nach San Marte p. 347.) Gruffydd ab Arthur[54]) übersetzt (nach San Marte p. 347): *Ac eryr hwnw awna ynyth ar vynyd y avia.* Ich verstehe leider kein Kymrisch, mußte daher um so eher den Text selbst mitteilen. Ich weiß immerhin zufällig, daß *eryr aquila, ynyth* (durch Satzphonetik statt *mynyth*) *montem* bedeutet; folglich muß *ar vynyd* dem *Aravium* entsprechen; *ar* ist eine Präposition des Ortes (denn Caerleon *on Usk* heißt kymrisch *Kaerllion ar Wsc*), oder vielleicht = *yr* (Genitiv-Präposition; vgl. unten neukymr. *Carneg yr Eryr*); ich glaube mich nicht zu irren, wenn ich in *vynyd* den kymrischen Namen von Nordwales, gewöhnliche Form *Gwynedd* (*gw* und *w*, *v*, und *y*, *i*, *e* wechseln in der kymrischen Graphie) erkenne: *montem Aravium* wäre also *montem in Venedotia* oder *montem Venedotiae*, und daß damit der Berg *Eryri* (Snowdon) gemeint war, ist zweifellos. Derselbe kymrische Übersetzer hat, wie wir oben sahen, in der Ritho-Episode *monte Aravio* mit *Eryri* wiedergegeben. Wir können also konstatieren, daß für den kymrischen Übersetzer der Historia, bei dem eine gute Kenntnis der Geographie von Wales vorausgesetzt werden darf, der von Galfrid angegebene Name von Rithos Berg *Eryri* bedeutete. Sollten aber, was ich nicht glauben kann, die heutigen kymrischen Sagen über Riccas oder Rittas Höhle auf dem Berg Eryri, von Galfrid resp. dessen Übersetzern unabhängig sein, so würde die Ansicht, daß auch Galfrids Name *Eryri* bedeutete, an Wahrscheinlichkeit nur noch gewinnen.

Kann Galfrid wirklich an Eryri gedacht haben? Paßt die Phrophezeiung: *aquila ejus* [i. e. *leonis*] *super montem Aravium*

---

[53]) Galfrid verwendet keine fiktive Geographie. Der *Mons (Aravius)* muß also existiert haben und berühmt gewesen sein. Da sollte es uns doch möglich sein, ihn zu entdecken.

[54]) Die übrigen Übersetzer haben die Prophetiae weggelassen.

nidificavit, wenn man *Aravius* mit *Eryri* identifiziert? Ich glaube, sehr gut. Mit dem Löwen war, wie wir sahen, König Heinrich I. gemeint. Der Adler war das Feldzeichen der römischen Legion und konnte daher von dem römisch schreibenden Autor im Sinne von militärischer Macht gebraucht werden. Heinrichs Vorgänger, Wilhelm II., hatte bei seinen Versuchen, Wales zu unterwerfen, Mißerfolg gehabt, und seine Truppen hatten gerade am Berg Eryri eine schwere Niederlage erlitten.[55]) Dieses Gebirge war immer die den Feinden unzugängliche Zufluchtsstätte und, obschon es auf dem Berge keine Stadt gab, nannten sich die Fürsten von Wales „*the lords of Snowdon* (Eryri)". Heinrich, „der Löwe", wird, so prophezeit Galfrid in Merlins Namen im Jahre 1135, dem Todesjahre Heinrichs, seine Standarte auf Eryri aufpflanzen und damit Wales beherrschen, und, so fährt er weiter, *Venedocia rubebit materno sanguine*. Dies gehört offenbar kausal zum vorhergehenden: daß Nordwales vom kymrischen Blute rot werden wird, ist nur eine Begleiterscheinung von Heinrichs Eroberung der Nordwales dominierenden letzten Zufluchtsstätte der Kymren. In der Tat war Heinrichs Invasion des Landes Wales im allgemeinen von Erfolg begleitet, wenn auch, so viel ich weiß, hauptsächlich Südwales erobert wurde; aber der Prophet durfte wohl etwas Panegyriker sein. Ich glaube, daß, da Galfrid den *montem Aravium* mit *Venedotia* (Gwynedd, Nord-Wales) in Verbindung bringt, er nur an *Eryri* gedacht haben kann. Aber auch das Bild vom Nisten des Adlers dürfte nicht zufällig gebraucht worden sein. *Eryri* soll nämlich Adlerhorst bedeuten (*Eryri*, *the habitat*, *as it were of the eryr*, „*eagle*", *a bird formerly at home there as many local names go to prove*, *such as Carreg yr Eryr*, „*the Stone of the Eagle*": Rhys *Celtic Folklore* p. 479). Es ist jedenfalls nicht bloß zufällig, daß in der berühmten kymrischen Schweinehirtentriade (Nr. 63 bei Loth, drei Versionen bei Rhys, *Celtic Folklore* p. 503 ff.) die von Arthur verfolgte trächtige Sau *Henwen*, welche während ihrer Flucht Pflanzensamen und Tiere wirft (zuletzt den berühmten *Cath Paluc*, französisch *Chapalu*), den jungen Adler gerade auf Eryri oder wenigstens in der Provinz Carnarvon in Nordwales, zu welcher der Berg Eryri gehört, wirft: *A Riw-Gyverthwch en Arvon elle mit bas un louveteau et un petit aigle* (*en Arvon* fehlt in der dritten Version bei Rhys; die erste hat dafür „*in Eryri*"). Dieser Adler scheint unter dem Namen *Breat's* oder *Brynach's* Adler berühmt gewesen zu sein; aber man hat keine weitern Angaben darüber, als daß dessen Besitzer „Gaele (oder Fürst) des Nordens" genannt wird. Giraldus Cambrensis erwähnt in seinem *Itinerarium Kambriae* die *aquila fabulosa* von Eryri, *quae qualibet quinta feria lapidi cuidam insidens fatali, ut interemptorum cadavere famem*

[55]) *The terrible losses inflicted on the heavy Norman cavalry in the fastnesses of Snowdon* (Green).

satiet, bellum eodem die futurum fertur exspectare; lapidemque praedictum, cui consuevit insidere, jam prope, rostrum purgando pariter et exacuendo perforasse (*Works* ed. Dimock VI 136, zitiert nach J. D. Bruce, *Historia Meriadoci* p. XXIX).[56] Rhys (*Celtic Folklore* p. 509) vermutet, daß jene *aquila fabulosa* mit „*Brynachs* Adler" identisch sei. Wenn wir nun bedenken, daß Galfrid in den *Prophetiae* den *Mons (Aravius)* in kausaler Verbindung mit *Venedotia* (Gwynedd, Nordwales), wo der Berg *Eryri* liegt, erwähnt, daß er von dem Nisten eines Adlers auf dem *Mons (Aravius)* spricht, der Name des Berges Eryri aber als Horst des Adlers *(eryr)* erklärt wurde und mit diesem Berg von der Sage Adlerwunder in Beziehung gebracht wurden, daß Galfrid ferner offenbar mit dem Nisten der *aquila leonis* auf dem *mons (Aravius)* und dem Vergießen kymrischen Blutes in *Venedotia* die Eroberung des Landes Wales, dessen stärkste Feste in den Kriegen zwischen Normannen und Kymren der Berg Eryri war, durch König Heinrich I. meinte, daß endlich der kymrische Übersetzer Galfrids, Gruffydd ab Arthur, *Mons (Aravius)* einfach durch *Eryri* oder Berg in (von) Gwynedd wiedergab[57]): so scheint mir der Beweis geliefert

[56]) „Nach Rodenberg „Ein Herbst in Wales" 1858, S. 148 wetzt ein Adler jeden Donnerstag seinen Schnabel am Snowdon-Felsen; wenn er ihn zerteilt hat, gibt es Krieg im Lande" (Bolte in Köhlers Kleinere Schriften II p. 47). Marie Trevelyan, *Folklore and Folk-stories of Wales* 1909 p. 82 berichtet aus dem neuern Folklore: *The eagles of Snowdon were regarded as oracles. When they soared aloft and circled, triumph was near; when they descended nearer the earth, disaster was at hand. If they stood sentinel-like on the grim crags, enemies were in the near distance. When they brooded, or nestled together, or congregated in numbers in various places, or appeared indifferent, peace would come for a season.* Andere Tradition: *The eagles of Snowdon . . . could never be caught. Their cries meant calamity, and when they hovered over the plains, it was a sign that disease and death would soon stalk abroad* (vgl. auch *ibid.* p. 136, zwar nicht auf Snowdon bezogen, die Kämpfe zwischen dem schwarzen und dem goldenen Adler, durch deren Geschrei Arthur und seine Krieger aus dem Schlafe geweckt werden sollen, auf daß er alle Feinde der Kymren vernichte). Über altbritische Adlerprophezeiungen und andere Adlerwunder vgl. man auch San Marte, *Gottfried von Monmouth* p. 219, 463 ff. und *Beiträge zur german. u. keltischen Heldensage* p. 67 und Rhys, *Celtic Folklore, Welsh and Manx* p. 610! In einer irischen ossianischen Dichtung (wenn ich mich nicht irre, in *Transactions of the Ossianic Society vol. IV*) sagt die Witwe des Meargach in ihrer Totenklage: *I knew by the eagle's visit Each morning over the Dun* [Hügel] *That ere long I would hear Evil tidings from my three* (Angehörigen).

[57]) Dazu mag vielleicht noch hinzugefügt werden, daß in der romantischen Merlinfortsetzung *Rion* König von *Norgales* ist, womit hier wohl Nord-Wales gemeint ist, während sonst in den Arthurromanen damit allerdings häufig oder gar meistens das nordbrittische Reich in Schottland gemeint ist. Die Version der Merlinfortsetzung mag von Galfrid (aber dann nicht durch Waces Vermittlung) beeinflußt worden sein. Auch dieser Verfasser oder der eventuelle Zwischenmann zwischen Galfrid und ihm mag in *Mons* (*Aravius*) den Eryri-Berg in Nord-Wales erkannt haben.

zu sein, daß Galfrid den Berg Eryri meinte, daß also der von ihm gegebene Name als Latinisierung von *Eryri* zu erklären ist. Man muß sich nur wundern, daß man angesichts der angeführten Zeugnisse bei dieser sich von selbst aufdrängenden Erklärung vorübergehen konnte.[58])

Was von dem *mons (Aravius)* der *Prophetiae*, gilt selbstverständlich auch von dem *mons (Aravius)* der *Ritho*-Episode. Und in der Tat, welchen geeignetern Ersatz hätte Galfrid für den Mont-Saint-Michel finden können, als den wie dieser am Meere gelegenen höchsten Berg seiner Heimat, der in den Kriegen eine so wichtige Rolle spielte, der von Sagen umwoben war! Die Adlerwunder wurden bereits erwähnt. Berühmter aber wurde das Eryri-Gebirge durch eine andere Sage, deren älteste Überlieferung sich in Nennius' *Historia Britonum* findet. Gerade wie in den Kriegen mit den normannischen Königen, so scheint auch schon in den Sachsenkriegen jenes Gebirge die wichtigste Feste der Fürsten von Wales resp. der Könige der Britten gewesen zu sein (wenigstens nach der Sage). Als der Brittenkönig *Guorthigirnus* von den Sachsen bedrängt wurde, gaben ihm seine Weisen *(magi)* den Rat: *In extremos fines regni tui vade et arcem munitam invenies ut te defendas.* So zog er denn hin *ad regionem quae vocatur Guined* (Nordwales), *et illo lustrante in montibus Hereri* (Var. *Heriri*, *Heremi*) *tandem in uno montium loco in quo aptum erat arcem condere adeptus est.* Bekanntlich läßt sich dann die Burg nicht erbauen, und die Weisen raten dem König, ein vaterloses Kind zu suchen [um es einzumauern]. Das Kind Ambrosius wird herbeigeschafft, weist dem König nach, daß sich unter der Baustelle ein Sumpf und darin ein weißer und ein roter Drache befinden. Abgedeckt, bekämpfen die beiden Drachen einander und der weiße wird Sieger. Ambrosius phropezeit, daß der weiße die Sachsen, der rote die Britten symbolisiere und daß die letztern besiegt werden würden, und gibt dem König den Rat, den Plan, hier eine Burg zu bauen, aufzugeben (§ 40—42).[59]) In anderer Fassung wird die Drachensage in dem ,,Mabinogi" *Llud et Llevelys* erzählt. Es wird hier berichtet, wie König Llud die kämpfenden symbolischen Drachen, die eine Landplage waren, fing und lebend unter der Erde vergrub, worauf das Land von dieser Plage Ruhe hatte (Loth, *Mabinogion*², I p. 237 ff.). Es ist dies gewissermaßen eine Vorgeschichte zum Bericht des Nennius. Auch im Mabinogi ist der Ort, wo die Drachen vergraben sind, das

[58]) Vor 12 Jahren, als ich den erwähnten Passus schrieb, beschäftigte ich mich eigentlich nur mit Gauchers König *Ris de Valen* und auch mit diesem nur wegen seiner Beziehungen zum König von *Estregales.*

[59]) Zur Erklärung dieser Erzählung vgl. auch Lucy A. Paton: *The Story of Vortigern's Tower* in *Studies in English and Comparative Literature* (*Radcliffe College Monographs* Nr. 15). Über eine irische Parallele vgl. W. K. Sullivan in O'Curry, *Manners and Customs of the Ancient Irish* I p. CCCXXXIV f. (Paton l. c. p. 14).

Gebirge Eryri. Nach einer kymrischen Triade sollte Großbritannien so lange vor einer Invasion sicher sein, als die Drachen in dem Felsen von Eryri vergraben blieben; die Entdeckung der Drachen durch *Gwrtheyrn (= Guorthigirnus)* ist eine der drei schlimmen Entdeckungen Großbritanniens (Loth, *Mabinogion*², II p. 241—2). Die Drachen verkündigen also ebenso wie die *aquila fabulosa* den Krieg. Dies deutet darauf hin, von welcher entscheidender Bedeutung das Eryri-Gebirge für die Geschicke des Landes war: es war der politische Wetterwinkel. Und wie das Erscheinen der Drachen auf Eryri die Unterwerfung des Landes durch einen fremden Eroberer anzeigt, so soll auch in Merlins Prophezeiung bei Galfrid das Nisten (also Erscheinen) des Adlers (der *aquila fabulosa?*) auf Eryri ein Blutbad in Nordwales und die Unterwerfung des Landes durch den fremden Eroberer (den „Löwen") bedeuten.[60]) Galfrid selbst hat die Eryri-Fpisode aus Nennius abgeschrieben. Als Schauplatz der Handlung nennt er *Erir* [vielleicht schlecht überliefert für *Eriri*] *montem* (VI 17; Wace hat *mont d'Erir*, Brut Tysylio: *yr- Yrri*; Gruffydd: *Yryri*); es ist bemerkenswert, daß er aus dem Plural bei Nennius einen Singular machte, in Übereinstimmung mit *mons (Aravius)*[61]). An Stelle von Ambrosius setzte Galfrid mit der ihm eigenen Willkür Merlinus und, um sich zum voraus gegen den Vorwurf der Fälschung zu schützen, gab er an: *Ambrosius qui et Merlinus dicebatur.* Im Anschluß an die Verkündigungen des Knaben über die Drachen ließ nun Galfrid sein *liber Prophetiarum Merlini*

[60]) Ich bin überzeugt, daß eine derartige Merlin zugeschriebene Prophezeiung (solche Prophezeiungen waren ja überaus beliebt) auch auf die sog. Gralsage Einfluß hatte. Die *destruction* des Reiches *Logres* oder *Bretaigne* ist zwar hier nicht mehr an das Aufdecken von Drachen oder das Sichtbarwerden eines Adlers auf Eryri geknüpft, aber an einen Schlag (oder auch das bloße Sichtbarwerden? das läßt sich wohl nicht mehr entscheiden) auf einen sonst dem Blick der Sterblichen entzogenen Speer, welcher auf einer unzugänglichen Burg (auf einem Berg? vgl. *Mont Salvage* bei Guiot-Wolfram) aufbewahrt wurde. So heißt es in Hss. von Chrétiens Perceval von der Lanze, die Gauvain suchen soll: *Si est escrit qu'il est une eure Que tous li roiaumes de Logres Dont jadis fu li tiere as Ogres* (hier ein bedeutungsloser Flickvers, verursacht durch das schwierige Reimwort *Logres*) *Ert detruite par cele lance* (Varianten: *Einsi est escrit en l'ameure*: *La pes sera par ceste lance;* und: *la lance — de laquelle il est escrit que tout le royaulme de Logres dont Orges en fut roy et seigneur, a jadis par ceste lance esté conquis*: vgl. Heinzel, *Gralromane* p. 5; die erste Fassung ist jedenfalls die richtige. Baists Hs. enthält nichts, vgl. p. 69). Vgl. auch den *cop dolerous* auf die *lance vengeresse* in Merlin Huth und den *cop de l'espee* im Grand St. Graal (auch Gaucher) und ihre Folgen, die „Zerstörung" des Landes Logres (Bretagne) oder Listenois, das *commencement des aventures* oder *des peines* (oder *des enchantemens*) *de Bretaigne.*

[61]) Der Pluralis ist ursprünglich. So heißt es auch in einer Beschreibung von Wales aus dem 13. Jahrhundert: *In Northwallia inter Moniam et Montes Ereri sedes Bangorensis* (Loth, Mab.² II 369). Singularis ist dagegen der Name Snowdon (vgl. *Historia Meriadoci*: *nivalem montem qui Kambrice Snavdone resonat*).

folgen, welches ja, wie wir sahen, u. a. auch die Prophezeiung über den Adler auf *mons (Aravius)* enthält.

Man mag es auffällig finden, daß Galfrid bei der Drachenepisode für den Namen des Berges die kymrische Form *Erir(i)* unverändert beibehielt, dagegen in den *Prophetiae* und der *Ritho*-Episode den Namen latinisierte. Dies ist aber schon weniger auffällig, wenn man bedenkt, daß Galfrid im ersten Fall nur Nennius kopiert, in den letzten beiden Fällen dagegen den Namen von sich aus einführte; da mochte er eher die ihm genehme Form verwenden. Wir haben ja schon gesehen, daß er sich auch keine Skrupeln machte, zwei Namensformen für Bath (*Badus* und *Badon-*) zu verwenden. Nun ist aber die Latinisierung von *Eriri* auch formell etwas auffällig. Da wir jedoch die Identität von *Aravius-Aramus-*Aranius* mit *Eryri* als gesichert betrachten dürfen, so dürfen wir auch als zweifellos annehmen, daß die Überlieferung nicht ganz korrekt ist: *v*, *m*, *n* kann Galfrid nicht geschrieben haben, wenn er *Eryri* meinte. Sehr häufig ist der graphische Wechsel *ri—u(v)* [klassisches Beispiel: *Hebudes* > *Hebrides*; vgl. auch z. B. *Taullas-Tarillas* (Sommers Lancelot I 275, 277), bei Galfrid *Tremorinus-Tremonnus-Tremounus*: vgl. Fletchers *Index* zu *Arthurian Materials in Chronicles*[62]), indirekt (wegen *u* = *n*) auch der Wechsel *ri—n*; aber eine Form *Ara-riius* wird doch wohl kaum anzusetzen sein, sondern gewiß am ehesten *Ararius*. Nicht selten ist graphischer Wechsel von *r—n*, indirekt von *r—u* (vgl. z. B. *Galore* > *Galone* Zs. 28 p. 31; *Mangon* > *Margon*). Wir hätten also *Ararium* > *Aranium* (> *Artane?*) > *Arauium (Aravium)* resp. *Aramum*. Wir können aber ebensogut annehmen, daß *Ararium* zu *Arauum* und dieses zu *Arauium* wurde, welches *Aravium* oder *Aranium* gelesen werden konnte (dasselbe *mutatis mutandis* bei *Arario*). Wo mehrere senkrechte Striche aufeinander folgen, da wird oft einer zu viel oder zu wenig gesetzt. So hat z. B. der von San Marte herausgegebene Text Galfrids *Walgannus* neben ursprünglicherem *Walganius* (auch *Walgainus*) und umgekehrt *Urbgemius* (in der Ausgabe *Asconius*) neben (von *b* abgesehen) ursprünglicherem *Urgennius* (San Marte p. 390).[63]) Ich verweise auch noch auf die oben erwähnte Nennius-Variante *Heremi* für *Hereri* (Zwischenform jedenfalls *Hereni*). Die Ansetzung einer Form *Ararius* für Galfrid begegnet also nicht den geringsten Schwierigkeiten; und wir dürfen sie ansetzen, ohne die Lesarten der Hss. zu kennen,

[62]) *Tremorinus* wird zu *Tremor* gehören; vgl. den bretonischen *St. Tremeur*, in Berol's Tristan *Saint Tresmor*!

[63]) Vgl. auch *Nimiane* neben *Nimane*, *Niniane*, *Niviene*, *Viviane* etc. (L. A. Paton, *Fairy Mythology* p. 247), *Taibrun* in Rigomer 10 490 neben *Tanbrun* 4020, *Tambrun* 6662; *Laudune-Laudine* und *Laudunet-Laudinet* in Yvain 2151, 2153; *Lunete* in Yvain = *Linet* in Malory; bretonisch *Riuualen* (vgl. z. B. Eilharts *Riwalin*) > *Ruualen (Ruvalen)* in der Prosaübertragung von Berols Tristan (Ausgabe Bédier II p. 372).

da diese doch nichts beweisen könnten. Es ist aber sehr wahrscheinlich, daß der kymrische Übersetzer, der *Eryri* verstand, auch eine Form mit zwei *r*, also *Ararius*, in seiner Vorlage fand. Warum aber schrieb Galfrid *Ararius* und nicht etwa *Eririus?* Wir müssen bedenken, daß Galfrid ein Gelehrter war und daß er wie alle mittelalterlichen Gelehrten und sogar die Halbgelehrten sich sehr viel mit Etymologisieren abgab. Diese Leute bekamen dadurch in diesem Geschäft eine gewisse Routine. Wenn sie einen Namen latinisieren wollten, so begnügten sie sich womöglich nicht damit, dem Wort einfach eine lateinische Endung anzuhängen, sondern sie suchten, das Etymon zu geben. Häufig kennen sie es oder raten richtig, noch öfter raten sie falsch. Einen Namen wie *Gloucester* latinisierte Galfrid nicht einfach *Gloucestria*, sondern *Claudiocestria;* daß *cester* aus *castra* entstanden ist, wußte er nicht und erriet er nicht (auch *Claudio* ist falsche Etymologie; über das richtige Etymon vgl. Loth, Mab.² I 327 n. 1). Daß kymrisch Emrys aus *Ambrosius* hervorging, wußte er auch. Er konnte bei diesem Geschäft beobachten, daß die zu seiner Zeit gebräuchlichen Namen nicht die ursprüngliche Form hatten. Wenn daher Galfrid *Eryri* zu *Ararius* latinisierte, so ist dies nach meiner Ansicht geradezu natürlicher, als wenn er *Eririus* gebildet hätte. Eine solche Form wäre vielleicht ihm und seinen Kollegen lächerlich vorgekommen. An Hand der lateinischen Lehnwörter und der Wortbildungen und Flexionserscheinungen konnte er gerade so gut wie wir beobachten, wie sich seine Sprache entwickelt hatte. Gerade z. B. *Ambrosius* > *Emrys* war ein lehrhaftes Beispiel. Beispiele von *e* als *i*-Umlaut des *a* sind (ich zitiere nach Pedersens Vergleichender Grammatik der kelt. Spr. I, p. 372 f., 192, 226, 204): *ceraint* und *cerynt*, Plur. von *car* (Freund); *ereidr* und *erydr*, Plur. von *aradr* (Pflug, aus lat. *aratrum*); *merthyr* aus lat. *martyr*; *melldith* (Fluch) aus lat. *maledictio; beddyd* aus lat. *baptisma*; *pebyll* aus lat. *papilio*; *ebrill* aus lat. *Aprilis*; *erchim* bitten — *archaf* ich bitte; *llenwi* füllen — Präsens *llanwaf*; *geni* geboren werden — *ganwyd* er wurde geboren; *maneg* Handschuh (lat. *manica*) — Plur. *menyd*; *ceffyl* (Pferd) („eigentlich umgelautete Pluralform") aus lat. *caballus*; *Caratacus* > *Ceretic* (vgl. Loth, *Mabinogion*-Register) etc. Solche Beispiele mochte der des Kymrischen und Lateinischen mächtige Galfrid für seine Latinisierungen leicht auch zusammenstellen. Daraus konnte er leicht entnehmen, daß das Kymrische den Accent auf die erste Silbe zurückzog, daß es, aber nur vor einem *i*-Laut der folgenden Silbe, *a* in *e* verwandelte, daß es den Vokal der auf die Tonsilbe folgenden Silbe (ursprünglich Tonsilbe) stark kürzte, und zwar sehr häufig zu *y*. Also mußte das *e* in *Eryri* auf *a* zurückgehen; der Ausgang *-ri* mit vorausgehendem *y* (auch *e* geschrieben und als offenes *i* gesprochen) lockte die lateinischen Suffixe *erius* und *arius* an. Galfrids Rekonstruktion ist zwar etymologisch falsch; denn *e*

ist hier umgelautetes *o* (griech. *ornis*, deutsch *Aar*; s. Kluges etymologisches Wörterbuch s. v. *Aar*); das *y* der zweiten Silbe kann nicht aus dem langen *a* von *arius* hervorgegangen sein; aber Galfrid konnte kaum merken, daß *a* in *-arius* lang war und daß die Quantität einen Unterschied machte; *-arius* war eben ein häufigeres Suffix als *-erius*. Die Latinisierung *Ararius* war gut gemeint und gerade derart, wie man sie von seiten eines denkenden mittelalterlichen Gelehrten erwarten konnte.

F. Lot hat in seinem Aufsatz *Glastonbury et Avalon* auch die Idersage, wie sie von Wilhelm von Malmesbury oder (nach anderer Ansicht von einem Interpolator) in *De antiquitate Glastoniensis ecclesiae* überliefert wird, besprochen (Rom. XXVII p. 567—9).[64] *Ider filius regis Nuth* begibt sich als neugebackener Ritter von Arthurs Hof in *Karlium in Montem Ranarum nunc dictum Brente*[*c*]*nol* und kämpft dort ohne Arthurs Wissen gegen *tres gigantes malefactis famosissimos*; er tötet sie, fällt aber ohnmächtig nieder. Arthur findet ihn, hält ihn für tot, betrauert ihn, läßt ihn aber liegen, *donec vehiculum ad illud reportandum illuc destinasset.* Arthur macht sich den Vorwurf, Iders vermeintlichen Tod mit verursacht zu haben und setzt daher in Glastonbury *pro anima ejusdem* 24 Mönche ein und schenkt dem Kloster *territoria ad eorum sustentationem, aurum et argentum, calices* etc. Was nachher mit Ider geschah, erfährt man nicht. Dem Verfasser dieser elenden Notiz kam es ja nur darauf an, Arthurs angebliche Schenkung, die, wenn nicht die Gründung des Klosters veranlaßte, so doch wesentlich zur Vergrößerung desselben beitragen mußte, hervorzuheben. Dazu war ihm seine Quelle gerade gut genug, auch wenn sie einen ganz weltlichen Charakter hatte. Diese Quelle war zweifellos, wie auch G. Paris vermutete, bereits ein französischer Roman; denn der Passus, so kurz er ist, weist doch schon die charakteristischen Eigenschaften eines solchen auf: Arthur untätig im Hintergrund; der Held gleich nach Empfang des Ritterschlags ein Abenteuer unternehmend, das sogar für einen bewährten Ritter zu gefährlich scheinen mochte; der Held heimlich, und vor allem ohne des Königs Wissen, die Feinde Arthurs besiegend (vgl. z. B. Alixandre's Kampf gegen Angrés im Cligés, Yvains erstes Quellenabenteuer, Percevals Kampf mit dem *Vermeil Chevalier* im Perceval, Balaains Kampf gegen König Rion in der romantischen Merlinfortsetzung); endlich das Abenteuer selbst und dessen Ausgang. In dem sog. *Lai Tyolet* (der kein echter Lai ist, sondern nur aus zwei Romanstücken, die vielleicht nicht einmal ein und demselben Roman angehörten, zusammengesetzt ist), sowie in einer Episode des holländischen Lancelot, zieht der Held um einer

[64]) Der Passus ist auch teilweise in San Marte, Galfrid p. 406, vollständig in H. Gelzer, Einleitung zum Yderroman p. LIV f., zu lesen.

Dame willen, deren Hand er gewinnen will in der Lancelotversion etwas geändert) von Arthurs Hof aus, um einem von 7 Löwen bewachten Hirsch den Fuß abzuhauen,[65] vollbringt die Tat und erlegt die 7 Löwen, bleibt dann aber schwer verwundet und erschöpft liegen; ein Betrüger erscheint, gibt ihm einen Hieb, den er für tödlich hält, behauptet dann am Hofe des Königs, er habe die Löwen getötet und macht daher Anspruch auf die Hand der Dame; Gauvain, der Freund des Helden, vermißt diesen und macht sich auf, ihn zu suchen; er findet ihn halbtot, übergibt ihn einem Arzt; der Held erscheint an dem letzten Tage der von der Dame dem Betrüger gesetzten Frist, also am Vermählungstag, am Hofe und weist sich als Löwenbesieger aus. Im holländischen Moriaen (p. 157 ff.) ist ein ähnliches Abenteuer enthalten, in welchem Lancelot als Held ein Ungeheuer (einen Drachen) erschlägt, verwundet liegen bleibt, von einem Verräter, der den Lohn, die Hand der Herrin des Landes, sich aneignen möchte, einen scheinbar tödlichen Hieb bekommt, von Gauvain gefunden und gerächt wird (über alle drei Versionen vgl. J. L. Weston, *The legend of Sir Lancelot du Lac*, ch. III). Eine ähnliche Episode in ursprünglicherer Form enthält der Tristanroman: der Held, der hier aus besonderen Gründen nicht am Königshofe ist, verläßt h e i m l i c h seine Gefährten, um den Drachen zu bekämpfen, dessen Töter nach einer Proklamation des Königs die Hand der Königstochter erhalten sollte; er erlegt den Drachen, sinkt aber erschöpft nieder; der Betrüger erscheint, nimmt die Köpfe des Drachen als Wahrzeichen (während der Held die Zungen eingesteckt hat) und gibt sich am Hof als Drachentöter aus.[66]) Die Gefährten des Helden suchen diesen; aber (dies ist ein unursprünglicher Zug) finden ihn nicht; denn schon vorher hatte ihn die Königstochter selbst gesucht und gefunden und sie übernimmt an Stelle des Arztes die Heilung des Helden, der sich am letzten Tage der Frist als Drachentöter ausweist. Eine stärker entstellte Version, in welcher merkwürdigerweise das Drachenabenteuer selbst ausgelassen ist, bietet der Meriaduecroman: Gauvain (der hier vorübergehend Romanheld ist) verläßt h e i m l i c h Arthurs Hof, aber nur noch um *soi esbanoier*; er wird dann von dem Ritter Brien (Betrüger) zum Kampf herausgefordert, trotzdem er unbewaffnet ist (dieser Zustand entspricht der Hilflosigkeit des

---

[65]) Es handelte sich wahrscheinlich ursprünglich um die Tötung eines Drachen; der Hirschfuß entspricht dem Wahrzeichen, den Drachenzungen; die den Helden aussendende Dame ist ursprünglich die Tochter des Königs, die dem Drachen ausgeliefert werden sollte und dann vom Helden befreit wird.

[66]) Mit Rücksicht auf die Stellung des Betrügers (Truchseß am Hofe des Königs) wollte ihn der Dichter nicht zum Mörder machen; er gab daher an, daß der Held sich nach dem Sieg noch eine Strecke weit geschleppt hatte, so daß ihn der Betrüger nachher nicht zu sehen bekam.

erschöpften und verwundeten Drachentöters); Brien besiegt ihn deshalb leicht und glaubt ihn durch einen Stich durch den Leib getötet zu haben. Dieser Brien wollte nämlich die Hand der Königin der Inseln (entsprechend der Jungfrau, für welche das Drachenabenteuer unternommen wurde) gewinnen, die Gauvain als den tapfersten Ritter liebte, dem Brien aber versprach, seine Geliebte zu werden, wenn er Gauvain besiegen könne. Gauvain ist aber nur ohnmächtig und erholt sich nachher etwas, so daß er imstande ist, an Arthurs Hof zurückzureiten und sich ins Bett zu legen. Am andern Morgen wundert man sich, daß er noch nicht aufgestanden ist; man sucht ihn im Bett auf und ist sehr bestürzt, ihn *mout descoloré* und das Bett blutig zu finden. Größte Trauer am Hof, da man glaubt, er werde sterben. Aber den Ärzten gelingt es, ihn zu heilen. Gauvain zieht dann aus, um sich zu rächen. Unterwegs muß er überall konstatieren, daß man Gauvain für tot hält, da Brien verkündet hatte, ihn getötet zu haben, gerade wie sonst der Betrüger verkündet, den Drachen getötet zu haben (das Motiv, daß Gauvain überall erfährt, daß er tot sei, dem Drachenkampfthema fremd, mag sich aus der Situation des Meriaduec-Romans heraus gebildet haben, wenn es nicht schon sonst existierte; im *Atre Perillous*, im Prosa-Lancelot und in der Guinglain-Version des Claude Patin (vgl. G. Paris, *Hist. litt.* 30 p. 80) kommt es ohne unser Thema vor, aber vielleicht unter dem Einfluß des Meriaduec). Er kommt in die Residenz der Königin der Inseln, gerade an dem Tage, da Brien als Gauvaintöter sich mit der Königin vermählen sollte. Er erweist sich als noch lebend und entlarvt Briens Betrug; die Königin will ihn heiraten; Gauvain aber macht sich heimlich aus dem Staube.[67] Das Thema, das allen diesen Episoden zugrunde liegt, ist die Drachentöterepisode des Zwillingsbrüdermärchens, von welchem Bolte und Polivka (Anmerkungen zu Grimms Nr. 60) eine Unmenge von Versionen nachgewiesen haben (vgl. außerdem S. Hartland, *The legend of Perseus*, G. Paris *Hist. litt.* XXX p. 113 ff., G. Schoepperle, *Tristan and Isolt* p. 203 ff). In den literarischen Versionen wurde der Zug, daß die Prinzessin dem Drachen ausgeliefert werden sollte, und der Held in ihrem Schoße schläft, bis der Drache erscheint, aus rationalistischen Gründen weggelassen: die Prinzessin bleibt nun am Hof oder kommt an den Hof. Zweifellos war auch die Ider-Episode, welche die Quelle des Passus in *De antiquitate* war, eine Version des Drachentöter-Themas. Statt des Drachen kommt auch in vielen andern Fassungen des Märchens ein Riese vor. Die Verdreifachung des Ungeheuers im Yder entspricht der Versiebenfachung desselben in der Tyolet- und Lancelot-Version. In

[67]) In den jüngern Romanen wollte man nichts mehr von einer Heirat Gauvains wissen, da er der ewige Liebhaber sein sollte. Ebenso kommt es in der Lancelotversion zu keiner Heirat, weil Lancelot nicht mehr zu haben war.

den Märchenversionen kommt so etwas nicht oder nur selten (in den [mir nicht bekannten] litauischen Versionen? Bolte-Polivka I p. 550) vor, aus begreiflichen Gründen; dafür hat im Märchen der Drache oder Riese eine Mehrzahl von Köpfen. Der Betrüger fehlt in *De antiquitate* (wie übrigens auch in einigen Märchenversionen); vielleicht fehlte er schon in der Quelle; aber wahrscheinlicher ist es, daß der Autor oder Interpolator von *De Antiquitate*, dem es nur darauf ankam, Arthurs Schenkung durch Bezugnahme auf einen bekannten Roman glaubhaft zu machen, dem aber der übrige Inhalt des Romans gleichgiltig war (und das Betrügermotiv ließ sich zudem mit der Schenkung nicht gut vereinigen), von sich aus die Rolle des Betrügers wegließ. Aus demselben Grunde wird die Rolle der Prinzessin nicht erwähnt worden sein. Wenn Gelzer einen altertümlichen Zug darin erblickt, daß „noch alle Zutaten des L i e b e sromans fehlen" (p. LV), so hat er Unrecht. Er hat eben die Herkunft der Riesenepisode aus dem Märchen nicht erkannt (ebenso wenig übrigens G. Paris in *Hist. litt*). Schon das so viel altertümlichere Märchen kennt ja das Liebesmotiv.[68] In dem jungen französischen Iderroman kommt die Riesenepisode auch vor. Sie ist hier dadurch etwas entstellt worden, daß das auch dem Verfasser der Berner Folie bekannte Motiv von dem Liebesverhältnis zwischen Ider und Guenievre damit verknüpft wurde. Der König will hier aus Eifersucht Ider ins Verderben stürzen, indem er ihm ein Abenteuer aufhalsen will, bei dem er sein Leben verlieren sollte. *En tel esproeve le merra, Ja mes cele nel reverra* (5237—8); *A tort li voelt tolir la vie* (5243). Er führt ihn daher mit, um ein solches Abenteuer zu suchen.[69] Unterwegs begegnen sie der Königin Guenloïe, welche an den Hof ziehen wollte,[70] und erzählen ihr, daß sie auszogen, um *nos corz esprover* (5319). Sie weiß von einem Abenteuer, nämlich von zwei Riesen in einem Schloß der *forest de Malverne* bei *Wircercestre* (Worcester) *en Glocestersire* (5360 ff.), die zu überwinden 100 Ritter genug zu tun hätten. Sie wolle den zum Gatten haben, der ihr das kostbare Messer der Riesen bringen

---

[68]) Außerdem wäre zu sagen, daß der Passus in *De Antiquitate* nur eine Episode, nicht einen ganzen Roman repräsentiert; es gibt aber noch genug Episoden ohne Liebe in den Arthurromanen.

[69]) Auch *De Antiquitate* enthält schon den wahrscheinlich unursprünglichen Zug, daß Arthur und andere Ritter zugleich mit dem Helden den Hof verlassen, und das *esproeve*-Motiv (*experiendi causa*); aber die Quelle wird das Abenteuer noch kaum in Verbindung mit dem Eifersuchtsthema enthalten haben; denn das letztere paßt nicht gut, wenn Ider neugebackener Ritter war. Aber ich glaube, daß im ursprünglichen Yderroman wie in *De antiquitate* das Riesenabenteuer das erste Abenteuer des Helden war. *Guenloïe* wird eingeführt wie eine neue Person, und nicht, als ob sie schon lange Iders Geliebte wäre.

[70]) Ursprünglich kam sie jedenfalls wirklich an den Hof wie ihr Äquivalent in Tyolet und Lancelot.

könne.[71]) Als die 5 Ritter in die Nähe des Riesenschlosses gekommen sind, geht Kei voraus, um zu kundschaften, fürchtet sich dann aber und versteckt sich.[72]) Dann sendet Arthur Ider aus. Dieser dringt ins Schloß, erschlägt die beiden Riesen und nimmt ihr Messer; dann wartet er auf den König. Gagain und Ywain und (wider seinen Willen) Arthur gehen schließlich ins Schloß, um zu sehen, was aus Ider geworden ist. Sie finden Kei, welcher, als ob er es wüßte, behauptet, daß Ider tot sei. Als sie aber ins Schloß dringen, sehen sie, daß Ider ganz gesund ist. Er leidet aber sehr an Durst. Kei, „der ihn tötlich haßt", bringt ihm Wasser von einer vergifteten Quelle in der Nähe und Ider trinkt. Am folgenden Morgen findet man Ider *deffiguré* (5783) und ohne Lebenszeichen. Gagain und Ywain beklagen seinen Tod. Sie verlassen das Schloß und lassen Ider als tot zurück. Hernach kommen zwei irische Königssöhne ins Schloß; der eine von ihnen ist heilkundig, er erkennt, daß der Ritter noch atmet und reicht ihm ein Gegengift. Ider wird geheilt. Die beiden Königssöhne verkünden Keis Schandtat an Arthurs Hof. Dann kommt auch Ider selbst. Es findet (mit Rücksicht auf Keis bevorzugte Stellung) eine (unursprüngliche) Versöhnung statt. Hierauf erscheint auch die Königin Guenloïe; sie vermählt sich mit Ider, weil er das Messer der Riesen vorweisen kann.[73]) Arthur hat nun keinen Vorwand mehr zur Eifersucht.

Man sieht aus dieser Analyse, daß die Episode des Iderromans und der Bericht des Verfassers oder Interpolators von *De antiquitate* einfach Varianten ein und derselben Erzählung sind, und man kann nicht behaupten, daß die Quelle des lateinischen Autors viel einfacher gewesen sein muß als es die Episode des uns erhaltenen französischen Romans ist; denn gerade die Rollen der Jungfrau und die des Betrügers, welche in dem kurzen Bericht fehlen, erweist die Vergleichung mit dem Märchen und den literarischen Parallelversionen als ursprünglich. Der lateinische Bericht ist nur deshalb so kurz, weil der Verfasser nicht mehr mitzuteilen geruhte, weil das meiste für seine materiellen Zwecke kein Interesse hatte. Unsere Betrachtung zeigte auch, daß sein kurzer Bericht aus lauter Gemeinplätzen der französischen Arthur-

[71]) Das Messer entspricht den Riesen- oder Drachenzungen im Märchen; es soll Wahrzeichen sein (Rationalisierung). Vielleicht liegt auch noch Einfluß eines Märchens von dem verbreiteten Unholdsschätzetypus (über diesen, Nr. 328 in Aarnes Typenverzeichnis, vgl. man Cosquin, *Contes pop. de Lorraine* II p. 46—48 und Köhler-Bolte, Kleinere Schriften I p. 546—7) oder von dem allerdings seltenen Typus Aarne Nr. 576 vor.

[72]) Im Märchen sieht der Betrüger häufig von einem Versteck aus den Taten des Helden zu.

[73]) Der Zug, daß sich Kei als Riesentöter ausgab, ist verloren gegangen. Keu hat die Rolle des Betrügers, der den Riesentöter umbringen will, auch in einer Version des Riesen-(Drachen-)abenteuers, die im Perlesvaus enthalten ist (Held ist hier Arthurs Sohn Lohout).

romane zusammengesetzt ist, die aber z. T. nur solchen eigen und den Märchen wie auch keltischen Sagen gleich fremd sind. Es kann daher nicht im geringsten zweifelhaft sein, daß die Quelle des lateinisch schreibenden Autors ein französischer Arthurroman von ganz gewöhnlichem Schlage war. Mit Lot von der *tradition celtique* sprechen kann man nicht eher als bei irgendeinem andern französischen Arthurroman. Zwischen dem Lateinischen und dem Keltischen stand das Französische, und die *Gesta illustrissimi regis Arthuri*, auf die sich der Autor beruft, sind ein Schwindel, der bei einem so frechen Fälscher nicht auffällig ist. Muß man mit G. Paris an ein *poème anglo-normand („roman chevaleresque")* denken? Auch dies ist nicht einmal notwendig. Muß man den Passus in *De antiquitate* für eine Interpolation halten? Unser Nachweis bedingt dies nicht: der von Wilhelm von Malmesbury benutzte französische Roman müßte allerdings älter als Galfrids Historia gewesen sein. Aber wir haben allen Grund, anzunehmen, daß es damals schon französische Arthurromane gab. Die Erzählung von Ider und Guenloïe muß sehr alt und im ganzen französischen Sprachgebiet bekannt gewesen sein. Denn schon auf dem alten Relief von Modena findet man die Namen *Isdernus* und *Winlogee.* Lot stützt seine Ansicht, daß der Passus eine Interpolation sei und von Caradoc von Llancarvan herrühre, auf die Tatsache, daß der Verfasser des Passus in ähnlicher Weise fälschte wie Caradoc in der *Vita Gildae* (Melvassage). Dies ist aber kein triftiges Argument. Wilhelm von Malmesbury schrieb ebenso wie Caradoc im Interesse des Klosters Glastonbury; und der jüngere Caradoc mag seine Methode nachgeahmt haben.

Daß der Bericht von Arthurs Schenkung eine Erfindung Wilhelms oder des Interpolators ist, wird wohl niemand bezweifeln. Wie blödsinnig die Notiz angebracht wurde, ist auch evident. In Glastonbury wird, und zwar auf unbestimmte Zeit, für die Seele Iders gebetet, der gar nicht tot ist! G. Paris behauptet seltsamerweise, daß Ider bei Arthurs Ankunft tot war und daß *Arthur le fait enterrer dans l'abbaye de Glastonbury* (*Hist. litt.* XXX 200); aber der Text sagt nichts davon, sondern berichtet, daß Arthur um den *quasi defunctum* trauerte und heimkehrte, weil er *corpus exanime existimabat.*[74]) Der Bericht von Arthurs Schenkung wurde in den Ider-Passus eingeflochten, in Antizipation einer Angabe in der Aufzählung der zum Kloster gehörigen Domänen. Dort heißt es: *In primis rex Arthurus*

[74]) F. Lot hat dies auch erkannt, und sich dabei noch auf den Bericht des Johannes von Glastonbury gestützt. Gelzer findet merkwürdigerweise im Text nur „Spuren davon, daß Yder am Leben blieb", und behauptet: „Yder mußte den Tod finden, weil ihm zu Ehren das Kloster gegründet wurde". (p. LV). Tragischen Ausgang kennt überhaupt kein Arthurroman, mit Ausnahme der Galfrid folgenden Mort Artur und des Tristanromans, der ein Roman ganz besonderer Art und Herkunft ist.

tempore Britonum dedit Brentemaris, Poweldon cum multis aliis terris in confinio sitis pro anima Ider, ut supra dictum est. Nach einem echten Diplom war aber die *terra in monte et circa montem qui dicitur Brente* dem Kloster von dem Westsachsenkönig Ini im Jahre 723 geschenkt worden (Lot l. c.). Der *Brent Knoll* (der Name ist heute noch in Gebrauch), auf welchem nach den Angaben von *De Antiquitate* die Riesen hausten, ist ein waldloser kegelförmig aus der Ebene sich erhebender Hügel in der Nähe des *Bristol Channel* (in dem Diplom des Königs Ini *Sabrina* genannt, weil der Fluß Severn in denselben fließt), nicht sehr weit, aber doch ein ziemliches Stück von Glastonbury entfernt. Das sumpfige Gebiet zwischen dem *Brent Knoll* und Glastonbury wird *Brentmarsh (Brentemaris, Brentamerse)* geheißen haben und heißt vielleicht heute noch so. F. Lot schreibt darüber folgendes: *J'ignore pourquoi il* [der „Interpolator"] *explique Brentecnoll par Mons Ranarum: la seconde partie, l'anglais „cnoll", est bien rendu par „mons", mais brente ne signifie „grenouille" ni en anglais ni en gallois. Chose curieuse, Johannes Glastoniensis, qui reproduit presque tectuellement (éd. Hearne* I *76) le récit de Guillaume*[75]) *sur Ider, ne souffle mot de Brentecnoll. Il place l'aventure „versus Northwalliam in monte de Areynes". Pourquoi Jean de Glastonbury omet-il Brentecnoll et localise-t-il l'exploit d'Ider en North-Wales? Est-ce de sa propre autorité sous l'influence d'une tradition écrite ou orale? C'est bien invraisemblable. Au XVe siècle, époque où Jean écrivit son résumé de l'histoire de l'abbaye, les poèmes sur Ider étaient complètement oubliés. N'aurait-il pas puisé directement à ces „Gesta illustrissimi Arturi" auxquels se réfère Guillaume?*[75]) *C'est plus séduisant, d'autant plus que le même Jean nous donne un récit bizarre et de source inconnue sur une visite d'Arthur au monastère de Wirale, près Glastonbury. La source, ce serait ces „Gesta" écrits dans l'abbaye même et, comme il est visible que „monte de Areynes" est une déformation de „mont as raines" (mons ranarum), cette source serait un ouvrage en français. Les mots „nunc dictum Brentecnol" seraient alors une interpolation de Guillaume de Malmesbury.*[76]) *Le système que j'esquisse paraît plausible. Il ne me satisfait pas cependant. En effet, Guillaume de Malmesbury croit, à tort, que „Brentacnolle qui nunc Brentamerse dicitur"*[77]) *tire son nom d'un certain Bregden dont il lit le nom*

[75]) Aber Lot hatte vorher selbst behauptet, daß dieser Bericht nicht von Wilhelm, sondern von Caradoc herrühre.

[76]) Lot wird nicht meinen, daß Wilhelm bloß diese Worte interpolierte; denn nach seiner Ansicht ist ja der ganze Ider-Passus eine n a c h-Wilhelmsche Interpolation. Meint er, daß jene Worte eine Interpolation in der Interpolation sind? Aber auch dann hat der Ausdruck *une interpolation de G. de M.* keinen Sinn. Er ist unter allen Umständen unklar und widerspruchsvoll.

[77]) Diese Worte scheinen unsinnig oder konfus (wie kann der Hügel Sumpf genannt worden sein?); sie finden sich aber nicht in dem

sur l'une des deux pyramides du cimetière.[78]) *La traduction de Mons Ranarum par Brentecnoll ne saurait donc être le fait de Guillaume; il l' a trouvée toute faite dans sa source. D'ailleurs, il est évident que l'exploit d'Ider doit avoir lieu dans les environs de Glastonbury, puisque Arthur envoie une voiture chercher son corps. Placer le Mont des Grenouilles dans le North-Wales est un non-sens. S'il y a une erreur, elle doit être du côté de Jean de Glastonbury et non de Guillaume.*[79]) *Seulement je ne saisis pas la raison de la modification que nous trouvons chez Jean.* Lots Kritik hat viel Ähnlichkeit mit derjenigen A. B. Hopkins': es ist ihm nicht gegeben, richtig zu beobachten (z. B. korrekt zu lesen), und er denkt immer nur in e i n e r Richtung, und zwar in einer voreingenommenen, wie ich dies in früheren Arbeiten nachgewiesen habe. Lot zerbricht sich in dem zitierten Passus beständig den Kopf, wie sich die so merkwürdige *traduction de Mons Ranarum par Brentecnoll* erkläre. Wenn man aber den Text mit offenen Augen liest, so findet man, daß darin von einer „Übersetzung" nicht die Rede ist, im Gegenteil der Wortlaut sogar eine solche Auffassung ausschließt. *Montem Ranarum nunc dictum Brentecnol* besagt weiter nichts, als daß nach dem Autor der ehemalige Name des Berges *Mons Ranarum*, der neue, damalige, dagegen Brentecnol war. Ein Berg hieß früher *Mons Jovis (Mont Giu)* und heißt heute St. Bernhard: es fällt doch auch niemand ein zu glauben, daß der letztere Name die Übersetzung des ersteren sei. Halten wir uns an das, was Wilhelm oder der Interpolator w i r k l i c h sagte! Lot selbst bemerkt (p. 568): *Le procédé* [Caradocs] *est le même que pour l'histoire de Melvas et d' l'enlèvement de la re ne Guenievre. L'auteur modifie la tradition celtique dont il s'inspire* [sagen wir statt dessen in beiden Fällen: den französischen Roman] *pour l'accommoder à Glastonbury, et il le fait de la façon la plus gauche. Melvas, le dieu des morts, devient un roi pacifique et conciliant* [von Somerset] *qui fait du bien à l'abbaye*, und Iders Ohnmacht muß so lange dauern, daß König Arthur Zeit hat, der Abtei eine große Schenkung zu machen. Ist es dann

---

Ider-Passus, sondern an einer spätern Stelle in *De antiquitate*, und gehen uns nichts an.

[78]) Die Ableitung *Brent* < *Bregden* ist zweifellos falsch. *Brent* ist jedenfalls das Partizip Passiv zu mittelenglisch *brenne* (Chaucer konjugiert *brenne brente brent*) (Mischung von angelsächsicsh *beornan* und nordisch *brenna*). Es kommt auch sonst in englischen Orts- und Flurnamen vor. *Brentwood* z. B. ist der abgebrannte Wald; und *Brent Knoll* wird der durch Brand entwaldete Hügel sein. In England, welches einst so waldreich und heute so waldarm ist, mochten viele Gegenden mit *Brent* benannt werden.

[79]) Auch hier scheint mit Guillaume wieder der Interpolator Caradoc, der ja nach Lots Ansicht für den Ider-Passus verantwortlich ist, gemeint zu sein. Wenn man zwischen Wilhelm und einem Interpolator unterscheiden will, sollte man die Unterscheidung auch konsequent durchführen.

aber *évident*, daß schon in der Johann von Glastonbury[80] und „Wilhelm" nach Lot gemeinsamen Quelle *l'exploit d'Ider doit avoir lieu dans les environs de Glastonbury, puisque Arthur envoie une voiture chercher son corps?* Ist es nicht vielmehr *évident*, daß gerade alles, was in dem Ider-Passus auf Glastonbury Bezug hat, höchst verdächtig ist? Gerade hier muß doch die Tätigkeit des Fälschers sich zeigen. Im einen Fall machte der Fälscher den Melvas zum König von Somerset, der Provinz, zu welcher Glastonbury gehört und ließ ihn in Glastonbury weilen; im andern Fall ließ der Fälscher (nach meiner Ansicht nicht notwendig derselbe) die Riesen auf Brentecnol hausen und den scheintoten Ider nach Glastonbury bringen.[81] Wenn Brentecnol eine Zutat des Fälschers ist, so braucht es aber nicht notwendig der Name *Mons Ranarum* ebenfalls zu sein. Denn trotzdem uns relativ sehr viel über die ältere Geschichte von Glastonbury und seiner Domänen erhalten ist, weiß doch kein anderes Dokument etwas davon, daß der *Brentecnol* ehemals *Mons Ranarum* hieß. Schon im Jahr 723 (Urkunde des Königs Ini) hieß er *Mons Brente.* Wußte der Autor des Ider-Passus, der im 12. Jahrhundert lebte, daß der Berg vor 723 anders hieß? Dies ist doch sehr unwahrscheinlich. Wenn der Berg aber nie *Mons Ranarum* hieß, und wenn jener Autor nicht wußte, daß der Berg je so hieß, dann wird er eben den *Mons Ranarum*, den zu erfinden er nicht die geringste Veranlassung hatte, oder etwas Ähnliches in seinen Quellen gefunden haben und mit der für einen Fälscher charakteristischen Frechheit *nunc dictum Brentecnol* hinzugefügt haben, womit die Scene der Handlung in die Nähe von Glastonbury verlegt wurde. Seine Quelle aber, die den Namen *Mons Ranarum* oder etwas Ähnliches als Scene der Handlung angab, das Werk, das der freche Fälscher *Gesta illustrissimi regis Arturi* nannte, war, wie wir erkannten, nichts anderes, als ein französischer Iderroman gewöhnlichster Art, in welchem Arthur die übliche Rolle hatte. Unsere Folgerung aber wird bestätigt durch die Angaben des Johann von Glastonbury. Dieser Schriftsteller, welcher nach Lot fast wörtlich „Wilhelms" Bericht wiedergab, ihn also, wenn dem so ist, benutzt zu haben scheint, schrieb zu einer Zeit, in welcher nach Lot die [französischen] Iderdichtungen vollständig vergessen waren. Lot will

---

[80]) Johannes' Bericht ist mir leider nicht zugänglich. Ich weiß darüber nichts, als was Lot in dem zitierten Passus mitteilt.

[81]) In dem uns erhaltenen französischen Iderroman wird Ider in dem Schloß des Riesen selbst geheilt. Aber die verwandten Versionen Tyolet, Lancelot, Tristan erweisen es wohl als einen ursprünglichen Zug, daß der Held nach der Tat weggetragen wird. Die Mönche von Glastonbury haben die Rolle des Arztes übernommen. Der Ider-Passus in *De antiquitate* ist hier (von dem Namen abgesehen) ursprünglicher als der späte Roman. Erst in diesem wohnen die Riesen in einem Schloß; infolgedessen wurde es unnötig, Ider wegzuschaffen.

damit sagen, daß jener keinen französischen Iderroman benutzt haben kann. Ich will mit Lot nicht lange darüber streiten, ob im 15. Jahrhundert die französischen Iderromane vergessen waren oder nicht. Es genüge hierzu die Bemerkung, daß noch im 16. Jahrhundert englische Balladen entstanden, die französische Arthurromane zu Quellen hatten, und daß das 15. Jahrhundert ganz besonders fruchtbar war an englischen Bearbeitungen französischer Abenteuerromane (inkl. Arthurromane) in Versen und Prosa.[82]) Es findet sich unter diesen Bearbeitungen kein Iderroman; aber es sind natürlich bei weitem nicht alle französischen Romane, die in England zirkulierten (gerade die einzige uns erhaltene Iderhs. ist anglonormannisch, während es sonst keine anglonormannischen Arthurromanhss. zu geben scheint!), ins Englische übertragen worden. Aber auch wenn ein Arthurroman im 15. Jahrhundert vollständig vergessen war, so mochte er doch noch in Handschriften existiert haben; sonst wären uns ja auch keine Hss. überliefert worden. Die Zahl der uns erhaltenen Hss. französischer Arthurromane muß winzig klein sein im Vergleich zu der Zahl, die im 15. Jahrhundert noch existierten. Wo befanden sich diese Hss. ,als die Romane nicht mehr vorgetragen und gelesen wurden? Bekanntlich hauptsächlich in den Klosterbibliotheken. Da gingen sie gewöhnlich nicht verloren, solange das Kloster nicht verbrannte oder geplündert wurde. Wenn nun Wilhelm von Malmesbury oder der Interpolator (Caradoc?) eine Handschrift eines französischen Iderromans benutzte, so ist es wahrscheinlich, daß sie dem Kloster Glastonbury, in dessen Interesse er schrieb, gehörte, und diese selbe Hs. wird auch noch zur Zeit des Johann von Glastonbury daselbst vorhanden gewesen sein. Wenn Johann nun in seiner Geschichte der Abtei Glastonbury auch die Schenkung *pro anima Ider* zu erwähnen hatte, so war es gewiß natürlich, daß er auch die französische Iderhandschrift nachlas.[83]) Johanns *de Areynes* ist zweifellos der Form nach nicht Latein, sondern Französisch,[84]) auch wenn es nicht, wie Lot meint, eine Entstellung von *as raines* ist. Selbst Lot muß zugeben, daß Johanns Quelle französisch zu sein scheint und mit „Wilhelms" Quelle identisch gewesen sein mag, daß also die *Gesta illustrissimi regis Arturi* (die „*tradition celtique*") ein französisches Buch gewesen sein mag („Wilhelm" wollte es zweifellos nicht als französisch aufgefaßt wissen, sondern als ein lateinisches Geschichtswerk). Wir haben erkannt, daß „Wilhelms" Quelle ein französischer Iderroman

[82]) Ich verweise Lot z. B. auf die chronologische Tabelle in H. Schofields *English Literature from the Norman Conquest to Chaucer* p. 464—5.

[83]) Einem des Französischen kundigen Gelehrten des 15. Jahrhunderts war zweifellos eine französische Hs. des 12. Jahrhunderts im allgemeinen durchaus verständlich. Das Französische in England blieb zudem dem Altfranzösischen ähnlicher als das in Frankreich.

[84]) Das *de* statt *d'* ist wenigstens für England nicht auffällig.

war. Und was für eine andere französische Quelle über Iders Taten mag einem Autor des 15. Jahrhunderts zur Verfügung gestanden haben als ein Iderroman? Und da dieser Autor in Glastonbury war, so war es offenbar derselbe Roman, sogar dieselbe Handschrift, die „Wilhelm" benutzt hatte. Unter diesen Umständen sind aber Johanns Angaben von Wichtigkeit. Selbst Lot gelangt, wenn auch nicht durch richtige Argumentation, zu der Folgerung, daß das *nunc dictum Brentecnol* ein Zusatz „Wilhelms" sein könnte. Aber er zäumt den Esel beim Schwanze auf, wenn er Johanns Angabe *versus Northwalliam* für eine „unsinnige" Änderung erklärt, trotzdem er gestehen muß, daß er sich einen Grund zu dieser Änderung nicht denken kann. Warum denn nicht probieren, ob bei der Annahme, daß Johann die Quelle ehrlich wiedergab, sich nicht eine bessere Erklärung der Tatsachen bietet! Wenn Johann keinen sichtbaren Grund haben konnte, *Brentecnol* zu streichen und *versus Northwalliam* einzuführen, so mochte dafür „Wilhelm" einen guten Grund haben, *Northwallia* zu streichen und *Brentecnol* einzuführen; denn letzteres diente zur Anknüpfung an Glastonbury und *Northwallia* ließ sich damit nicht vereinigen. Johann war von den beiden Autoren der ehrlichere. Er sah, daß „Wilhelm" keine andere Quelle gehabt haben konnte als die französische Iderhandschrift in Glastonbury und korrigierte „Wilhelms" Bericht mit Hilfe derselben. Er hatte allerdings auch nicht mehr so viel Ursache, die Welt zu betrügen, wie jener; denn zu seiner Zeit war der Iderroman wahrscheinlich nicht mehr *en vogue* und half dem Kloster nicht mehr, Pilger anzulocken.[85]) Aber auch Johanns *monte de Areynes* ist durchaus nicht „sichtbar" eine Entstellung von *mont as raines*, wie Lot meint. Ist es denkbar, daß ein Gelehrter wie Johann *as raines* nicht verstand und zu einem Unsinn entstellte, zumal da er bei Wilhelm *Montem Ranarum* fand? Hätte er diesen lateinischen Namen aufgegeben und ausnahmsweise einen französischen Brocken eingeführt, wenn der letztere ihm mit jenem identisch zu sein schien? Offenbar ist hier die *versio difficilior* die ursprünglichere. Johann fand *mont de Areynes* in der Iderromanhandschrift, nahm den Namen unverändert auf, weil er ihn nicht verstand und daher nicht latinisieren konnte; er hielt ihn offenbar nicht für identisch mit *montem Ranarum* und betrachtete letzteres als eine willkürliche und fehlerhafte Übersetzung. „Wilhelm" dagegen hatte keine Skrupeln; er deutete *de areynes* (vielleicht hatte die Iderhandschrift sogar *dareynes*) als *de raines* (*ai* und *ei* sind im Anglonormannischen identisch) und übersetzte dann regelrecht *ranarum* (vgl. die

[85]) Falls etwa Johann auch noch mitteilt, daß der scheintote Ider ins Kloster Glastonbury getragen wurde (Lot sagt nicht ausdrücklich, daß er dies tut), dann ist natürlich sein Bericht widerspruchsvoll; die Widersprüche erklären sich dann aber leicht durch die Kombination des Berichtes „Wilhelms" und der Angaben des Romans.

mittelalterlichen Etymologien des Namens *Lateran: lata rana, latere + rana, latente rana* in Art. Graf, *Roma nelle tradizion* I 342). *De areynes* > *Ranarum* ist sehr leicht erklärbar; *Ranarum* resp. **as raines* > *de areynes* ist nicht erklärbar. *Mons Ranarum* wäre zudem ein etwas seltsamer Name für einen Berg, zumal da nicht einmal der daneben gelegene Sumpf *(Brentemaris)* *Frogmore* hieß.

Was bedeutet *mont d(e) Areynes*? Doch offenbar dasselbe wie *mont d'Araive*, *mont de Rave*, *mont d'Artane* (< *Arrane)* in Waces Brut, also *mons Aravius-Aranius (Eryri)*. Wenn man darüber noch Zweifel haben könnte, so werden dieselben doch durch die Angabe *versus Northwalliam*, in der französischen Quelle jedenfalls *devers Norgales*, zerstreut[86]: der Berg Eryri liegt ja in Nord-Wales. Ein *s* wie in *Areynes* findet man in etymologisch unverständlichen Namen oft hinzugesetzt [vgl. z. B. *Logres* neben ursprünglicherem *Lo(e)gre*] oder auch abgeworfen; es mag auch Volksetymologie im Spiel gewesen sein; denn *mont d'Areyne* mag von demjenigen, welcher das *s* hinzufügte, also z. B. von dem Dichter oder Kopisten des in Glastonbury aufbewahrten Iderromans, als *mont d'araigne(s)*, Spinnenberg, gedeutet worden sein (*n* statt *gn* wie in *montaine* etc. etc.); gerade wie nachher „Wilhelm" sich den Namen als *mons ranarum* zurechtlegte oder wie nach Alanus ab Insulis einzelne Kopisten Galfrids *montem Ararium-Aravium* als *montem avium* deuteten. Es bestehen nun zwei Möglichkeiten:

I. Der Verfasser des Iderromans, von dem eine Hs. in Glastonbury aufbewahrt wurde, hat Galfrid benutzt und die Lokalisation des dortigen Riesenabenteuers auf sein Riesenabenteuer übertragen. Dann kann der Ider-*P*assus in *De antiquitate* nicht von Wilhelm von Malmesbury stammen, sondern muß eine Interpolation sein. Wenn man nicht annehmen will, daß die Entstellung *Ararius* > *Aranius* resp. *Arauius (Aravius)* mehr als einmal stattfand (was übrigens sehr leicht möglich war), so muß man voraussetzen, daß er trotz der Entstellung den Berg zu identifizieren verstand; denn die richtige Angabe *devers Norgales* konnte er nicht in Galfrid finden: man müßte denn annehmen, daß einst in Galfrids Text etwas entsprechendes enthalten war (das *ar vyned* bei Gruffydd ab Arthur möchte dafür sprechen, vielleicht auch das *Norgales* in der Rionversion der romantischen Merlinfortsetzung). Es ist sehr zweifelhaft, ob ein Franzose *mons Ararius* oder gar *mons Aravius* hätte richtig deuten können.

II. Der Verfasser jenes Iderromans war durch Galfrid nicht beeinflußt (wenn der Ider-Passus in *De antiquitate* von Wilhelm

---

[86]) In den altfranzösischen geographischen Angaben hat *devers* keineswegs immer die Bedeutung „in der Richtung von", sondern scheint gewöhnlich „in" zu bedeuten.

von Malmesbury herrührt, so wurde er und *a fortiori* jener Iderroman vor Galfrids Historia verfaßt).[87] In diesem Falle ist man genötigt anzunehmen, daß entweder zwei Gelehrte unabhängig voneinander *Eryri* zu *Ararius* latinisierten oder aber die Latinisierung *Ararius* schon vor Galfrid geläufig war. Eine Latinisierung wird von dem Namen *mont d'Areynes* unter allen Umständen als Vorstufe postuliert; er kann nicht direkt aus *Eryri* hervorgegangen sein. Auch muß bei der Möglichkeit II vorausgesetzt werden, daß *Ararius* zweimal zu *Aranius-Arauius* wurde (was nicht auffällig wäre).

Die Entscheidung zwischen den zwei Möglichkeiten ist schwierig. Ich halte die erstere für etwas wahrscheinlicher.[88])

[87]) Es wäre in diesem Fall möglich, daß auf Galfrids Lokalisierung seines Riesenkampfes auch der Iderroman einen Einfluß ausgeübt hat. Das Eryri-Gebirge mochte aber sehr leicht mehr als einem ein passender Aufenthaltsort für Riesen zu sein scheinen und es mag schon damals eine „Riesenhöhle" dort gegeben haben.

[88]) Zu behaupten, daß die Idersage in Südwestbritannien heimisch war, hat man kein Recht. Nur Wilhelm resp. sein Interpolator hat sie gewaltsam dort lokalisiert. In seiner Quelle war sie in Nord-Wales lokalisiert. Aber auch diese Lokalisation muß, weil *Areynes* gelehrten Einfluß postuliert, als unursprünglich gelten. Keinen bessern Eindruck macht aber die Lokalisation in dem uns erhaltenen Iderroman. Der Verfasser dieser Version, welcher die Namen *Carvain* (= *Caergwent* in Monmouthshire), *Malverne, Saverne, Glocestresire, Wircercestre, Verwic* (Warwick) geographisch durchaus korrekt verwendet, muß notwendig das westliche englische Mittelland und das angrenzende Gebiet von Wales persönlich gekannt haben. Unter diesen Umständen aber liegt die Vermutung sehr nahe, daß er diese Namen, die größtenteils modern und dem alten arthurischen Onomastikon durchaus fremd sind (nie kommt z. B. in diesem der Name einer Grafschaft auf *-sire* vor), von sich aus eingeführt hat. Vielleicht kannte er eine in der *Forest de Malverne* lokalisierte Riesensage (wo gibt es keine Riesensagen!), und wurde dadurch veranlaßt, die Riesensage des Iderromans hier zu lokalisieren. Romane mit moderner Toponomastik (welche Überreste der altarthurischen natürlich nicht ausschließt) sind *Fergus* (schottische Toponomastik) (in diesen Roman ist zwar auch eine schottische Sage aufgenommen worden, die aber nicht etwa arthurisch, sondern nur ein halbes Jahrhundert älter als der Roman ist), *Rigomer* (irische Toponomastik), *Lai Doon* (vgl. darüber diese Zs. 20 p. 128 ff.) und, wenn man will, auch *Cligés* (wo allerdings auch Galfrids Toponomastik stark benutzt wurde). In andern Romanen ist die moderne Toponomastik nur Ausnahme. Ider selbst ist im französischen Roman aus *Carduel* gebürtig, und diese Stadt liegt schon an der Grenze Schottlands, und gehörte zu dem nordbrittischen Reich Cumbria, dessen Hauptstadt Alclut in Schottland war. In der *Venjance Raguidel*, wo Ider mit Gauvain die Rolle des Romanhelden teilt, und wo auch das berühmte Bärenabenteuer Iders mitgeteilt wird, ist Iders Heimat Schottland: Gauvain landet in *Escoce* (4942) und trifft dort eine Jungfrau, die Ider *un chevalier de ceste terre* (5187) nennt, welcher in der *forest de Tabroan* (die also auch in Schottland gedacht wird) auf Gauvain warte und welcher die Tochter des *Guengasouain*, eines Neffen des Königs von *Escoce*, schon lange liebe. Aber auch der uns erhaltene Iderroman scheint mir da, wo nicht moderne Geographie eingeführt ist, d. h. abgesehen von der Riesenepisode überall, noch auf Lokalisation in

Nach dieser Abschweifung, in welcher ich die Erklärung von *mons Aramus (Aravius)*, die ich vor 12 Jahren schuldig blieb, nachgeholt zu haben glaube,[89] kehre ich wieder zu der Schrift A. B. Hopkin's zurück.[90])

Schottland zu weisen. Arthur führt Krieg gegen *Talac de Rougemont*, welcher seinem Namen nach ein Pikte gewesen sein muß. (vgl. Archiv f. n. Spr. 129 p. 143 ff.), und gegen welchen nachher auch *Guenloïe*, die nach den Angaben des Riesenabenteuers in Südwales (*Caergwent*) geherrscht haben müßte, Krieg führt (*Guenloïe* war aber nach dem Ausweis anderer Romane eine Schottin; hierüber bei anderer Gelegenheit mehr); die Dame vom *Chastel as Puceles* (hier Edinburgh) ruft als Vasallin Arthurs diesen zu Hilfe; und wenn Iders Vater Nuc *duc d'Alemaigne* genannt wird (ein offenbarer Nonsens; *Alemaigne* soll auch noch eine *duchee* sein!), so wird sich dies in derselben Weise erklären, wie F. Lot sehr richtig *Almain*, das eine der Länder von Tristans Vater in *Sir Tristrem* erklärt hat (Rom. XXV p. 17), als Konfusion von *Albaine (Albania)* (so z. B. bei Wace) mit *Alemaigne* (in *Garin le Loherain* auch *Almaine*: vgl. Langlois' *Table*) (für Bédier, *Tristan* II p. 109 ist allerdings *Almain* nur *une bourde*! Bédier macht sich die Forschung immer bequem!). Vgl. auch über *Albannus* > *Almannus* diese Zs. 28 p. 50—51.

Erst nachträglich bin ich dazu gekommen, Newell's Aufsatz *William of Malmesbury on the Antiquity of Glastonbury* in *Publications of the Modern Language Association of America* 18 (1903) p. 459 ff. zu lesen. Newell weist darin, wie mir scheint überzeugend, nach, daß der uns überlieferte Text von *De Antiquitate* voll von Interpolationen ist, zu denen vor allem auch sämtliche Arthurstellen gehören. Dieselben wurden nach Newell im Jahre 1191, jedenfalls nicht früher, interpoliert. In einer Anmerkung (p. 497) sagt Newell in Bezug auf den Ider-Passus (ohne Argumente): *The ultimate source of the narration is the account given by Geoffrey, Hist. Reg. Brit. X of Arthur's encounter with the giant of Mont St. Michel.* Den Namen *Mons Ranarum* erklärt Newell nicht.

[89]) Da der *Mons Aravius-Aramus* von Galfrids *Prophetiae* und *Historia* zweifellos in Großbritannien ist, so kann uns der Berg, der in *Huon de Bordeaux* v. 171 nach der einen Hs. *mont d'Araine*, nach der andern *mont de Renne* genannt wird, nichts angehen; denn diesen muß man sich nach der dortigen Schilderung in der Nähe von Laon denken (vgl. v. 140). Die Angabe verdient übrigens nicht viel Vertrauen; sie findet sich in dem Résumé einer bekannten Ogier-Episode (Brehiers Invasion in Frankreich); aber die Ogier-Versionen scheinen diesen Berg nicht zu kennen. Vermutlich ist *de Renne* die ursprünglichere Lesart und *d'Araine* unter dem Einfluß einer Hs. eines Brut eingeführt worden. Im *Dictionnaire des communes de France* findet man *Renne-moulin*, *Renne-pont*, *Renne-ville*, *Renne-val*; es mag also auch ein *Renne-mont* oder *mont de Renne* gegeben haben. Bei Vendôme gibt es eine Ortschaft *Areines*; in diesem Fall wie bei *mont d'Araine* darf man vielleicht auch an *aranea* als Etymon denken. Nur als Kuriosität sei erwähnt, daß im Girart de Roussillon *Araive*, Var. *Aimon*, als Personenname vorkommt (nach Langlois *Table*).

[90]) Verf. handelt in dem Percevalabschnitt auch von den Arthurresidenzen *Carduel*, *Caradigan* und *Carlion*, aber ohne irgendetwas Neues beizubringen. Sie erwähnt nur die bisher gegebenen Hypothesen, aber auch diese z. T. falsch und unvollständig. Zimmer, Loth und ich sollen die F o r m *Carduel* (also das unregelmäßige *d*) aus der Konfusion von *Carloil* (Carlisle) und *Carlion* erklärt haben. Drei Kritiker können

Ein längerer Abschnitt ist betitelt *Characters*. Darin behandelt sie die Namen der Personen, welche Chrétien und Wace gemeinsam sind, und ihre Charakterzüge, sofern sie welche haben. In ihrer Liste der Wace und Chrétien gemeinsamen *Characters* figuriert auch *Bladus* = *Baudemagus*, mit dem wir oben Bekanntschaft machten, und *Mordret* = *Angrés* (Cligés), wo nicht die Namen, sondern die Rollen gleich sind, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil die Modred-Episode im Cligés nachgeahmt wurde: diese Nachahmung wird also doppelt gezählt. Und wenn Arthurs Rolle in Cligés derjenigen in Galfrids Historia (nicht bloß bei Wace) ähnlich ist, so ist auch dies nur die notwendige Folge der Nachahmung der *episodes* (vgl. oben). Wir finden in der Liste der Verf.

---

nicht in einem solchen Unsinn übereinstimmen: keiner der beiden letztern Namen enthält ja das *d*; Loth und ich haben die Popularität von *Carduel* und das Attribut *en Gales* aus der Konfusion mit Carlion erklären wollen (Zimmer *G. G. A.* liegt mir zurzeit nicht vor, enthält aber zweifellos jenen Unsinn auch nicht). Verf. kann nicht lesen. Das *d* in *Carduel* suchte ich in dieser Zs. Bd. 20 p. 123—4 und Bd. 27 p. 73—75 zu erklären. Daß Arthurresidenzen (zumal die mit *Car-* beginnenden Namen) leicht miteinander vertauscht wurden, kann oft beobachtet werden; aber an eine Konfusion, wie ich sie, Loth folgend, vor 18 Jahren annahm, glaube ich heute nicht mehr, und das Attribut *en Gales* habe ich schon in meiner Abhandlung über Gorre, die Verf. nicht gelesen hat, anders erklärt (Zs. 28 p. 19.48), nämlich so wie Förster; es läßt sich namentlich in Prosaromanen nachweisen, daß *Gales* (= *Wealas*) das ganze britische Gebiet, dessen Bewohner von den Angelsachsen *Wealas* genannt wurden (vgl. auch *Cornwealas* und *Straecled-Wealas*), bezeichnete. *Caradigan* soll nicht *Cardigan* (ältere Form *Keredigiawn*) sein, „wie Jedermann anzunehmen geneigt sein muß" (Förster zu Erec v. 28): Dies glaubt man, weil Zimmer es behauptet hat. Die beiden Namen sollen nur zufällig gleich lauten! Dafür soll *Caradigan* eine Entstellung von *Kaer Agned* (Edinburgh) sein! Dies ist gewiß plausibler! Aber Glauben und Vernunft harmnieren bekanntlich nicht immer. Für Förster ist Zimmers Ansicht stets maßgebend, und Verf. beweist mit ihrer Zustimmung zu Zimmers Hypothese nur wieder ihre Vorliebe für das Unnatürliche. Außerdem soll *Caradigan* = *Edinburgh the theory of a northern location* im *Meriaduec* stützen (p. 74). Ich werde in einer andern Arbeit meine Vermutung, daß *Lore de Caradigan* in Meriaduec für *Lore de Carduel* (ebenfalls zu belegen) steht, begründen. Zimmer (vgl. Fœrster l. c.) teilt mit, daß die Ortschaft *Cardigan* bis 1288 (wo *Castellum de Cardigan* belegt ist) *Aber Teifi* hieß und *Keredigiawn* nur der Name der Provinz war. „Daraus hat man dann nach 1288 wohl im 14. Jahrhundert Cardigan als Stadtname im Englischen falsch abstrahiert" (Name des Landes = Name der Hauptstadt). Warum sollen die Franzosen diese Abstraktion nicht auch schon im 12. Jahrhundert vollzogen haben? Solche Abstraktionen sind in den arthurischen Romanen häufig nachzuweisen. Sie wurden begünstigt durch den so häufigen graphischen Wechsel der Präpositionen *a* und *an (ã)*. So hat Wace noch *en Glamorgan* (Provinz in Wales; Galfrid: *in Glamorgantia*), Meriaduec aber: *a Clamorgan* (Arthurs Residenzstadt). Chrétien hat *Perceval* 9065, 9127, 9155 *la cité d'Orcanie* (= die Stadt Orcanie; vgl. ähnlich *la cité de Carduel* etc.). 8853 noch *an Orcanie*, wenn nicht *a O.* zu lesen ist; vgl. auch *Galveide*, *Sorlinc*, *Quathenasse* im Wilhelmsleben und zahlreiche Beispiele in den Prosaromanen und Zs. 28 p. 30.

die 5 oben (Erec) erwähnten Namen *Aguisel*, *Beduier*, *Keu*, *Gauvain*, *Yvain*. Wir haben gesehen, daß wenigstens Gauvain und sehr wahrscheinlich auch Yvain nicht aus Wace stammen können. Das gleiche gilt natürlich von *Artus* selbst. Daß *Rion* nicht aus Wace oder Galfrid stammen kann, wurde oben nachgewiesen. Nach Abzug dieser bleiben noch die Namen *Cadoualanz* (so ist zu lesen), *Guenievre*, *Yder*, *Ygerne*, *Lot*, *Merlin*, *Nut*, *Urien*, *(Uter)pandragon*. Verf. betrachtet Merlin als *the only figure in the table that cannot be traced to Wace* (p. 113).[91] Unter jenen Namen kommen *Lot*, *Urien* und *Nut* nur in Verbindung mit den Namen *Gauvain*, *Yvain* und *Ider* (*Gauvain le fil Lot* etc.), nicht als Namen aktiver Personen vor (über *Loz l'Irois* im Erec vgl. oben). Lot ist in den französischen Romanen gewöhnlich *rois d'Orquenie* (seltener in Übereinstimmung mit Galfrid-Wace *rois de Loenois*); Chrétien erwähnt den Namen seines Reiches nicht); es ist daher sehr fraglich, ob die Romane diese Person Galfrid verdanken. *Nut* findet sich nicht in Galfrid. Erst Wace nennt Yder *le fil Nut* (Galfrid hat nur *Hiderus*); es ist offenbar, daß Wace dies nicht erfunden hat, sondern es französischen Arthurromanen verdanken muß (vgl. auch *De Antiquitate*). Mit Nut ist daher auch der Name Yder abzurechnen. Sehr alt, bedeutend älter als Galfrid muß auch die Sage von der Entführung der Königin *Guenievre* gewesen sein (vgl. G. Paris, *Rom.* XII und meinen Aufsatz über *Gorre*); die französischen Arthurdichter lernten den Namen schon aus der Entführungssage kennen. Wenn *Guanhumara* die Galfridsche Form des Namens war, so können die französischen Formen wohl nicht daraus abgeleitet werden; eine Ableitung aus der kymrischen Form *Gwenhwyvar* geht viel eher, wenn gleich auch da noch eine gewisse Unregelmäßigkeit vorauszusetzen ist. Vielleicht muß man bretonische Vermittlung annehmen. Wace wird seine Namensform den Romanen verdanken. Daß die Namen *Aguisel*, *Cadoalan*, *(Uter)pandragon*, *Ygerne*, *Urien*, *Beduiier*, *Keu* und sogar *Merlin* aus Galfrid resp. Wace entlehnt sein m ö g e n, wird man nicht bestreiten können; aber wer kann beweisen, daß sie gerade Chrétien entlehnt hat? Wenn z. B. Yvain schon in älteren Romanen der Sohn des Urien war, brauchte dann Chrétien diese Kenntnis aus Wace zu schöpfen? Die Romantradition lag ihm gewiß näher. Auch wenn man wirklich annehmen darf, daß gewisse Namen aus Galfrid stammen, so läßt sich doch nicht beweisen, daß Chrétien es war, der sie in die französische Litteratur einführte. Das Bedeutsame ist, daß in den Namenkatalogen des Erec 68 Personen (von den Vätern abgesehen!) Wace (Galfrid) fremd sind, und in dem Namenkatalog bei Wace 41 von 46 Personen Chrétien unbekannt

---

[91]) Ihr Argument *since with Crestien he is nothing but a name*, beweist wenigstens nicht Unabhängigkeit von Wace. Bei andern Figuren genügte ihr übrigens auch die Identität der Namen.

sind. Die Zahl derjenigen Personennamen bei Chrétien, die aus Galfrid stammen können, ist auffallend unbedeutend.

Nach Verf. sollen auch alle Charaktere durch Wace beeinflußt worden sein. Aber ihre ganze Argumentation stützt sich auf die Hypothese, daß es vor Wace und auch noch vor Chrétien keine Arthurromane gab; ihr kommt es nicht in den Sinn, daß sie dies erst beweisen müßte.[92]) Wenn Gauvain und Yvain bei Chrétien ähnlich geschildert werden wie von Wace, so muß nach Verf. Chrétien natürlich Wace benutzt haben, trotzdem Gauvain sicher und Yvain sehr wahrscheinlich schon vor Wace Romanfiguren waren und in allen uns bekannten Romanen (bei Gauvain abgesehen von gewissen Gralromanen) stets denselben Charakter präsentieren. Sodann kann sich Verf. bei der Beurteilung der Charaktere nicht in den Geist der Zeit hineindenken, sie beurteilt sie wie eine Salondame des 20. Jahrhunderts. So soll Chrétien Guenievre inkonsequent charakterisieren. In Yvain soll die sonst sympathisch geschilderte Königin unsympathisch sein, weil sie sich so gemein ausdrücke, wenn sie auf Keus giftige Rede bemerkt: er würde wohl platzen, wenn er sich seines Giftes nicht entledigen könnte, oder *La vostre langue soit honie!* Jede auch noch so sympathische Person hätte sich einem Keu gegenüber so ausdrücken können. Für das Gefühl des mittelalterlichen Publikums war dies nicht *shocking*. Sehr ausführlich ist die Beschreibung von Keus Charakter. *Kay is one person in Erec and in Lancelot, a totally different person in Yvain and a combination of contrasting qualities in Perceval* (p. 87—88). In Yvain ist er vor allem Giftzunge und nicht gerade tüchtig im Kampf; aber daneben hat er doch auch gute Eigenschaften; sagt doch Yvain: *de ses ramposnes . . . ne me chaut. Tant set et tant puet et tant vaut Mes sire Keus an totes corz Qu' il n'i iert ja muëz ne sorz. Bien set ancontre vilenie Respondre san et corteisie, N'il ne fist onques autremant* (630 ff.). Aber nach Verf. wäre im Yvain kaum ein gutes Haar an ihm. Übersieht sie hier das Gute, so übersieht sie im Erec das Schlechte. Bekannt ist die Episode, in welcher der schwer verwundete Erec zu Arthur geführt werden soll: Keu nimmt ohne Erlaubnis (3962) Gauvains Pferd, Schild und Lanze, reitet aus und trifft Erec, der den *seneschal* trotz seiner Pfauenfedern sogleich erkennt. Er *prist Erec enes le pas Par la resne* (was sehr unhöflich war, vgl. 3990) *sanz saluër* und sagt zu ihm *par grant orguel*, ohne ihm nur zu erlauben zu *remuër*: *Chevalier, . . . savoir vel Qui vos estes et don venez* (3988). Wenn

[92]) P. 113 beruft sie sich auf J. L. Weston, die in *Sir Gawain* (ohne Argumente!) bemerkte, daß Chrétiens Berichte über Gauvain die primitivsten seien. Daß J. L. Weston in ihren spätern Büchern (*Sir Perceval* etc.) diese Ansicht vollständig aufgegeben hat und (mit guten Argumenten!) die Bearbeitungen von Bledri's Gauvainkompilation für primitiver erklärt, wußte Verf. natürlich nicht oder wollte sie nicht wissen.

Erec nach einem solch ungezogenen Benehmen ihn *fol* nennt, so hatte er ganz recht. Dann spricht Keu anständiger[93]) und ladet Erec ein, zu Arthur zu kommen. Erec antwortet ebenfalls anständig, daß ihm dies unmöglich sei. Nun versucht es Keu, Erec zu zwingen: *Grant folie dites, Quant del venir vos escondites. . . . Et bien vos poist, si i iroiz . . . Ou volantiers ou a anviz. Venez an tost, que je vos praing* (4015 ff.). Gleichzeitig packt er ihn. Erec ist erzürnt, weil er *sanz desfiance* angegriffen wird, hält Keu *por orguelleus et por estout*, und ruft *Leissiez moi tost*! Keu läßt ihn los, kehrt aber gleich wieder um, *si le desfie Com hon plains de grant felenie* (4041 f.). Erec wirft ihn beim ersten Stoß mit der umgekehrten Lanze vom Pferde. Arthur schickt dann Gauvain aus, der Erec g r ü ß t und h ö f l i c h bittet, und, als dieser ablehnt, den König durch einen Boten herzukommen ersucht. Verf. findet Keu's *ill humour quite justified under the circumstances*, und Erecs Benehmen *ungracious*. Dann hat eben Verf. andere Ansichten über Anstand als Chrétien; aber ich glaube, wir alle werden uns hier auf Chrétiens Seite stellen. Daß Chrétien im Erec Keu nicht zu den „bessern", d. h. tapferern Arthurrittern rechnete, habe ich oben (p. 20) gezeigt. G. Paris hat recht: *Déjà dans Erec Keu se montre railleur, mordant . . . vantard — et toujours malheureux*; *il joue le même rôle dans Ivain, dans la Charrette et dans Perceval*, aber er ist, *malgré ses défauts, . . . brave et loyal* (*Hist. litt.* XXXp. 51—52)[94]). Verf. zeigt sich nicht einmal befähigt zu einer richtigen Charakterschilderung. Die guten und schlechten Eigenschaften Keus bilden zusammen einen relativ interessanten Typus, den man bekanntlich auch in der Epik anderer Litteraturen findet.[95]) Verf. will die guten Züge aus Galfrid-Wace, die

---

[93]) Keu ist immer ein Ritter, der den Anstand oft verletzt, aber ihn sehr gut kennt.

[94]) Keu ist *brave*, wie G. Paris richtig sagt; denn immer meldet er sich zuerst, wenn es gilt, ein Abenteuer, zumal einen Kampf, zu bestehen. Chrétien spricht daher mit Recht von seiner *proësce* (Perceval 2762). Das bedeutet aber selbstverständlich nicht, daß er auch ein tüchtiger Kämpfer war; gerade auch im Perceval taugt er nichts im Kampfe. Verf. aber sagt (p. 92): *Nowhere else does Crestien mention Kay's beauty or his prowess. How could Kay who is too* [sic!] *cowardly to insult a fool* [Keus Benehmen gegenüber dem Narren ist brutal, aber nicht feig; übrigens ist zu bedenken, daß im Mittelalter scharfe körperliche Züchtigung etwas Normales war] *and who never wins a battle be possessed of prowess and be called one of the finest knights in the world? We have found him courteous and loyal, but never expert in arms. These lines may point to a double source for the character of Kay.* Sie macht also aus *preu* „*expert in arms*" und erschließt aus Chrétiens *N'ot plus bel* [äußerlich schön] *chevalier el mont* (2760) *one of the finest knights*, indem sie absichtlich das auch auf Tüchtigkeit bezügliche *finest* für das einzig korrekte *handsomest* substituiert.

[95]) Noch ähnlicher als die von Verf. (p. 93) erwähnten Parallelfiguren ist ihm *Conan Maol* in dem irisch-schottischen Finnzyklus, worauf schon Stern in Zs. f. celt. Phil. I 307 hingewiesen hat.

schlechten aus dem irischen *seneschal* in Tristan[96]) und aus dem irischen Bricriu ableiten. Wenn Keu aus Galfrid-Wace stammt, so kann ihn offenbar nicht erst Chrétien entlehnt haben; denn eine so große Umwandlung des Charakters setzt eine gewisse Entwicklung voraus. In der Tat findet sich derselbe Keu (mit dem Gegensatz zu Gauvain) auch in den uns erhaltenen Bearbeitungen von Bledris Gauvainkompilation. Verf. hat nicht das Recht, aus der Tatsache, daß Wace keine der schlechten Eigenschaften Keu's erwähnt, zu schließen, daß um 1155 die Verschlechterung von Keu's Charakter noch nicht begonnen habe (p. 98). Wace war in erster Linie Übersetzer; er brauchte aus den ihm bekannten Romanen, die er größtenteils für *fables* hielt, nicht Züge aufzunehmen, die mit der „Geschichte" nicht harmonierten, sondern ihr widersprechen. Wace stand den Romanen kritisch gegenüber: *Ne tot mençonge ne tot voir*, sagt er von ihnen.

Das nun folgende Kapitel ist der „G e o g r a p h i e" gewidmet. Zunächst wird über den Gebrauch der Namen *Bretaigne Breton* bei Wace und Chrétien gehandelt. Verf. scheint meine in dieser Zs. 20 vorgetragenen Ansichten zu billigen. Die Zustimmung einer so fein beobachtenden Kritikerin erfüllt mich natürlich mit Befriedigung! Ich habe aber doch noch einige Bemerkungen hinzuzufügen.[97]) Ich halte noch heute an meinen vor 18 Jahren mitgeteilten Ansichten im Ganzen fest. Ich habe dieselben

[96]) P. 95 n. 53 glaubt sie, dieser Seneschall heiße bei Eilhart *Aguinguerran le Roux!* Ihre Quelle ist eine allgemeine Bemerkung Bédiers in seiner Nachdichtung des Tristan. Warum wandte sie sich an dieses nicht wissenschaftliche Werk, während sie doch Bédiers Einleitung zur Thomasausgabe kannte? Die späte mit dem Prosa-Tristan kombinierte Prosaübertragung von Berols Tristan (um diesen Text handelt es sich) hat den Namen natürlich aus Chrétiens Perceval entlehnt.

[97]) Um auf die verschiedenen Bedeutungen von *Bretaigne (Britannia)* und *Bretons (Britones)* mit Zahlen verweisen zu können, erwähne ich hier nochmals die *a priori* im Munde der Franzosen des 12. Jahrhunderts möglichen Bedeutungen:

I. *Bretagne* = das Gebiet des heutigen Großbritanniens, speziell England, vor und während der germanischen Eroberung, *Bretons* = Bewohner von Bretagne I;

II. *Bretagne* = Armorica seit der Einwanderung der Britten, *Bretons* = Bewohner von Bretagne II;

III. *Bretagne* = Großbritannien nach der germanischen Eroberung, und par excellence England (also = *Engleterre*) (primärer Archaismus); *Bretons* = Einwohner von Bretagne III (also = *Engleis*, oder Britten des nachher von Angelsachsen besetzten Gebiets) (sekundärer Archaismus).

IV. *Bretons* = die in Großbritannien zurückgebliebenen Überreste der alten Britten, zumal die Bewohner von Wales (also = *Gualeis*) (primärer Archaismus); *Bretaigne* = das von den Bretons IV bewohnte Gebiet, zumal Wales (also = *Guales*) (sekundärer Archaismus).

nur aus den geschichtlichen Tatsachen abgeleitet und sie in den mir damals bekannten Texten bestätigt gefunden. Ich habe ausdrücklich gesagt, daß die Bedeutungen I und II von *Bretaigne* und *Breton* a l l g e m e i n verwendet wurden. Es ist also eine falsche Wiedergabe meiner Ansicht, wenn mich Verf. sagen läßt, daß *Breton meaning the inhabitants of Armorica* . . . [*is*] *of rare occurrence* (p. 114). Natürlich ist *Bretagne-Breton* II im *Brut* und den Arthurromanen r e l a t i v selten, weil sie eben von Arthur, König von *Bretaigne I* und seiner Zeit handeln. Umgekehrt kommen in *Rou* und andern kontinentalfranzösischen Chroniken *Bretagne-Breton* I natürlich selten oder nie vor. Der primäre Archaismus *Bretagne* III ist ebenfalls ziemlich häufig. Selten ist aber der sekundäre Archaismus *Breton* (Nom. Sing. *Brez*) III. Der primäre Archaismus *Breton IV* mußte aus Gründen, die ich Zs. 20 p. 85 angab, viel seltener sein als der primäre Archaismus *Bretagne III*; der sekundäre Archaismus *Bretaigne IV* mußte *a fortiori* noch seltener sein. Ich habe bestritten, daß bei Fanzosen die Archaismen *Breton IV* und *Bretaigne IV* p o p u l ä r sein, daß sie also z. B. in französischen Lais und Romanen vorkommen konnten; ich habe aber ihr Vorkommen bei Gelehrten (also eigentlich fast nur das Vorkommen ihrer lateinischen Äquivalente) in Theorie angenommen und damit gerechnet, obschon ich keine Beispiele kannte. Seither sind nun durch F. Lot (Rom. 28 p. 6 n. l.) und vor allem durch Deutschbein (*Studien zur Sagengeschichte Englands* I p. 141—149) eine größere Anzahl von Beispielen gesammelt worden, von denen aber keines populär, keines französisch ist. Solche Beispiele habe ich bereits theoretisch als existierend angenommen und meine Schlüsse nicht gezogen, ohne dieser Annahme Rechnung zu tragen. Lot und Deutschbein scheinen vergessen zu haben, daß ich, wie die Einleitung meiner Arbeit zeigt, nur darauf ausging, zu bestimmen, was *Bretagne*, *Breton* in französischen Texten des 12./13. Jahrhunderts, speziell in den Lais und Romanen bedeuteten. Keines der von Lot und Deutschbein zitierten Beispiele beweist, daß *Bretagne*, *Breton* je in der Bedeutung *Gales Galeis* verwendet wurden, wie von denjenigen, gegen die ich mich wandte, behauptet worden war.[98]) Häufig wird uns geradezu ausdrücklich gesagt,

[98]) Wie das brittische Gebiet Großbritanniens und ihre Bewohner im Skandinavischen und Angelsächsischen, ja sogar wie sie im Kymrischen genannt wurden, war für das von mir aufgestellte Problem gleichgültig. Deutschbein will namentlich auch die in Großbritannien nach der normannischen Eroberung niedergelassenen Bretonen in Betracht gezogen wissen. Bekanntlich haben auch Zimmer, Golther und Bédier mit diesem Faktor operiert. Daß diese vereinzelten Bretonengruppen, die sich jedenfalls in kürzester Zeit ihrer Umgebung assimilierten, auf die Entwicklung der Sagen und (nach Deutschbein) sogar auf die französische Terminologie einen Einfluß ausgeübt haben sollen, widerstrebt meinem Gefühl; es ist auch noch kein Schatten eines Beweises für diese Hypothesen ins Feld geführt worden.

daß im 12. Jahrhundert von den Franzosen (resp. Anglonormannen) für *Bretagne Breton IV* nur die Namen *Gales Galeis* verwendet wurden: *Barbarie autem irrepente, j a m non vocabantur Britones sed Guallenses* (Galfrid) = *Les remenailles des Bretons que n o s or Galois apelons* (Wace); etc. etc. Und auch die Gelehrten, welche die Archaismen *Britones Britannia IV* gebrauchen, müssen in diesem Fall dieselben determinieren, wenn nicht der weitere Zusammenhang sie ohnedies verständlich werden läßt. So darf man z. B. nicht einfach, wie Deutschbein es tut (p. 147), sagen, Wilhelm von Malmesbury habe, wenn er von der Gegenwart sprach, *Britones* ebenso in Bedeutung IV wie in Bedeutung II verwendet; er übersieht, daß Wilhelm bei Bedeutung IV determinieren muß (*n o s t r i s Britonibus*), während er bei Bedeutung II eine Determination nicht nötig hatte (*Hic est Arthur de quo Britonum nugae hodieque delirant*); denn auch für ihn ist *Britones IV* nicht das Normale; auch er sagt: *Britones omnes quos n o s Walenses dicimus* (Deutschbein p. 146). Früher behauptete man, dieser oder jener Dichter (ein Thomas, ein Chrétien) verwende die Namen *Bretagne Breton* nur in dieser oder jener Bedeutung (wobei man sich gewöhnlich mit der Unterscheidung von zwei Bedeutungen, großbritannisch und kleinbritannisch, begnügte) und die Namen müßten folglich an den *a priori* unsichern Stellen auch die gleiche Bedeutung haben. Dies ist unsinnig. Jeder Dichter, jeder Franzose konnte die beiden Namen in verschiedenen Bedeutungen verwenden (wie z. B. jeder Engländer heute das Adjektiv *Indian* in zwei Bedeutungen verwenden kann), weil der französische Sprachgebrauch dies erlaubte. Ist also die Bedeutung in einem bestimmten Fall nachgewiesen, so folgt daraus gar nichts über die Bedeutung in irgendeinem andern Fall beim selben Dichter, in der selben Dichtung. Aber ebenso unsinnig wie jener Schluß ist die verbreitete, mehr oder weniger auch von A. B. Hopkins geteilte Ansicht, man habe sich im Mittelalter (ohne Absicht!) so ausgedrückt, daß man wegen der Zweideutigkeit der Ausdrücke nicht verständlich war. Der gesunde Menschenverstand sagt uns, daß so etwas nicht möglich war. Wenn unsere Kritiker die Ausdrucksweise zweideutig finden, so wird dies in der Regel (wenn auch nicht immer) daher kommen, daß es ihnen nicht gegeben ist, sich auf den Standpunkt des Autors zu stellen und logisch zu schließen. Wir haben oben Wilhelm von Malmesburys Verfahren kennen gelernt. Er braucht *Britones* in der ungewöhnlichen Bedeutung IV, fügt aber *nostri* hinzu und macht dadurch den Ausdruck unzweideutig. *Britones II* dagegen determiniert er nicht, weil dies die normale Bedeutung war, sofern von der Gegenwart die Rede war. Handelte es sich um die Vergangenheit, so war *Britones I* die normale, keiner besonderen Determination bedürfende Bedeutung. Das Tempus des Verbums hat also oft selbst die Rolle eines Determinativs.

Verf. behauptet, daß Galfrid (bei dem, da er die Geschichte der alten Britten schrieb, natürlich Bedeutung I die häufigste ist) *Britannia Britones* immer determiniere (vom Tempus als Determinativ abgesehen), wenn er dieselben in Bedeutung II verwende (p. 116). Es ist dies nicht richtig. Sie erwähnt nicht einmal das bekannteste vielfach umstrittene Beispiel: *illum librum Britannici sermonis quem Gualterus Oxenofordensis archidiaconus ex Britannia advexit.* Was *Britannia* hier bedeutet, muß für die Zeitgenossen Galfrids durchaus klar gewesen sein. Bedeutung I ist ausgeschlossen, da Gualterus Galfrids Zeitgenosse war, Bedeutung III ebenfalls, da Gualterus selbst in *Britannia III* wohnte[99]; Bedeutung IV hätte als ungewöhnlich determiniert werden müssen, zumal da Galfrid selbst sonst statt *Britannia IV Gualia* braucht (II 1: *quae nunc Gualia vocatur*; IV 19: *Cambria id est Gualia*). Es bleibt also nur noch Bedeutung II, und dies war auch die normale, wo es sich um die Gegenwart handelte.[100]) Sie ist aber (abgesehen vom Tempus) nicht determiniert. Verf. sagt, daß Wace nicht mehr wie Galfrid durch Determination die Bedeutungen unterscheide, aber doch noch klar sei (p. 117). Wir haben aber gesehen, daß Galfrid auch nicht immer determiniert, und können bemerken, daß *Hoelus dux Armoricanorum Britonum*, der in 7 von ihren 10 Belegen aus Galfrid erscheint, von Wace auch als *Roi de Bretaigne la menor* (9377) eingeführt wird. Man kann sich also auf ihre Angaben nirgends verlassen, weil sie sich keine Mühe gegeben hat, sorgfältig zu arbeiten. Es ist also nicht wahr, daß Wace sich wesentlich von Galfrid unterscheidet, und daß bei ersterem *the distinction came gradually to break down* und daß *This confusion finds illustration in the works of Crestien* (p. 117). Sie nennt bei Chrétien *Bretaigne* in 2 Fällen (Erec 6553, Cligés 5066) und *Breton* in 2 Fällen (Erec 652, Cligés 2608) zweideutig (p. 119). In Erec 6553 heißt es *Nantes an Bretaingne.* Hier soll wahrhaftig *Bretaingne* zweideutig sein! Chrétien dachte eben an Leser resp. Hörer, die alle fünf Sinne haben. In Erec 652 nennt der Held seinen Namen: *Mes pere li rois Lac a non*; *Erec m'apelent li Breton.* Verf. widmet *Carnant* und *Nantes* zwei Seiten. Nantes war die Hauptstadt von *Bretaigne.* Erec wird in Nantes als Nachfolger Lacs zum König gekrönt. Der Bischof von Nantes amtet dabei. Aber Nantes soll mit Carnant identisch sein, und Carnant soll in Cornwall sein und der Name Erec, dessen bretonische Form niemand bestreitet, soll für das kornische *Gereint* eingesetzt worden sein (trotzdem natürlich *Gereint*, welches auch in der Form

[99]) Ich habe in mir jetzt unbegreiflicher Weise in Zs. 20 p. 105 A. an Bedeutung III gedacht; doch vgl. Zs. 30 p. 213.

[100]) Der *britannicus sermo* ist in Bedeutung I aufzufassen, da das Buch als *vetustissimus* (I_1) bezeichnet wird. Walter fand also in der Bretagne ein Buch aus altbritischer Zeit, welches damals zur Sicherheit übers Meer gebracht worden war. Die Angabe sieht schwindelhaft aus wie der Hinweis auf die *Gesta illustrissimi regis Arthuri* in *De Antiquitate.*

Ereint vorkommt [keltische Satzphonetik] ebenso gut für *Erec* eingesetzt worden sein kann): aber wenn auch alles dies bewiese, daß die Erecsage aus Cornwall stammte (den Unsinn dieser Folgerung habe ich in Zs. 27 nachgewiesen), so würde dies doch nichts an der für jeden Menschen, dem der *common sense* nicht vollständig abhanden gekommen ist, offenbaren Tatsache ändern, daß für Chrétien Erec König von *Bretaigne* II war; denn es gibt und gab nur eine Stadt Namens *Nantes*, nur eine Reichshauptstadt Namens *Nantes*, nur ein Bistum Namens *Nantes*, und zwar in *Bretaigne* II. Es ist also selbstverständlich, daß mit den *Breton*, welche den Helden Erec nennen, seine resp. seines Vaters Untertanen, die Bretonen (Bretons II), gemeint sind.[101]) Ich habe in Zs. 27 nachgewiesen, daß *Carnant* und *Nantes* vom Dichter nirgends für identisch erklärt werden; die Identität ist eine Erfindung der Gelehrten, die ihre Gedanken und Theorien in die Texte hineinlesen. Verf. hat meine ganze Abhandlung über Estregales in Zs. 27, ohne irgend etwas daraus mitzuteilen, mit der Bemerkung (p. 121 n. 13) abgetan, daß meine Theorie nicht *very plausible* zu sein scheine. Doch wärmt sie Zimmers *Dextra-Gallia*-Theorie nochmals auf, deren Unmöglichkeit ich daselbst mit mathematischer Sicherheit nachgewiesen habe. Da also meine Theorien nicht widerlegt wurden, und von Verf. nur die Theorien anderer, die ich widerlegt habe, wieder aufgetischt wurden, so habe ich von meinen Theorien nichts zurückzunehmen. Von Cligés heißt es nach dem viertägigen Turnier, welches in Großbritannien (*Bretaigne I*) stattfindet, daß er noch eine Zeit lang bei König Artus blieb und während dieser Zeit *a par tote Bretaingne esté Et par France et par Normandie* (5066). Da *Bretaingne I* das Land ist, wo Cligés unter allen Umständen sich damals aufhielt, so ist es hier wohl das Natürlichste, daß dieses Land in dem zitierten Vers gemeint ist, zumal da im Cligés Großbritannien in der Regel, wenn auch nicht immer, archaisch *Bretaingne* genannt wird. Die Weglassung Großbritanniens wäre hier unnatürlich. Auch *tote* spricht eher für ein großes Land. In einem Arthurroman ist notwendig *Bretagne-Breton I* das Normale; Bedeutung II erheischt Determination durch den Context (z. B. das Tempus des Verbums). Chrétien appellierte an die natürlichste Auffassung und dazu hatte er ein Recht.[102]) Der gleiche Fall liegt v. 2608 vor: *Se a la*

[101]) Die *Bretons* I, d. h. die Untertanen König Arthurs, haben ihn natürlich auch nicht anders genannt, und ebenso die im Erec erwähnten *Normant*, *Angevin* etc.; aber natürlicherweise dachte der Dichter an diejenigen, bei denen der Held den Namen erhielt. Dies war in dem vorliegenden Fall die natürliche Bedeutung, und nur bei der natürlichen Bedeutung wurde auf Determination verzichtet.

[102]) Wenn es in v. 6072—3 heißt: *Tote Angleterre, totes Flandres, Normandie, France et Bretaingne*, so ist hier *Bretaigne II* durch das vorausgehende *Angleterre* determiniert.

cort le roi Artu Ne te vas esprover ainçois Et as Bretons et as François. Bretons ohne Determination ist in einem Arthurroman normalerweise *Bretons I*;[103]) außerdem wäre es nicht denkbar, daß der Held sich am Hofe des Königs von *Bretaigne I* nicht in erster Linie mit den *Bretons I* messen sollte. Unrecht hat Verf., wenn sie von Yvain v. 37 (*Si m' acort*, sagt der Dichter, *de tant as Bretons Que toz jors mes durra ses* [Arthurs] *nons*) sagt: *it seems to mean Bretons* [lies *Britons*] *in general* (p. 119). Chrétien spricht hier von den *Bretons* als seinen Zeitgenossen. Da wäre theoretisch außer *Bretons II* nur noch *Bretons IV* (= *Galois*) oder, wie Verf. zu meinen scheint, *Bretons II + IV* möglich. Aber *Bretons IV* ist ein Archaismus, der im Französischen noch nicht nachgewiesen wurde und unter allen Umständen als ganz ungewöhnlich (auch Chrétien sagt sonst immer *Galois*) irgendeine Determination nötig gehabt hätte.[104]) Wo es sich um die Gegenwart handelte, war *Bretons II* das Normale oder gar einzige und bedurfte daher keiner Determination. In diesem Sinn wird *Bretons* in v. 37 auch von Förster gedeutet.[105]) Wenn man mit einer natürlichen Auffassung an Chrétien herantritt und Chrétien auch für vernünftig hält (unvernünftig wäre es aber, wenn sich ein Dichter ohne Grund zweideutig ausdrückte, trotzdem er die Mittel hatte, sich verständlich zu machen), so wird man immer wissen, was er in jedem Falle mit *Bretaigne*, *Breton* meinte. Konfusion existiert in dieser Beziehung fast nirgends in den Arthurromanen;[106]) sie

---

[103]) In v. 440, 567, wo die *Bretons* II gemeint sind, ist der Name durch den Context gut determiniert.

[104]) Wo Bedeutung IV ausgeschlossen ist, ist es eo ipso auch Bedeutung II + IV.

[105]) So gilt auch selbstverständlich *Breton II* in *Fist Artus la Roonde Table Dont Breton dient mainte fable* (Brut v. 9998 f.).

[106]) Verf. zitiert (p. 119 n. 10) als zweideutig auch *Bretaigne* in v. 2123 von Thomas' *Tristan*. Es ist nicht determiniert und bezieht sich auf die Vergangenheit, bedeutet folglich I (Es ließe sich dies auch durch Eingehen auf die Breri-frage wahrscheinlich machen). Dabei ist es ganz gleichgültig, daß *Bretaigne*, *Breton* sonst bei Thomas Bedeutung II hat. Aus einem so winzigen Fragment dürfte man überhaupt keine Schlüsse ziehen. Aber für Thomas gilt, was für alle Arthurdichter. Mir ist nur e i n Fall bekannt, in welchem die Bedeutung des einen der beiden Wörter, nämlich *Bretaigne*, unklar ist, nämlich Rigomer v. 383. Von Lancelot, welcher ein Abenteuer in *Irlande* übernehmen will, heißt es, daß er, ausgehend von *Karlion* (v. 19) *Tant a erré et chevaucié, Tant a son chemin essaucié Et esploitïes ses journees Qu' il a les marces trespassees, Bretaingne et Engleterre et Wales Et Escocë et Iestrewales, Tant qu'il entra en Cornuaille*; nachdem er dann noch 30 Tage *erré* hat, *il ist fors de Cornuaille Et trespassa un braç de mer, Puis trova le païs amer* (d. h. Irland; dessen Topographie der Dichter sehr gut kennt). Die Erwähnung von *Engleterre* und *Wales* scheint hier die Bedeutungen I, III, IV auszuschließen; aber *Bretaigne* II ist ebenfalls ausgeschlossen, da die Szenen der Handlung des Romans nur Großbritannien und Irland sind. Da scheint nur e i n e Folgerung möglich zu sein, nämlich: daß die Überlieferung entstellt ist. Auch der Herausgeber, W. Förster (II p. 179) hält die Stelle für „dunkel", und empfiehlt: „Am

existiert nur in den Köpfen der Kritiker, die infolge von Voreingenommenheiten etc. die natürliche Auffassung verlernt haben. Der gesunde Menschenverstand sagt uns, daß die altfranzösischen Dichter, die bei ihrer Verwendung von *Bretagne Breton* so leicht sich unzweideutig ausdrücken konnten, sich nicht zwecklos zweideutig ausdrückten, daß auch ihnen daran gelegen war, verstanden zu werden. Sprachen sie von der Vergangenheit, von Arthurs

---

besten, man streiche 383—4." Es hat keinen Sinn, daß Lancelot, der doch nach Irland reisen will, zuerst in ganz Großbritannien herumstreicht. Wir können jene beiden Verse dem geographiekundigen Dichter nicht wohl zuschreiben. Sie werden von einem Kopisten interpoliert worden sein, der entweder nicht wußte, wo (die kleine Ortschaft) Carlion lag oder nicht daran dachte, daß die Reise von Carlion ausging und Irland das dem Helden bekannte Ziel war und gerne die nach seiner Ansicht in Betracht kommenden *marces* aufzählte. Aber durch die Ausmerzung der beiden Verse wird die Bedeutung von *Bretaingne* nicht klarer. Die Überlieferung der Interpolation selbst, und zwar jedenfalls des Verses 383, m u ß entstellt sein. Eine geringfügige Korrektur hilft ab. Man lese: [*De*] *Bretaingne*: *(et) Engleterre et Wales* . . . Der Kopist unserer (einzigen) Handschrift hätte dann gedankenlos *Bretaingne* den übrigen Landesnamen koordiniert und daher *De* weggelassen und *et* eingeführt. Ich kann mir keine andere Korrektur denken. *Bretaingne* hat dann die gewöhnliche Bedeutung I (Großbritannien). Der Interpolator will sämtliche *marces* (Provinzen) *de Bretaingne* aufzählen: zu der bereits vom Dichter genannten *marce de Cornuaille* fügt er hinzu: *Engleterre*, *Wales*, *Escoce* und *Iestrewales*. *Engleterre* hieß im Mittelalter gewöhnlich nur das angelsächsische Großbritannien, das die Kymren *Loegyr* (französisch *Logres*) nannten; dazu gehörte aber auch Südostschottland, das mit dem heutigen Nordostengland zusammen die anglische Provinz Northumberland bildete. *Escoce* war im Mittelalter (so auch bei Galfrid) stets nur das sog. *Transmarine Scotland* (jenseits der beiden großen Firths), das politisch ein Reich für sich war. *Wales* ist hier zweifellos das heutige Wales und *Cornuaille* Cornwall. Letzteres Gebiet war zwar nie ein besonderer Staat, außer vor der germanischen Eroberung (*Dyfed-Demetia* = Cornwall + Devonshire), war aber sprachlich selbständig und hatte einst nach Galfrid, der historischen Autorität der Arthurromandichter, einen eigenen Fürsten, den *dux Cornubiae*, der in einigen Arthurromanen eine ziemlich wichtige Rolle spielt. Noch bleibt e i n e keltische Provinz übrig, nämlich das nordbrittische Reich, Cumbria-Strathclyde, zwischen Wales und Schottland (heute anglisiert). Mit *Iestrewales* kann folglich nur diese Provinz gemeint sein. Ich bin in dieser Zs. 27, als ich die Rigomerstelle noch nicht kennen konnte, auf viel komplizierterem Wege zu dem Resultat gelangt, daß mit dem *Estregales* (wallonisch *ie* = gemeinfranzösisch *e*) der Arthurromane Strathclyde gemeint sein müsse. Nun wird meine Hypothese durch die Rigomerstelle bestätigt. Nur insofern möchte ich heute meine frühere Ansicht etwas modifizieren, als ich annehme, daß 2 Namen von Cumbria in das Französische (Anglonormannische) übergingen, nämlich sowohl der angelsächsische Name *Stae(cled)weales-Stregwalli* [> *Estrewales*, *Estregales*] als auch der brittische Name *Stradhcloith* [> *Estreg(a)loi*, *Estreg(a)lo*]. So kommen in den Arthurromanen auch zwei Namen vor für Stirling: *Estriveline* und *Senaudon*; für Edinburgh: *Daneborc* und *Chastel as Puceles*; für Chepstow (in Wales): *Cepsto* (Meliador) und *Estriguel* (Rigomer; vgl. über letztern Namen Longnons Index zu Meliador s. v. *Cepsto*), und sogar drei Namen für England: *Engleterre*, *Bretagne* und *Logres*.

Zeit, so war für sie Bedeutung I das Normale, sprachen sie von der Gegenwart, Bedeutung II. Wichen sie vom Normalen ab, so mußten sie dies durch den Kontext zu erkennen geben. Fehlt jegliche Determination, so gilt die normale Bedeutung. Von einer geographischen Indifferenz Chrétiens kann man in anderer Beziehung sprechen, so wenn er die Meerfahrten nicht erwähnt oder *Broceliande* nach *Bretaigne I* verlegt (Broceliande ist auch in Prosaromanen, vielleicht unter Chrétiens, Einfluß in Großbritannien), und wenn er zwischen Ländern und ihren gleichnamigen Hauptstädten nicht genau unterscheidet. Wurde Chrétien bei seiner Verwendung von *Bretagne Breton* durch Galfrid-Wace beeinflußt? Für *Bretagne Breton II* hatte er dies offenbar nicht nötig, aber die *Breton II*, welche *dient mainte fable* von *la Roonde Table*, werden vermutlich auch Arthurs Reich und seine Untertanen *Bretaigne*, *Breton* in Bedeutung I genannt haben. Insofern werden die französischen Arthurromane unabhängig von Galfrid-Wace sein; wenn sie aber *Bretaigne* = *Engleterre* (statt = Großbritannien) setzen und nun anachronistisch *Bretaigne I* (also das arthurische Großbritannien) auf die Ausdehnung des spätern *Engleterre* oder *Logres*, d. h. des von den Angelsachsen besetzten Gebietes limitieren,[107]) dann liegt hier allerdings ein „Halbgelehrtenjargon" (Zimmer, diese Zs. 13 p. 3) vor, der nicht aus volkstümlichen Quellen, wie den *contes* der *Bretons*, stammen kann. Verf. will auch dies von Wace ableiten und verweist auf die von Galfrid berichtete Teilung Großbritanniens zwischen *Brutus* und *Corineus*, den Eponymi von *Britannia* und *Cornubia* (I 16). Abgesehen davon, daß damit der Ausschluß von Wales und Schottland aus *Bretaigne* noch nicht erklärt wäre, ist zu bemerken, daß bei Galfrid-Wace in dem betr. Abschnitt jene Limitierung sich nicht findet. Fs heißt dort: *Brutus de nomine suo i n s u l a m* [welche bisher Albion hieß] *Britanniam sociosque suos Britones appellat* (ebenso Wace mit *terre* statt *insulam*). Einen Teil der Insel erhält Corineus; und dieser Teil bekommt den Namen Cornubia: *vel a cornu Britanniae vel per corruptionem praedicti nominis* [*Corineus*]. Es wird nicht gesagt, wie der dem Brutus allein gehörige Teil der Insel heißt, wohl aber daß die ganze Insel (inkl. das *cornu Britanniae*) *Britannia* genannt wurde. Es ist auch ganz natürlich, daß ein Gelehrter wie Galfrid nicht jenen „H a l b gelehrtenjargon" erfand. Hätte Verf. aber in Galfrid-Wace noch etwas weiter gelesen, so hätte sie erfahren, daß nach Brutus Tode sein Reich unter seine 3 Söhne: *Locrinus*, *Albanactus* und *Kamber* verteilt wurde, und die 3 Teile die Namen *Loegria Kambria (Gualia)*, *Albania (Scotia)* erhielten. Mit *Cornubia* zusammen gab es nun also vier Reiche in *Britannia*. Keines von

---

[107]) Karrenritter 3906: *Qui tient Bretaingne et Cornoaille,* Cligés 1480—1: *Cil de Gales et de Bretaingne Et d'Escoce et de Cornoaille.*

den vier Reichen aber heißt allein *Britannia*. Dasjenige, welches bei Chrétien allein schon *Bretaigne* heißt, hat bei Galfrid den Namen *Loegr a*; dies ist die Latinisierung des kymrischen Namens des angelsächsischen Gebietes. Wace weicht in jenem Passus wieder nicht von Galfrid ab; *Loegria* gibt er mit *Logres* wieder. Während nun aber Galfrid weiter erzählt, daß, nachdem Albanactus getötet worden, dessen Untertanen *ad Locrinum* flohen, sagt Wace (1342): *En Bretaigne a Locrin tornerent.* Hier schmuggelt Wace also *Bretaigne* = *Logres* (= Großbritannien minus *Cornubia*, *Scotia*, *Gualia)* ein, trotzdem ihm Galfrid nicht den geringsten Anlaß dazu gab. Nachher spricht er ruhig wieder *de ceste i l l e Bretagne* (3959). Wie den Begriff *Bretaigne (I)*, so limitiert er auch den Begriff *Bretons (I).* Wenn er von *Breton et Galois*, von *Bres ou* [= *aut*, nicht *vel*] *Walois* spricht, meint er mit *Bretons (I)* die Bewohner von *Logres.*[108]) Hätte Verf. sich die Mühe genommen, meine Arbeiten ordentlich zu lesen, so hätte sie auch dies dort finden können (Zs. 20 p. 84 A. 8). Der Halbgelehrtenjargon findet seine Erklärung jedenfalls in der Tatsache, daß *Engleterre* selbst (wie noch heute) zwei Bedeutungen hat, die beide sehr natürlich sind: 1. Die ethnologische: das von den *Engleis* bewohnte Gebiet (vgl. Erec 6647: *D'Angleterre et de Cornoaille*); 2. die politische : das von den *Engleis* beherrschte Gebiet (d. h. im 12. Jahrhundert, das eigentliche England inkl. Cornwall und Cumbria (Südosten Schottlands) und nominell auch Wales, also fast ganz Großbritannien [vgl. Anfang des Brut: die Könige von Brutus an, *Qui Engleterre primes tinrent*]); es entstand dann die so häufig erwähnte Identifikation *Engleterre* = *Bretaigne* (z. B. Brut 11 432 ff.); und die beiden Bedeutungen von *Engleterre* wurden anachronistisch auf *Bretaig e I* übertragen. Dem entsprechend ergab sich dann auch eine weitere und eine engere Bedeutung von *Breton I.* Der „Halbgelehrtenjargon" findet sich nicht bloß bei Chrétien, sondern ist überhaupt charakteristisch für die Arthurromane, und nichts beweist, daß ihn Chrétien zuerst eingeführt hat. Er findet sich schon in Gaimars Chronik *(Del barnage de Cornewaile E des Bretons)*, wie ich Zs. 20 p. 109 A. 37 nachgewiesen habe, war also vermutlich auch schon in Gaimars *Brut* (dem verlorenen ersten Teil der Chronik) vorhanden. Hat ihn Gaimar zuerst verwendet?

[108]) Man brauchte nur noch einen kleinen Schritt weiter zu gehen, so hatte man den Unsinn *Breton* = *Engleis*; d. h. die Britten werden mit ihren Feinden, den Angelsachsen, identifiziert, wie dies auch bei der heutigen Verwendung von *Britons* der Fall ist. Ich habe Zs. 30 p. 172 A. 8 und Zs. 32² p. 138 A. 18 zwei interessante Beispiele dieser Art erwähnt. Auch in den englischen Prophezeiungen des Thomas of Erceldoune (ca. 1400) werden speziell die Engländer (hier im Gegensatz zu den Schottländern) *Bretons* genannt (2, XII, XIX, XXVI; 3, XXIII, XXV), wie auch mit *Bretane* (2, XX) England gemeint ist (vgl. auch Brandls Einleitung p. 36).

Es ist ganz unsicher. Es mögen ihn mehrere eingeführt haben, z. B. auch Romandichter; denn er lag für Laien so nahe. Es ist also nicht nachweisbar, daß ihn Chrétien Wace verdankt. Die Archaismen *Bretagne Breton III* und *IV* sind bei Chrétien nicht belegt.

Was die übrigen geographischen Namen betrifft, so ist zugegeben, daß, wenn in der Krönungsepisode des Erec als Arthurs Vasallen (*contes et dus et rois*) an der Feier teilnehmen: *Normanz*, *Bretons*[109]), *Escoz*, *Irois*, die von *Angleterre*, *Cornoaille*, *Gales*, *Anjo*, *Mainne*, *Peito* (6646 ff.), und wenn an dem gegen den griechischen Kaiser geplanten Feldzug in Cligés Arthurs Vasallen aus *Angleterre*, *Flandre*, *Normandie*, *France*, *Bretaigne* und alle bis zu den *porz d' Espaingne* (6702 ff.) teilnehmen, Galfrid-Waces Aufzählung der Vasallen Arthurs bei der Krönungsfeier in Carlion (Brut v. 10 502 ff.) und beim Feldzug gegen die Römer (Brut v. 11 410 ff.) wahrscheinlich das Vorbild war (Die Herrscher aller jener Völker sind auch bei Wace Arthurs Vasallen; doch gibt Wace eine viel längere Liste); aber damit ist nicht eine neue Entlehnung konstatiert; denn daß die betr. Episoden des Erec und Cligés durch die Krönungsfeier resp. den Römerfeldzug in Galfrid-Wace inspiriert wurden, haben wir ja oben bereits anerkannt. War gerade Waces Übersetzung Chrétiens Quelle? Ein Teil der Namen sind anachronistisch (*Normanz-Normandie*, *Angleterre*, *Gales*, *France*, *Flandre*); aber es ist wahrscheinlich, daß jeder andere Übersetzer Galfrids auch diese Namen an Stelle der dem französischen Publikum unverständlichen chronologisch richtigern Namen gebrauchte, so daß also nicht mit Sicherheit gerade Wace die Quelle ist. Gewisse Namen englischer Ortschaften in Cligés scheinen dafür zu sprechen, daß Chrétien sich in England aufhielt (in England war der Hof des größten Mäcens des 12. Jahrhunderts). *Broceliande* in Yvain stammt samt andern Elementen der Qellenepisode aus dem *Rou*. *Tintaguel* dürfte auf Galfrid - Wace zurückgehen. Es kommt auch in anderen Romanen als Arthurs Residenzstadt vor; nichts beweist, daß Chrétien den Namen in die Romane eingeführt hat. Daß *Orcanie* aus Galfrid-Wace stammt, ist sehr unwahrscheinlich. Die Romane verwenden den Namen anders als Galfrid-Wace, da sie ihn hauptsächlich mit Gauvains Vater Lot verknüpfen. Zudem fragt man sich: Wie kam Wace dazu, Galfrids *Orcades* mit *Orquenie* wiederzugeben? Kannte er die zu seiner Zeit so unwichtigen Inseln? Ich glaube, daß er die Form des Namens den Romanen verdankt (ebenso wie *Ivain* für *Eventus*, *Guenievre* für *Guanhumara*). Hierüber bei anderer Gelegenheit mehr. Chrétiens *Avalon* und *Galvoie* können kaum aus Galfrid-Wace entlehnt sein, da sie kausal sehr eng mit Sagen

[109]) Bedeutung II, wegen des folgenden *Angleterre*.

verknüpft sind, welche in Galfrid-Wace nicht vorkommen. Der Name *Galvoie* ist auch der Form nach älter als Waces *Galewee* (oder *Galewie*, wie man eventuell mit Rücksicht auf v. 10 516 und 9945 lesen könnte). Bei Galfrid fehlt dieser Name. Wace wird ihn den Romanen verdanken. Ein Name, den Chrétien mit Wace gemein hat, wurde von Verf. übersehen, da die Identität durch bloße Vergleichung der Namenregister in den Ausgaben von Chrétien und Wace nicht zu erkennen ist. Ich werde bei anderer Gelegenheit ausführlicher darüber sprechen und will ihn hier nicht nennen, da ihn Chrétien vermutlich nicht aus Wace bezogen hat.

Unter dem Titel *Romantic Background* werden Arthurs Hof, die Tafelrunde, das Jungfernschloß und der *Mont Dolerous* besprochen: eine etwas seltsame Zusammenstellung. Arthurs Hof soll auch bei Galfrid-Wace *more or less of a background institution* sein (p. 133), wie in den Romanen. Galfrid-Wace beschreibt nur ein einziges Hoffest, nämlich Arthurs Krönungsfeier, die, wie dies bei Krönungsfeiern im Mittelalter üblich war, an einem kirchlichen Fest (hier Pfingsten) stattfindet. Wir haben die zu Weihnachten stattfindende Krönungsfeier im Erec besprochen (es handelt sich um Erecs Krönung). Die fast in jedem Roman beschriebenen Hoffeste Arthurs finden auch meistens an kirchlichen Feiertagen (Pfingsten, Weihnachten etc.), aber nicht allein an solchen (z. B. auch *mi-aost*), statt; sie sind keine Krönungsfeiern. Sie haben überhaupt normalerweise keinen besonderen Zweck und finden häufig sogar mehrmals im Jahre statt. Verf. läßt diesen wichtigen Unterschied hier absichtlich außer acht. Sie will den Glauben erwecken, daß auch nach Galfrids Angaben regelmäßig oder wenigstens öfters großartige Hoffeste stattfanden, daß dieselben nur der Machtentfaltung, dem Pompe, dienten und nicht durch eine bestimmte Handlung notwendig gemacht wurden, und daß das eine von Galfrid beschriebene Fest nur eines aus vielen war: *It is only when the activities of war are over, when the heroes have won distinction in many quarters that they assemble* [bei Galfrid!] *at Carlion-upon-Usk to take part in a grand pageant testifying to the wealth and power of the great Arthur* ... Dann fährt sie fort: *And from this courtly gather ng just as in romance the heroes go forth to seek new fame.* Auch dieser Satz ist wieder absichtlich so abgefaßt, daß er unrichtige Vorstellungen erwecken muß. Daß gerade bei einer Versammlung der Großen um ihren Herrscher Personen erscheinen, deren Meldung Anlaß zu einem Krieg resp. Abenteuer gibt, daß überhaupt eine Versammlung am Hofe der Ausgangspunkt zu einem solchen ist, haben die Arthurromane nicht nur mit Galfrid gemein: dieses Motiv findet sich z. B. auch in keltischen Erzählungen der alten Zeit und der Volkslitteratur. Es ist ein künstlerischer Effekt, wie er leicht vielen Erzählern einfallen konnte.[110]) Aber während in Galfrid-

[110]) In Märchen findet man namentlich das ähnliche Motiv, daß der Held oder die Heldin gerade am Tage der Vermählungsfeier seiner

Wace nach dem Fest ein Krieg angekündigt wird, ist es in den Arthurromanen normaler Weise ein Abenteuer. Dasselbe wird immer von einem einzigen Ritter übernommen. Bei Galfrid-Wace dagegen zieht Arthur mit allen seinen Mannen aus. *At once the revelry ceases* (die Versammlung war aber schon vor dem Erscheinen der römischen Gesandten daran, sich aufzulösen, da alles beendigt war) *and the revelers disperse to the grim business of preparing for war.* Während in den Romanen der Held [Singularis!] sofort die Scene des angemeldeten Abenteuers aufsucht, versammeln sich bei Galfrid die Truppen (*the heroes*, wie Verf. sich ausdrückt, um den Parallelismus zu forcieren!) erst auf 1. August in einem Hafenplatz in Gallien (!), um von da aus den Kriegszug zu unternehmen. E i n e n Unterschied zwischen Galfrid-Wace und den Romanen gibt sogar Verf. zu, daß nämlich dort Arthur mitzieht und alles leitet, hier dagegen untätig zurückbleibt und alle Taten einzelnen Rittern überläßt. Wenn man nicht mit Verf. Galfrids Bericht entstellt, so sieht man wirklich keine Ähnlichkeit zwischen Galfrid-Wace und den Romanen in Bezug auf das Verhältnis des Hoffestes zu den Unternehmungen der Helden. Daß die eigentliche Schilderung des Krönungsfestes bei Galfrid-Wace in bezug auf das imposante Gepränge manchen Romandichtern ein Vorbild gewesen sein mag, habe ich oben nicht bestritten, wenn auch umgekehrt die ältern Arthurromane Galfrids und Waces Vorbild gewesen sein mögen und wenn auch ebenso gut sowohl Galfrid-Wace wie den Romandichtern zeitgenössische Hoffeste zu Mustern gedient haben mögen; aber von einer *background*-Rolle des Hoffestes ist bei Galfrid-Wace nichts zu erkennen. Nach Verf. war es natürlich wieder Chrétien, der Arthurs Hof als Ausgangspunkt der Abenteuer, der den tatenlosen König einführte, *as far as our evidence goes* (p. 133). Die *evidence* besteht nur darin, daß uns kein Roman erhalten ist, der älter als Chrétiens Erec wäre. Würde morgen ein solcher entdeckt (nach der Entdeckung des Wilhelmsliedes muß man das nicht für ausgeschlossen halten), so würde eben der neu entdeckte Dichter als der erste angesehen. Daß der Hof des Königs den Ausgangspunkt für die Abenteuer des Helden bildet, ist auch vielen Märchen eigen (vgl. z. B. Drachenepisode des Zwillingsbrüdertypus, Goldhaarige Jungfrau, Grindkopf), und der untätige König Arthur ist ein richtiger Märchenkönig; man möchte sich ihn manchmal gern mit einer Pfeife im Mund vorstellen. „Die Haupttätigkeit des Königs besteht nach dem Märchen in der Jagd . . . Daß der König selbst in den Krieg zieht[111]) oder

Braut oder Gattin resp. ihres Bräutigams oder Gatten eintrifft (vgl. das Thema „Der heimkehrende Gatte", die Drachenepisode des Zwillingsbrüdertypus, den Psychetypus). In irischen Erzählungen findet man sogar ein Analogon zu Arthurs *costume*, nicht zu essen, bis ein Abenteuer sich ereignet oder angekündigt wird.

[111]) Dies kommt immerhin vor: z. B. wenn seine Frau Kinder gebären soll, für welche ihre Schwiegermutter Hunde unterschieben

gar im ernsten Kampf ein Held ist, kommt in den Märchen nicht mehr vor . . .Wohl aber zieht er auf die Parade, von Kriegsleuten umgeben . . . Außer den Tätigkeiten der Jagd und der Gourmandise hat der König noch die Aufgabe des Regierens . . . Das macht er so: er setzt sich auf seinen hohen, goldenen und mit Edelsteinen besetzten Thron, stülpt sich eine große goldene Krone auf den Kopf . . . und nun regiert er darauf los. Wie er das eigentlich macht, weiß das Märchen nicht" (A. Thimme, *Das Märchen*, Leipzig 1909 p. 140—1). Wissens die Arthurromane? Ebensowenig. Man schlägt den Einfluß der Märchen auf die Arthurromane immer noch nicht hoch genug an. Wenn auch einige von ihnen letzten Endes auf Heldensagen, auf historische Ereignisse zurückgehen, so hat doch in allen das märchenhafte Element das sagenhafte vollständig überwuchert, so daß man ruhig sagen kann, daß sie stofflich fast ausschließlich in Märchen wurzeln (von ritterlichen Zutaten, wie Turnieren, Galanterie u. dgl. abgesehen). Auch großartige Hoffeste werden in den Märchen geschildert. Natürlich wurden die Märchenstoffe in die ritterliche Sphäre erhoben, und so fehlt es auch Arthur, zumal in den ältern Romanen, nicht an Würde. Nicht nur präsentiert er sich gut, sondern ist auch in bezug auf Charakter das Ideal eines Königs, abgesehen von seiner Tatenlosigkeit. Letztere war einerseits durch die Märchenstoffe bedingt, anderseits dadurch, daß in den Arthurromanen nicht wie in den Chansons de geste oder dem altirischen Epos Kriege, sondern nur Abenteuer eines einzelnen geschildert werden und oft auch dadurch, daß in einzelnen Stoffen ursprünglich keine Königsrolle vorkam und eine solche nur zwecks Arthurisierung[112]) eingeführt wurde. Daß bei der Arthurisierung von Lais und Romanen Galfrids Historia eine nicht unwichtige oder sogar bedeutende Rolle spielen mochte, zeigt der Cligés. Bei keltischen Stoffen war die Arthurisierung leichter vorzunehmen und es brauchte nicht so viel aus Galfrids Historia geborgt zu werden.

Was die Tafelrunde betrifft, so meint Verf., daß Chrétien seine Kenntnis derselben nicht b l o ß Wace verdanke. Sie hat aber nicht nachgewiesen, daß er Wace in dieser Beziehung überhaupt etwas verdankt. Wace selbst konnte bekanntlich seine Kenntnis nicht aus Galfrid haben; er verweist auf die *fables* der *Bretons (II)*. Man vgl. über die *Table Roonde* diese Zs. 29²

---

soll, geht der König jeweils vorher in den Krieg wie auf eine Geschäftsreise und kehrt nach der Entbindung siegreich wieder heim. Und wenn dem Grindkopf Gelegenheit gegeben werden soll, sich im Kampfe auszuzeichnen, so muß der König von einem andern König bekriegt werden und seinen Sieg nur dem Helden verdanken.

[112]) Vgl. darüber Zs. 20 p. 149 ff.; ich würde zwar heute meine daselbst vorgetragene Ansicht etwas modifizieren.

p. 238 ff., wo ich auch die übrige Litteratur erwähnt habe.[113]) Von A. B. Hopkins erfährt man wie gewöhnlich nichts Neues.

Galfrid schreibt: *Condidit etiam Ebraucus* (der Eponymus und Gründer von York) *urbem Alclud Albaniam versus et oppidum montis Agned quod nunc Castellum Puellarum dicitur et Montem Dolorosum.* Wace sagt: *Et en un mont le Castel fist Qui des Puceles a sornom; Mais jo nen sai por quel raison Li castiax ot nom de puceles Plus que de dames ne d'anceles . . . Mult estovroit a home entendre Qui de tot volroit raison rendre. Mynyd Agned* war der keltische Name von Edinburgh, wie schon früher gesagt wurde. Der Keltist Anscombe hat für die Namen *Mons Agned* und *Castellum Puellarum* Erklärungen gegeben, die ihm vermutlich in jenem Gemütszustand einfielen, dessen griechischer Name (ἀγωνία) ihm das Etymon von *Agned* suggerierte. Verf., mit ihrem Hang zum Unnatürlichen, hat sie wiederholt. Der Name *Chastel as Puceles* wird auch in französischen Arthurromanen in der Bedeutung Edinburgh gebraucht[114]) neben **Deneborc* > *Tenabroc*, *Danebroc*, *Tanebor* etc. (vgl. Zs. 20 p. 130 f., Zs. 28 p. 27 A. 48). Aber es ist sehr unrichtig, wenn man jedes *Chastel as Puceles* und gar die *Isle as Puceles* oder das *Maideneland* und *der Meide Lant* mit Edinburgh identifiziert, natürlich ohne den Schatten eines Beweises. Und wenn schon A. B. Hopkins sagt (p. 148 n. 16): *The Isle as Puceles* [in Chrétiens Yvain] *is now generally regarded as Edinburgh*, so ist dies trotzdem falsch.[115]) Jene Namen sind Namen von Reichen der Seligen, und solche werden in keltischen Sagen sehr häufig als nur von Jungfrauen bewohnt vorgestellt. Wo also Züge vorhanden sind, die auf solche Vorstellungen hinweisen, und nichts vorhanden ist, das an die Lage Edinburghs erinnert, sind wir nicht berechtigt, den Namen *Chastel as Puceles* mit Edinburgh zu identifizieren; *Isle as Puceles* oder *Terre as Puceles* wurde diese Stadt überhaupt nie genannt. Obschon also Galfrids *Castellum Puellarum* die Chrétienforschung nichts angeht, will ich hier doch eine Erklärung des Namens geben. Wace gesteht ironisch, den Namen nicht zu verstehen, und hätte er gewußt, daß Edinburgh damit gemeint war, so hätte er zweifellos letztern Namen (etwa in der Form *Deneborc*) für *Mons Agned* eingesetzt; denn es war seine Sitte, für Galfrids alte Namen die zu seiner Zeit geläufigen einzusetzen, wenn sie

---

[113]) Seither ist hinzugekommen ein Aufsatz J. L. Westons in den *Mélanges Wilmotte* 1910.

[114]) So z. B. im Fergus, dessen Verfasser bekanntlich mit der Topographie Schottlands sehr vertraut war: Beim *Castiel as Puceles* befindet sich *le Port la Roïne* (d. h. *Queensferry*); *Illueques Lodïen* (= Provinz Lothian) *define Et Escoche* (im 12. Jahrhundert nur der Name von *Transmarine Scotland*) *est de l'autre part. La mers* (Firth of Forth) *ces deus terres depart* (p. 107).

[115]) Sie sagt sogar mit einer Galfrids würdigen Ungeniertheit (p. 143): *It is evident that Crestien has employed the* C a s t l e [sic!] *of Maidens* etc.

auch anachronistisch waren. Die Tatsache, daß Romandichter *Chastel as Puceles* für Edinburgh verwendeten, trotzdem diese Identität aus Wace nicht zu erkennen war, beweist, daß sie nicht alle aus Wace's Übersetzung schöpften. Daß Wace *Castellum Puellarum* nicht identifizieren konnte, scheint anderseits darauf hinzudeuten, daß es kein so allgemein gebräuchlicher Name von Edinburgh war. Martin teilt uns in seiner trefflichen Einleitung zur Fergus-Ausgabe p. XIX f. mit, daß *Castellum Puellarum* im *Chronicon de Mailros* (13. Jahrh.) (*ed. Stevenson*, *Bannatyne Club*, *Edinb. 1835*, mir nicht zugänglich) mit *Edenburc* wechsle und daß Roger de Hoveden (Ende des 12. Jahrhunderts) das *Castellum Puellarum* zusammen mit anderen Ortschaften erwähne. Galfrid ist immerhin der erste, bei dem der Name belegt ist; und ich glaube, daß er es war, der ihn erfand; der Name ist unter allen Umständen die Erfindung eines Gelehrten. Wenn Galfrid sagt *oppidum montis Agned quod nunc Castellum Puellarum dicitur*, so ist dies ebenso aufzufassen wie wenn er sagt: *Kambria quae nunc Gualia (Wales) vocatur*, *Albania quae nunc Scotia dicitur*, *Neustria quae nunc Normannia dicitur*, etc. Galfrid behauptet also nicht etwa, daß die betr. Stadt zu seiner Zeit a u c h *Castellum Puellarum* genannt wurde, daß dies ein Beiname oder ein zweiter Name ein- und desselben Ortes war, sondern daß dies der eigentliche, einzige oder wenigstens normale Name der Stadt zu seiner Zeit war. Wir wissen aber, daß die Stadt damals *Edinburc* oder ähnlich hieß. Galfrid kann demnach nur unter einer Bedingung die Wahrheit gesagt haben (Galfrid kam es aufs Lügen nicht an; aber er log nicht ohne Grund und hier hatte er keinen Grund), daß nämlich *Castellum Puellarum* nichts anderes als die lateinische Übersetzung von *Edinburc* ist. Skene sagt (*Celtic Scotland* I p. 240): *The oldest form of the name of Edinburgh is Edwinesburg*, er verweist auf eine Urkunde aus der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts *(Edwinesburgensis)* und auf den Chronisten *Simeon von Durham*, welcher vor Galfrid schrieb *(Edwinesburch)*. Diesen Namen erhielt die Stadt offenbar von oder nach dem anglischen König von Northumberland (zu welchem Gebiet Edinburgh gehörte), *Eadwine* (617—633). In keltischen Texten lautet aber der Name etwas anders: Der irische Annalist Tighernach (11. Jahrhundert) meldet aus dem Jahre 638 die *obsessio Etin* (die piktische, aber unter englischer Herrschaft stehende Stadt wurde von den *Scotti* [den in Schottland niedergelassenen Iren] belagert, aber ohne Erfolg vgl. Skene, *Celtic Scotland I* p. 249)[116]. Die zwischen 977 und 995 abgefaßte irische Piktenchronik (erhalten in lateinischer Übersetzung) berichtet, daß unter Indulph, König von Albania (954—62) *oppidum Eden* von den Angeln geräumt wurde *ac relictum*

[116]) In dem Text der *Rev. Celt.* 17 (p. 184) heißt es *obsessio Etain.*

est Scottis usque in hodiernum diem Skene, *Celtic Scotland I* p. 365). Skene sagt (l. c. p. 238), daß Edinburgh von den Britten *Mynyd Agned* und *Dineiddyn*, von den Gaelen *(Scotti) Dunedin (Mynyd* = Berg; *Dun*, *Din* = befestigter Hügel) genannt wurde. In einem kymrischen Gedicht des Schwarzen Buchs von Caermarthen heißt Edinburgh *Mynyd Eiddin*, in einem kymrischen Gedicht des Book of Taliessin *Dineiddyn* (vgl. Stuart Glennie, *Arthurian localities* p. LXIV, LXIX). In *Kulhwch et Olwen* wird ein *Clydno Eiddin* erwähnt (Loth, *Mab.* 2. ed. Index). Loth gibt die Erklärung: *Chef du Nord, probablement d'après son surnom, du pays d'Edimbourg* (I 284). Es ist sehr unwahrscheinlich, daß das keltische *Etin-Edin-Eiddin* als Entstellung des mittelenglischen *Edwines* aufzufassen ist, zumal da auch ein *Kair* (= *Castra* = Stadt) *Eden* erwähnt wird, und zwar in den *Capituli*, die von einem gewissen Cormac (einem *Scottus*) (vgl. Mommsens Ausgabe p. 11, 17) Gildas' Buch *De excidio* vorangestellt wurden (nicht von Gildas selbst, wie Skene und Glennie behaupten). *Kair Eden* wird dort bezeichnet als *civitas antiquissima*, zwei Meilen westlich von *Abercorn*, am *mare Scotiae* (d. h. Firth of Forth); es war der östliche Endpunkt des Römerwalles, dessen westlicher Endpunkt Aleluth am *mare Hiberniae* (Firth of Clyde) war. *Caer Eiddyn* wird auch in einer dem kymrischen Dichter Aneurin zugeschriebenen Dichtung erwähnt (vgl. Glennie l. c. p. LXIII). Die Stadt war also nicht weit von Edinburgh entfernt. Heute scheint sie nicht mehr zu existieren; doch gibt Hogan in seinem Onomasticon als heutigen Namen *Carriden (s. v. caer edin)* an.[117]) Auf Glennies Karte finde ich im Firth of Forth in der Nähe von *Caer Eiddyn* eine *Ynys* (Insel) *Eiddyn* verzeichnet. In gaelischen (irischen und schottischen) Heldensagen, die im 19. Jahrhundert aufgezeichnet wurden, wird ein *Beinn-Beann-Benn* (= gaelisch *Ben* = Berg) *Eidinn-Eideinn-Eudain-Edain-Edin* öfters erwähnt als ein Berg, in welchem ein *Gruagach* (Zauberer) und *Fairies* wohnen (vgl. z. B. J. F. Campbell, *Popular Tales of the West Highlands* III p. 205, 216, 421; J. Curtin, *Hero-tales of Ireland* p. 76; J. G. Campbell, *The Fians* p. 184; Larminie, *West Irish Folk Tales*, p. 10, 252; Mac Innes, *Folk and Hero Tales from Argyllshire* p. 39 etc.) J. F. Campbell sagt: *Beinn Eudainn or Eideinn is like the Gaelic for Edinburgh, though the stories place the hill in Ireland.*[118]) *Etin-Edin-Eiddin-Edain*

---

[117]) Mir scheint, daß auch das *oppidum Edin* der Piktenchronik eher *Caeredin* als *Edinburgh* bedeutete, trotzdem Skene sagt: *In this chronicle „oppidum" is the usual rendering of the Gaelic Dun.*

[118]) Man (z. B. A. Nutt in Mac Innes l. c. p. 443) hält diesen Berg auch für identisch mit dem *Hill of Howth* bei Dublin (welcher im Altirischen *Benn Etair* hieß; vgl. die Erzählung *Uath Beinne Etair* hg. v. K. Meyer in *Rev. celt.* XI und Loth in *Rev. celt.* XXXV, p. 287 f.), In der Tat findet man in Hogans *Onomasticon* den Eintrag: *ben edain, alias B. Etain, al. B. Edair*: *Howth* (auch *B. Eadoin al. B. Eadair*).

etc. ist also wahrscheinlich ein altkeltischer, und zwar gaelischer (irisch-schottischer) Name, der wegen der äußerlichen Ähnlichkeit für das englische *Edwine(s)* substituiert wurde, wenn nicht etwa das Umgekehrte der Fall war. Für die letztere Ansicht spricht entschieden der Umstand, daß sowohl der heutige Name Edinburgh wie auch das altfranzösische Äquivalent *Tenebroc-Danebroc* nicht r e g e l m ä ß i g aus *Edwinesburch* abzuleiten sind (denn weder die englische noch die altfranzösische noch die keltische Phonetik erlauben den Ausfall von *w*[119]) und von *es*); sie scheinen vielmehr auf ein englisches *Etin-* oder *Edin-burch* zurückzugehen, welches einfach die englische Übersetzung eines keltischen *Dun Etin (Edin)* war (denn *dun* bedeutet sehr häufig „befestigter Hügel“, „Hügelburg“). So erklärt sich denn auch der Wechsel von *T* und *D* im Französischen (*t* ist ältere, *d* jüngere Schreibung für einen spirantischen Laut im Keltischen; vgl. darüber Pedersen *Grammatik* I § 85, § 143). *Etin-Edin* konnte als unverstandener Eigenname nicht übersetzt werden, mochte aber vereinzelt, weil *burch* englisch ist, volksetymologisch durch englisches *Edwines* ersetzt werden. Der Wechsel von *t* und *d* in der französischen Wiedergabe spricht dafür, daß nebeneinander die Formen *Etinburch* und *Edinburch* im Gebrauch waren; dann mochte aber gewiß auch die dritte keltische Variante, das im Brittischen beliebte *Eidin*, in der englischen Übersetzung verwendet worden sein (*Eidinburch*). Statt des zweiten *i* konnte auch *e* vorkommen; vgl. *Eden* in der Piktenchronik; auch das kymrische *y* war ein zwischen *i* und *e* stehender Laut (vgl. z. B. oben *Eryri-Hereri*).[120]) Es mag auch

---

und *dun edair*, *dun etair*, *dun etain* als Varianten. Vielleicht ist aber der *Ben Edain*, diese Wohnung der *Fairies (sid)*, einfach der fiktive Berg, in welchem nach der Sage die in der altirischen Epik so berühmte und sehr populäre Fee *Etain-Edain* (vgl. Rhys, *Hibbert Lectures* p. 317 n. 1) als Gattin des *Fairy King* Mider oder auch allein mit ihren Mädchen wohnte (über die Fee Etain vgl. z. B. Kittredge, *Harvard Studies and Notes* VIII 190—6 und Rhys, *Arthurian Legend* p. 26 ff.).

[119]) Vgl. französisch *Cado(u)alen* (< keltisch *Cadwallen*), *Edo(u)art* (< *Edward*); kymrisch *Etwin*, *Edwin* (< mittelenglisch *Edwine*) (Loth Mab.² II 274, 272, 269).

[120]) Nachträglich habe ich noch eine lange Reihe von Belegen eines keltischen *E(i)tin*, *E(i)din* gefunden, die keinen Zweifel daran lassen, daß der erste Komponent von Edinburgh, der nicht englischen Ursprungs sein k a n n, keltisch ist. Ich fand Belege in Edmund Hogans *Onomasticon Goedelicum locorum et tribuum Hiberniae et Scotiae*, Dublin & London 1910: *belach* (= *pass*) *edinn* (in Irland); *Binnedin, i. e. Pinna Frontis* (s. v. *ben edain*); *caislen edain dubhcairece* (= *Edenduffcarrick, now Shanescastle* in Irland); *caislen etain daire* (= *castle of Edenderry*), *edan daire* (dasselbe); *raith etain, raith edain, raith etair, raith edair* (heute *Rathedan*; *raith* = *vallum, munitio*). *Dun edin* und *(Dun) eadain* figurieren als Namen von Edinburgh. Ein von O'Curry, *Manners and customs of the ancient Irish*, vol. III zitiertes Gedicht (aus dem 8. Jahrhundert?) beginnt mit den Worten: *Suibne the Mad, Barr Edin* (letzteres ist nicht erklärt). In dem altirischen Text „die Schlacht von

Kreuzungen gegeben haben wie *Edinesburch*, *Eidenesburch*, *Eideneburch* etc. *Castellum Puellarum* müßte in englischer Übersetzung des 12. Jahrhunderts *Meideneburch* heißen. Mochte nicht ein *Eidenburch* oder *Eidinburch*, sogar ein *Edinburch* oder *Ed(w)inesburch*[121]) einen Mann wie Galfrid, der immer auf der Suche nach Etymologien war, an englisches *meideneburch* erinnern? Das letztere Wort brauchte nicht einmal zu existieren; aber da der zweite Komponent des Namens der Stadt, *burch*, englisch war, so war es ganz natürlich, daß sich Galfrid auch nach einem Etymon des ersten Komponenten gerade im Englischen umsah. Daß in dem Namen der Stadt das initiale *m* fehlte, war für ihn kein Hindernis, so wenig wie das Fehlen des *l* in *Badus* (Bath), welches er von *Bladud* ableitete (man hätte einfach *à la Wace* sagen können: *la letre M ostee*); für ihn als Kymren hatte eine solche Aphärese um so weniger Bedeutung, als seine Sprache in der Satzphonetik ähnliche Erscheinungen aufwies (*Gereint-Ereint*, *mynyth-ynyth* (s. oben), *map-ap* etc). Das Etymon *Meideneburch* mußte Galfrid um so mehr einleuchten, als er jedenfalls aus französischen Romanen schon ein *Chastel as Puceles* kannte (die Vorstellung des Jungfrauenreiches als eines Schlosses scheint nicht keltisch zu sein; es ist dies eine französische Entstellung) und es ihm gefallen

Moytura" hat Dagde (einer der altirischen Götter genannt *Tuatha De Danann*, später *sid*-Bewohner) eine Wohnung in *Glenn Etin* (*glenn* = Tal) in Connaught (D'Arbois de Jubainville, *L'épopée celtique en Irlande* p. 424—5). In Keating, *History of Ireland* (Ausgabe der *Irish Texts Society*, III 273 ist zu lesen: *Maolruanuidh na Paidre O'* [= Sohn des] *Eidhin, king of Eidhin with many of the Connaught nobles*; ibid. p. 275: *Maolruanuidh na Paidre O'Heidhin, king of Eidhin*; ibid. p. 311: *Aodh O'hEidhin, King of Ui Fiachrach. Clinog Eitin* in den kymrischen Genealogien des 10. Jahrhunderts (Loth Mab² II p. 334) ist wahrscheinlich derselbe wie der oben erwähnte *Clydno Eiddin*. In einer kymrischen Triade figuriert ein *Heidden, fils d'Euengat* resp. *Eiddyn ab Einygan* (Loth l. c. II p. 257 u. n. 5). *Eidin* kommt vor als Variante von *Neifion* (Loth l. c. I p. 265). In den bereits erwähnten Genealogien findet sich auch ein *Eidinet* (Loth l. c. II p. 332). Endlich wird ein *Mynyddawc Eiddin, roi d'Edimbourg* als *le généralissime des troupes bretonnes à Cattraeth* (sagenberühmte Schlacht) erwähnt (Loth l. c. II p. 251 u. n. 2,3). War er es etwa, der Edinburgh den Namen gab? Der erste Komponent dieses Namens mag aber auch appellative Bedeutung gehabt haben. In altbretonischen Glossen aus einer Berner Hs., hg. von W. H. in *Rev. celt.* IV p. 329 findet sich *ethin* als Glosse zu *rusco*, p. 333 *ethin* als Glosse zu *rusci*; der Herausgeber identifiziert es mit kornisch *eythinen* (gl. *ramnus*), kymrisch *eithin* (*furze, gorse*), irisch *aithenn*. Zum Wechsel von *e* und *ei* im Kymrischen vgl. man z. B. Loths Mabinogion-Index: *Ethew-Eithew, Merchiawn-Meirchiawn, Meirionydd-Merioneth, (Cynan) Meiriadawc-Meriadocus, Teliaw-Teiliaw*. Ich muß es den Keltisten überlassen, hier Ordnung zu schaffen und das Etymon genau zu bestimmen; aber daß es keltisch ist, glaube ich hiermit bewiesen zu haben, und mehr wollte ich nicht.

[121]) Man bedenke ferner, daß der kymrische, halb-anglonormannische Galfrid jedenfalls etwas, aber nicht viel Englisch verstand und englisches *ei, ai à la française* ausgesprochen haben dürfte; im anglonormannischen aber schrieb man *ei ai* und sprach offenes e.

mußte, dasselbe mit einem wirklichen Schloß zu identifizieren.[122]) Vielleicht kannte Galfrid auch schon einige von den keltischen Sagen vom *Benn Edin Edain* etc., d. h. vom *fairy hill* (*sīd*) (dem Wohnsitz der Etain?) (Die Bewohner der *sīde* wie die der Inseln der Glückseligen stellte sich der Kelte gern als aus Jungfrauen bestehend vor) und identifizierte diesen Berg wie nacher Campbell mit *Dun Edin* oder *Mynyd Eidin*, d. h. Edinburgh, was die Vorstellung, daß der letztere Name *Chastel as Puceles* bedeutete, begünstigen mußte. Es scheint mir somit so gut wie sicher, daß Galfrids *Castellum Puellarum* als Übersetzung von Edinburgh gemeint war. Mit der ihm eigenen Ungeniertheit hat Galfrid einfach sein Etymon ins Lateinische übersetzt und an Stelle des Namens eingeführt. Wace hat ihn nicht verstanden, da er wohl kein oder wenig Englisch kannte; aber andere haben ihn verstanden, und seine Etymologie offenbar gebilligt. So erlangte der Name *Castellum Puellarum* eine gewisse Popularität, namentlich in Schottland.[123])

In der oben (p. 91) aus Galfrid zitierten Stelle figuriert auch der *Mons Dolorosus*: *a name which Geoffrey seems to use synonomously with the Castle of Maidens*, sagt Verf. (p. 142). Ich bitte den Leser, die Stelle nochmals zu lesen. Er wird sehen, daß das Verhältnis der Verf. zur lateinischen Grammatik ähnlich dem zur altfranzösischen ist. Da von Galfrid der *Mons Dolorosus* zugleich mit *Aldclut* und *Mons Agned* als Gründungen des *Ebraucus* genannt wird, so darf man ruhig annehmen, daß auch er in Schottland gelegen ist und der Name eines Schlosses resp. einer Stadt sein muß. Wie ich schon *Zs.* 28 p. 13, 45–6, 48 erwähnte, wäre nach Groome's *Ordnance Gazetteer* das imposante und von Alters her berühmte Hügel-Schloß Stirling *by some of the chroniclers Mons Dolorum* genannt werden. Ich kenne diese Chronisten nicht; aber die Behauptung wird nicht aus der Luft gegriffen sein. Galfrid kann nicht gemeint sein, da er nicht jene Form des Namens hat.

[122]) Daß Galfrid französische Arthurromane kannte, ist m. E. nicht zweifelhaft. Es ließen sich noch andere Argumente anführen als die oben erwähnten.

[123]) Die französische Form *Danebroc* ist m. E. ebenfalls volksetymologisch gebildet. Die Aphärese des initialen *E* ist nicht auffällig (*d' Edenebroc* > *de Denebroc*), ebensowenig der Einschub von *e* zwischen *n* und *b*, vgl. englisch *Wimburnan* > französisch *Winceburne* neben *Winburne* (Gaimar), englisch *Wincester* > französisch *Guinecestre* (in Romanen) neben *Wincestre* (Gaimar etc.) (J. Westphal, *Engl. Ortsnamen*); vgl. auch die oben erwähnten möglichen Kreuzungen. Ein *Denebroc* wurde aber von den der englischen Sprache Kundigen als Dänenburg gedeutet (ags. *Dene*, Gen. Pl. *Dena* = Dänen) und nun in *Danebroc* geändert, weil im Anglonormannischen der Name der Dänen *Daneis* lautete. Wenn man *Dinebroc* für die ursprüngliche Form hält, so kann man schon *Denebroc* als volksetymologische Bildung ansehen. Zu *-burc* > *-broc* vgl. man z. B. *Moutebroc* = *Montebourg* (*Manche*) in *Hist. des ducs de Normandie*, ed. F. Michel 1860, Index). *Tanebroc* wird als Kreuzung von *Tenebroc* und *Danebroc* aufzufassen sein.

Alclut, Edinburgh und Stirling waren die drei berühmtesten Städte oder Schlösser Schottlands, alle drei auf Hügeln gelegen und durch ihre Lage starke Festen. Dennoch scheint Stirling nicht restlos zu passen; denn die Angaben des Fergus-Dichters, der in schottischer Topographie im allgemeinen sehr zuverlässig ist, stimmen nicht dazu. Fergus reitet nämlich von *Queensferry* am Firth of Forth (*Port la Roine* 119/14) in *Lodien* (= Lothian) (119/35) in der Richtung von *Rocebore* (= Roxburgh bei Kelso an der Tweed, auch noch in Lothian; vgl. auch im Meliador: *Rosebourch* (120/5)); er kommt aber schon am ersten Tag auf einen falschen Weg, *Qui le mainne au Mont Dolerous* (121/8). Dort muß er kämpfen mit dem *gaiant de la montaigne de Maros* (121/8; *Maros* = 188/23 *Malreus* ist Melrose, wo die bekannte Abtei steht, auch an der Tweed, nicht sehr weit östlich von Roxburgh; Fergus kann also nicht sehr irre gegangen sein). Aus der Erzählung geht hervor, daß die *montaigne de Maros* selbst der *Mont Dolerous* sein muß, und da auf dem Berg (*rocier*) ein mächtiges *castiel* ist, so würde dieser Ort, an dessen Existenz wegen der Zuverlässigkeit der Angaben des Fergus kaum zu zweifeln ist, dem entsprechen, was Galfrid sagt. Wir erfahren auch, daß *sos le castiel une iaue rade et bruiant* floß (125/26 f.); es wird die Tweed sein. Es wird auch ausdrücklich gesagt, daß das Schloß noch zu *Lodien* gehört (130/3) und daß man von dem Schloß aus *Rocebore* sehen konnte (130/4); auch unternahm Fergus von hier aus Angriffe gegen *Rocebore*; der Turm des Riesen, gegen welchen Fergus kämpfte, war in *Marois* (147/31); und dort wird Fergus von der Zofe der Dame von *Rocebore* gefunden; und diese Zofe sagt, sie werde *a l'avesprer* wieder in *Rocebore* sein. Wir können hiernach die Lage des *Mont Dolerous* ziemlich genau bestimmen: er muß bei Melrose zu suchen sein. Dort finden sich die drei Eildon Hills, in deren einen nach der Sage Thomas Rymer von Erceldoune von einer Fee geführt wurde und nach heutiger Volkstradition auch Arthur mit seinen Kriegern schlafen soll (vgl. Glennie p. LXXVI). Dort dürfte noch im 12./13. Jahrhundert ein Schloß gestanden haben, das *Mons Dolorosus* hieß, und dies ist um so eher verständlich, als ganz in der Nähe es ein *Vallis Doloris* gab, englisch *Wedale*, *Wodale* (*Gwaedol*), das Nennius-hss. (vgl. zu § 56) mit Arthur in Beziehung bringen; es ist in *provincia Lodonesiae* (= Lothian), südlich von Edinburgh, gelegen, (vgl. Glennie l. c. p. LXXVI). Daß das Epithet in dem Namen *Yder del Mont Dolereus* für den bekannten *Ider le fil Nut* passend ist, dürfte nach dem früher gesagten klar sein: denn wir haben gesehen, daß Iders ursprüngliche Heimat auch nach andern Zeugnissen in Schottland war. Wace hat Galfrids *Mons Dolerosus* ausgelassen. Daß Chretien, der den *Mont Dolerous* nur e i n m a l, und zwar als Heimat des Ider, im Ritterkatalog des Erec

erwähnt, ihn (direkt) Galfrid (oder einem andern Übersetzer der Historia) verdankt, halte ich mit Verf. für sehr unsicher. Aber weshalb der *Mont Dolereus* unter dem Titel *Romantic Background* behandelt wurde, ist mir nicht klar.[124])

In dem Abschnitt *Social and Moral Ideas* ist zunächst von *the value of books as preservatives of the deeds of the ancients* und von *the dangers of sloth* die Rede. Es ist zum Lachen. Hauptsächlich soll aber Chrétien *the idea of chivalry* Wace verdanken. Verf. fragt sich nicht, woher Wace den ritterlichen Geist hat. War der Übersetzer einer Chronik der geeignete Mann, den ritterlichen Geist in die Litteratur einzuführen? Gibt es Leute, die glauben können, es hätte ohne Wace keine Ritterromane gegeben? Haben die *romans d'antiquité* den ritterlichen Geist ebenfalls aus Wace holen müssen? Wenn es aber ohne und vor Wace ritterlichen Geist in Frankreich gab, so braucht offenbar Wace in dieser Hinsicht nicht das Vorbild der Romane gewesen sein. Es ist nicht zu zweifeln, daß auch die vor-Chrétienschen und die vor-Waceschen Arthurromane, deren Existenz aus mannigfachen Gründen postuliert wird (Bledris Romane z. B.), und auch von Wace selbst bezeugt wird (vgl. namentlich den berühmten Passus v. 10032 ff.)[125]), schon voll von ritterlichem Geist waren; und den ritterlichen Geist dieser Romane, aus denen Wace, wie wir sahen, auch verschiedene stoffliche Elemente geschöpft haben muß, wird Wace im Brut, wo er ein den Romanen verwandtes Thema behandelte, nachgeahmt haben, so oft er sich eine Abweichung von der Quelle gestattete. Man hat nicht nur einen Einfluß Galfrids und Waces auf die Romane, sondern auch einen Einfluß der Romane auf Wace, ja sogar auf Galfrid ins Auge zu fassen.

Wir kommen zum Schluß. Wenn ich einen Rückblick auf das Besprochene werfe, so sehe ich fast nichts als Trümmer, und das wenige, das noch aufrecht steht, ist größtenteils schon dagewesen. Verf. gibt am Schluß noch ein langes Verzeichnis der vielen Einflüsse Waces auf Chrétien. Wir können nur folgende gelten lassen: Im Erec dürfte die Krönungsfeier mehr oder weniger durch die von Galfrid geschilderte Krönungsfeier beeinflußt worden sein. In Cligés ist die Angrés-Episode eine Nachahmung der Modred-Episode der Historia. Der mit letzterer verknüpfte Feld-

[124]) Chrétien mag *Yder del Mont Dolereus* und *Yder le fil Nut* für verschiedene Personen gehalten haben. Dies beweist aber nicht, daß es verschiedene Personen w a r e n.

[125]) Wace verlegt hier die Ereignisse der Arthurromane, welche im allgemeinen nicht kriegerisch sind, sondern nur Abenteuer betreffen, ganz natürlich in die große Friedenszeit, von der Galfrid spricht, der hier vielleicht auch schon an die Romane dachte (*Emensa deinde hyeme reversus est Britanniam statumque regni in firmam pacem renovans, moram duodecim annis ibidem fecit* IX 10): *En cele grant pais que jo di, Ne sai se vos l'avés oï, Furent les m e r v e i l l e s provees Et les a v e n t u r e s trovees Qui d'Artu sont tant racontees Que a fable sunt atornees* etc.

zug gegen die Römer war vermutlich das Vorbild des geplanten Feldzugs gegen den Kaiser von Konstantinopel. In den soeben erwähnten Episoden des Erec und des Cligés sind auch die Namen der von Arthur abhängigen Länder und Völker aus den entsprechenden Episoden der Historia entlehnt. Daß Waces Brut die von Chrétien benutzte Übersetzung war, dafür spricht vielleicht der Hermelin-Passus in der Krönungsepisode des Erec: es sei denn daß entweder Wace selbst sich hier auf eine ältere Übersetzung stützte oder daß ein jüngerer Übersetzer hier die Wacesche Darstellung sich angeeignet hat. Wenn nicht die Vergleichung mit der fallenden Eiche im Yvain aus Galfrid-Wace entlehnt ist, so verdankt dieser Roman der Historia nichts. Dafür hat Chrétien hier für die Broceliande-Episode den *Roman de Rou* benutzt. Karrenritter und Perceval weisen keine greifbare Beeinflussung durch Galfrid-Wace auf. Chrétiens Romane enthalten, abgesehen von den oben erwähnten Völker- und Ländernamen noch ein paar geographische und Personennamen, die vermutlich auf die Historia zurückgehen; aber es läßt sich nicht beweisen oder auch nur wahrscheinlich machen, daß Chrétien es war, der sie in die Arthurromane einführte; in einzelnen Fällen (z. B. Keu) ist dies sogar sehr unwahrscheinlich. Ungerechtfertigt ist die Folgerung der Verf. (p. 150): *On the whole, Crestien is nearer Wace in his earlier tales, Erec and Cligés, than he is in his later narratives. This fact may throw some light on the development of Arthurian romance. The chronicle certainly gave it a start. Then it attracted popular and other features and became more and more complex, until it reached the height of complexity in the prose romances.* Gerade das Umgekehrte ist der Fall. Bei den Arthurromanen kann man von geschichtlichem Charakter überhaupt nicht sprechen, bei den ältesten und den jüngsten gleich wenig; sie sind alle durch und durch romantisch; die ältern stehen der Volkstradition näher, zeigen mehr Pietät gegenüber der Überlieferung; die jüngern zeichnen sich durch mehr willkürliche Entstellung und freie Erfindung aus. Dagegen kann man von historischen Prätentionen der Arthurromane sprechen, aber fast nur bei den jüngern. Dies kann man schon daraus erkennen, daß die ältern Romane und ihre Quellen meistens in bescheidener Weise *contes*, die jüngern dagegen und ihre Quellen prätentiös *estoires* [darunter verstand man geschichtliche Überlieferungen, lateinisch oder aus dem Lateinischen übersetzt] genannt wurden. Gerade Prosaromane (böhmische Dörfer für Verf.), namentlich die jüngsten, basieren z. T. direkt auf Galfrids Historia, resp. ihren Übersetzungen. Wer dies nicht sieht, dem ist nicht zu helfen. Machen Chrétiens Romane eine Ausnahme? Keineswegs. Der greifbare Einfluß der Historia auf den Erec ist minim und ganz und gar äußerlich. Wenn der Erec mehr Eigennamen mit Galfrid gemein hat als Yvain, Lancelot, Perceval, so kommt dies daher, daß er fast end-

lose Namenlisten enthält. Chrétien brachte nachher keine Namenlisten und auch keine ausführlichen Festbeschreibungen mehr, weil er sich nicht wiederholen wollte. Der einzige Roman Chrétiens, der ziemlich stark und nicht bloß äußerlich von Galfrids Historia beeinflußt wurde, ist nicht der älteste, sondern der zweite Roman, Cligés. Es ist sehr bemerkenswert, daß dieser Roman, der von Haus aus kein Arthurroman war, der gewaltsam in die *matiere de Bretagne* hineingezogen wurde, seine keltischen Elemente sozusagen ausschließlich der Historia verdankt. Die wichtigste Bedeutung der Historia für die *matiere de Bretagne* besteht m. E. darin, daß diese durch jene mehr Nimbus erhielt: Galfrids Historia wurde fast allgemein für eine solide Geschichtsquelle gehalten, und die Romane wurden nun auch ernster genommen, weil ihr Stoff demjenigen der Historia ähnlich war. Sie stiegen in der Achtung des Publikums.

Neu ist auf den 150 Seiten des vorliegenden Buches nur der Nachweis des möglichen Einflusses von Galfrid-Wace auf den Hermelin-Passus im Erec, auf den geplanten griechischen Feldzug im Cligés, auf die Vergleichung mit der fallenden Eiche im Yvain. Weitschweifige Wiederholungen von Dingen, die anderswo auch zu lesen sind, wechseln meistens ab mit Unnatürlichkeiten eigener Erfindung. Zu der Ungenauigkeit im Beobachten gesellt sich eine schlechte Forschungsmethode, die dadurch nicht besser wird, daß sie heute einer großen einflußreichen Schule eigen ist. Nach den Lehren dieser Rationalisten hat die Wissenschaft nur noch die Aufgabe, die überlieferten Texte miteinander zu vergleichen und das Gemeinsame festzustellen: das Gemeinsame verdankt dann regelmäßig der jüngere Text dem ältern: also z. B. Meriaduec dem Wace und Chrétien, Chrétien dem Wace. Solche Vergleichungen sind Handlangerarbeit; denken braucht man nicht dabei. Vor allen möglichen Gewalttätigkeiten schreckt man nicht zurück. Was nicht biegen will, wird gebrochen.

Ich habe mich vielleicht zu lange mit dem vorliegenden Buch beschäftigt. Ich hoffe doch, neben dem Negativen auch etwas Positives geboten zu haben. Aber auch das Ausreißen des Unkrauts ist notwendig. Ich glaube, daß ein Buch wie das vorliegende der Wissenschaft mehr schadet als nützt. Eine Entschuldigung mag immerhin sein, daß es eine Erstlingsarbeit ist.

E. Brugger.

Brown, Arthur C. L. *Notes on Celtic Cauldrons of Plenty and the Land-beneath-the-Waves. (Anniversary Papers. . . G. L. Kittredge, Boston 1913.)*

Dieser Artikel geht die französische Litteratur insofern an, als vom Verf. auch der Gral für ein Wunschgefäß keltischen Ursprungs gehalten wird und die Absicht des Verf. war, teils direkt,

teils indirekt die Beziehungen des Gral zu dem unterseeischen Reich keltischer Sagen zu beweisen. Schon A. Nutt und J. Rhys haben zum Teil diesen Weg eingeschlagen; aber Verf. hat hier mit gründlicher Kenntnis der altkeltischen Litteratur eine Reihe neuer Parallelen gefunden und vor allem die Beziehungen der keltischen Wunschgefäße zum Wasser, zumal zum Meer aufgedeckt. Hie und da ist er zu schnell geneigt, jede Beziehung zum Wasser als eine solche zu einem *land beneath the waves* aufzufassen, indem bisweilen auch Beziehungen zu einer Insel möglich oder sogar wahrscheinlicher sind. So ist in den Dinnshenchas nicht ausdrücklich von einem *subaqueous smith who dwelt beneath the Lake Killarney* die Rede; es heißt nur: „*He it was that dwelt in the lake*". Der Killarneysee hat viele Inseln und es ist möglich oder sogar das natürlichste, daß der Autor der Dinnshenchas an eine Insel dachte. Dasselbe gilt von Chrétiens *au lac qui est sor Cotoatre*. Verf. sagt dazu: *Trebuchet probably dwelt beneath the lake*. Gerbert, welcher Percevals Besuch bei Trebuchet beschreibt, scheint nichts davon zu sagen, daß Perceval unter das Wasser zu gehen hatte; so etwas ungewöhnliches hätte ein Dichter kaum übergangen. Es ist daher wahrscheinlicher, daß an eine Insel gedacht wurde; da brauchte eine Überfahrt als etwas Selbstverständliches nicht notwendig erwähnt zu werden. Auch beim Riesen Curoi in *Fled Bricrend* ist *at his loch* und *into his loch* nicht eindeutig. Selbstredend mag es sich in allen diesen Fällen um Rationalisierung handeln; aber man wird sich eben doch an den Wortlaut der Überlieferung halten müssen, wo kein besonderer Grund besteht, davon abzuweichen. Natürlich konnten Inselreiche und unterseeische Reiche leicht vertauscht werden. Die Kelten, wenigstens die Iren (über die andern wissen wir zu wenig) hatten dreierlei Vorstellungen von Reichen der Unsterblichen: sie dachten sich dieselben auf fernen Inseln, auf dem Grund des Meeres oder der Seen und im Innern der Berge *(sid)*. Nicht bloß bei den Kelten, sondern auch sonst weit verbreitet ist die Vorstellung, daß außerordentlich wertvolle Gegenstände, zumal solche zauberischer Art, von den Unsterblichen verfertigt wurden oder in ihrem Besitz sind, und, falls sie von ihnen an Sterbliche verschenkt wurden, unter Umständen nachher wieder zu ihnen zurückkehrten. So wird das Schwert *Escalibor* Arthur von einer Seejungfrau geschenkt; aber er läßt es vor seinem Scheiden wieder ins Wasser werfen. Miss Weston lenkte in einer privaten Mitteilung meine Aufmerksamkeit auf den finnischen Sampo, der dem Land, in welchem er sich befand, Fruchtbarkeit und Wohlstand gewährte, während nachher, als er im Meer versank, Elend und Not in's Land zog[1]), auf die Zaubermühle in einer

---

[1]) Schon J. Grimm (Deutsche Mythologie 4. A. p. 727 und Nachtrag) hat den Sampo mit dem Gral zusammen genannt und diesen auch als Wunschgefäß aufgefaßt.

esthnischen ätiologischen Sage „Wie das Meer salzig wurde“[2]) und auf den mir unbekannten buddhistischen Mythus *which relates how the creation of all living was caused by the gods churning the sea.* Sie vermutet, daß diese Gegenstände, und nicht der Gral, den keltischen mit dem Meer in Beziehung stehenden Wunschkesseln entsprechen und daß den betr. Erzählungen die Vorstellung zu Grunde liege, *that the source of life is in water or in the sea.* Ich bezweifle, ob das Volk über das Problem, welches die Quelle des

[2]) Diese esthnische Sage kenne ich nicht, dagegen eine norwegische Sage ähnlichen Inhalts („Die Mühle, die auf dem Meergrunde mahlt“) unter Asbjörnsen und Moe's Märchen: Die Mühle mahlte nach Wunsch Speisen, Getränke und Gold, versank dann aber ins Meer, wo sie nur noch Salz mahlt. Dazu ein dänisches Märchen (Grundtvig, Gamle Danske Minder I 110 (von mir nicht eingesehen; doch vergl. F. F. Communications II p. 19, III p. 27). Hierher gehört auch schon die Mühle des Königs Frodi, dessen Regierungszeit nach der dänischen Sage ein goldenes Zeitalter war, in welchem langer Friede herrschte, ebenso wie die Regierungszeit König Arthurs nach Galfrid von Monmouth und den Romanen. Diese Mühle, genannt Grotti, mahlte alles nach Wunsch. König Frodi ließ sich durch die Riesentöchter Fenja und Menja „Gold, Frieden und Glück“ mahlen (Im Volkslied mahlt die Mühle Gold und Liebe: Grimm, Vorrede XXXV). Schließlich aber gelang es diesen, ohne vertragsbrüchig zu werden, Unfrieden zu mahlen, worauf der Seekönig Mysing nahte, der Frodi tötete und die Mühle raubte, aber, als er ihr befahl, Salz zu mahlen, mit ihr auf den Meeresgrund versank, wo immer noch Salz gemahlen wird (Prosa-Edda). Diese finnischen, esthnischen, norwegischen und dänischen Überlieferungen sind nahe verwandt. Man weiß aber auch, wie bedeutend der Einfluß der nordischen Sagen auf die keltischen Sagen Irlands und Schottlands war.

Der Gott Ilmarinen hat den Sampo geschmiedet; er raubt ihn den Menschen wieder; und wenn der Sampo schließlich ins Meer fällt, so war wohl die ursprüngliche Vorstellung die, daß er wieder in das Reich zurückkehrte, wo er geschaffen wurde, in das Reich auf dem Meeresgrunde zu seinen ursprünglichen Besitzern. Und wir dürfen vielleicht ebenso annehmen, daß in dem Bericht der Prosa-Edda der Seekönig, d. h. Wikingerfürst, der die Mühle Grotti raubte, und mit ihr versank, ursprünglich ein Meergott war, der auf dem Meeresgrunde wohnte und daß er der Verfertiger (Schmied) und ursprüngliche Besitzer der Mühle war. In dem norwegischen Märchen gehörte die Mühle ursprünglich dem Teufel, der ja bekanntlich der Nachfolger der Götter des Heidentums ist. Die gefangenen Riesenjungfrauen Fenja und Menja werden ursprünglich die Töchter des Meergottes gewesen sein (nach dem Grottilied aber weilten sie mit der Mühle im Innern eines Berges). Grimm (Deutsche Mythologie p. 440) leitet jedenfalls mit Recht den Namen *Fenja* aus altnordisch (auch neuenglisch) *fen* (gotisch *fani)* ab, welches Sumpf bedeutet. Zwischen Sumpf- und Meerdämonen besteht kaum ein Unterschied (vgl. Grendel und seine Mutter im Beowulf). *Managold-Manigold*, sagt Grimm, ist ein in Deutschland häufig begegnender Mannsname; seltener soll *Fanigold*, *Fenegold* sein (z. B. in einem Text des 12. Jahrhunderts nachgewiesen). *Fenegold* bezeichnet nach Grimm eigentlich „das Gold, das im Sumpf verborgen liegt“. Aber wie kam man dazu, daraus einen Mannsnamen zu machen? Der Grund wird wohl der sein, daß man sich in Deutschland das Gold doch häufiger im Berge verborgen dachte; in den Bergen aber hüteten es die Zwerge, welche im allgemeinen männlichen Geschlechts gedacht werden. Diese Hypothese

Lebens war, nachdachte. Mir scheint es viel natürlicher anzunehmen, daß gerade diejenigen Völker, welche Vorstellungen von Zauberreichen unter dem Wasser hatten, die Zaubergegenstände mit diesen Reichen in Verbindung brachten. Jene Vorstellungen sind verbreitet, z. B. auch auf deutschem Gebiet (vgl. auch die zahlreichen Sagen von untergegangenen Schlössern oder Städten, und dazu Schmarsel *Die Sage von der untergegangenen Stadt*, Kieler Diss. 1913; binnenländische Völker dachten natürlich mehr an Seen als an das Meer); aber nirgends spielt das *land beneath the waves*, die *Tir fa thuinn*, eine so wichtige Rolle wie bei den Kelten (wenigstens bei den Gaelen) sowohl in der alten Litteratur wie in den heutigen Volkssagen[3]). Auch die französischen Arthurromane enthalten noch vereinzelte Überreste dieser Vorstellung. Abgesehen von Versionen der Gralabenteuer ist zu nennen der Anfang des Lancelotromans: Lancelot wird als Kind von der *damoisele del lac*, welche *fee* genannt wird, geraubt. Vor den Augen der Mutter springt jene mit dem Kind in den See (*si ioint les pies et saut ens*) und verschwindet unter dem Wasser (I p. 14). Allerdings wird nachher behauptet, daß der See in Wirklichkeit nicht existierte, sondern eine Illusion war (*li lays ou ele sali a tout lui quant ele lenporta nestoit se dencantement non*: I p. 22). Doch ist dies offenbar eine rationalistische Zugabe (der rationalistische Verfasser lässt ja auch die Feen nur noch als Zauberinnen gelten: *A chelui tans estoient apelees fees toutes icheles qui sauoient denchantement*: I p. 19). In der deutschen Version entspricht der Fee ein *merwip*, Königin von „*der Meide lant*", einer Insel im Meer.

wird bestätigt durch eine schweizerische Sage (mitgeteilt in Jegerlehners *Sagen und Märchen aus dem Oberwallis* Basel 1913 p. 191 ff.). Der Held derselben ist der Zwerg *Minnegold*, der Sohn des Zwergenkönigs *Tonnegold*, deren Wohnungen in Berghöhlen sind. Die Sage selbst hat nur insofern noch Verwandtschaft mit den besprochenen Versionen, als sie erklärt, wie die Zwerge das Land verließen. Bekanntlich fußen aber die Sagen vom Wegzug der Zwerge (auch in der Schweiz) auf der Vorstellung, daß damit ein Zeitalter des Glücks und Wohlstands zu Ende ging. Insofern entspricht der Abzug des Tonnegold und des Minnegold dem Abzug der Fenja und Menja, welche die Zaubermühle und damit Reichtum, Glück und Frieden mitnahmen. H. Bächtold, der die Anmerkungen zu Jegerlehner verfaßte, hat jene Namen nicht erklärt, und S. Singer, der die Anmerkungen kontrollierte, macht nur die Bemerkung: „Die Namen Tonnegold, Minnegold (und Waldelster) machen einen gelehrten Eindruck" (p. 322). Es sind vielmehr volksetymologische Umbildungen von Fenegold und Manegold. Der letztere Name ist auch in dem deutschen Pflanzennamen *Mangold* erhalten. Grimm (p. 440) leitet *Menja* und *Manigold* von germanisch *mani*, altnordisch *men* (= Halsgeschmeide) ab. Berühmt ist das *Brisingamen*, der Schmuck der Freyja. Die Göttin *Menglöd* heißt die Halsbandfrohe. Nach Cleasby-Vigfussons *Dictionary* (s. v. *men)* kommt im Althochdeutschen *mani-kold* = *necklace gold* vor.

[3]) Auch die Bretonen glauben, daß *les Morgans* und *les Morganes* auf dem Grunde des Meeres wohnen (vergl. z. B. Sébillot, *Contes des provinces de France* Nr. 12).

In der gemeinsamen Quelle dürfte die Fee am ehesten in einem Reich auf dem Grunde des Meeres gewohnt haben. Noch im 14. Jahrhundert spielt Pierre Berçuire in seinem *Reductorium Morale* auf einen Gauvainrroman an, in welchem der Held in einen unter dem Wasser befindlichen Palast trat (vgl. Madden, *Syr Gawayne* p. XXXII, G. Paris, *Hist. litt.* XXX p. 44—45, J. L. Weston, *Legend of Sir Gawain* p. 74—75)[4]. Wenn ich auch durchaus J. L. Weston's Ansicht teile, daß jene Wunschmühlen auf den gleichen Vorstellungen beruhen wie die keltischen Wunschkessel, so glaube ich doch, daß Verf. Recht hat, wenn er auch den Gral den letzteren angliedert. Miss Weston machte mich darauf aufmerksam, daß der Gral nicht als ein großes Gefäß, wie es ein Kessel ist, gedacht wurde, und daß, wenn auch der Gral wie ein Wunschkessel Speisen produziere, doch in keiner Version des Gralabenteuers davon die Rede sei, daß er wie der Kessel die produzierten Speisen selbst enthielt. Dieser Einwand mag auf den ersten Blick berechtigt erscheinen; aber, wenn man alle Umstände erwägt, kann man ihm m. E. keine Wichtigkeit beimessen. Man bedenke, daß der Gral in fast allen Versionen schon als christliche Reliquie aufgefaßt wird, als Behälter von Christi Blut oder als Abendmahlsschüssel.

[4]) Dieses Abenteuer möchte vielleicht für ein verkapptes Gralabenteuer gehalten werden, weil, abgesehen von dem erwähnten Zug, Gauvain der Held ist (Gauvain war aber der Held einer Unmenge von Abenteuern) und weil ein Kopf anf einem Teller darin vorkommt (vgl. das Gralabenteuer im Peredur). Nach meiner Ansicht haben wir hier nur eine Version des Märchens „Fürchten lernen". Brown erwähnt den Lancelot, aber nicht das Reductorium Morale (immerhin verweist er p. 249 auf L. A. Paton, *Fairy Mythology*, wo wieder auf Maddens Zitat verwiesen wird). Er erwähnt auch noch den *pont evage* des Karrenritters und G. Paris und J. Weston scheinen diesen ebenfalls für eine zu einem Reich unter dem Wasser führende Brücke zu halten (ebenso F. Lot in *Rom.* XXIV p. 328, n. 4). Dies glaube ich nicht. wenigstens wenn der *pont evage* ein alter Bestandteil der Entführungsepisode ist. In dieser führt die Brücke in ein Totenreich, das, wie in den Vorstellungen anderer Völker, jenseits eines Flusses, nicht unter dem Wasser gelegen ist. Die Brücke führt nicht in die Tiefe. Ein Requisit der Brücke ist nur, daß sie sehr gefährlich ist oder scheint. Es ist aber sehr wohl möglich, daß der *pont evage*, welcher neben dem *pont de l'espee* ursprünglich ganz überflüssig war (weil ursprünglich nur e i n Held vorkam), aus einer Erzählung, welcher von der *tir fa tonn* handelte, entlehnt wurde. Wollte man dem Helden eine Kontrastfigur geben, so lag es nahe, ihre Rolle darin bestehen zu lassen, daß es ihr im Gegensatz zum Helden, mißlang, den *pont de l'espee* zu überschreiten. Sollte aber Gauvain diese Kontrastfigur sein, dann durfte man den Kontrast nicht so scharf machen; dann mochte eine etwas weniger gefährliche Brücke neben dem *pont de l'espee* für die Kontrastfigur eingeführt werden, und so kam man vielleicht auf den *pont evage* einer *tir-fa-tonn*-Erzählung. In der bretonischen Sage *Le Morgan et la fille de la terre* (Sébillot l. c. p. 88) wird ein Mädchen von einem Morgan unter das Wasser gezogen. Wie, wird nicht mitgeteilt; aber, als der Sohn dieses Morgan sie wieder auf die Erde bringen will, ruft er: *Pontrail, élève-toi. Et aussitôt un beau pont s'éleva, pour aller du fond de la mer jusqu' à la terre.*

Nach der Christianisierung konnte das *vaissel* nicht mehr als Kessel, nicht mehr als die produzierten Speisen selbst enthaltend gedacht werden; es konnte höchstens noch die Hostie enthalten, und dies ist denn auch in ein paar Versionen der Fall; die Hostie aber sättigt wie eine Menge von Speisen. Es ist folkloristisch sehr unnatürlich und daher unursprünglich, daß ein Gefäß Speisen produziert, ohne sie selbst zu enthalten. Man bekommt den Eindruck, daß hier eine Entstellung vorliegt. Daß auch der Gral nach den ursprünglichen Vorstellungen im Wasser und zwar am ehesten in einem Reich unter dem Wasser aufbewahrt wurde, hat Verf. an Hand der rationalistisch unsinnigen Berichte der beiden ältesten Gralromane, Gaucher und Chrétien, m. E. in plausibler Weise erklärt; und ich möchte noch hinzufügen, daß der Gral, der nach den einen Versionen übers Meer nach Großbritannien kam und dann wieder übers Meer wegging, oder auch vom Himmel kam und wieder in den Himmel geholt wurde, auch insofern dem Schwert Escalibor und der Zaubermühle, die ursprünglich aus dem See resp. dem Meer kamen und dahin wieder zurückkehrten, entsprechen mag. Verf. hätte auch noch die Gralepisoden des *Sone de Nausai* erwähnen können; der Gral befindet sich nach diesem Roman auf einer Insel des Meeres, und an Gaucher's Version erinnert namentlich die *cauchie Qui dedens la mer est hauchie. Au viés tans c'on soloit user Fu li lieus mout griés a trouver. Mains bons chevaliers se pena C'ains le lieu ne vit ne trouva. Mais li rois cui tierre c'estoit, Le lieu set et si i va droit*[5]) (4331 ff.). Auch hier mag Rationalisierung vorliegen. Doch muß man mit so jungen Versionen sehr vorsichtig umgehen. Die Sone-version ist nicht so ursprünglich, wie sie auf den ersten Augenblick scheinen mag. Auch in den irischen Sagen kann man häufig wahrnehmen, daß die verschiedenen Wohnsitze der Unsterblichen, unterseeisches Reich, Inseln, Berg, einander vertreten können. So ist auch das unterseeische Reich des Ur-Lancelet (-Lancelot) in der deutschen Version resp. ihrer Quelle durch eine Insel in der See ersetzt worden. Die Mühle Grotti kam aus dem Innern eines Berges. Das ,,Sumpfgold" und das ,,Halsbandgold" sind in der Walliser-sage nicht mehr unter dem Wasser, sondern in Berghöhlen. Der entrückte Arthur wohnt nicht nur im fernen Inselreich, sondern auch im *sid*, z. B. im Berg Aetna. So mochte auch das unterseeische Gralschloß zu einem Inselschloß oder Bergschloß (vgl. Wolframs *Munsalvaesche* = *Mont Salvaige*, aber durch Rationalisierung nicht mehr im Berginnern) werden.[6]) Und hier sind auch die *puceles des puis* in der altertümlichen *Elucidation* zum Percevalroman zu nennen. Verf. übersetzt *puis* mit *springs* (p. 249). Er könnte zu Gunsten dieser Interpretation sich allerdings darauf berufen,

[5]) Voraussetzung dieses Romans ist, daß die Zeit der Gralsuche schon längst vorüber ist.

[6]) Vgl. auch Couldrette 4999: *Cy dedens Avalon ou mont.*

daß das Wort auch im Singular ein *s* hat (außer v. 54) und daß der einzige Reim v. 76 (*de celui puis*: *puis=postea*) ebenfalls *puteum* voraussetzt. Dem gegenüber ist immerhin zu beachten, daß Wisse und Colin die Übersetzung „*Berge*, *Gebirge*“ und die Prosa von 1530 das Synonym *caves* bieten. Ich würde trotzdem *puteum* vor *podium* den Vorzug geben, wenn nicht der Inhalt der Episode durchaus zu Gunsten der letzteren Interpretation spräche. Wo man nur eine einzige Hs. hat (die zudem keineswegs zuverlässig ist), darf man einem einzigen Reim nicht gar so viel Wert beilegen. Was in der Elucidation erzählt wird, ist ganz offenbar eine *sid*-Geschichte. Die *puceles* sind *sid*-Leute und der Fischerkönig wohnte jedenfalls ursprünglich auch bei ihnen, obschon dies nicht direkt gesagt wird (der Bericht ist konfus); die goldenen Becher, mit denen die *puceles* die Wanderer bedienen, sind Grale; und der Raub eines solchen Gral (dazu kam dann noch pleonastisch eine Schändung) durch einen König hat zur Folge, daß die *sid*-Leute (*puceles* und Fischerkönig) resp. ihre Wohnungen (Höhlen) nicht mehr zu finden sind und daß, weil jene die Wanderer nicht mehr mit Erfrischungen bedienen oder (weniger äußerlich) weil sie, die gütigen Naturgeister, sich versteckt oder verzogen haben, das unter ihrem Schutz so blühend gewesene Land (*li rices païs de Logres*) *destruit* ist. Das goldene Zeitalter hat mit dem Raub des Gral und dem Verschwinden der Sid- Leute, der Schutzgeister des Landes, ein Ende gerade wie mit dem Abzug der enttäuschten Zwerge (Tonnegold und Minnegold) in den schweizerischen Sagen, wie mit dem Verschwinden der Riesentöchter Fenja und Menja und ihrer Glücksmühle, wie mit dem Verschwinden des Sampo. Der Gral wurde von einem frevlerischen König geraubt wie die Mühle Grotti von dem Seekönig, wie der Sampo von den Göttern. Die Elucidation ist nicht die einzige Gralversion, welche einen solchen Raub des Gral kennt; auch im Perlesvaus spielt der Raub des Gral durch den *roi del Chastel Mortel*, eine wichtige Rolle; und daß bei Wolfram Gauvain dem König von Escavalon den Gral zu verschaffen hat (unverstandener Überrest eines Gauvain-Gralromans) deutet auch darauf hin, daß der Gral geraubt worden war. Noch andere Versionen lassen klar durchblicken, daß von der Anwesenheit des Gral und seines Hüters das Glück des Landes abhängt. Ein Frevel am Gral oder an seinem Hüter bedeutet den Anfang der *destruction*, der *peines de Bretaigne*: der Gral und die Gralleute sind dann auf zauberische Art versteckt und üben ihren wohltätigen Einfluß nicht mehr aus. Aber die Gralsage läßt einer Hoffnung Raum: der Gral und die Gralleute können von einem Helden wieder gefunden werden. Wenn er prädestiniert ist oder gewisse Bedingungen erfüllt, so kann er den *peines de Bretaigne* ein Ende machen und eine neue glückliche Ära herbeiführen, in welcher der Gral und die Gralleute wieder wie ehemals ihren Segen spenden. Den

Namen Fischerkönig erklärt Verf. einfach aus der Beziehung des Gralkönigs zu dem *Land-under-the-Waves.* In der Tat wird man einen *Sid*-König nicht wohl als einen Fischerkönig auffassen können. Der *Sid* ist also offenbar weniger ursprünglich als das *Land-under-the waves.* Restlos ist aber jener eigentümliche Name noch nicht erklärt. Eine bessere Erklärung wurde immerhin noch nicht gegeben.

Verf. sagt p. 246 n. 3: *Brugger has pooh-poohed the idea that, because all Grail stories are connected with Arthur, the connection must be old. But he gives no reasons, and it still seems to me a highly probable hypothesis that the Sword, Round Table, Grail etc. belong together, and were associated very early with Merlin and with Arthur.* Lassen wir Merlin lieber aus dem Spiele! Denn die älteste und zudem einzige Verbindung von Gral und Merlin haben wir bei Robert de Borron: und wie äußerlich ist diese! Ich habe mich über Merlins Rolle im Gralzyklus in dieser Zs. 29 p. 60 ff. ausgesprochen und brauche hier nichts zu wiederholen. Was die Verbindung von Gral und Arthur betrifft, so habe ich Zs. 36^2 p. 189 — 90 zu Brown's Hypothese bemerkt: „In fast allen Versionen besteht die Konnektion bloß darin, daß der Held, welcher das Gralabenteuer besteht, u. a. auch an Arthurs Hof kommt oder von dort ausgeht oder Arthurs Neffe ist, und derartiges; weniger ist bei einer Episode eines Arthurromans nicht möglich. Erst die allerjüngsten Gralversionen lassen auch Arthur den Gral sehen oder ins Gralschloß sich begeben. Es ist geradezu auffällig, wie Arthur einem so wichtigen Abenteuer, wie es das Gralabenteuer ist, so fern steht" etc. Wenn Verf. findet, daß dies alles nicht richtig ist, so hätte er es beweisen sollen. Jedenfalls hatte er kein Recht zu sagen: *he gives no reasons.* Er scheint mich mit sich selbst zu verwechseln; denn an ihm wäre es schon lange gewesen, für seine ungewöhnliche Hypothese Gründe anzuführen. Stand der Gral wirklich in derselben engen Verbindung zu Arthur wie das Schwert *(Escalibor)*, wie die *Reonde Table*, welche sein Eigentum waren? Ja, wenn Arthur ursprünglich mit dem Gralkönig, dem Besitzer des Gral, identisch war. In unsern Gralromanen ist von einer solchen Identität allerdings nichts zu merken; der Gralkönig und Arthur scheinen da einander, wie gesagt, kaum etwas anzugehen; aber gerade diese fast auffällige Beziehungslosigkeit würde begreiflich, wenn hinter dem Gralkönig Arthur selbst steckte. Die Hypothese, daß der Gralkönig im Grunde kein anderer als Arthur selbst war, ist tatsächlich aufgestellt worden, zuerst von E. Martin in einer für die damalige Zeit vortrefflichen Abhandlung „*Zur Gralsage*" (QF XLII), Straßburg 1880 p. 31 ff., und nicht schlecht begründet worden.[7]) Zwingend

[7]) Martin hielt in seiner Parzivalausgabe (1903) II p LX noch an seiner Ansicht fest.

sind die Gründe allerdings nicht, und ich mache die Hypothese noch nicht zur meinen; aber sie verdient immer noch oder jetzt erst recht, beachtet zu werden. Mir fiel sie wieder ein, als ich (vgl. oben) konstatieren mußte, daß, was Martin nicht erwähnt hat, das durch den Frevel am Gral und dem Gralkönig „zerstörte“ Reich, also das Gralreich, in der Regel kein anderes ist als Arthurs Reich, *Logres* oder *Bretaigne.* War denn nicht der Herrscher dieses Reiches, also der Gralkönig, ursprünglich Arthur selbst? Arthurs Regierungszeit ist bei Galfrid und in den Arthurromanen, wie diejenige Frodi's in der dänischen Sage, ein goldenes Zeitalter, eine Zeit des Reichtums, des allgemeinen Wohls und des Friedens[8]. Dieses Glück ist in der dänischen Sage an die Glücksmühle gebunden, die Tag und Nacht in Betrieb war. Dann aber geschieht etwas (ursprünglich wohl ein Frevel), wodurch die Glücksmühle verloren und ihr Besitzer, der König, zu Grunde geht, und das Unglück ins Land zieht[9]. So hört auch mit Arthurs Scheiden das Glück des Landes auf. Hat er nicht auch einen Talisman besessen, der das Glück bedingte, und hat er ihn nicht mit sich fortgenommen? Wenn dem so war, so war der Talismann vermutlich der Gral. Arthur verschwand im Meere. Gelangte er auf eine Insel oder ins *Land- under-the-Waves?* Die Texte nehmen das erstere an, aber das letztere war vielleicht doch das ursprünglichere. Auch der Gral wird im Meere verschwunden sein, da er dort vom Gralhelden gefunden wurde. Die Britten, optimistischer als die Dänen, hatten Hoffnung auf die Rückkehr des goldenen Zeitalters, auf die Rückkehr Arthurs, auf das Wiederfinden und die Rückkehr des Gral. Die Hoffnung wurde nie erfüllt; aber in den Romanen ließ man sie erfüllen, indem man dem Gralkönig einen anderen Namen als Arthur gab. Vielleicht werden sich Brown und ich auf dem Boden dieser Hypothese zusammenfinden.

Noch hat die Gralforschung viele Probleme zu lösen. Browns Artikel verdient Anerkennung als Beitrag zur Lösung derselben.

E. Brugger.

Cetti, Gian Mario. *Sulla Canzone di Rolando.* Prefazione di Alfredo Panzini. Como: Tipogr. editrice Ostinelli di Cesare Nani e. C. 1913. 26 S. 8⁰.

Es handelt sich um eine Schülerarbeit des Mailänder Polytechnikums. Doch scheint es uns nicht überflüssig, mit kurzen Worten auf das anspruchslose Schriftchen einzugehen. Der Zu-

[8]) Der Friedensperiode gingen allerdings Kriege voraus, aber siegreiche, die den Frieden vorbereiteten.

[9]) Nach meiner Ansicht ist es nicht ursprünglich, daß die Mühle Unglück mahlt, ehe sie verschwindet. Das Unglück muß ursprünglich die Folge des Verschwindens gewesen sein (vgl. Sampo).

sammenhang zwischen der wissenschaftlichen Arbeit jenseits und diesseits der Alpen ist noch längst nicht eng genug, als daß er nicht bei j e d e r Gelegenheit betont und gefördert werden sollte. Mit Interesse ersieht man, zumal aus der Arbeit eines Anfängers, wie weit Gedanken, Stimmungen, Strömungen, die von andern Ländern ausgingen, in der Ferne gewirkt haben und wieweit nicht. Endlich hat die jugendlich unbekümmerte Art, wie sie sich in der vorliegenden und manchen anderen italienischen Arbeiten auf literaturgeschichtlichem Gebiete zeigt, ein Philosophieren mehr als Forschen, ein Vorherrschen des Ästhetischen vor dem Philologischen, hat diese mehr romanische Art neben vielem Bedenklichem doch einen unleugbaren Vorteil: es werden fast mühelos hier und da treffende, wertvolle Gedanken geäußert, voll Weitblick, voller Anregung, auf die der mit den Problemen ringende, in die Tiefe gehende Forscher entweder gar nicht kommt oder die er als Selbstverständlichkeiten nicht genug oder doch nicht formvollendet und daher wirksam genug zum Ausdruck bringt.

Auch in Cettis jugendfrischer Abhandlung fehlt es an solchen klugen, treffenden Gedanken nicht, die, wenn auch nicht neu, so doch beachtenswert genug sind, um herausgehoben zu werden. Neben solchen richtigen und bleibenden Sätzen seien aber auch einige alte Irrtümer registriert, die der Verf. gläubig nachspricht und die gar nicht totzubringen scheinen.

So gleich zu Beginn der Abhandlung die *historiola* von dem Rolandslied, das Taillefer in der Schlacht bei Hastings gesungen haben soll. „Furchtbar interessant", das sei zugeben. Aber so gut wie die Geschichtsschreibung über diesen guterfundenen Zug zur Tagesordnung übergegangen ist, sollte es endlich auch die romanische Philologie tun. Zu klar liegt, wie die hübsche Anekdote bei Wace zustande gekommen ist, als Abschluß einer kleinen poetischen Entwickelungsreihe, fast ein Jahrhundert nach der entscheidenden Schlacht. Aber weder Konrad Hoffmanns Protest noch unser eigener[1]) hat genug gefruchtet, und noch durch manche romanistische und anglistische[2]) Abhandlungen hindurch wird Taillefer *moult bien* das Rolandslied fortsingen.

S. 7. *Il piu antico manoscritto*, *quello di Oxford*, *è certo dell' undicesimo secolo.* Die Oxforder Handschrift ist aus der 1. Hälfte des 12. Jahrhunderts, und daß das Epos selbst nicht aus dem 11. Jahrhundert sein kann, ist eine Wahrheit, die zunehmends Anerkennung findet. Butentrot ist nur eine der erdrückend zahlreichen Erinnerungen an den 1. Kreuzzug, die in der Dichtung nachklingen. Es ist auch noch nicht e i n haltbares und ernst-

---

[1]) Vgl. diese *Zeitschr.* XXVI², 153 f.

[2]) So ist neuerdings Kirchhoff, *Zur Gesch. d. Karlssage in d. engl. Lit. d. Mittelalters* Diss. Marburg, 1913, S. 22 f. allen Ernstes für die Glaubwürdigkeit unserer Geschichte eingetreten.

zunehmendes Argument für das 11. Jahrhundert beigebracht worden; nur romantisches Gefühl hat unser Epos zurückdatiert.

S. 7. Daß Turold, Abt von Peterborough († 119), der Dichter sein könnte, ist schon aus zeitlichen Gründen ausgeschlossen; obendrein entspricht solcher Annahme wenig, was wir über den Charakter d i e s e s Turold hören.

S. 8. Die Maurenkämpfe des 11. Jahrhunderts zur Erklärung des Stimmungsgehalts unserer Dichtung heranzuziehen, ist zwar neuerdings sehr üblich, aber sehr überflüssig. Die Kreuzzüge von 1096/99 und 1101 genügen mehr als reichlich.

S. 20. Ganz richtig: unter den Chansons de geste *la canzone di Rolando è tale che si distingue profondamente da tutte quelle che si comprendono sotto questo nome generico.*

Und ebenso treffend, der Baligant- und anderen Hypothesen gegenüber: *La canzone di Rolando è tutta un 'a z i o n e u n i c a, m e r a v i g l i o s a m e n t e c o n d o t t a d a l p r i n c i p i o a l l a f i n e.*

S. 21. C. sagt mit Recht, daß man nicht Geschichte im Rolandepos suchen soll. Wir fügen ergänzend hinzu: zwischen den Ereignissen und der Dichtung stehen die Berichte der Historiker.

S. 22 heißt es von Karl dem Großen: *La sua figura di patriarca è magnificamente tratteggiata; ricorda Priamo, vecchio e pure indomabile, domato solo dalla morte di Ettore.* Die Ähnlichkeit ist nicht zufällig. Durch die lateinischen Nachdichtungen und Bearbeitungen wirkt Homer mittelbar auf die Anfänge des französischen Epos ein, worüber wir noch manches zu sagen haben. Hier sei nur zum gleichen Thema registriert, was C. (S. 24) über Rolands dichterische Gestalt bemerkt: *La trovo mirabile e penso ad Achille.*

S. 25. *Nella canzone di Rolando si tributa corona pietosa al valore sfortunato.* Wenn C. das Eigenartige, ja fast[3]) Einzigartige dieser Stoffwahl hervorhebt, so ist hinzuzufügen, daß der christliche Märtyrergedanke und die lateinische Märtyrerpoesie mitbestimmend gewesen.

S. 25 f. Dem Rolandsepos *manca semplicemente d'essere scritto in Francese. . . . Ecco perchè la Canzone di Rolando non si può dire epopea.* Diese seltsame Folgerung wird zurückweisen, auch wer die in der Sprache liegenden, vom Dichter nicht immer leicht überwundenen Schwierigkeiten und Beschränktheiten in Rechnung zieht. Man braucht des Turoldus Dichtung nicht der Ilias und der Divina Commedia gleichzustellen und wird sie doch gerade wegen ihrer Eigenart, gerade wegen des Unausgereiften in ihrem Stil unendlich lieb haben. So sagt ja auch C. (S. 26): *Omero è grande perchè aveva quest'arte, l'ingenuità di un bimbo e la magnifi-*

[3]) C. sagt übertreibend: *Nessun poeta mai cantò i lutti della patria, nessun poeta immortalò la sventura.* Man könnte z. B. an Lucans *Pharsalia* erinnern.

cenza quasi divina: *La canzone di Rolando è pure grande perchè l'imita e non lo sa.* Mag selbst das *non lo sa* nicht im vollen Umfang zutreffen: im übrigen hat Cetti recht.

Offenbach a. M. Wilhelm Tavernier †.

Wolff, Richard. *Der interpolierte Fuerre de Gadres im Alexanderroman des Thomas von Kent.* Diss. Bonn 1914. 52 S.

Als eine der letzten in H. Schneegans' Schule entstandenen Arbeiten, die den Alexanderroman des Thomas von Kent zum Gegenstande hatten, bringt die vorliegende Abhandlung die Richtschnur für die als Anhang geplante Ausgabe auch dieser großen Interpolation des *Fuerre de Gadres*, den nicht Thomas selbst, sondern ein späterer Bearbeiter in dessen Dichtung eingeschoben hat. Der Verf., dem bereits die Vorarbeiten von H. Schneegans und A. Bauer für den textkritischen und sprachlichen Teil dieser Episode zur Verfügung gestanden haben, erweitert deren Ausführungen: für die Aufstellung des Stammbaumes zeigt auch der *Fuerre* die beiden Hss.-Gruppen P und CD, von denen die erstere durch bewußte Änderungen und Freude am Ausdehnen des Gegebenen in allerlei Zusätzen sich kennzeichnet, aber, rein textlich behandelt, stets die bessere Lesart bewahrt hat, also mit Recht der Ausgabe wird zugrunde gelegt werden müssen, zumal auch der Lautstand hier besser erhalten ist.

Die literargeschichtliche Seite des *Fuerre* hat namentlich seit der schönen Entdeckung der lat. Fassung dieses Berichts in der Rezension J³ (Wolff spricht irrtümlich von einer Hs. J³) der „*Historia de preliis*" durch Friedr. Pfister, worüber er im XLI. Bande dieser Zs. S. 102—108 berichtet hat, und durch seinen Hinweis auf einen unter dem Einfluß der Kreuzzüge entstandenen lat. Urfuerre (Anfang des XII. Jahrh.) viel gewonnen. J³ bringt freilich nur eine Kürzung, die in dessen Ableitung des metrischen Quilichinus (1236) noch mehr zusammengeschrumpft ist. Um so wichtiger ist demnach, auch für den Text der Interpolation bei Thomas, die Urform des frz. *Fuerre*, die teils nach selbständiger Gestalt einiger Hss., teils als ein Einschiebsel bei M (Michelants Ausgabe des Alexandrinerromans des Alexandre de Bernay), teils im schottischen und mittelenglischen Gedicht und in einer späten latein. Rückübersetzung erst zu erschließen ist. Der Schwerpunkt liegt natürlich bei M, der im vorliegenden Falle für die Beurteilung des textlich Ursprünglichen seitens unseres Bearbeiters, zumal seine Version zur eigenartigen Ausgestaltung neigt, von ausschlaggebender Bedeutung ist. Nun operiert der Vf., der doch auch selbst im Hinblick auf den durchaus mangelhaften, kontaminierten Text bei Michelant mit seiner „Zufälligkeit" und Willkür seine Bedenken ob der eingeschlagenen Methode nicht verhehlt, mit diesem M als einem bald positiven bald negativen Regulativ. Als feststehend

können, dieses ist unser Eindruck, die so erzielten Ergebnisse nicht gelten, und im Zeitalter der photographischen Reproduktion von Hss. wird auch der künftige Herausgeber dieses Zweiges des *Fuerre* nicht der Notwendigkeit enthoben sein, wenigstens die wichtigeren Textfassungen dieser Episode in M und auch da, wo sie für sich vorkommt, solange eine kritische Ausgabe des ganzen M noch aussteht, genauer ins Auge zu fassen. Diese prinzipielle Frage glaube ich hier betonen zu müssen, da selbst eine genauere Kenntnis der Hss. B. Nat. 375 und 786, die Michelant kontaminiert hat, vom Vf. nicht angestrebt ward. Die Quellenfrage des Fuerre, der nach P. Meyer „une oeuvre de pure imagination" darstellt (neben Benutzung des Qu. Curtius) entscheidet Vf. im Pfisterschen Sinne: die Belagerung von Tyrus gehe auf antike Tradition (Curtius IV 2 ff.) zurück, hingegen der Fouragierungszug ins Tal Josaphat auf eine orientalische Sage, die die Kreuzfahrer nach Frankreich gebracht haben mögen. Im frz. Fuerre trete überdies das Bestreben hervor, dasselbe Thema zu variieren: so sei die Episode des Herzogs von Naman und des Admirals von Sarcois lediglich eine Wiederholung des Abenteuers des Emenidus mit Betiz (J^3 kennt die erstere gar nicht). Die Anklänge an Curtius in P, von denen Vf. spricht, verdienten gewiß verfolgt zu werden, für jene an Arrian natürlich, der im Mittelalter unbekannt war, müssen tiefere Gründe vorliegen. Dies hat jetzt Pfister (Berliner philolog. Wochenschrift 1915, S. 317—320) veranlaßt, an die Benutzung des Curtius starke Zweifel zu knüpfen, schon wegen der geringen Bekanntschaft dieses Autors im Mittelalter, sodann, weil ja der Hauptteil des Fuerre, der Zug ins Tal Josaphat, Curtius fehlt, dieser auch nur von einem Damm, der Fuerre aber von einem Turm vor Tyrus spricht. Pfister neigt daher zur Ansicht, daß beide Teile (Tyrus und Tal Josaphat) zu einer einheitlichen Episode vereinigt, zur Zeit der Kreuzzüge aus dem Osten nach dem Abendlande kamen (dies beweist m. E. die bloße Nennung des Tales Josaphat). Allerdings weiß ich nicht, wie Pfister sich das Verhältnis des lat. Urfuerre zu einem griech. Text denkt, der die Vorlage abgegeben haben soll. An und für sich wäre denkbar, daß die Episode ohne weiteres in einem lat. Kreuzzugsbericht Aufnahme fand. Das letzte Wort in der Fuerre-Frage scheint mir noch nicht gesprochen zu sein. Wie kommt das Tal Josaphat in die Nähe der Stadt Gadir (dies kaum = Gaza), wie man auch in J^3 liest?

Schließlich äußern wir den Wunsch, daß die durch den allzufrühen Hingang von H. Schneegans verwaiste und fast vollendete Ausgabe des gesamten Alexanderromans des Thomas von Kent, die der Gesellschaft f. roman. Literatur zugedacht war, dereinst von einem seiner Schüler, vielleicht von Richard Wolff selbst, uns übergeben werde.

Breslau. ALFONS HILKA.

Philippe de Novare, *Mémoires* 1218—1243, édités par Charles Kohler. (Les classiques français du moyen âge, publ. sous la direction de Mario Roques, nr. 10.) Paris, Honoré Champion 1913. XXVI u. 173 S. kl. 8⁰. Fr. 3,50.

In kleinem, handlichem, für seminaristische Übungen geeignetem Format erscheint hier eine Ausgabe der Memoiren des Philipp von Novara, des Verfassers der *Quatre temps d'âge d'homme* und des *Livre de forme de plait.* Philipp hat nach eigener Angabe eine Reihe von autobiographischen Aufzeichnungen verfaßt, von denen aber nach bisheriger Annahme nur der Teil über den Cyprisch-Syrischen Krieg 1218—1243 (Kaiser Friedrich II. gegen Johann von Ibelin und seine Partei) erhalten ist. Als Vertrauter Johanns von Ibelin nahm Philipp hervorragenden Anteil an den damaligen Ereignissen, und seine Aufzeichnungen über den Krieg sind von erheblicher Bedeutung, obgleich sie durchaus als tendenziöse Parteischrift gewertet werden müssen; vgl. darüber Hans Müller, *Der Longebardenkrieg auf Cypern* (Diss. Halle 1890), und Paul Richter in den *Mitteilungen des Instituts für österreichische Geschichtsforschung* Bd. 13 (1892). Die Aufzeichnungen sind erhalten in den *Gestes des Chiprois*, einer Kompilation aus dem Anfang des 14. Jahrhunderts, die zumeist dem Gerhard von Monreal (Schobek, südl. des Toten Meers) zugeschrieben wird und aus drei Teilen besteht: 1. einer „*Chronique de Terre Sainte*" 1132—1224; 2. der „*Estoire de la guerre qui fu entre l'empereor Federic et Johan de Ybelin*" des Philipp von Novara 1218—1243; 3. einer „*Chronique du templier de Tyr*" 1243—1309. Der erste Herausgeber der *Gestes des Chiprois*, Gaston Raynaud (*Publications de la société de l'Orient latin*, série hist. Bd. 5, 1887) vermutete, daß der erste und der letzte Teil vom Kompilator des Ganzen (also vermutlich von Gerhard von Monreal, der dann in Tyrus Templer gewesen wäre) herrührten. Kohler glaubt indes, auch im ersten Teil noch ein Stück aus den Aufzeichnungen Philipps von Novara erkennen zu dürfen, Notizen über die Jahre 1223—1224, in denen die Vorbereitung der Heirat Kaiser Friedrichs II. mit Isabella von Jerusalem im Vordergrund steht. Mit diesen Notizen, die in der Ausgabe Raynauds S. 20—23 nr. 82—91 stehen, beginnt Kohler seinen Druck der Memoiren Philipps (S. 1—4, „*Fragment d'une autobiographie*"). Doch gestehe ich, daß mir ihre Zuweisung an Philipp, die in der Einleitung S. VIII f. mit schwachen Gründen gerechtfertigt wird, mehr als zweifelhaft erscheint. Dann folgt auch bei Kohler die Geschichte des Cyprisch-Syrischen Kriegs (S. 5—101, „*Guerre des Ibelins contre les impériaux en terre sainte et en Chypre*"). Hier aber hat Kohler den Text, wie er im zweiten Teil der *Gestes des Chiprois* enthalten ist, mit Recht gekürzt, da er der begründeten Ansicht ist, daß nicht alles darin von Philipp von Novara

herrührt. Er scheidet aus eine Reihe von annalistischen Notizen, die der Kompilator der *Gestes* (wie er selbst andeutet) in seine Vorlage eingestreut hat. Und er scheidet ferner aus eine Reihe von größeren Stücken, die ebenfalls aus dem Rahmen fallen, und die nach dem quellenkritischen Befund den *Gestes* ursprünglich gar nicht angehört haben. Die *Gestes des Chiprois* sind uns nämlich nur erhalten in einer Abschrift, die ein gewisser Johann le Miège im Jahr 1343 zu Kerynia (Kyrenia) auf Cypern angefertigt hat. Diese Abschrift aber enthält Interpolationen, die zum Teil aus der französischen Fortsetzung des Wilhelm von Tyrus (genannt *Livre du conquest* oder *Histoire d'Eracles*) stammen, und die in einer italienischen Übersetzung der *Gestes*, die im 16. Jahrhundert in die sog. Chronik des Amadi überging, fehlen. Schon Paul Richter hat in dieser Hinsicht auf die quellenkritische Bedeutung der sog. Chronik des Amadi hingewiesen. Im übrigen wäre für den Text der Memoiren Philipps natürlich die Abschrift der *Gestes* von le Miège zu Grunde zu legen. Leider war sie von ihrem derzeitigen Besitzer, einem ehemaligen Ingenieur in Piémont, der seltsame Begriffe von Wissenschaft zu haben scheint, in keiner Weise zu erhalten (vgl. Einl. S. XVI), sodaß Kohler auf die Ausgabe der *Gestes* von Raynaud und auf eine Abschrift der Abschrift le Mièges angewiesen war. Schon als Mas Latric und G. Paris 1906 eine (mir hier nicht zugängliche) Neuausgabe der *Gestes des Chiprois* veranstalteten, mußten sie sich auf die gleiche Weise behelfen (Kohler, Einl. S. XVII). Immerhin konnte so ein leidlicher Text hergestellt werden. Den Schluß der Ausgabe Kohlers bilden textkritische Noten, eine Zeittafel, ein gutes Namenregister, ein Glossar und zwei Karten (Syrien mit Palästina, Cypern).

Gießen. ROBERT HOLTZMANN.

Suchier, Birch-Hirschfeld: *Geschichte der französischen Literatur. Zweiter Band: Die neuere Zeit. Vom 16. Jahrhundert bis zur Gegenwart* von Adolf Birch-Hirschfeld. 2. neubearbeitete und vermehrte Auflage. 8°. IX und 511 S. Leipzig und Wien. Bibliographisches Institut 1913. Preis geb. 10,— Mk.

Es war ein glücklicher Gedanke des Verlags, die Geschichte der französischen Literatur von Suchier und Birch-Hirschfeld in der neuen Auflage in zwei von einander unabhängige Bände zu zerlegen. Die einzelnen Teile sind auf diese Weise erheblich handlicher geworden, und es können nun in den romanischen Seminarien gleichzeitig immer zwei Studenten sich in das gleiche Werk vertiefen. Ein nicht zu unterschätzender Vorteil für das Studium.

Die Darstellung selbst hat in der neuen Auflage eine beträchtliche Erweiterung erfahren. Von 403 Seiten in der ersten Ausgabe von 1900 ist sie auf 470 Seiten angewachsen. Hinzu kommen noch auf 30 Seiten von Birch-Hirschfeld für die gesamte Zeit zusammengestellte Literaturnachweise; eine sehr dankenswerte Ergänzung, die auf Vollständigkeit keinen Anspruch macht, aber dem Studierenden desungeachtet nützliche und erwünschte Hinweise auf die nächstliegendsten und unentbehrlichsten Hilfsmittel gibt. Die Erweiterung des Stoffes rührt hauptsächlich davon her, daß die Geschichte der Literatur, die in der ersten Auflage bis zum Jahre 1890 ging, nunmehr bis zur fast unmittelbaren Gegenwart fortgeführt worden ist.

Birch-Hirschfeld hat in seiner Darstellung eine höchst achtenswerte Leistung hervorgebracht. Es galt, einen ungeheuer reichen Stoff zu bewältigen, eine schier unübersehbare Fülle von Persönlichkeiten, Strömungen und Werken heranzuziehen, zu charakterisieren und zu beurteilen. Es galt, aus der Menge des Wissens von der kulturellen und literarischen Entwicklung das Wesentliche herauszusondern, das Minderwichtige beiseite zu lassen, damit es nicht als lästiges Gestrüpp die Wanderung auf den mühsam geschlagenen Wegen behindere. Die Darstellung, wie sie schließlich gedruckt, in Kapitel und Abschnitte eingeteilt, vor dem Leser daliegt, setzt eine ganz erhebliche Vorarbeit des Sammelns und Sonderns voraus.

Doch nach dieser Vorarbeit fragt der Leser nicht. Er kümmert sich — und mit Recht — nur um den gedruckten Text. Der Kritiker darf mehr sehen. Er sieht den endgültigen Text als die letzte, aus äußeren und inneren Gründen, auf die kürzeste Form gebrachte Formel und erkennt in dieser geistigen, nur mit Hilfe eines großen Wissens und eines sicheren literarischen Taktes zu leistenden Arbeit den eigentlichen Wert der Darstellung. Gewiß kann der mit Zeiten und Persönlichkeiten durch eigenes Studium vertraute Fachgenosse an manchen Stellen zu etwas anderen Auffassungen gelangen, gewiß möchte er manchmal etwas schärfer zeichnende Beiwörter, vielleicht würde er diese oder jene Inhaltsangabe etwas anders angelegt haben, aber kleine Abweichungen in Einzelheiten verhindern ihn nicht, die sichere und zuverlässige Art der Darstellung im ganzen zu würdigen, ja, nicht selten, die wohlgelungene und selbständige Herausarbeitung eines Gedankens, eines Eindrucks, eines Urteils zu genießen. Birch-Hirschfeld enthüllt sich in seiner Literaturgeschichte auch denen, die nicht als Studenten in seinem Hörsaal gesessen haben, nicht nur als Kenner der französischen Literaturgeschichte, sondern auch als Interesse erweckender, Schönheit und Gehalt aufzeigender Vermittler.

Wenn man die Fassungen der beiden Auflagen miteinander vergleicht, so merkt man bald auch an stilistischen Einzelheiten

die verbessernde Hand; erkennt man Abänderungen, die manchmal auch berechtigte Sinnesänderungen, bestimmtere und richtigere Urteilsfassungen sind.

Würzburg. WALTHER KÜCHLER.

Lombard, A. *L' abbé Du Bos, un initiateur de la pensée moderne* (1670—1742). Paris, Hachette, 1913. — VIII. 614 S.

Der Abbé Du Bos gehört zu den Persönlichkeiten, deren Stärke nicht in der künstlerischen Vollkommenheit und Abrundung, sondern allein in dem Ideengehalt ihrer Werke liegt. Mit unermüdlichem Eifer ist er in alle möglichen Gebiete des Wissens eingedrungen. Auch seine häufigen, in diplomatischem Auftrag unternommenen Reisen sind diesem Zweck in reichstem Maße zugute gekommen. Du Bos ist der Typus eines geistig interessierten, vorwärtsstrebenden Mannes, der die Welt gesehen hat, in den Kanzleien und an den Höfen Bescheid weiß und wissenschaftliches Streben mit höfischen Lebensformen vereinigt. Auch darin gleicht er so vielen Geistern seiner Zeit, daß Gemütsbewegungen bei ihm keine Rolle weiter spielen. Die herrliche Seite, die er über das Heimweh geschrieben, steht vereinzelt da („*Réflexions critiques sur la poésie et la peinture*" II. 14, S. 262. vgl. auch Lombard S. 78). „*L'esprit avait toujours été chez lui plus vivant que le coeur*", schreibt Lombard treffend S. 170.

Der kartesianische Rationalismus hat sich bei Du Bos mit der experimentierenden Methode verquickt, bis der englische Sensualismus seinem Denken die endgültige Richtung gewiesen hat. Dieser praktisch veranlagte Abbé ist ein Gegner jeder überlieferten Schulweisheit. Natürlich ist auch er ein Feind der „*vices*" seiner Zeit und bestrebt, sie auf dem Weg reformatorischer Maßnahmen beseitigen zu helfen. Aber sein Einfluß auf seine Zeitgenossen ist wenig fühlbar. Es fehlt ihm die gewinnende und bestrickende Form der Darstellung, der Voltaire zum guten Teil seine Erfolge verdankt. Zudem schweift Du Bos zu oft ab und verliert sich in geschichtliche Betrachtungen, unter denen die theoretische Tiefe und die politische und soziale Tragweite seiner Ideen Einbuße erleiden. In der Theorie ist er ein Lobredner der absoluten Monarchie, ihr zuliebe beugt er fast die geschichtlichen Tatsachen. Sein durchdringender Scharfblick löst die historische Betrachtung von moralischen und theoretischen Maßstäben, aber es gelingt auch ihm nicht, sich ganz von politischen Vorurteilen freizumachen.

Du Bos' Name ist mit der *Querelle des anciens et des modernes* aufs engste verknüpft. Alle anderen überragend, erhebt er sich zu der Auffassung, daß ein Kunstwerk als Schöpfung einer bestimmten Epoche gewürdigt werden müsse. Dem homme abstrait, wie ihn das klassische Zeitalter kannte, stellt er den Menschen

gegenüber, wie er aus bestimmten, stets wechselnden zeitlichen, physikalischen und klimatischen Bedingungen herauswächst. Nicht weniger umstürzlerisch wirkte seine stark sensualistische Theorie des Geschmacks. Maßgebend sind nach seiner Meinung für die Bewertung eines literarischen Kunstwerks nicht mehr die „Regeln", die diese oder jene Zeit aufstellt, sondern allein die seelischen Werte, die „*passion*", die ein Kunstwerk im Menschen auslöst.

Persönlichkeiten vom Schlage Du Bos' sind im 18. Jahrhundert in Frankreich die Regel. Der Leser kann sich nicht in ihr Werk hineinleben wie in etwas künstlerisch Abgeschlossenes, seelisch Erhebendes, sondern er muß mühsam verwickelte Gedankenfäden auseinanderlegen. Handelt es sich doch bei der Erforschung der Philosophie des 18. Jahrhunderts darum, nicht bloß die Ideen als solche herauszuheben, sondern weiter auch darum, den Einfluß dieser Gedanken auf andere darzutun.

Lombard steht in seinem Buch in der Hauptsache auf dem Standpunkt, daß er Du Bos' Gedanken als gegeben hinnimmt, sie also in ihrem Ursprung nicht weiter zurückverfolgt, dafür aber ihre Einwirkung auf andere zum Gegenstand ausführlicher und eindringender Untersuchungen macht. Er geht dabei mit großer Vorsicht zu Werke. Und doch kann ich mich manchmal nicht des Eindrucks erwehren, daß der Einfluß, den er dem Abbé Du Bos auf andere zuschreibt, zu weit hergeholt ist. Es handelt sich hier oft wohl mehr um einfache rapprochements, als um tatsächliche influences. Im Großen und Ganzen aber wird man Lombard bereitwillig beipflichten können und sich der Gründlichkeit freuen dürfen, mit der er sein Buch geschrieben hat. Der günstige Eindruck, den schon seine frühere Studie über Du Bos hinterlassen (vgl. diese *Zeitschrift* 36[2] (1910) S. 266 ff.), wird jetzt noch durch die vorliegende umfangreichere Arbeit erhöht.

Montesquieus Angriff auf Du Bos und einige abwehrende Bemerkungen bei Voltaire (vgl. S. 470) sind lange Zeit für die Beurteilung des gelehrten Abbé von Ausschlag gewesen. Alle — Zeitgenossen und sogar auch manche spätere Kritiker — haben in Du Bos eigentlich nur das gesehen, was sie sehen wollten. Damit hat schon Montesquieu angefangen, als er in ihm nur den Theoretiker würdigte und den emsigen Sammler vergaß (S. 475). Unter allen Schriftstellern des 18. Jahrhunderts war Voltaire derjenige, der Du Bos am meisten gerecht geworden ist (S. 332), aber seine gewohnheitsmäßig schwankenden Auslassungen haben eine einheitliche klare Würdigung nicht aufkommen lassen. Du Bos' Arbeitsmethode steht derjenigen Voltaires schroff gegenüber. Während Voltaire die Detailforschung verachtet und nach Möglichkeit zurückdrängt, ist Du Bos gerade im Detail groß. Die zahlreichen Einzelzüge, die er mit oftmals recht weit abliegenden anderen Einzelzügen geschickt zu verknüpfen versteht, liefern ihm das Rohmaterial, aus dem er seine Theorien zimmert. Er hält

nichts von den généralités oratoires, über die sich seine Zeitgenossen so alteriert haben (S. 393). Sein Einfluß auf Montesquieu ist unverkennbar (S. 472 ff.). Auch Gibbon hat viel von ihm gelernt (S. 484). Nicht minder erstreckt sich seine Einwirkung auf Italien (S. 348 ff.) und Deutschland (S. 351 ff.). Lombard hält nach allen diesen Richtungen Umschau. Sein Buch weitet sich zu einem dankenswerten Beitrag zur Ideengeschichte des 18. Jahrhunderts aus.

Marburg i. H. KURT GLASER.

Depken, Friedrich. *Sherlock Holmes, Raffles und ihre Vorbilder.* Ein Beitrag zur Entwicklungsgeschichte und Technik der Kriminalerzählung. (Anglistische Forschungen hgg. von Joh. Hoops, Heft 41). Heidelberg, Carl Winter, 1914. XI und 105 Seiten.

Diese Dissertation erschöpft bei weitem nicht, was sich aus dem interessanten Thema hätte holen lassen. Sie beschränkt sich im wesentlichen darauf, eine vergleichende Beschreibung der Novellen von Poe, Conan Doyle und Hornung zu geben, die Besonderheiten ihrer Technik, der Motive und Helden nebeneinander zu stellen. Die zusammenfassenden letzten Kapitel sind nicht das, was sie sein müssten. Kapitel IX: „Die Bewertung der Kriminalnovelle" zeugt von mancher Naivität in ästhetischen Dingen. Kapitel VIII: „Geschichtliche Entwickelung der Kriminalnovelle" bleibt zu sehr an der Oberfläche haften.

Von den Franzosen ist zum Vergleich nur Gaboriau herangezogen und auch er nur mit fünf Romanen, die Depken (recht willkürlich) als die wichtigsten bezeichnet. Da Depken darauf verweist, daß Conan Doyle Gaboriau gekannt hat und von ihm mehrfach angeregt wurde, ihm eine Reihe von Motiven und Zügen verdankt, hätte er sich auch in anderen Romanen umsehen dürfen, hätte z. B. in einem der interessantesten, in „Les esclaves de Paris" einen Gauner gefunden, der ein Doppelleben lebt und der ähnliche scharfsinnig analytische Begabung besitzt wie Dupin oder dessen blasses Abbild Sherlock Holmes, einen Menschen, der einmal prahlerisch, aber doch kaum übertrieben von sich sagt: ‚*Un os suffit à un anatomiste pour reconstruire . . . Je serais, moi, un piètre observateur si déduisant du connu à l'inconnu, je n'étais pas capable de rétablir l'histoire exacte des gens que j'étudie.*' Poes Dupin mag dabei Gaboriau vorgeschwebt haben, vielleicht aber auch einfach sein Landsmann Balzac, dessen Einfluß in „Les esclaves de Paris" deutlich sichtbar wird. Und das bringt auf das Kriminalerzählungselement in Balzacs Werk, das beträchtlich ist und beträchtlichen Einfluß ausgeübt hat, auf das Depken aber ebensowenig eingeht als auf den älteren Dumas oder Sue.

Und von Balzac aus hätte Depken dann wohl den Weg zu einem der Lehrmeister des jungen Balzac zurückgefunden, zu Cooper, dessen Namen man mindestens an einer Stelle mit großer Überraschung vermißt. Nämlich da, wo Depken von der bis in die kleinste Einzelheit genauen Beschreibung einer Person (des Täters) spricht, die intuitiv, bloß auf Grund von scheinbar nichtssagenden Indizien erschlossen wird. Depken meint mit Recht, das sei eines der wichtigsten Motive in der modernen Kriminalnovelle (jedenfalls ist es das modischeste und darum am häufigsten verwendete) und er zitiert nun allerhand, um zu zeigen, welche Vorgänger Poe in dieser Erfindung gehabt hat, so den Zadig Voltaires mit seinen divinatorischen Fähigkeiten, Hauffs Juden Abner, ein orientalisches Märchen und einen Missionärbericht über die erstaunliche Vervollkommnung solcher Gaben bei den Rothäuten. Aber warum denn nicht den Klassiker der Indianergeschichte Cooper, den Poe und seine erheblich ärmeren Erben vermutlich nicht weniger kannten als Voltaires Romane oder orientalische Märchen und der doch nicht weniger Verblüffendes zu erzählen weiß als der Missionär de Charlevoix? Warum zitiert er nicht die Szenen aus „Der letzte Mohikaner", wo Unkas, Chingachgook und Lederstrumpf soviel aus den Mokassinspuren, aus gespreizten Zehen, Gewicht auf der Ferse usw. lesen? Oder die Szenen aus dem allerdings viel später erschienenen „Wildtöter", wo Lederstrumpf das verborgene Boot im Baum aufspürt und und Chingachgook ganz im Geist von Dupins Verfahren in „The purloined letter" und den Doyleschen Nachahmungen dieser Novelle den vergebens gesuchten Truhenschlüssel entdeckt?

Was die verlockendste Aufgabe der Arbeit gewesen wäre, das wird nur nebenbei und flüchtig behandelt: zu verfolgen, wie im 19. Jahrhundert die Kriminalerzählung zu einer der verbreitetsten Gattungen der Unterhaltungsliteratur wird und welche Wandlungen sie dabei durchmacht. Die wachsende Beliebtheit der Kriminalerzählung, die ihre fernen Ahnen natürlich im Abenteurer- und Schelmen-Roman, also in der realistischen Literatur des 17. und 18. Jahrhunderts hat, hängt zunächst mit der romantischen Mode zusammen. Nicht umsonst ist die Kriminalerzählung in Frankreich in ihren Anfängen rein romantisch aufgefaßt, so wie sie etwa bei Balzac, Dumas oder Sue begegnet. Interessieren tut der Verbrecher als solcher oder in weiterem Begriff der Geächtete, von der Gesellschaft Ausgestoßene, und die Art, wie er sich der immer ungerechten Gesellschaft gegenüber behauptet, ihr Streich um Streich spielt und sich rächt. Diese Literatur hat betont philosophische, philantropische, sozialistische Färbung oder hüllt sich wenigstens in derartige Ansprüche. Ihre Wirkung geht vom Stoff selbst aus, das Geheimnis ihres Erfolges liegt in den Aufregungen und der Spannung, in die sie den Leser wirft. Was vorherrscht, ist das Mitleid mit dem Verbrecher, der in höherem,

über menschlich bornierte Justiz erhabenem Sinn meist als nichtschuldig gelten kann, die Angst, er möchte entdeckt und von der plumpen und blinden Maschine des Gesetzes zermalmt werden. Den gewaltigsten Kriminalroman dieser Art dürften Victor Hugos „Les misérables“ bedeuten.

Inzwischen schreibt drüben in Amerika Poe seine knappen Novellen. Auch ihre Wirkung ist stofflich, aber auf andere Weise. Auch sie sind mit Spannung geladen, aber die Spannung ergibt sich nicht aus äußerlich bewegten, aufregenden Abenteuern und Gefahren. Der romantische Nimbus um den Verbrecher ist verschwunden; auf die sentimentalen Wirkungen, die sich aus ihm holen lassen, wird verzichtet. Es handelt sich vor allem um Aufklärung einer Tat. Der Täter interessiert nicht menschlich um seiner selbst willen, sondern nur als Urheber der Tat. Und die Aufklärung der Tat wird zu einem reinen Spiel des Scharfsinns, fast zu einem wissenschaftlichen und mit wissenschaftlichen Methoden angepackten Problem. Den Täter ermitteln, heißt ungefähr dasselbe, wie eine zunächst unleserliche Geheimschrift entziffern. Die Jagd nach dem Verbrecher vollzieht sich nicht mehr materiell, nicht mehr als das Hetzen einer Meute hinter dem Wild, wobei es das wichtigste ist, schnelle Beine, ausdauernde Lungen zu haben und das Terrain gut zu kennen. Sondern die ganze Jagd vollzieht sich im Gehirn eines Menschen, der wie Dupin oder Sherlock Holmes in seinem Zimmer von Schluß zu Schluß zu der zwingenden Folgerung gelangt: die Tat muß aus den und den Motiven geschehen sein, als Täter muß das und das Individuum in Betracht kommen, das so oder so aussieht. Wenn man sich den Gegensatz zwischen der Kriminalerzählung älteren Stils und der von Poe in Spannung, Fragestellung usw. recht deutlich veranschaulichen will, dann denke man an die Art, wie Dupin das Rätsel des Mordes in der Rue de la Morgue entschleiert, und denke daneben an ein berühmtes Kapitel in den „Misérables“, an die Szene, wo Javert mit Polizisten und Soldaten auf Jean Valjean Jagd macht und wo Jean Valjean in eine Sackgasse ohne Ausweg gedrängt, rettungslos verloren scheint, bis er das Wunder vollbringt, nicht bloß für sich eine hohe steile Gartenmauer zu erklimmen, sondern auch die kleine Cosette hinüber zu retten.

Bei Gaboriau findet man überwiegend die Rezepte der älteren Kriminalliteratur verwertet, freilich nicht ausschließlich. „Le crime d'Orcival“ zum Beispiel, in den ersten Kapiteln, solange Lecoq sich die Erkenntnis erarbeitet, daß nur der Gatte der ermordeten Schloßherrin der Mörder sein kann, weist ganz in die Richtung Poes und seiner Nachfolger. Conan Doyle dagegen zehrt in der Hauptsache von Poe, den er schamlos, mit einer stets ans Plagiat streifenden Ungeniertheit, aber mit unleugbarem Geschick ausschlachtet. Sein Sherlock Holmes ist nichts weiter als die breite Ausspinnung der Möglichkeiten, die in Dupin

schlummern und die Poe sich an wenigen Fällen darzutun begnügt hat. Das hindert aber Conan Doyle nicht, auch auf alle Aufregungen und Spannungen der älteren Kriminalerzählung zurückzugreifen, um sein Publikum zu fesseln. Man könnte sagen: er veredelt die Kolportage-Kriminalliteratur, indem er etwas Poeschen Geist hineintropft, und macht Poe gemein, indem er ihn für den gewöhnlichen Leser mit gewöhnlichen Effekten, selbst mit Schauereffekten gewöhnlichster Sorte durchsetzt. Ein Beispiel aus Dutzenden: die unheimliche Schlußszene im Moor in „The hound of the Baskervilles", wo kein Mittelchen vergessen ist, um gruseln zu machen.

Und Hornung endlich klatscht sowohl Poe als Conan Doyle ab, den letzteren entschieden mehr. Vor allem aber schwenkt er um und nimmt die beliebteste Wirkung der verflossenen Literatur wieder auf: er stellt den Verbrecher in den Vordergrund, der über Gesellschaft und Polizisten triumphiert und der ebenso interessant wie sympathisch ist. Nur modernisiert er ihn in seiner Technik und in seinem Wesen, schildert ihn als den Mann, der sein Handwerk der Zeit angepaßt hat und der vom Scheitel bis zur Sohle englischer Weltmann und Sportsmann bleibt, nicht bloß Raffles in London, sondern auch Stingaree in der australischen Wildnis. Literarisch betrachtet, steht Hornung noch tiefer als Conan Doyle, etwa auf der Stufe der jüngsten Fabrikanten von Detektiv- und ähnlichen Geschichten wie Gaston Leroux in Frankreich. Jedenfalls hat von Poe abgesehen, der sich an solchen Stoffen nur gelegentlich versuchte, und von Balzac und V. Hugo abgesehen, in deren Kriminalromanen das eigentliche Kriminalelement nur eins unter vielen andern ist, keiner aus der Reihe der Schriftsteller, die hier aufzuzählen sind, ein Buch geschaffen, das zu besserem taugte, als langweilige Stunden in der Eisenbahn totzuschlagen.

Dresden. H. HEISS.

Zimmer, Felix. *Studien zur Romantechnik des Abbé Prevost.* Leipziger Dissertation 1912. 61 S. 8⁰.

Seit den grundlegenden Werken von Harisse (1896) und Schroeder (1899) ist keine Arbeit über den Dichter der „*Manon Lescaut*" erschienen, obwohl dessen bewegtes Leben und vielbändiges literarisches Vermächtnis für Einzeluntersuchungen noch reichlich Raum läßt. Zimmer beschäftigt sich in seiner Dissertation mit der Romantechnik des Abbé Prevost. Er gibt zunächst in einem einleitenden Kapitel einen Überblick über sein Schaffen nebst gut brauchbaren Inhaltsangaben seiner Romane, in welche er sich mit vieler Geduld und Gewissenhaftigkeit vertieft und die er für seine Zwecke sorgfältig excerpiert hat. Er geht sodann zu seinem eigentlichen Thema über. Unter den von dem Abbé verwendeten technischen Mitteln unterscheidet er vier Konstruk-

tionsmotive (besser vielleicht „Hauptmotive"): Liebe, Reisen, Erziehung und Intrigue, und 19 Einzelmotive („Nebenmotive"): Räuberische Überfälle, Entführungen, Gefangenschaft, Rettungen etc. Das Vorkommen aller dieser Motive wird durch zahlreiche Beispiele belegt. In derselben Weise behandelt der Verfasser dann die Charaktere, die Führung der Handlung, die Diktion u. a. m. Die fleißige Arbeit verdient gewiß Anerkennung, eine andere Frage ist allerdings, ob sich diese Art der Bearbeitung oder Verarbeitung eines Gegenstandes überhaupt rechtfertigen läßt und ob es einen Sinn hat, das Schaffen eines Dichters so zu zerfasern und in ein derart pedantisches System zu zwängen? Jeder Leser wird bedauern, daß dieses reiche Material in so wenig ansprechender Form behandelt ist.

Wien. WOLFGANG VON WURZBACH.

Schiebries, Friedrich. *Victor Hugos Urteile über Deutschland.* Königsberger Dissertation 1914. 87 S. 8⁰.

Das Thema der vorliegenden Dissertation besitzt etwas aktuelles Interesse, da der Verfasser die Ansichten eines der größten französischen Dichter des XIX. Jahrhunderts über Deutschland und die Deutschen bespricht. Victor Hugos Ansichten sind stets die eines Dichters, der nur einen kleinen Teil Deutschlands aus eigener Erfahrung kannte, der der deutschen Sprache nicht mächtig war, der nur äußerst dürftige historische Kenntnisse besaß und dessen Phantasie jeden empfangenen Eindruck alsogleich ins Gigantische oder Groteske verzerrte (man vgl. seine „*Burgraves*"). Die ersten Aufzeichnungen dieser Art stammen aus den Jahren 1839—41, wo Victor Hugo den Elsaß, die Rheinlande und die Schweiz bereiste; sie finden sich in dem Buche „*Le Rhin*". Die letzten sind unter dem Eindruck der Ereignisse von 1870—71 geschrieben und stehen in den Gedichten der „*Année terrible*". — Der Verfasser teilt seinen Stoff in vier Kapitel. Zu dem I. (Victor Hugos Schilderung von Land und Leuten in Deutschland) ist vom literarhistorischen Standpunkt wenig zu bemerken. Es enthält im wesentlichen nur Auszüge aus „*Le Rhin*". Das II. (Schilderung literarischer und historischer Persönlichkeiten) und III. Kapitel (Deutscher Einfluß auf Victor Hugos Werke) sind etwas dürftig ausgefallen. Dies zeigt schon der Umstand, daß von Victor Hugos Werken außer den „*Burgraves*" und dem Märchen „*Le beau Pécopin et la belle Bauldour*" nur drei Gedichte aus der „*Légende des siècles*" besprochen werden. Der Schwerpunkt des deutschen Einflusses auf Victor Hugo liegt entschieden in seinen Jugendgedichten und in seinen Dramen, die angefangen von „*Cromwell*" und „*Hernani*", die Einwirkung Schillers an unzähligen Stellen verraten. Biré, dessen Bücher für die Beurteilung der Persönlichkeit und des Schaffens Victor Hugos so grundlegend

sind und die vom Verf. leider fast gar nicht herangezogen werden, enthalten diesbezüglich eine Menge von Material. Dort findet man (*II.* 13) auch eine höchst interessante Stelle aus Turgenjews Erinnerungen hgg. v. Pavlovsky S. 66. (Vgl. Zeitschr. f. vergl. Literaturgesch. XVII. 250 V. Hugos Worte: „*Je ne connais pas Goethe, mais j'ai lu Schiller; c'est la même chose*".) Das IV. Kapitel bringt Victor Hugos Gedanken über die Weltstellung Deutschlands, seine Stellung zu Frankreich usw. Was man von des Dichters stets wechselnden politischen Glaubensbekenntnissen zu halten hat, ist seit Biré gleichfalls sattsam bekannt. Wenn wir ihm selbst glauben, sah er das Heil Europas und die Garantie für den Weltfrieden in einer Allianz Frankreichs und Deutschlands, allerdings unter Verallgemeinerung der französischen Sprache und Zuweisung des Elsaß an Frankreich. — Der vorliegenden Arbeit ist ihr Verdienst nicht abzusprechen, sie läßt aber jene umfassenden literarhistorischen Kenntnisse vermissen, welche zur Behandlung eines solchen Themas notwendig sind. An Druckfehlern ist kein Mangel (*Berenger* S. 7, 8; *Melencolia* S. 45).

Wien. WOLFGANG VON WURZBACH.

Bibliothèque française. XVII. siècle. Paris, Librairie Plon. Prix 1.50.

1. *La Rochefoucauld. Textes choisis et commentés* par Georges Grappe. kl. 8. 298 S.
2. *Mme de Sévigné. Textes choises et commentés* par Me. Mary Duclaux. kl. 8. 292 S.
3. *Me de Girardin. Textes choisis et commentés* par Jean Balde. kl. 8. 355 S.

Die vorliegenden Biographien heben sich vorteilhaft ab von der herkömmlichen Schablone ähnlicher Sammlungen. Sie wollen sich wesentlich unterscheiden von den hergebrachten Handbüchern der Literaturgeschichte, die oft nichts anderes sind, als entweder ein Massengrab halbvergessener Autorennamen und ein Schiffskatalog ganz vergessener Büchertitel, oder die unsere Aufnahmsfähigkeit mit so viel ästhetischen Theorien verschwemmen und verschleimen, daß sie uns den Weg zur Vertrautheit mit den Quellen der Dichtung, mit den schöpferischen Geistern eher verlegen als bahnen. Die Herausgeber der obigen Klassikerausgabe aber gehen von dem richtigen Grundsatze aus, daß man in diesem Falle dem Dichter nicht oft genug das Wort verleihen könne und daß der Biograph als diskreter Begleiter zurückzutreten und sich darauf zu beschränken habe, die ausgiebigen Proben durch einen verbindenden, den Werdegang des Dichters und seiner Werke erklärenden Text zu begleiten. Die einzelnen Autoren verzichten

trotzdem nicht darauf, die Ergebnisse ihrer eigenen Studien an passenden Stellen anzubringen. Diese scheinen uns bedeutend genug, um auf dieselben hier wenigstens kurz hinzuweisen.

1. In der seelischen und geistigen Entwicklung La Rochefoucaulds weist Grappe der eifrigen Lektüre von d'Urfés *Astrée* einen ganz hervorragenden Rang an. Er ist sogar geneigt, seinen abenteuerlichen Entführungsversuch der Königin, den Grappe im Gegensatz zu V. Cousin und anderen Biographen ernst nimmt, davon herleiten zu sollen. Er glaubt ferner trotz der starken Gegenargumente Cousins und L. Battifols, daß zwischen LRF. nnd der Chevreuse eine „absolute Intimität" bestanden habe. Er hält auch das herausfordernde Benehmen LRF.s dem Kardinal Richelieu gegenüber für glaubwürdig. Die Rückkehr LRF.s nach Paris nach dem Tode Richelieus möchte er auf seinen Ehrgeiz und nicht auf seine Rückberufung von Seiten der Königin zurückführen. Im Gegensatze zu Bayle, der LRF. als Geschichtsschreiber über Caesar und zu Amelot de la Houssaye, der ihn Tacitus an die Seite stellt, hält Grappe dafür, daß er eher Sallust zu vergleichen sei. Naturgemäß geht Grappe besonders auf die „*Maximes*" ein. Er ist der Ansicht, daß LRF. diese schon während seiner Zurückgezogenheit in Verteuil skizziert habe. Er hat in ihnen viele Ergebnisse seiner persönlichen Lebenserfahrung generalisiert und wie andere Häupter der Fronde für seine Sünden die allgemeine Verderbtheit der menschlichen Natur verantwortlich machen wollen. Er ist mehr eine Mischung von einem Alceste und Philinte als ein reiner Misanthrop. Er schildert die menschliche Schlechtigkeit, ohne sich über sie zu entrüsten, denn er ist mehr ein Amoralist. Er zieht nicht ohne Schadenfreude die dünne Decke von den Illusionen, ohne die die menschliche Gesellschaft einmal nicht bestehen kann. Grappe scheint aber übersehen zu haben, daß LRF. seine *Maximes* nicht ohne Vorbehalt läßt, daß er Ausnahmen zugibt und sie öfter durch einschränkende Worte wie *le plus souvent*, *la plupart du temps*, *d'ordinaire* abschwächt. Es gibt übrigens unter ihnen auch solche, die einen weniger einseitigen, weniger verbitterten, ja sogar einen versöhnenden Charakter tragen. Daß LRF. einer rückhaltlosen Anerkennung menschlicher Größe und den Gefühlen reiner Rührung nicht ganz unzugänglich war, beweist auch eine Briefstelle der Me. de Sévigné, in der sie anläßlich des Todes Turennes schreibt: *M. de la Rochefoucauld pleure lui-même en admirant la noblesse de ce sentiment* (9. August 1675). Es ist auch nicht richtig, daß die *Maximes* 1665—1680 erschienen; vielmehr erschien die letzte von LRF. revidierte 5. Ausgabe 1678. Dagegen wird die Meinung Grappes richtig sein, daß der angebliche mildernde Einfluß der La Fayette auf die *Maximes* sehr überschätzt worden ist, da diese Frau in La Rochefoucauld's späteren Lebensjahren nicht mehr viel über ihn vermocht und er auch ihr gegenüber sein innerstes Wesen verschlossen habe. Er hätte als Stütze seiner Ansicht be-

sonders noch anführen sollen, daß die La Fayette eine (vom Grafen d'Haussonville 1890 in der *Rev. des deux mondes* veröffentlichte) Gegenschrift zur Zurückweisung der „*Maximes*" geschrieben und daß sie einige seiner allzu scharfgeschliffenen, mehr geistglitzernden als wahren Aussprüche als *galimathias* und *colifichets* bezeichnet hat. Mit Grund findet Grappe den von andern nicht genug berücksichtigten Umstand auffallend, daß der mindestens religiös indifferente LRF. den jansenistischen Salon der Sablé besuchte, der ihm schon durch die Anwesenheit der Longueville, seiner ehemaligen Maitresse, zuwider sein mußte. Noch überraschender ist es, daß LRF. seine 1660—1665 mit der Sablé unterhaltene intime Korrespondenz plötzlich abbricht, obzwar diese Dame erst 1678 starb. Er findet hierfür keine sichere Erklärung. Grappe will sich auch nicht dazu einverstehen, die Beziehungen LRF.s zur La Fayette als eine durch ein schönes Mitleid geheiligte Liebe einer bisher unverstandenen Frau zu einem von innerer Zerrissenheit und Weltekel heimgesuchten Manne anzusehen. LRF., so meint Grappe, sei mit vorrückendem Alter immer sinnlicher geworden und habe in der Liebe der Geschlechter immer mehr einen bloß physiologischen Vorgang erblickt. Er war damals mit seinen 50 Jahren, wie er sich selbst berühmt, noch sehr „jung" und noch so tüchtig auf dem Damm, daß er drei Jahre wieder in der Armee auftaucht, also anscheinend nicht danach angetan, sich mit einem platonischen Verhältnisse zu begnügen. Diese Auffassung werde auch dadurch gestützt, daß die La Fayette 1665 erst 31 Jahre alt und geneigt war, dem, den sie liebte, sich ganz hinzugeben. Ihre rationalistische Weltanschauung ließ sie ja über religiöse Bedenken und die öffentliche Meinung leicht hinwegkommen. Sie war nach Grappe gar nicht die Literaturheilige, die *figure de vitrail*, als die man sie hinstellen wollte. Hier scheint uns Grappes Urteil einer genügenden Beweisführung doch vorausgeeilt zu sein und die Gegengründe zu leicht genommen zu haben. Zugegeben, daß der Widerruf der La Fayette ihrer bei einem Besuche des Grafen von Sain-Paul entschlüpften Geständnisse eher gegen als für sie spricht. Es geht aber doch nicht an, das Zeugnis der Scudéry, die das Verhältnis LRF.s zur La Fayette als „sehr ehrenhaft" bezeichnet, so gering anzuschlagen. Auch die mehrfach bezeugte hohe Aufrichtigkeit der La Fayette fällt schwer ins Gewicht. Noch bedeutsamer ist der Umstand, daß sie zu jener Zeit schon von einem schweren Frauenleiden befallen war, das sie „schlaff und hinfällig" machte. Diesen Gründen gegenüber wird die von Grappe übernommene Angabe Bussy-Rabutins, als habe die La Fayette sich im Sinnestaumel so weit vergessen können, als hinfällig bezeichnet werden dürfen. Erwähnenswert ist, daß nicht erst d'Houssonville, sondern schon Barbier 1856 entdeckt hat, der Gemahl der La Fayette sei erst 1684 gestorben. Die Bezeichnung LRF.s durch Grappe als einen Skeptiker und Nihi-

listen, als einen trotz seines Charmes in der Gesellschaft hartgesottenen Selbstlings wird man unterschreiben können. Es wird aber auch wahr bleiben, daß, wenn man das Wesen einer so komplizierten Natur verfolgen will und hierfür eine Formel gefunden zu haben meint, sofost wieder zahlreiche, neue, der Beantwortung harrende Fragen auftauchen. —

2. H. Grimms Ausspruch, der Brief sei eigentlich überhaupt die den Frauen bestimmte Literaturgattung, und was sie schreiben, sei eigentlich ein Brief, immer an eine bestimmte Adresse gerichtet, hat sich besonders in Frankreich bewährt. Frau von Sablé und die Gräfin von Maure, die miteinander eifrig Briefe wechselten, obgleich sie Tür an Tür nebeneinander wohnten, werden in dem zeitgenössischen Roman *Histoire de la princesse de Paphlagonie* sogar als Erfinderinnen des Briefstils angegeben. Richtig ist es, daß mehrere Frauen des 17. Jh. in Frankreich dieses Verdienst für sich in Anspruch nehmen dürfen. Me de Soges hat sich hierin zuerst hervorgetan, Me. de Sablé, Me. de Maure, Me. de Longueville und Me. de Choisy haben diese Kunst fortentwickelt und Me. de Sévign' hat sie zum Gipfel der Vollendung gebracht und sich durch ihre Briefe als Verfasserin *libri unius* (ähnlich wie La Bruyère) Unsterblichkeit erworben. Die fleißige und anspruchslose Arbeit der Frau Duclaux ist mit mancher geistvollen Bemerkung gewürzt. Recht ansprechend ist es z. B., wenn sie die auffällige Intimität zwischen dem frivolen Lebemann Fouquet mit den angesehensten Jansenisten, den Arnauds und Sévign's mit der so auffälligen, politischen Bettgenossenschaft vergleicht, die die Affaire Dreyfus und der Boulangismus in neuester Zeit zustande gebracht haben, wenn das Burgverließ Pignerol in Savoyen, in das Fouquet geworfen wurde, der berüchtigten Teufelsinsel an die Seite gestellt wird. Recht ansprechend ist auch ihre Vermutung, daß das Verhältnis der Gräfin Grignan zu ihrem Schwager und des letzteren tragisches Ende der Frau von La Fayette die Anregung zu ihrem berühmten Romane „Die Prinzessin von Cleve" gegeben habe, wenn dieser Roman auch erst acht Jahre später erschien. Sie wird auch das richtige getroffen haben, wenn sie die Sévigné als eine christliche Deterministen und ihre Tochter als eine innerlich überzeugte Anhängerin Descartes, die neben den hochzuhaltenden ewigen Wahrheiten provisorische, vergängliche Wahrheiten zuläßt, bezeichnet. Es hätte nur noch gesagt werden müssen, daß auch die Sévigné Descartes System kennen lernen wollte, daß sie aber die Philosophie für ein Spiel nahm und meinte, man könne sich seine Lehre aneignen, wie man etwa Lombre erlernt. Die Angabe, daß der Graf d'Haussonville die Entdeckung gemacht habe, daß der Gemahl der La Fayette erst 1684 gestorben sei, ist nach unserer Notiz in dem vorangehen-Referate richtig zu stellen. —

3. Frau von Girardin wird selbst in den größeren Handbüchern

der französischen Literatur ganz übergangen, während ihrem Gemahl immerhin ein Plätzchen eingeräumt wird, obschon dieser sich nur durch seinen raffinierten Geschäftssinn als Zeitungsmann, durch die Erfindung des Feuilletonromans und seine Begründung der reklamehaften Annonce hervortat. Und doch zeigt sich sowohl in ihren Feuilletons als in ihren Lustspielen eine Feinheit der Beobachtungsgabe, eine Kunst der Kleinmalerei, eine genaue Kenntnis der verschiedenen Milieus, die nur durch ihre Meisterschaft in der mündlichen Konversation übertroffen wurde. Es fehlt ihr allerdings die schöpferische Phantasie und ihre Verstrickung im Konventionellen läßt in ihren Werken das Unmittelbare und Urwüchsige nicht aufkommen. Selbst ihren berühmten Briefen wirft der von ihr am meisten geliebte Lamartine vor, daß sie noch immer „zu viel Geist enthalten". Aber schon die hervorragende Rolle, die diese Vertreterin der *École du bon sens* in der Literaturrenaissance, die sich um 1820 vollzog, gespielt hat und die getreue Chronik derselben, die sie als Kennerin der Epoche mit ihrer Feder wiedergibt, sichern ihr größere Beachtung. Ihre Briefe berühren überdies so viele noch heute aktuelle Themen, daß wir Jean Balde es nur zu danken wissen, daß er uns eine eingehende Biographie dieser vornehmen Persönlichkeit geboten hat.

JOSEF FRANK.

Hommage a Mistral. (*Le Feu*, 10e année.) Paris. G. Oudin & Co. 1914. 136 S.

Die Trauernummer des „Feu" vom verflossenen Mai ist ein stattliches schwarz umrändertes Bändchen, das als Motto Mistrals selbstgewählte Grabschrift trägt:

Non nobis, Domine, non nobis,
Sed nomini tuo
Et Provinciae nostrae
Da Gloriam!

Wir haben es mit einer eigenartigen, sinnigen Publikation zu tun, die von tiefer, spontaner Trauer und durchdringendem Verständnis für Mistrals Lebenswerk das schönste Zeugnis ablegt. Ich bin dem jungen Dichter Joseph d'Arbaud, der das Erbe des Meisters von Maiano in der Provence angetreten hat,[1]) aufrichtig dankbar, daß er in seinen Bemühungen, meinen Schmerz um den Verlust Mistrals zu lindern, mir u. a. auch dieses kleine felsenfeste Ehrendenkmal für den großen Toten übersendet hat. Leider hat der Ausbruch des Krieges mich gehemmt, ihm in gebührender Form für diesen erneuten Beweis wahrer Freundschaft zu danken.

[1]) cf. *Le Quotidien* (7. avril 1914). *Si le Félibrige doit être sauvé, il le sera par un jeune poète provençal qui vient de se révéler avec un chef d'oeuvre: Joseph d'Arbaud, le chantre du „Laurier d' Arles."* (Charles Formentin).

Die Anordnung des Inhalts dieser Trauerkundgebung ist großsinnig und eigenartig. Auf den ersten Blättern finden wir in kleinen Rubriken Aussprüche und Urteile verzeichnet, die als sorgsame[2]) Auswahl einer Reihe französischer und ausländischer Zeitungen entnommen sind, die sich in kürzeren und längeren Nachrufen zum Tode Mistrals geäußert hatten. Ich hebe nur drei dieser Zitate hervor, obwohl alle lesenswert und zu beherzigen sind. Das eine enthält einen Ausspruch aus den letzten Tagen des Dichters, der, von salomonischer Weisheit durchtränkt, die Nichtigkeit alles irdischen Prunkes illustriert. Diese Äußerung hat namentlich das Ausland sich nicht recht zu deuten verstanden; zu seiner richtigen Deutung bedurfte es fast der persönlichen Kenntnis der schlicht-vornehmen Lebensanschauung des Dichters. Deshalb ist es dankbar zu begrüßen, daß Jean Fournel in *La Revue Française* diese Worte Mistrals mit einer kurzen Erläuterung anführt: „*Je voudrais m'en aller au cimetière avec derrière moi un troupeau de moutons et mes deux chiens à mes côtés.*“ *Cette parole est la plus belle affirmation du dédain de Mistral, du poéte des pâtres et des habitants des mas pour les prompes officielles, si prodiguées de nos jours.* Das zweite Citat stellt eine anfechtbare aber lehrreiche Parallele mit Victor Hugo auf: *Le grand poète de la France contemporaine, ce n'est pas Victor Hugo c'est Frédéric Mistral . . . . . La poésie découle de la vie, mais la vie peut être modifiée par les poètes: c'est le circuit de l'incantation. Or Hugo a contribué au trouble, à la confusion. Au lieu que Mistral, par son influence souterraine mais décisive, a travaillé à refaire un monde. L'amour de Hugo, pour la ruine avait ces motifs, psychologiques. En dépit de ses prosopopées boursouflées . . . . . il était orienté vers le négatif et la guerre civile. Son pacifisme jetait des brandons. Chez Mistral, tout est positif, tout est affirmation et reviviscence. Jl distribue miraculeusement le pain et le vin. (Leon Daudet, L'Action Française.)* An dritter Stelle citiere ich die vom *General* (!) *Cherfils* im *Echo de Paris* veröffentlichte Charakteristik Mistrals, die ihn (seltsame Ironie in den gegenwärtigen Kriegszeiten) als geistigen

---

[2]) Leider ist die schöne Würdigung der segenwirkenden Persönlichkeit Mistrals im *Figaro* (jeudi 26 mars 1914) von meinem lieben ehemaligen Studienfreunde André Beaunier unbeachtet geblieben. Ich zitiere aus diesem Artikel, der die schlichte Überschrift: *Frédéric Mistral* trägt, wenigstens folgende Stelle, deren aufrichtige Wehmut doppelt für die düstere Gegenwart gilt: *La vie de Mistral est si belle qu'on se prend à songer à elle avec un sentiment de plaisir, — même si l'on s'attriste de savoir qu'il est mort, — en ces moments où nous sommes et où tant d'ignominie assiège l'imagination Dans cette boue que l'actualité remue autour de nous, est-ce que nous n'avons pas envie de croire que la fin de l'univers est proche? . . . Mais, non: hier, encore, le poète de Maillane florissait parmi nous; et, parmi nous, il évoquait les plus beaux âges de l'humanité qui prélude.*

Mehrer[3]) des französischen Reiches preist: *Les crépuscules succèdent aux aurores, les siècles seront le limon de l'oubli pour les monuments de la sottise et de la vanite: un nom restera dans le vent qui incline les foules, debout dans, la vénération des âges, un nom retentissant comme celui d'Homère, un nom de conquérant pacifique, celui d'un paysan de Crau qui fut roi de l'âme, provencale, d'un thaumaturge qui, aux accents de son verbe radieux, a ressuscité mieux qu'une langue morte, les sèves assoupies de la terre de France, et un royaume mutilé, «le plus beau après celui du ciel.»*)

Der Blütenlese aus Nachrufen für den Toten (die haushälterisch in den engen Raum der mit Annoncen angefüllten Spalten eingestreut ist) folgt ein symbolischer Grabschmuck: *La Couronne des Reines*, von der Hand der Feliberköniginnen Thérèse Boissière (der Tochter Ronmanilles), *Na Mario Gasquet*, *Magali de Baroncelli* und Margarete Priolo[4]) aus dem Schatz liebevoller Erinnerung zusammengefügt. Die Tochter Roumanilles, mit deren Kindheitserinnerungen Mistral unauflöslich verbunden ist, gedenkt der Tage, da sie mit dem verstorbenen Gatten im fernen Orient weilend, das Heimweh nach der Provence mit Mistrals Liedern einlullte. Ihre Wehmut gipfelt in dem vielsagenden Bekenntnis: *Vous savez qu'il a été mêlé à toutes mes joies, qu'il a partagé toutes mes peines et que je lui dois ce qui a été mon lot de bonheur dans ma pauvre vie.* Na Mario Gasquet berichtet u. a. von einem unvergeßlichen Augenblick ihrer Jugendzeit, in dem Mistral sie gefeit hat für den kommenden Ernst des Lebens *au valoun de San Clergue à San Roumié*, vor einem gewaltigen Felsblock, den sie nach antikem Brauche auf sein Geheiß mit köstlichem Weine besprengt hatte: *Pèr que demau vangue la peno de lou viéure fau lou jougne à tout ço que nous au leissa li Rèire; sènte toujour, enfant, que lou presènt déu liga l'aveni au passa. Que Diéu te garde la remembranço de touti li lume qu'au lusi.*"

Magali de Baroncelli hat im Anschluß an *Mirèio* ein klangvolles Sonnett: *La Mort ei la Vido* gewidmet.[5])

---

[3]) Gleich Gaston Paris. Auch für Mistral gelten die Worte, die Prof. H. Morf am 9. März 1903 dem toten Lehrer und Freunde widmete: Die erleuchtenden und erwärmenden Strahlen, die von ihm ausgegangen sind, werden noch lange führen und erquicken, und noch vieler Augen und Herzen seinem Lande zuwenden, dem er durch seine Person so viele Bewunderung und Sympathie geschaffen hat als ein großer Mehrer des Reiches. (Aus Dichtung und Sprache der Romanen, Straßburg, Trübner, 1903, p. 539.)

[4]) Die Reihenfolge der Feliberköniginnen ist folgende: Dono Mistral, Dono Boissière, Dono Joachin Gasquet, Dono Francès de Croisset, Madamaisèlo Magali de Baroncelli-Javon, Madamaisèlo Margareta Priolo (die zuletzt gewählte).

[5]) *E lougrand mot que l'ome óublido,*
Veleici. La mort es la vido! (Mirèio, Cant X.)

Die erst seit kurzem in ihr siebenjähriges Reich der Schönheit und der Poesie eingezogene Margarete Priolo, die als letzte der Kuß des Dichters geweiht hat, bekräftigt mit einem feierlichen Schwur, daß sie treu für die anvertraute Frist, gleich der antiken Vestalin, die heilige Flamme der Dichtung am Herde des Felibertums behüten wolle: *Durmetz en patz jous lous rais de la gloria, del temps que ieu, coumala vestala antica, velharai sus lou fougier; ma ma prouteja sa flama qu' atison las alas flou-tejantas de moun barbichet.*

Auf den Kranz, von schönster Frauenhand geweiht, folgt siebenstrahlig, wie der Wahrstern der Feliber, die Charakteristik des Lebenswerkes des Dichters, soweit es ersichtlich wird in: *Mireille*, *Calendal*, *Les Iles d'Or*, *Le Poème du Rhône*, *Nerto*, *La Reine Jeanne* und *Les Olivades.*

Ich habe mich seit Jahren so oft in die tiefgründige Schönheit der Dichtungen Mistrals versenkt, daß ich Zweifel hegte, ob ich neue Ansichten über die genannten Werke kennen lernen würde. Ich war überrascht über all die frischen Tropfen, die dem spontanen Quell der Begeisterung unter dem Druck der Trauerstunde entquollen sind.

Emile Ripert zeichnet eindrucksvoll den Weg, den *Mirèio* im Herzen des Einzelnen schreitet: in jedem Alter sagt ihm diese Dichtung etwas anderes. Jeder Vergleich mit Vorbildern ist ausgeschlossen; die antike Dichterwelt wies Mistral auf die sichere Spur der Selbsterkenntnis. Die unershütterliche: *foi épique* allein teilt er mit Homer und Virgil. Der dauernde Wert Mir ios beruht auf der Verschmelzung: de toute la splendeur de l'art antique à la pureté de l'inspiration chrétienne.

Mein Freund Joseph d'Arbaud hat als zukunftsfreudiger Dichter *Calendal* gewählt und divinatorisch den Kern dieser kraftvollsten Schöpfung Mistrals erfaßt: *poème de l'énergie mistralienne.* Nirgends ist bisher der Abstand zwischen der Jugendleistung *Mireille* und dem Manneswerk *Calendal* eindrucksvoller markiert worden: *il ne se contentait plus, comme dans Mireille, de, dégager de saterre lerythme, la beautésecrète et cette voix persuasive la moins écoutée jusqu' à lui: il voulait enthousiasmer, frapper des effigies nationales, écrire, en exemple, l'épopée d'une conquête, sitôt après avoir combattu* (p. 34).

Nie hat eine klare Kritik so hart an die Form des Gedichtes gegrenzt, wie d'Arbauds Deutung des Glockenklangs von Cassis,[6])

[6]) *Cloche de Calendal, cri de flamme et de bataille, quel écho tu viens de trouver aux sons douloureur de la Daillane, Iamais voix de cloches, sans doute, n'ont porté pareille leçon. L'une tintait à l'heure où la race éveillée à peine, autour du Chef robuste, appelait à grands coups ses fils; l'autre nons conviait en cortège de deuil, près du Maître tombé sur le champ de sa victoire.*

der sich in das Trauergeläute der Daillane[7]) von Maiano mischte: der berufene Nachfolger Mistrals hat in seinem männlichen Schmerze um den toten Meister die Feuertaufe empfangen zu künftigen poetischen Heldentaten!

Für die *Iles d'Or* hat Bruno Durand die Lösungsformel gefunden: *son lyrisme s'écarte rarement des confins de l'épopée.* Mistral ist kein Lyriker in dem subjektiven Sinne eines Rousseau, Chateaubriand, Victor Hugo. Sein „ich", seine Persönlichkeit tritt zurück vor seinem unverrückbaren Lebensziele: *cet effacement de l'homme qui passe devant la race qui demeure.*

Besondere Beachtung verdient der Schluß der Betrachtung Durands, weil er eine neue Definition des Begriffes: klassische K u n s t anstrebt. Angesichts der harmonischen Schöpfungen Mistrals zerfällt „*la banale distinction de manuel scolaire entre deux écoles systématiquement opposées . . . . Etre classique c'est mettre chaque chose à sa place, c'est ordonner et coordonner. C'est réduire de toutes ses forces le coefficient personnel de l'oeuvre d'art pour en augmenter d'autant la valeur humaine et la portée universelle . . . Il y a une harmonie humaine: il ne peut y en avoir qu'une.*

Für *Le Poème du Rhône* liegt eine Art von Fachstudie Gabriel Boissys vor, ein Anhang gewissermaßen zu seinem (am 10. April 1914) in der *Revue critique des idées et des livres* veröffentlichten Artikel: *Mistral civilisateur.* Die hier geäußerten Ansichten ragen weit über den Rahmen des Trauerbandes hinaus, setzen das Rhonelied aber in ganz originelle Beleuchtung, sowohl was den Inhalt als die metrische Form anbetrifft. Wir zitieren nur die durchaus zutreffende Definition: *nous sommes beaucoup plus devant un récit que devant un conte: Nous entendons «une Chronique» qui devient poème par on ne sait quelle magique transfiguration* . . . . . Mit feinem Verständnis hebt Boissy das unnachahmliche Geschick des Dichters hervor, alle Stände des Volks ungezwungen bei dieser Flußfahrt durcheinander zu mischen.

Der Beitrag *Nerto*, von keinem geringeren als Folco de Baroucelli, enttäuscht etwas durch Einseitigkeit.[8]) Hinter dem leichten Spiel dieser Versnovelle birgt sich die humoristisch gefärbte

---

[7]) Kurz vor seiner letzten Erkrankung hatte Mistral bei der Besichtigung dieser neuen Glocke ein Schüttelfrost in der kalten Kirche befallen. War dies der Anlaß zum tödlichen Ende? Die Daillane trägt folgende von Mistral selbst verfaßte Inschrift:

Campano, voues de Dièu, a nóstis alegresso
Apounde ti trignomi;
E, pietadousamen sus nostis amaresso
Escampo ti plagnoun!

[8]) Nur e i n e Stelle zeugt von Fernblick: (p. 69) *Mai, se t'agrado d'assaja aquelo formo novo e de véire esquiha pu facilamen sus si legèire aquéu ritme linde e couladis, se t'agrado d'emprunta, pèr un cop, lisalo de la couloumbo, fau pas se t'engana, tout à un cop sus aquélis alo s'aubourara tout aut que l'aiglo posque ajougne, enjusquo au cèn — sin de la Fe prouvençalo e crestiano.*

Lebensweisheit des Dichters: zum psychologischen Weltspiegel der Schattenseiten des menschlichen Gemütes erweitert sich diese Lebenserfahrung mit den plastisch aufgebauten, alles versengenden Feuergarben der sieben Totsünden. Die Verherrlichung des Papsttums ist nicht der Endzweck[9]) dieser vollendeten Verklärung einer Legende aus dem Mittelalter.

Paul Souchon hat es meisterlich verstanden, die einzelnen Akt- und Szenenbilder der *Reine Jeanne* vor seinen Lesern mit sprachlicher Farbenpracht vorbeidefilieren zu lassen. Als wertvollste Gabe bietet er aber den Abdruck eines bisher unveröffentlichten Briefes, den Mistral als Antwort bot auf die Anfrage (1905), ob er eine französische Übersetzung seines Dramas in Orange zur Aufführung gebracht sehen wolle. Mistral lehnte diesen Vorschlag mit guter Begründung und klarer Selbsteinschätzung ab: . . . . *Paul Arène fit ce travail pour le Pan dòu Pecat d'Aubanel. Résultat: nul! — Je vous avoue d'ailleurs que je n'ai jamais songé à faire jouer ma tragédie provençale, quand j'y travaillais. Je n'ai aucune competence théâtrale. J'ai adopté cette forme, parce qu'elle me parut la meilleure pour mettre en scène la Reine Jeanne* . . . . .

Les Olivades hat der jüngste Jünger Mistrals, Marcel Provence, mit persönlichen Beziehungen verquickt und die Absichten und Zukunftshoffnungen des Meisters für die künftigen Säulen des Felibertums zwischen den goldenen Altersverssprüchen herauszulesen gesucht: . . . . . *Vous autres, les jeunes gens — qui savez le secret, — faites que point ne croule le monument mystique; et, en dépit de la vague, qui le sape, apportez votre pierre pour hausser le monument.*[10])

Noch sind die Schätze des Gedächtnisbandes nicht erschöpft. Es folgt eine Reihe *Pages*, zwei von Frauenhand, schlicht und innig. Die Comtesse de Noailles beklagt den Unersetzlichen: *je n'ai pas connu et je ne connaîtrai pas un plus noble humain —*. Marie de Sormion betrauert in kurzen Sprüchen, die wie hervorgestoßene Seufzer wirken, das verwaiste Dichterreich der Provence: *Il est mort'! Il est mort! sur la face de son royaume je ne vois plus qui lui ressemble qu'un paysan qui laboure et qu' un grillon qui chante* . . . . . Paul Barlatier stimmt um *Le Thrène de la Provence qui meurt* eine schaurige Totenklage an und befürchtet den Untergang des Felibrige, nun der hehre Mahner, der vor den Lockrufen der Sirene Paris unter den Platanen von Maillane mit dem Rufe: *quo vadis, fili mi!* warnte, zu den Toten eingegangen ist: *la grande*

[9]) Interessant ist die Notiz, daß sich im Kirchenchor von Maillane das Bild Benedikts XIII. findet: *vengu sabou pa de mounte ne desempiéi quouro* (p. 73).

[10]) In diesem Sinne klingt auch die schlichte Grabrede des Capoulié M. Valère Bernard aus, die S. 127—128 abgedruckt ist: Trostworte für die Trauernden, Hoffnung für die Überlebenden.

sentinelle s'est couchée dans son manteau et nous n'entendrons plus dans le vent monter le: Quo vadis? du Maître.

Maurice Barrès schildert in lebhaften Farben mit allen Einzelheiten einen Besuch den er (Mistral) in Maillane abstattete und berichtet über die Harmonie ihrer beiderseitigen Ansichten von dem relativen Wert der Geschichtsschreibung. Mistrals Protest war das Resultat reiflichen Nachdenkens! *Des notions d'histoire provinciale! On vous les eût données fausses Ainsi, pour ce qui nous regarde, c'est le comte d'Arles qui a repoussé les Sarrasins et non Charles Martel. D'ailleurs peut-être eûmes nous tort, nous aurions des Alhambras! Plus tard ce sont les paysans de Provence qui ont dévasté leur pays, héroïquement coupé leurs oliviers devant Charles-Quint. Mais tout cela, quelle histoire le dit? . . . .*

Joachim Gasquet bietet in aller Kürze ein lebensvolles Bild der Persönlichkeit des Dichters und eine Übersicht seiner Werke, verquickt mit intimen persönlichen Beziehungen, — und Marc Varenne zeichnet mit kühnem Griffel allerhand Silhouetten des Meisters bis zur jüngsten Gegenwart, sowie seine liebenswürdige Geduld bis ins höchste Greisenalter gegenüber der zudringlichen Neugier fremder Touristen: *Que voulez — vous, me disait — il, lors de notre dernière entrevue, je suis considéré comme un des monuments de la region; on vient voir Mistral absolument, comme on va contempler les Alyscamps d'Arles on les Antiques de Saint-Rémy . . . . .*

Aus den Strophen, mit denen Emile Sicard so weihevoll den Trauerabend beschließt, hebe ich die Verse hervor, die der trauernden Gattin gewidmet sind:

Ruth, èpouse blessée, hôtesse inconsolable,
Ferme à double tour ton jardin.
Coupe le bu s, rompt le pain blanc, couvre la table,
Répand sur la terre le vin.

An Mistrals Bußpsalm[11]) (November 1870) hat niemand gerührt. Sein guter Stern hat ihm den Kummer erspart, von neuem an das Gewissen seines Volkes zu rühren.

Avèn, bruton, plus vougu crèire
qu' à l' i n t e r è s
E qu' au Progrès!

München. M. J. Minckwitz.

Sternischa, H. *Deux grammairiens de la fin du XVIIe siècle, L. Aug. Alemand et Andry de Bois-Regard.* Paris, Armand Colin, 1913. IV + 302 S.

Die zwei Grammatiker, mit denen St.'s inhalts- und aufschlußreiche Studie uns näher bekannt macht, sind die ersten

---

[11]) cf. *Lis Isclo d'or*, Paris, Lemerre, p. 203.

bedeutenden Zeugen der gegen den Purismus eines Vaugelas, Bouhours oder Ménage gerichteten Reaktion. Im Grunde genommen gehen ja beide Strömungen von demselben Gesichtspunkte aus: der Anerkennung des „*bon usage*" als höchsten Richters in allen Sprachfragen. Aber während die Puristen zur Grundlage ihrer Verordnungen die Sprechweise eines verhältnismäßig kleinen Kreises, des Hofes, nehmen und durch die ihnen bald zuerkannte Autorität aus Sprachbeobachtern Sprachmeister werden, fassen die beiden im Lager der Jansenisten stehenden Alemand und Andry den Begriff des „*bon usage*" weiter, erkennen die schöpferischen Rechte des Genies an (daher die häufigen Berufungen auf Schriftsteller wie Corneille, Racine, Bossuet!) und werden so die Wortträger einer ganz neuen Sprachbetrachtung, die im menschlichen Worte nichts Festes, sondern etwas in beständigem Wechsel sich Befindendes sieht: „*(L'usage), ce maître des langues, change tous les jours; nous serons apparemment à ceux qui viendront après nous, la même chose que les auteurs du siècle passé sont à notre égard; notre langue changera, et quelque parfaite et quelque belle qu'elle nous paroisse, elle deviendra peut-être barbare*" heißt es bei Alemand, und „*Quand il plaist à l'usage, un terme qui a esté honneste en un temps, peut devenir honteux en un autre; cela se void en toutes les langues, et nous en avons plusieurs en la nostre, qui autrement ne signifiaient rien de mauvais et qui à présent sont devenus injurieux et outrageans*" bei Andry (Sternischa, S. 270).

Den Grenobler Advokaten Louis Augustin Alemand (1653—1728) prädestinierte eine gewisse Bescheidenheit eher zum Sprachhistoriker als zum Sprachrichter. Und so sollte denn sein Hauptwerk ein großes historisches Wörterbuch des Französischen sein. Glaubt man dem von Alemand in ganz Frankreich verbreiteten Waschzettel, den St. in den Grenobler Archiven fand, das Werk wäre wirklich etwas Bedeutendes geworden und hätte dem Autor unvergänglichen Ruhm gesichert: „*Dictionnaire Général et Critique de tous les mots, de toutes les phrases ou façons de parler et de toutes les règles de notre langue qui ont souffert quelques contestations jusqu'à présent, ouvrage singulier et nécessaire aux autheurs, aux prédicateurs, aux avocats, aux critiques, et aux amateurs de notre langue, François ou Etrangers. L'on y trouvera une infinité de dissertations sur Vaugelas, Ménage et le P. Bouhours, sur les dictionnaires de Richelet, de Furetière, de l'Académie et sur les ouvrages de ceux qui ont le mieux écrit sur notre langue ou en notre langue; on y verra encore l'Académie combatue par l'Académie même, et enfin les Académiciens et nos meilleurs autheurs entièrement opposés les uns aux autres . . . .*" (Sternischa, S. 74).

Das, wie es scheint, beinahe vollendete Werk erschien nicht, da für ganz Frankreich die Akademie, die ja auch zu verhindern

wußte, daß Furetières Wörterbuch im Lande gedruckt werde, ein Privilegium besaß und für einen Druck im Auslande es Alemand an Geldmitteln fehlte. Wohl aber hatte er im Jahre 1688 die Buchstaben A—C seines Wörterbuches unter dem Titel „*Nouvelles Observations ou Guerre civile des françois sur la langue*" (2. Aufl. 1691) erscheinen lassen. Es ist dies sein ganzer grammatikalischer Nachlaß, abgesehen von den „*Observations*", die er seiner Ausgabe der bis dahin unveröffentlicht gebliebenen „*Nouvelles Remarques de M. de Vaugelas sur la langue françoise*" (1690) hinzufügte, einer Veröffentlichung, die ihm bekanntlich die heftigsten Angriffe Bouhours' zuzog.

Auch der Arzt und ehemalige Geistliche Nicolas Andry de Bois-Regard (1658—1742) bekam es mit dem streitbaren Jesuiten zu tun, als er seine grammatikalischen Schriften veröffentlichte und dabei viel heftiger ins Zeug ging als der schüchterne Alemand: „*Sentimens de Cléarque sur les Dialogues d'Eudoxe et de Philanthe et sur les lettres à une dame de Province*" (1688), „*Réflexions sur l'usage présent de la langue françoise ou Remarques nouvelles et critiques touchant la politesse du langage*" (1689, 2. Aufl. 1692) und „*Suite des Réflexions critiques sur l'usage présent de la langue françoise*" (1693, 2. Aufl. 1694).

Den Hauptteil von St.'s Buch bildet naturgemäß die Zusammenstellung der verschiedenen grammatikalischen „Bemerkungen" Alemand's und Andry's. Sie erfolgt recht übersichtlich nach den drei Kategorien „Vocabulaire", „Grammaire", „Style" und fördert manch Interessantes zutage. Wer immer mit französischer Sprachgeschichte des 17. Jahrhunderts sich beschäftigt, wird zu St.'s Arbeit greifen müssen.

E. Winkler.

Roche, Louis. *Les grands récits de l'Epopée Française.* Für den Schulgebrauch erklärt von Konrad Schattmann. Franz. und engl. Schulbibl. Reihe A Band 171, Leipzig, Renger 1914.

Diese Schulausgabe entstammt der guten Idee das französische Volksepos, neufranzösisch nacherzählt, der deutschen Schule zugänglich zu machen. Karlsreise, Wilhelmsdichtung, Ogier, Ami und Amile, Aiol, Huon, Raoul C., Doon M., Berthe werden in dieser Weise vorgeführt. Ein literarisch-historischer Anhang (für obere Klassen) soll über das Epos im allgemeinen belehren: Bibliographie und Inhalt zeigen, daß Herausgeber nur sehr oberflächlich orientiert ist, und daß man gut tut gerade in den Oberklassen von diesem Anhang abzusehen. Die Anmerkungen stehen auf der Höhe derer aus gewissen anderen Schulausgaben, mit denen ich mich gelegentlich befassen mußte.[1])

[1]) Meine letzte Erfahrung war: Balzac schreibt aus Aix: „*De ma chambre, je découvre tout, la vallée d'Aix; à l'horizon, des collines, la haute montagne de la Dent-du-Chat et le délicieux lac du Bourget.*" Dazu bemerkt die Ausgabe: „*Aix*, Stadt in der Provence"! Hoffentlich kommt der Herausgeber einmal nach Aix in der Provence und fragt nach dem *lac du Bourget.*

Immerhin ist allerhand auch richitg und klar gedeutet. Ein paar Besserungen: Die Aussprachenangabe *(Jésus-Christ)* mit drei Längen ist unmöglich, alle drei Längen unterstützen nur deutsche, speziell norddeutsche Aussprachefehler (S. 139) und so noch öfter. — Rolands Schwert heißt *Durendal*, nicht *Durandal* (S. 141). — *Gironde* ist nicht ein Fluß „im südlichen Frankreich, der durch die Vereinigung der Garonne und der Dordogne gebildet wird." (S. 142) Das ist geographisch wie etymologisch falsch, da *Gironde* und *Garonne* beide G a r u m n a sind, das eine in französischer, das andere in provenzalischer Form. Wie vieles ließe sich hier erklären, was auch Schüler verstehen könnten. — Seit wann liegt die *Brie* im Südosten von Paris, da doch Meaux, ihr Hauptort und das Zentrum der Käsefabrikation eher nordöstlich als nördlich von der Hauptstadt liegt? (S. 143) — zu 19, 13 heißt es: „*denier* ist eine alte französische Münze aus Silber, Gold oder Kupfer. Der Kupferdenier, der hier wohl gemeint ist, war $^1/_{12}$ Sous, d. h. $^5/_{12}$ Centimes wert." Hier wird einfach eine Bemerkung, die Herausgeber über das XVII. oder XVIII. Jh. fand, auf das Mittelalter bezogen. Dabei der mittelalterliche *Sol* (Solidus, Gold!) mit dem heutigen Kupfer-Sou verwechselt (!), so daß der m. a. Denier, eine Silbermünze, nicht einmal einen Centime (= $^5/_{12}$!) wert ist! Einen Kupferdenier gab es im Mittelalter überhaupt nicht: Des Herausgebers mittelalterliches $^5/_{12}$ Centimestück ist also — Blech.

Genug davon: Wenn man sich auf den Text beschränkt, die Anmerkungen mit großer Vorsicht benutzt, so wird das Büchlein eine anregende Lektüre in der Schule bilden.

M ü n c h e n. LEO JORDAN.

Referate und Rezensionen.

Griffith, Reginald Harvey: *Sir Perceval of Galles, a study of the sources of the legend* [Doktor-Dissertation der Universität Chicago], Chicago [1911][1].

Das Problem, das Verf. zu lösen versuchte, ist nach der Einleitung die Frage, ob der englische Perceval von Chrétiens Perceval abstamme oder nicht[2]. Verf.'s These ist, daß der englische Perceval von Chrétiens Perceval unabhängig sei und beide Versionen direkt oder indirekt aus einer gemeinsamen Quelle stammen. Es könnte Verf. zum Vorwurf gemacht werden, daß er von einer These, also einem Vorurteil, ausgehe; doch tun dies wohl alle, die sich an derartige Probleme machen; bloß gestehen es nicht alle ein, sei es daß sie sich selbst täuschen, sei es daß sie andere täuschen wollen. Vorurteile werden durch Intuition oder durch vorhergehende Kenntnisnahme der Argumente anderer Gelehrten erworben und sind kaum zu vermeiden. Sie sind unschädlich, wenn man sich ihrer bewußt ist, ihnen keinen Einfluß auf die Argumentation einzuräumen bestrebt ist und, falls sie nicht auf geradem Wege als richtig erwiesen werden können, sie aufzugeben bereit ist. Was Verf. in seiner Einleitung über das von ihm beabsichtigte Beweisverfahren sagt, ist nicht ganz klar und auch nicht ganz korrekt. Namentlich

[1] Die Anzeige dieses Buches erscheint etwas verspätet, hauptsächlich, weil ich über einen Teil der darin behandelten Materie eine besondere Arbeit vorbereite und immer hoffte, dieselbe dieser Besprechung vorausgehen lassen zu können. Diese Arbeit ist aber auch jetzt noch nicht fertig, so daß ich auf die beabsichtigte Reihenfolge verzichten muß. Doch werden im Folgenden die betr. Abschnitte nur ganz kurz besprochen.

[2] Dasselbe Problem wird auch in einer Dissertation aus Münster i. W., die Griffith wohl noch nicht kennen konnte, untersucht: Carsten Strucks: *Der junge Parzival in Wolframs von Eschenbach „Parzival", Crestiens von Troyes „conte del gral"* [auch im Text so!], *im englischen „Syr Percyvelle" und italienischen „Carduino"*; Borna-Leipzig 1910. Es werden hier nicht nur die eigentlichen *Enfances* besprochen, sondern alles im englischen Perceval enthaltene Material. Die Arbeit basiert auf J. L. Weston's *Legend of Sir Perceval* I, welcher Schrift Strucks kritiklos gegenübersteht. Er ist der Ansicht, daß die englische und die deutsche Version oft ursprünglicher sind als die französische. Ich bin damit einverstanden, habe aber in seiner Arbeit nicht gar viel neues gefunden.

aber scheint es mir, daß er in seinen nachherigen Ausführungen auf sein eigenes Rezept wenig Rücksicht genommen hat, was übrigens der Arbeit nicht immer nachteilig war.

Daß der englische Perceval (Ep) in einzelnen Zügen ursprünglicher ist als Chrétiens Perceval (C), ist schon vor Griffith mehrfach gelegentlich bewiesen worden. Verf. konnte eine ziemlich große Zahl von sicher ursprünglichen und sehr wahrscheinlich ursprünglichen, von C differierenden Elementen in Ep ermitteln, so daß also für den Beweis seiner These geradezu ein *embarras de richesse* an Argumenten vorliegt. Es wäre angenehm gewesen, wenn er am Schluß alle Argumente zusammengestellt hätte. Daß Ep unabhängig von C ist, darf nun ruhig zu den feststehenden Tatsachen gezählt werden, war übrigens für diejenigen Forscher, die sich in den Geist der mittelalterlichen Dichtung und der Dichtung überhaupt auch sonst am leichtesten und besten „einfühlten", wie W. Hertz, G. Paris, A. Nutt, J. L. Weston, von Anfang an gegeben. Chrétien's literarische Bedeutung wird durch jenen Nachweis nicht herabgesetzt: denn von dem Scenario abgesehen, ist die Ähnlichkeit von Ep und C so unbedeutend, daß, falls die gemeinsame Quelle Ep ähnlich war, immer noch genug Raum für Chrétiens Originalität vorhanden war. Chrétiens Originalität bleibt auch noch gewahrt, wenn man mit Verf. (und es war auch von jeher meine Ansicht) in Wolframs Parzival von Chrétien unabhängige ursprüngliche Elemente findet: denn die im Ganzen außerordentlich große Übereinstimmung von W und C erklärt sich ganz zweifellos durch die sehr starke Benutzung von C durch W (Chrétiens Name wird denn auch in W genannt, wenngleich nur zum Zweck einer verleumderischen Polemik): nur war es nicht Wolfram, der außer Guiot noch Chrétien benutzte, sondern Guiot, der Chrétien mit Hilfe einer auch von Gerbert benutzten Perceval-Version oder umgekehrt diese mit Hilfe von Chrétiens Roman „verbesserte" und ergänzte[3]). Wie die

[3]) Vgl. über Guiot meine Besprechung von Hagens „Wolfram und Kiot" in Herrigs Archiv 118, S. 230 ff. Die gehässige Polemik gegen Chrétien kann Wolfram, welcher nicht (wie Guiot und Chrétien selbst) zu jener Klasse von Spielleuten gehörte, die nur um schnöden Mammon dichteten und aus Brotneid einander verleumdeten, nicht selbst verfaßt haben, er hat sie einfach aus Guiot übernommen, ohne, bei seiner Unkenntnis Chrétiens, ihre prahlerische Gemeinheit erkannt zu haben. Förster hat zwar im allgemeinen Recht, wenn er dagegen protestiert (vgl. diese Zs. 38[2] p. 153, 167), daß immer neben der sicheren Quelle noch eine gleichartige zweite Quelle postuliert wird, die eigentlich nur das enthalten muß, was der Bearbeiter selbständig hinzugefügt haben mag, und wenn er es für merkwürdig hält, daß (angeblich) eine gleichartige zweite Quelle immer gleich zur Verfügung stand. Bei Kiot-Wolframs Parzival kommt man aber ohne die Annahme von zwei gleichartigen Quellen nicht aus, da die Abweichungen der deutschen Version gegenüber C zweifellos auch ursprüngliche Züge enthalten. Auch ist es nicht seltsam, daß ein

gemeinsame Quelle von Guiot und Gerbert im Ganzen aussah, wird sich kaum ermitteln lassen. Sie muß, da sie das Gralabenteuer und wahrscheinlich auch die Gauvain-Abenteuer schon enthielt, mit Chrétiens Perceval näher verwandt gewesen sein als die englische Version. Doch bedeutet dies noch nicht notwendig eine große Schmälerung von Chrétiens Originalität. So viel wird man wohl zugeben müssen, daß Chrétien in seinen späteren Arthur-Romanen (Lancelot und Perceval) stofflich weniger selbständig war als in seinen früheren. Dafür waren vielleicht Gründe ganz äußerer Art, die uns verborgen geblieben sind, maßgebend. Übrigens haschen wohl im allgemeinen die Dichter in der Jugend mehr nach stofflicher Originalität als im Alter. (Umgekehrt kommt es allerdings auch vor, daß Dichter in der Jugend weniger selbständig sind als später.) In recht hohem Grade schränken allerdings diejenigen Chrétiens Originalität ein, die auch für die sog. Mabinogion nicht Chrétiens Romane als Quellen zulassen.

Wenn aus Griffith's Arbeit nur das eine Resultat hervorginge, daß der englische Perceval unabhängig von Chrétien ist, so wäre der durch dieselbe erreichte Fortschritt nicht bedeutend, da ja jene Tatsache in neuerer Zeit doch wohl ziemlich allgemein anerkannt wurde, und diejenigen, welche auf die Ansicht eingeschworen sind, daß Chrétien am Anfang aller Arthur-Romane stehen müsse und fast den ganzen Inhalt seiner Romane erfunden habe, auch nach Gr.'s Beweis sich wohl kaum ergeben werden; denn *il n'est pire sourd que celui qui ne veut pas entendre.* Das Interessanteste sind an Gr.'s Arbeit die Mittel zum Zweck, sowie einzelne Zugaben, die zur Erreichung des Zweckes nicht unbedingt nötig waren. Als Grundlage des Verwandtschaftsproblems diente dem Verf. nämlich eine stoffgeschichtliche Untersuchung, die auf das ganze ältere Perceval-Material ausgedehnt wurde. Er zieht von den Perceval-Versionen auch noch den Peredur, den Parzival, die Pseudo-Chrétiensche Einleitung (Bliocadran-Prolog) und Gerbert heran, verzichtete also nur auf die Besprechung der nordischen Version, der Perceval-Fortsetzungen Gauchers und Manessiers, des Didot-Perceval, des Perlesvaus und der Perceval-Elemente der beiden Prosa-Lancelot-Romane (die einen sind nur als Interpolationen von Tristanhss. erhalten). Auch auf einzelne von diesen Versionen wird hier und da ver-

so weitgereister Dichter wie Guiot (*de Provins*) außer einer Hs. von Gerberts Quelle auch noch den berühmten Perceval Chrétiens kannte; auch spätere Autoren (wie die Verf. des Didot-Perceval, des älteren und des jüngeren Perlesvaus) „verbesserten" ihre Hauptquelle mit Hilfe von C. Man vergleiche auch das „eklektische Verfahren" des Dichters der deutschen Wolfdietrich-Version D, der die Versionen B und C kombinierte (Deutsches Heldenbuch Bd. IV p. XXIX). Auf ähnliche Weise entstanden Mischhandschriften.

wiesen. Am Schluß endlich unternimmt es Verf., *to discuss the probable growth of these elements* [i. e. *the elements of the tale*] *into the Perceval tale* und *to present a brief comment upon the home and early travels of the tale* (p. 116): d. h. er gibt uns die ganze Evolutionsgeschichte der Perceval-Sage und -Dichtung bis zu unseren ältesten erhaltenen Versionen, und dem entsprechend ist ja auch der Titel der Schrift viel umfassender als das in der Einleitung aufgestellte Problem. Ein logischer Fehler. aber ein erfreulicher! Die Wichtigkeit des sekundären Themas und die anregende Behandlung desselben durch den Verfasser bestimmen hauptsächlich den Wert seiner Schrift.

Immerhin muß nun gesagt werden, daß für eine solche Evolutionsgeschichte Verf. nicht eine bestimmte Version zum Ausgangspunkt hätte wählen und sich nicht so sehr hätte einschränken sollen. Die englische Perceval-Version ist glücklicherweise diejenige. die sich von der gemeinsamen Quelle am wenigsten entfernt hat: darum ist der Nachteil nicht so groß, wie wenn eine andere Version den Ausgangspunkt gebildet hätte. Es hätten ferner nicht nur sämtliche Perceval-Versionen untersucht werden sollen. sondern zudem nach Bedürfnis die zahlreichen stofflich verwandten Romane. und namentlich hätte auch auf dem Gebiete der altkeltischen Literatur und des Folklore in höherem Maße Umschau gehalten werden sollen. als es geschehen ist. Die Arbeit wäre dann zwar für die Zwecke eines Doktoranden vielleicht zu umfangreich geworden: aber eine Evolutionsgeschichte, wie sie Verf. aufbaut, erheischt einfach eine breite Basis. Verf. wehrt sich allerdings (p. V): *It is the immediate ancestry, not the ultimate source, that has here been sought. I have made no inquiries into Old Irish literature in the expectation of pointing out its parallels to the Perceval tale, if such there be; nor any into folklore domains in the hope of tracing the tale or its elements to an origin in custom, myth or religion.* Die Entstehung der *folktales* (wenigstens der einfachen Typen) zu ermitteln. gehört allerdings durchaus nicht zu den Aufgaben der mittelalterlichen Literaturgeschichte: das muß sie der Folkloristik und der Völkerpsychologie überlassen. Da aber Verf. dazu gelangt. als *immediate source* ein *folk-tale* anzunehmen und diesem noch drei Vorstufen. die er ebenfalls rekonstruiert, vorausgehen läßt, so wird man nicht mehr sagen dürfen. daß das Gebiet der *folk-tales* abseits von seinem Thema lag. Da die *folk-tales* sozusagen sämtlich erst in neuerer Zeit gesammelt wurden. so muß man sie in erster Linie studieren. um aus der Vergleichung der Versionen eines Typus die Urversion zu rekonstruieren. was noch lange nicht das *origin in custom, myth or religion* ist. Gewöhnlich betrachtet man die *folk-tales* nicht als die *immediate sources*,

sondern als die *ultimate sources* unserer Romane (und m. E. macht Ep keine Ausnahme), die selten oder nie die ältesten litterarischen Versionen sind. Aber auch in diesem Fall ist das Studium der *folk-tales* von großem Wert oder gar unentbehrlich. Denn aus begreiflichen Gründen sind diese *ultimate sources* im allgemeinen leichter zu ermitteln als die *immediate sources;* und die letzteren können oft nur durch Vergleichung der ersteren mit den erhaltenen literarischen Texten erschlossen werden, zumal wenn nur e i n einziger literarischer Text vorhanden ist: aber auch wenn mehrere Texte existieren, wie beim Perceval-Roman oder Tristan-Roman, wird die Rekonstruktion der gemeinsamen literarischen Vorstufe natürlich in hohem Maße erleichtert, wenn man die Folklore-Vorstufen kennt. Tatsächlich hat nun auch Verf., im Widerspruch zu seiner Ankündigung, fast überall, in einzelnen Kapiteln sogar in ausgedehntem Maße, auch *folk-tales* beigezogen, aber allerdings nur keltische, was nicht immer genügte. Es ist traurig, daß man sich heutzutage immer noch entschuldigen muß (wie dies Griffith tat: p. 41 n. 1), wenn man bei stoffgeschichtlichen Untersuchungen *folk-tales* verwenden will. Verf. hat sich übrigens überzeugend verteidigt. Folklore-Versionen sind nicht nur ebenso gut, sondern meistens viel besser als literarische Versionen, weil sie fast immer von literarischen Versionen unabhängig, und viel primitiver sind: denn die Umwandlung eines *folk-tale* in ein literarisches Kunstprodukt bedeutete meistens einen schweren Eingriff in die Struktur und den Charakter der Erzählung.

Der Inhalt des e n g l i s c h e n Perceval, der stets den Ausgangspunkt der Untersuchung bildet, wurde von Griffith in fünf Komplexe eingeteilt und jedem derselben wurde ein Kapitel gewidmet: I. *The hero's forest rearing*, II. *The hero's awkward attempts to follow instructions*, III. *The red knight - witch - uncle story*, IV. *The relief of the besieged lady*, V. *The rescue of the lady falsely accused;* dazu kommt noch eine *Introduction* und eine *Conclusion*. Die von G. angewendete Untersuchungsmethode ist diejenige, welche bei den englischen und namentlich amerikanischen literarhistorisch-stoffgeschichtlichen Abhandlungen die übliche ist: Zusammenstellung aller strengliterarischen und Folklore-Versionen; bis ins kleinste gehende Anatomie jeder einzelnen Version: Numerierung, Etiquettierung und Tabellarisierung der abgesonderten Elemente; Zusammenstellung der gemeinsamen Elemente verschiedener Versionen; Rekonstruktion der gemeinsamen Vorstufe auf Grund dieser Zusammenstellung: Folgerungen. Die Methode ist an und für sich sehr gut und streng logisch, aber doch voller Gefahren, denen sich nach meiner Erfahrung noch keiner der Gelehrten, die sie befolgten, zu entziehen verstanden hat. Die Fehler, die bei diesem System so leicht

gemacht werden, sind gerade die Fehler seiner Vorzüge: durch die Übertreibung und den Mißbrauch des Schematismus erhält das Äußerliche die Oberhand über das Innerliche, kommt das Wesentliche zu kurz neben dem Unwesentlichen. Diese musterhaft sauberen und übersichtlichen Listen und Tabellen sind sehr bequem und praktisch; aber sie sind trügerisch und eine Gefahr für alle diejenigen, die sich nicht beständig bewußt sind, daß dieselben nur einen sehr relativen Wert haben, daß sie eigentlich nur wie in der Mathematik die Buchstaben dazu dienen sollten, dem Gedächtnis zu Hilfe zu kommen und das Denken durch die Übersichtlichkeit zu erleichtern und zu kontrollieren. Gerade wie in der Sprache der einfache Satz die kleinste reale Einheit ist, und die Wörter und die Laute nur Abstraktionen sind, so haben auch die einzelnen Elemente oder Gruppen von Elementen einer Erzählung keine reale Sonderexistenz; sie können in den verschiedensten Erzählungen vorkommen; aber sie werden fast immer durch die jeweilige Umgebung mehr oder weniger modifiziert und bedingt. Wenn schon der Linguist bei der Wort- und Lautuntersuchung nicht vergessen darf, daß er es mit Abstraktionen zu tun hat, so hat der Literarhistoriker noch in viel höherem Maße die Pflicht, die gewaltsam isolierten Elemente stets nur als Teile eines Organismus zu bewerten; denn ihre Relativität ist noch viel größer als diejenige der Wörter und Laute in der Linguistik. Die stofflichen Elemente sind von ganz verschiedener Wichtigkeit; es gibt wesentliche und unwesentliche und eine Reihe von Zwischenstufen ohne Abgrenzung; und was in einer Erzählung heute wesentlich ist, mag morgen, wenn die Erzählung von einem anderen bearbeitet wird, unwesentlich werden, und umgekehrt. Es ist namentlich auch von Wichtigkeit zu wissen, welche Elemente bei der Evolution einer Erzählung sich unabhängig änderten oder geändert wurden, und welche nur infolge der Änderungen anderer Elemente zwecks Anpassung sich ändern oder geändert werden mußten. Daher dürfen nicht die in den Listen so schön in Reih und Glied stehenden Einzelelemente, sondern es dürfen nur die Organismen selbst, aus denen sie abstrahiert wurden, den Ausgangspunkt für Folgerungen bilden. Die Einzelelemente dürfen zum Zwecke eines Beweises nicht einfach gezählt werden, es sei denn, daß ihre Gleichwertigkeit erwiesen ist; es müssen jeweils ihr relatives Gewicht und ihr *specific character* richtig abgeschätzt werden; Elemente, deren Änderung nur die Folge der Änderung anderer Elemente war, dürfen als belanglos nicht mitgezählt werden; auch muß bei Übereinstimmungen und Abweichungen dem Zufall genügend Rechnung getragen werden. Wie oft wird gegen diese Regeln gesündigt! M. E. hat Verf. in den ersten drei Kapiteln seine Methode mit

Vorsicht angewendet, und ist daher dort zu zuverlässigen Resultaten gelangt, während er in den zwei letzten Kapiteln seine Methode mißbrauchte und darum schlimme Fehlschlüsse hervorbrachte.

Die ersten zwei Kapitel behandeln die Vorgeschichte und die *Enfances*. Diese bilden zusammen, wie Verf. in der *Conclusion* selbst sagt, den ersten Teil der „Rahmenerzählung", welche nach Verf. vermittelst Interpolationen zum Ur-Perceval heranwuchs. Die beiden ersten Kapitel bringen nicht viel neues von Bedeutung, da eben der betr. Teil des Percevalromans schon oft untersucht wurde, machen aber einen guten Eindruck durch die klare Präsentation und Anordnung der Tatsachen und die vernünftige Interpretation derselben. Wenn eine genetische Erklärung von Vorgeschichte und Enfances beabsichtigt war, so hätte gerade auch hier das Folklore berücksichtigt werden sollen, welches manche Züge des Romans erklären kann.

Die Einteilung in Episoden *(incidents)* ist hier wie auch in den folgenden Kapiteln etwas äußerlich, nicht genug organisch. Daß die 8 *incidents* dieser Partie in 2 „Gruppen" (deren jeder ein Kapitel gewidmet ist) von je 4 *incidents* (1—4, 5—8) geteilt werden (wenn denn schon überhaupt geteilt werden mußte), leuchtet mir nicht ein. Die *incidents* 5—8 bilden nicht *a clearly bounded group* (p. 30), deren Zweck war, die *niceté* des Helden zu zeigen; denn diese *niceté* zeigt sich schon in *incident* 3 und wieder in den *incidents* 9 ff. Eine organische Gruppe bilden die *incidents* 1—3 *(father's marriage, father's death, mother's flight)*, die Vorgeschichte (Elterngeschichte). Die *incidents* 4—7 *(hero's boyish exploits, mother's religious instruction, hero's meeting with knights, mother's advice)* und das vom Verf. der dritten Gruppe zugewiesene *incident* 9 *(arrival at court)* bilden eine zweite Gruppe, die *Enfances*. Diese beiden Gruppen reichen in die Rahmenerzählung hinauf, während *incident* 8 mit den *incidents* 23, 24 ein Abenteuer bildet, das, wie Verf. selbst erkannt hat *(Chapter V)*, in die Rahmenerzählung eingeschoben wurde.

Hier mögen noch einige Bemerkungen über Einzelheiten und einige Ergänzungen Platz finden. Unter den Namen von Percevals Vater (p. 17 n.) wird der wichtigste, *Alain*, gar nicht angeführt. *Gomeret* ist öfter zu belegen, als Verf. angibt (vgl. meine Abhandlung *Alain de Gomeret*, Halle 1905). Im Prosa-Lancelot wird einmal *Pelles* als Vater Percevals genannt (wahrscheinlich infolge von Verwechselung der Namen *Peles* und *Pellinor*: vgl. dazu mein Referat über Bräuner's Lancelot-Ausgabe in dieser Zs. 40² p. 46 ff. und *Pelles* und *Pelinor* als Varianten in Sommer's Ausgabe der Queste p. 150 n. 2). Sonst ist in den Prosaromanen *Pellinor* der Vater Percevals außer in der O¹-Galaad-Gral-Queste, in

welcher Percevals Vater *Pellehan* ist (der sonst als Vater des Pelles, des Pellinor und des Alain figuriert), während Pellinor *le roi mehaignié* ist (vgl. Sommer's Ausgabe p. 144. 150 mit Anmerkungen)[4]). Eher als die „Pflegeschwestern" Percevals hätte Verf. unter den Verwandten die wirkliche Schwester, die in einer Reihe von Versionen erwähnt wird, anführen sollen. Unrichtig ist die Angabe, daß Percevals Vater im Perlesvaus nur e i n e n Bruder hatte: vielmehr hatte er ihrer 11, und deren Namen werden angegeben. Die Angaben über die Verwandten von Percevals Vater im „Prosa-Tristan" (lies: in Stücken eines verlorenen Prosa-Lancelot, die in Hss. des Prosa-Tristan interpoliert sind) hätten mit Hilfe der portugiesischen und der spanischen Questes und der romantischen Merlinfortsetzung vervollständigt und z. T. korrigiert werden können. Den *Agloval* als Bruder Percevals kennen außer dem „Prosa-Tristan" (lies wie oben) der jüngere Perlesvaus (worüber vgl. diese Zs. 36 [2] p. 200 ff.), der Vulgata-Lancelot und Manessier. Die ganze Anmerkung über die Verwandtschaft Percevals läßt eingehendes Studium vermissen. Übrigens bietet eine Aufzählung der Verwandtschaft kein Interesse, wenn nicht genetische Untersuchungen damit verbunden werden.

Verf.'s Begründung der angeblich späten Abfassung des sog. Bliocadran-Prologs (p. 27 mit n. 2) ist sehr schwach. Als Prolog zu Chrétiens Perceval ist das Fragment selbstverständlich relativ jung: aber der Roman, aus dem es (vielleicht nicht oder wenig verändert) herausgerissen wurde, mag ebenso alt oder älter sein wie Chrétiens Perceval.

Von dem sog. *disputed passage* (betr. Percevals Verwandte) in der Überlieferung von Chrétiens Perceval sind auch noch Überreste in der Verf. nicht zugänglich gewesenen stark kürzenden nordischen Version erhalten: derselbe ist also durch die Überlieferung vollständig geschützt. Um dessen Echtheit zu bezweifeln, scheint mir einstweilen nicht genügend Anlaß zu sein. Für Verf.'s Behauptung *statements concerning the mother's kin here contradict statements in the rest of C[hrétien]* hätte ich gern Belege gesehen: die übrigen Argumente haben allein keine Beweiskraft. Es ist sehr angebracht, daß die Mutter ihrem Sohn, da sie ihn doch nicht mehr zurückhalten kann, das mitteilt, was sie ihm, so lange sie hoffte, ihn bei sich behalten zu können, vorenthielt. Verwandte Erzählungen, litterarische und Folklore-Versionen stimmen damit überein. Sollte Perceval nie etwas über seine Familie erfahren? Allerdings ist es vielleicht richtiger und ursprünglicher, daß der Held (wie bei Kiot-Wolfram) von Sigune, die ihm auch den Namen mitteilt, etwas über seinen Vater etc. erfährt: aber

[4]) Mit Unrecht behauptete Freymond in dieser Zs. 17, p. 100 A. 2, daß Manessier Percevals Vater *Gloval* (= *Agloval*) *li Galois* nenne.

bei Chrétien fehlt die erste Sigune-Episode. Die Frage verdient weiteres Studium. Wenn der Passus eine Interpolation wäre, müßte er dennoch aus einem Perceval-Roman stammen. Von wem wurde übrigens die Echtheit des Passus *disputed* außer von dem Erzskeptiker Newell, dessen Autorität auf dem Gebiet der Arthur-Romanforschung nicht groß ist?

Als Seitenstücke zu den *incidents* 1—4, 9 hätten außer den vom Verf. erwähnten gaelischen *hero-tales Amadan Mor, Een* und *Boyish exploits of Finn* noch manche litterarische Erzählungen zitiert werden können, die dem englischen Perceval mindestens so ähnlich sind wie jene. Ein Hinweis auf die Geschichte des berühmten irischen Heros Cuchulainn und des germanischen Sigfrid-Sigurd wäre auch am Platze gewesen. Am interessantesten ist aber vielleicht die Ähnlichkeit mit einem isländischen Märchen der Sammlung von Adeline Rittershaus, Nr. 42 (die Ähnlichkeit mit dem Perceval-Roman ist auch der Sammlerin, p. XXXVII, aufgefallen).

Der Held ist der Neffe (allerdings Brudersohn, in Ep Schwestersohn) des Königs. Seine Eltern zogen „einst heimlich" aus der Königsstadt „in ein weit von allen Menschen gelegenes Tal. Dorthin nahmen sie dann all ihr Hab und Gut mit sich. Im Laufe der Zeit bekamen sie hier 6 Söhne". Der Held ist der jüngste. „Da kein Geistlicher da war, ließen sie sie ohne allen Unterricht, ohne jede Kenntnis von Welt und Menschen aufwachsen. Als der älteste 20 [der Held also höchstens 15] Jahre alt war, kamen die Brüder einst beim Viehhüten ins Gespräch darüber, ob es außer ihnen und den Eltern auch noch andere Menschen gebe. Denn der Vater müsse doch auch Vater und Mutter gehabt haben und ebenso die Mutter. Wie sie nach Hause gekommen sind, fragen sie die Mutter danach. Doch diese versichert, daß sie die einzigen Menschen auf der Welt seien. Der Vater und sie seien beide aus einem Eichbaum hier im Tale entsprungen. Doch die Söhne glauben ihr nicht recht, und wie wieder einmal der Vater nach längerer Abwesenheit ins Tal zurückkehrt, versteckt sich der jüngste unter das Bett der Eltern. Diese glauben sich allein, und so berichtet denn der Mann über alles, was er in der alten Heimat gesehen und gehört hat. Der Lauscher erzählt den Inhalt des Gespräches seinen Brüdern. Nun beschließen diese, aus dem Tale zusammen fortzuziehen, um die übrigen Menschen kennen zu lernen. Da die Eltern sehen, daß ihre Söhne sich nicht mehr zurückhalten lassen, rüsten sie sie mit allem Nötigen aus. Zum Abschiede gibt ihnen dann die Mutter noch allerhand Zaubergaben .... Nun ziehen die Brüder in die Welt hinaus. Wie sie an ein umzäuntes Weideland kommen, gehen sie so lange am Zaune vorbei, bis sie zu einem Eingang kommen. In diesem steht ein Mann in roter Kleidung, der sich *Raudur* [d. h. Rot], der Minister des Königs, nennt. Er will Namen und Herkunft der Brüder wissen. Diese haben keine Ahnung, was sie darauf antworten sollen. Schließlich legen sie sich nach ihren verschiedenen Eigenschaften einen Namen bei und nennen sich also der Guthauende, der Gutwachende, der Gutsingende, der Gutkletternde, der Gutspürende und der Gutschlafende. Sie stellen sich nun mit diesen Namen dem Minister vor und bitten nochmals um Einlaß. Da er ihnen höhnisch verweigert wird, klettert der Gutkletternde über den Zaun und hilft dem Guthauenden auch hinüber. Der schlägt nun dem Raudur den Kopf ab und öffnet dann seinen Brüdern das Tor. Sie gehen alle sechs hinein, geradewegs auf die Königshalle zu. Hier treffen sie eine Unmenge Menschen. Da sie in allen weltlichen Dingen unerfahren sind und auf keinerlei Fragen antworten können, so lachen alle über ihre Dummheit. Der König hört von den seltsamen Ankömmlingen

und läßt sie zu sich rufen. Bald erkennt er, wie alles zusammenhängt. Die Brüder werden in allem Wissenswerten unterrichtet und gelangen beim Könige zu hohem Ansehen." Das übrige geht uns nichts an.

Es ist schade, daß uns A. Rittershaus von dem Märchen nur eine Analyse gab, statt es vollständig zu übersetzen. Die Ähnlichkeit des Originals mit dem Perceval ist vielleicht noch auffallender. Dieses Märchen repräsentiert eine spezielle Form des Kunstreiche-Brüder-Typus, Aarne Nr. 653 (über diesen Typus vgl. man Benfey, Kleinere Schriften, II 94 ff. [5]); ähnlich ist ihm Typus Aarne Nr. 513). Dies scheint aber die einzige Version des Typus zu sein, welche in ihrem ersten Teil Ähnlichkeit mit dem Perceval-Roman aufweist. Sogar die von A. Rittershaus erwähnten isländischen Varianten scheinen nicht viel von dem, was wir die Perceval-Elemente nennen können, zu enthalten, wenigstens nicht die mir vorliegende Version Arnason II p. 471—3, welche die Nummer 34 von Poestions isländischen Märchen ist. Hier wachsen die 5 Brüder von Anfang an bei ihren Eltern „in einer schlechten Hütte", wie es scheint auf dem Lande, auf. Ihre Namen Wachtgut etc wurden ihnen einst von einem alten Mütterchen (einer Fee), der sie in der Nähe der Hütte einen Trunk Wassers gereicht hatten, beigelegt, da sie auf ihre Frage, wie sie hießen, geantwortet hatten, sie hätten keine Namen. Als die Brüder junge Männer geworden waren, „da sagten sie einmal, daß sie jetzt die Hütte verlassen und anderwärts ihr Fortkommen suchen wollten. Die Eltern hatten nichts dagegen einzuwenden und ließen sie fortziehen. Sie gingen nun lange, lange, doch wird von ihrer Wanderung nichts erzählt, als bis sie zum König kamen". Sie werden dort aufgenommen. Es ist sehr wohl möglich, daß diese farblose Erzählung aus der interessanteren der Version Rittershaus Nr. 42 hervorgegangen ist; denn die Namenlosigkeit der Brüder ist hier sinnlos. Die Namenlosigkeit ist offenbar die Folge einer besonderen Erziehung, und da bei primitiven Völkern und auch noch im Mittelalter zum Namen eines Knaben oder Mannes immer als notwendiger Bestandteil der Name des Vaters (in noch früheren Zeiten vielleicht der der Mutter) gehörte, so setzt die Namenlosigkeit der Brüder als ursprünglich voraus, daß sie ohne Vater aufwuchsen. Es ist also unpassend, daß in dem isländischen Märchen der Vater noch lebt; aber das Leben des Vaters war durch die Formel des Kunstreiche-Brüder-Typus (wenigstens der europäischen Form

[5]) Die hier vorliegende spezielle Form ist durch eine Episode des sog. Bärensohn-Typus beeinflußt, über welchen Panzer in seinem Beowulf ausführlich handelt. Panzer erwähnt zwar unsere Version nicht, ebensowenig die verwandte Nr. IX, obschon er die Sammlung Rittershaus benutzt hat und ihr seine Nr. 57 verdankt und obschon A. Rittershaus (p. 182, XXXIV f., XXXVII f.) auf die Ähnlichkeit mit dem Beowulf hingewiesen hat.

desselben) bedingt. Die Namenlosigkeit ist folglich ein fremdes Element, ein Eindringling, in diesem Typus, und in der Tat kennt keine andere Version dieses Motiv. Normalerweise ziehen die Brüder, deren Vater meistens arm ist, entweder freiwillig oder vom Vater geschickt, in die Welt hinaus, um irgend eine Kunst zu lernen. Sie kehren dann alle gleichzeitig als vollendete Künstler ins Elternhaus zurück, das sie hierauf wieder verlassen, um an den Königshof zu ziehen, wo sie ihre Künste verwenden können. Die Künste der Brüder in den isländischen Versionen werden durch die Namen der Brüder angezeigt: der Guthauende, der Gutwachende, der Gutsingende etc., resp. Wachtgut, Haltgut, Hautgut, Spürtgut etc. Es sind dies also Berufsnamen, aber nicht Personennamen nach Art der Taufnamen. Es ist daher unsinnig, daß sie in den isländischen Versionen mit dem Namenlosigkeitsmotiv in Verbindung gebracht sind und ihnen von einer Person gegeben werden, ohne daß von einer Erlernung der Künste die Rede war. Wieder ein Beweis, daß die Namenlosigkeit im Kunstreiche-Brüder-Typus ein störendes Motiv ist. In diesem Typus haben die Brüder normalerweise keine solchen Künstlernamen, wohl aber findet man häufig dieselbe Art Namen bei den kunstreichen Gefährten des Helden in dem oben erwähnten verwandten Typus Aarne Nr. 513. Hier aber werden die Namen den Künstlern nicht von einer anderen Person gegeben; sondern die Künstler legen sich dieselben selbst bei. Die Mütterchenepisode des isländischen Märchens (in Märchen sind alte Mütterchen fast immer Feen) ist also ebenfalls ein Einschub, offenbar derselben Herkunft wie das Namenlosigkeitsmotiv. Sie entspricht aber der Sigune-Episode des Perceval-Romans. Diese letztere, die wenigstens teilweise auf den Ur-Perceval zurückreichen muß, wird von Griffith nicht besprochen, weil sie in der englischen Version fehlt[6]. Immerhin stellt er in einer Anmerkung (p. 42 n. 2) die Stellen zusammen, welche unfehlbar beweisen, daß Perceval ein *Desconëu* war[7]) (das Motiv ist nur etwas verwischt).

[6]) Hier zeigt sich der Nachteil des Verfahrens, eine bestimmte Version zum Ausgangspunkt zu wählen.

[7]) Verf. bemerkt zwar (l. c.): *I cannot see that any special significance attaches to Crestien's repression of his hero's name, since such a repression was no unusual device in his poems.* Aber da die Namenlosigkeit Percevals durch andere Perceval-Versionen und andere nahe Verwandte bezeugt ist, so ist offenbar die Unterdrückung des Namens des Helden in Chrétiens Perceval nicht so zu deuten wie in seinen übrigen Romanen. Verf., der Baists Ausgabe noch nicht kannte, erwähnte die hier zwischen v. 341 und 342 stehenden Verse, in welchen das Namenlosigkeitsmotiv ausdrücklich bezeugt wird, nicht, obschon er sie in J. L. Weston, *Legend of Sir Perceval* I p. 68f., hätte finden können. Daß sie eine Interpolation sind, ist einstweilen noch nicht sicher erwiesen (vgl. diese Zs. 31^{2} p. 126). Übrigens sind auch die unsinnigen, aber echten Verse, Baist 3535ff., ein deutliches Zeugnis: *Et cil qui son non ne savoit*, etc.

Ähnlich wie das alte Mütterchen im isländischen Märchen den Brüdern, so teilt in Kiot-Wolfram Sigune dem Helden den Namen mit (140/16 ff.: die Stelle wurde zum Unsinn entstellt von Chrétien 3535 ff., da bei ihm das Namenlosigkeitsmotiv verwischt ist; er hat offenbar den Sinn des Motivs nicht mehr erkannt). Daß Sigune dem Helden seinen Namen sagen kann, wurde (schon in der gemeinsamen Quelle von Chrétien und Guiot) rationalistisch dadurch erklärt, daß sie zu seiner Cousine gemacht wurde und daß angenommen wurde, sie sei mit ihm zusammen aufgewachsen. Daß dies nur ein *afterthought* war, dafür sprechen die Tatsache, daß nirgends in den *Enfances* die Gegenwart dieser Cousine erwähnt wird, und der Umstand, daß für den Ur-Perceval entschieden postuliert werden muß, daß außer seiner Mutter niemand beim Helden in der Wildnis war. Ursprünglich wußte Sigune den Namen des Helden als Fee und als Schutzgeist des Helden (vgl. in dem mit dem Perceval verwandten Roman *Le Bel Desconëu* „die Stimme“, welche dem namenlosen Helden verkündet, *Dont il estoit et de quel gent* [3188]: *Li rois Artur mal te nomma, Bel Desconnëu t'apela: Giglains as non en batestire; Tote ta vie te sai dire; Mesire Gauvains est tes pere* etc. [3205ff.]), als „altes Mütterchen“. In dem ersten isländischen Märchen fehlt die Mütterchenepisode. Hier erfährt man zum ersten Mal die Namen der Helden, als Raudur, der Minister des Königs, die Brüder nach Namen und Herkunft fragt. Unter den Perceval-Versionen hat nur die englische Version einen parallelen Zug: der König selbst fragt ihn hier: *tell me wythen that thou bee* [503], und der Held antwortet als Namenloser mit einer *sotie: I ame myn awnn modirs childe, Comen fro the woddez wylde* (501 f.). Im *Bel Desconëu* befiehlt der König seinem *conestable* Beduier: *Demandés lui comment a non* (108). Auf Beduiers Frage antwortet dann der Held: *Certes ne sai Mais que tant dire vos en sai Que Biel Fil m'apieloit ma mere* (115 ff.), worauf der König sagt: *Non li mettrai, Puisqu'il nel set ne je nel sai . . . Li Biaus Desconnëus ait non! Sil nommeront tot mi baron!* (125 ff.). In der englischen *Bel Desconëu*-Version, die häufig ursprünglicher ist als die französische, fragt der König selbst den Helden nach seinem Namen. Ich glaube, daß der *Bel Desconëu* noch die ursprüngliche Situation bewahrt hat: der Held kommt als Namenloser an den Hof des Königs, wird dort vom König direkt oder durch dessen Minister über Namen und Herkunft befragt, und antwortet *nicement*, er heiße *Bel Fil* oder dergl. Der König gibt ihm darauf einen provisorischen Namen. Erst später, nachdem er eine große Tat vollbracht hat, erscheint eine Fee (Schutzgeist) und teilt ihm seinen wirklichen Namen und seine Herkunft mit. Die meisten Versionen verstanden es nicht, diese Situation beizubehalten. Namentlich konnten sie

die zwei Namen (oder drei Namen, wenn man auch den mitzählt, den sich der Held selbst gab) nicht auseinanderhalten. *Percevaus* war jedenfalls ursprünglich entweder der Name, den sich der Held selbst gab (weil ihn seine Mutter etwa so zu nennen pflegte), oder dann der provisorische Name, den ihm der König gab. Aber schon im Ur-Perceval wurde er als der Taufname, den ihm die Fee (Sigune) mitteilte, aufgefaßt[8]. Im zweiten isländischen Märchen und in Kiot-Wolfram (die Übereinstimmung mag zufällig sein) wurde die Begegnung mit der Fee (Sigune) der Ankunft am Königshof vorangestellt: das *Desconëu*-Motiv der letzteren Szene mußte daher wegfallen. Wenn man nicht mehr über zwei Namen verfügte, konnte man nicht beide Namen-Szenen bewahren. In dem ersten isländischen Märchen wurde daher auf die Begegnung mit der Fee verzichtet. In beiden Märchen wurden die Künstlernamen der Helden ihre einzigen Namen[9].

Der Minister Raudur (der Rote) des ersten isländischen Märchens scheint zugleich dem Roten-Ritter und dem Seneschall (Minister) Keu der Perceval-Romane zu entsprechen. Der Held trifft ihn schon vor dem Königspalast wie in Chrétien und Kiot-Wolfram den roten Ritter. Der Kampf mit dem letzteren folgt aber in den Romanen auf die Königsepisode. Im isländischen Märchen scheinen die beiden Roten-Ritter-episoden sowie die Keu-Szene zu einer einzigen Episode verschmolzen zu sein. Wie im ersten isländischen Märchen die Helden vor der Königshalle eine Unmenge Menschen treffen, von denen sie wegen ihrer Unerfahrenheit ausgelacht werden, so heißt es bei Wolfram (147/12 ff.). *Da volgeten im diu kindelin Uf den hof für den palas, Da maneger slahte fuore was: Schiere wart umb in gedranc*; er richtet an den Knappen Iwanet eine so unerfahrene und törichte Frage, daß Iwanet *begunde lachen* (der Zug fehlt in den übrigen Versionen). Daß die Helden am Hofe des Königs „in allem Wissenswerten" unterrichtet werden, ist auch ein dem Kunstreiche-Brüder-Typus fremder Zug: die Brüder kommen sonst immer als ausgebildete Künstler an den Hof. In den Perceval-Versionen ist jedoch ebenfalls kein entsprechender Zug vorhanden: aber andere Verwandte des Perceval haben diesen Zug, der sehr wohl ursprünglich sein kann, so auch die englische Version

[8]) Der Accusativ war ursprünglich auch *Percevaus*: dann, als *Percevaus* Taufname wurde und die Bedeutung des Namens gleichgültig wurde, wurde *Percevaus* als Nominativ aufgefaßt und ein neuer Accusativ, *Perceval*, davon abgeleitet.

[9]) Dabei ist zu bemerken, daß die Künstlernamen auch etwa Imperative sind wie *Percevaus*, z. B. *Triffgut*, *Brise-fer*, *Range-montagne*, *Brise-tout*, *Passe-partout*, *Va-comme-le vent*, etc., speziell in französischen Märchen, vgl. Bolte und Polivka, Anmerkungen zu Grimm Nr. 71).

des *Bel Desconëu*, in welcher der König den Helden dem Gauvain zur Erziehung übergibt.

Daß die Helden des ersten isländischen Märchens Neffen des Königs, zu dem sie ziehen[10], sind, ist eine Übereinstimmung mit dem englischen Perceval, der allein von allen Perceval-Versionen diesen jedenfalls ursprünglichen Zug noch enthält. Aus der ursprünglichen mütterlichen Verwandtschaft (vgl. Farnsworth, *Uncle and nephew in the Chansons de geste*) ist im Isländischen eine väterliche Verwandtschaft geworden, wie im Didot-Perceval der Gralheld Brudersohn des Gralkönigs geworden ist, während er ursprünglich Schwestersohn war (Verwandtschaft mütterlicherseits in allen anderen Gralversionen).

Daß die Brüder glaubten, es gebe keine anderen Menschen auf der Welt, weil ihre Eltern ihnen das versichert hatten, ist ein Zug, den wir im Bliocadran-Prolog, einem Überrest einer verlorenen Perceval-Version, wiederfinden: *Et la dame fait entendant A son fil qu'il n'avoit maison N'ome ne fame s'iluec non El mont, si grant com' il estoit, Et li enfes bien le quidoit* (v. 745 ff., zitiert nach Potvins Ausgabe im Jahrbuch für romanische und englische Literatur V[11]), ähnlich in Carduino (str. 9–10). Daß die Brüder „einst beim Viehhüten" plötzlich durch eigenes Nachdenken an der Ansicht, daß es sonst keine Menschen gebe, irre wurden, was dann, allerdings erst nach einer Belauschung eines Gesprächs der Eltern, ihren Entschluß, die Heimat zu verlassen, um andere Menschen zu sehen, veranlaßte, klingt sehr unwahrscheinlich. Das Nachdenken beim Viehhüten dürfte ein Ersatz für eine Begegnung im Walde mit Rittern oder wenigstens mit anderen Menschen sein. Daß bei dem Landaufenthalt die Abwesenheit eines Geistlichen betont wird, läßt darauf schließen, daß in der Quelle wie in den Perceval-Romanen die Mutter den Religionsunterricht übernahm. Auf lächerliche und ganz unmittelalterliche Weise wird die Flucht auf's Land motiviert: Die Mutter sei eine geizige Frau gewesen und habe sich darüber geärgert, daß sie so oft die Gäste des Königs, ihres Schwagers, bei sich empfangen mußte. Dies war aber kein Grund, um den Söhnen die Meinung beizubringen, sie seien allein auf der Welt. Offenbar wurde der Zug aufs Land in der Quelle wie in den Perceval-Versionen begründet.

Fast alle diejenigen Züge der zwei isländischen Märchen, welche nicht aus dem Kunstreiche-Brüder-Typus stammen können, konnten wir also in Perceval-Versionen und deren literarischen Verwandten nachweisen. Es ist demnach offenbar,

[10]) Aus dem Kunstreiche-Brüder-Typus kann dieser Zug nicht stammen; dort ist der Vater ein armer Teufel.

[11]) Die andere Ausgabe liegt mir nicht vor.

daß jene abweichenden Züge aus ein und derselben Quelle stammen, welche mit diesen literarischen Versionen nahe verwandt war. In dieser Quelle gab es nur e i n e n Helden, welcher allerdings wie der Held einzelner Perceval-Versionen Brüder gehabt haben mag. Die Heldenrolle wurde dann in den isländischen Märchen auf sämtliche Brüder übertragen. Welches war jene Quelle? Die nordische Parcevals-Saga scheint mir ausgeschlossen zu sein; denn die isländischen Märchen sind oft ursprünglicher als Chrétiens Perceval und *a fortiori* ursprünglicher als die nur von Chrétien stammende und stark entstellte Parcevals-Saga. Sie stimmen bald mit dem englischen Perceval, bald mit dem Bliocadran-Prolog, bald mit Kiot-Wolfram (am häufigsten) überein, sind bisweilen sogar ursprünglicher als alle Perceval-Versionen: Chrétiens Perceval und der Parcevals-Saga sind sie am wenigsten ähnlich. Die von den isländischen Märchen postulierte Quelle war also eine den uns bekannten Perceval-Versionen sehr nahestehende, aber von ihnen unabhängige Erzählung. War es eine literarische oder eine Folklore-Erzählung? Das ist eine schwierige Frage. Einstweilen neige ich doch eher zu der Ansicht, daß eine uns verlorene französische Perceval-Version nach Island (oder Norwegen) gelangte, dort (wahrscheinlich in Übersetzung) unter's Volk kam und unsere Märchen beeinflußte. Der Verlust einer französischen Version ist nicht auffällig: denn die Zahl der verlorenen französischen Romane muß sehr groß sein: zu ihnen gehören unter allen Umständen auch mehrere Perceval-Romane. Dagegen gebe ich zu, daß der Verlust einer nordischen Übersetzung auffälliger ist. Aber wenn die Thornton-Hs. verloren gegangen wäre (es ist nur ein glücklicher Zufall, daß sie uns erhalten ist), so wüßten wir auch nichts von dem englischen Perceval und anderen nur in dieser Hs. enthaltenen Romanzen (ähnlich ist der Fall mit dem viel jüngeren Romanzen-Manuskript des Bischofs Percy, welches beinahe verloren ging). Ich glaube nicht, daß auf Island die Verhältnisse anders waren als in England. Ich denke namentlich an die isländischen Rimur, welche ähnlich wie viele englische Romanzen auf Epen und Romanen (*Sögur*) basieren, oft verlorene Sögur ersetzen und fast noch mehr als die englischen Romanzen eigentliche Volksdichtung wurden, und dadurch auch Märchen beeinflussen konnten [12]). Ich erinnere an die isländischen Märchen, welche durch eine Version eines Tristan-Romans beeinflußt wurden und sogar die Namen der Hauptpersonen aufnahmen, von Haus aus aber ebensowenig mit dem Tristan-Roman zu tun hatten wie der

[12]) Über die Rimurpoesie vgl. Kölbing, *Beiträge zur vergleich. Geschichte der romantischen Poesie und Prosa des Mittelalters* p. 137 ff. Die große Mehrzahl der Rimur liegt übrigens noch in Hss. begraben.

Kunstreiche-Brüder-Typus mit dem Perceval-Roman (vgl. Rittershaus Nr. 27 und Golther, *Tristan und Isolde in den Dichtungen des Mittelalters und der Neuzeit* p. 188); die Griseldis-Novelle von Boccaccio-Petrarca ist auf Island unter die Märchen geraten (*Grishildur:* Rittershaus Nr. 56). Diejenigen, welche eher an eine Folklore-Quelle glauben, können sich auf die nahe Verwandtschaft und die starken gegenseitigen Beeinflussungen des Folklore und der Literatur der Skandinavier und der gaelischen Kelten berufen.

Wenn es auch unsicher ist, ob es je ein Märchen gab, das so ziemlich alle die Elemente vereinigte, welche Griffith in seinen ersten zwei Kapiteln bespricht (von den Namen natürlich abgesehen), so darf doch gesagt werden, daß alle diese Elemente in Märchen wurzeln. Hier möge wenigstens auf einiges aufmerksam gemacht werden, das mir gerade in die Hände gelaufen ist.

Das Thema von Vatermord und Vaterrache ist mehr episch als märchenhaft. Dagegen ist das Motiv, daß der junge Held gerade das tut oder wird, wovor ihn seine Eltern bewahren wollen, märchenhaft. Eine serbo-kroatische Version des Tierschwäger-Typus (Aarne Nr. 552, vgl. über diesen Typus S. Hartland in *Folklore Journal* vol. III. p. 216—9 und Köhler, *Kleinere Schriften* I 418, 551 ff.) hat folgende (nicht normale [13]) Einleitung:

Ein Zar hatte drei Töchter; die wurden einst von einem Wirbelwind entführt und konnten nicht mehr gefunden werden. „Darüber wurde der Zar krank und starb vor Gram. Seine Witwe, die Zarin, war in Hoffnung, und als die Zeit kam, gebar sie einen Knaben und nannte ihn Stojscha. Als der ein wenig herangewachsen war, wurde er ein starker Held, wie es wenige gibt. Als er achtzehn geworden war, fragte er seine Mutter: Bei Gott, Mutter, wie kommt es, daß du keine andern Kinder hast außer mir? Da fing sie an zu seufzen und zu weinen, wagte aber nicht ihm zu sagen, daß sie drei Töchter gehabt hatte, die verschwunden waren, da sie fürchtete, Stojscha könnte sofort in die weite Welt laufen, die Schwestern zu suchen und sie so auch ihn verlieren." Aber der Knabe drang so lange in sie, bis sie ihm alles erzählte. „Da sagte er zu ihr: Weine nicht, Mutter, ich will sie suchen gehen. Da schlug sich die Mutter an die Brust und rief: Weh mir! So soll ich arme Mutter auch noch ohne Sohn bleiben! dann suchte sie ihn davon abzubringen . . .; aber er ließ sich nicht davon abbringen, sondern sagte: Sage mir, wo sind die Waffen, mit denen sich mein Vater als Zar gürtete und wo ist das Pferd, das er ritt?" Die Mutter mußte ihm nun das Gewünschte sagen und geben. Dann zog er aus, um seine Schwestern zu suchen (Wuk Steph. Karadschitsch, Volksmärchen der Serben Nr. 5 = Leskien, Märchen aus dem Balkan Nr. 24).

In einem armenischen Märchen vom Typus „Die treulose Schwester" (Mutter) (Aarne Nr. 315), übersetzt von Wingate in Folklore II. 1912. p. 94 ff. (vgl. auch Chalatianz, Märchen und Sagen Nr. 5) hinterläßt der sterbende Vater seiner Gattin: Der posthum geborene Sohn dürfe nicht auf Black Rock

[13] Doch vgl. Pentamerone IV 3 und Musaeus (Bär, Adler, Walfisch).

jagen gehen: als der Sohn Jüngling geworden ist, teilt ihm die Mutter die Warnung mit: der Held stürzt sich nun erst recht in die Gefahr. In einem albanischen Märchen (Leskien, Balkanmärchen Nr. 53) hinterläßt ein Vater die testamentarische Bestimmung, sein Sohn „solle niemals den Ort betreten, wo die Schöne der Erde wohnte": natürlich umsonst. In Märchen, in welchen die Gefahr für den Helden darin besteht, daß er von einem schönen Mädchen hört, das zu erlangen lebensgefährlich ist, will die Mutter verhindern, daß er davon etwas vernimmt, natürlich umsonst. So heißt es in einem indischen Märchen (Typus Unholdsdienst, Aarne Nr. 313) (Jacobs, *Indian Fairy Tales* Nr. 1):

In a country there was a Raja who had an only son who every day went out to hunt. One day the Rani, his mother, said to him: „You can hunt wherever you like on these three sides; but you must never go to the fourth side". This she said because she knew if he went on the fourth side he would hear of the beautiful princess Labam, and that then he would leave his father and mother and seek for the princess. Der junge Prinz gehorchte seiner Mutter eine Zeit lang; eines Tages aber beschloß er doch, auf der verbotenen Seite zu jagen. Dort fand er eine Schar Papageien; er schoß auf sie; aber sie flogen davon, nur einer von ihnen, ihr König, blieb, und rief den andern nach: *„Don't fly away and leave me alone when the Raja's son shoots. If you desert me like this, I will tell the Princess Labam." Then the parrots all flew back to their Raja, chattering. The prince was greatly surprised and said: „Why, these birds can talk!" Then he said to the parrots: „Who is the Princess Labam? Where does she live?" But the parrots would not tell him where she lived. „You can never get to the Princess Labam's country". That is all they would say.* Der Prinz kehrte nach Hause zurück und dachte immer nur an die Prinzessin Labam. Da erklärte er seinen Eltern, er müsse durchaus ausziehen, um die Prinzessin Labam zu suchen. Alles Abreden der Eltern nützt nichts.

Ich halte es sehr wohl für möglich oder sogar wahrscheinlich, daß Perceval nicht zufällig beim Jagen an den Ort geriet, wo er den Rittern begegnete, die zu ihm von Arthur sprachen und damit in ihm die Begierde weckten, Arthur zu suchen, sondern daß der betreffende Teil des Waldes ein Gebiet war, das zu betreten ihm die Mutter verboten hatte, weil sie wußte, daß dort Ritter durchzureiten pflegten, die ihm von Arthur erzählen würden. Daß ihr Sohn zu Arthur zöge, schien ihr aber ebenso gefährlich, wie der indischen Mutter die Suche der Prinzessin Labam. Die Ritter haben dieselbe Rolle wie die Papageien. In dem englischen Perceval will der Held zuerst die Ritter töten wie im indischen Märchen die Papageien; Perceval wundert sich über die Ausrüstung der Ritter wie der indische Märchenheld über das Sprechen der Papageien. Man sieht, daß die Ritterbegegnung im Perceval letzten Endes nicht ritterlichen Ursprungs zu sein braucht. Die Einleitung des indischen Märchens stammt wahrscheinlich aus dem Typus „Der treue Johannes" (Aarne Nr. 516; vgl. über diesen Typus Bolte und Polivka zu Grimm

Nr. 6). In Versionen dieses Typus hinterläßt ein sterbender König einem Diener oder Freund des Helden den Befehl, er dürfe seinem Sohn alle Gemächer des Palastes zeigen außer einem einzigen: in dem letzteren befinde sich das Bild einer schönen Prinzessin, dessen Anblick den Jüngling so verwirren würde, daß er ausziehen würde, sie zu suchen, ungeachtet der Gefährlichkeit des Unternehmens. In den einen Versionen wird dem Helden direkt verboten, das Gemach zu betreten. Natürlich hilft alle Vorsorge nichts. Statt des verbotenen Zimmers (vgl. auch Genesis 2, 16—17) haben wir im indischen Märchen das verbotene Jagdgebiet. In gewissen Versionen des Typus „Der treue Johannes" finden wir als Einleitung zur Brautfahrt des Helden das bekannte Schwarz-Weiß-Rot-Motiv: Der Held bekommt bei einer bestimmten Gelegenheit die drei Schönheitsfarben zu sehen und beschließt, auszuziehen, um ein Mädchen zu suchen, das diese drei Farben aufweise. Bei der ursprünglichen Form des Motivs ist jene Gelegenheit eine Jagd zur Winterszeit. Denken wir uns im indischen Unholdsdienstmärchen an Stelle der Papageien schwarze Vögel, so hätte das Abenteuer folgenden Verlauf nehmen können: ein vom Helden geschossener Rabe wäre in den Schnee gefallen: das Schwarz der Vogelfedern, das Rot des Blutes und das Weiß des Schnees hätten dann auf den Helden dieselbe Wirkung ausüben können wie das Gespräch der Papageien von der Prinzessin Labam. Ich will nun nicht eine Version des Johannes-Typus, sondern wieder eine Version des Unholdsdienst-Typus, die das Schwarz-Weiß-Rot-Motiv enthält, zitieren (Mac Innes, Folk and Hero Tales of Argyllshire Nr. 1):

The King of Eirin had an only son who was very fond of hunting. He was one day hunting and killed a big black raven. He took the raven up in his hand aud looked at it. The blood was coming from its head . . . and he said to himself: „I will never marry any woman except one whose hair will be as black as the raven's feathers, and whose cheek (ursprünglich Lippen) *will be as red as the raven's blood"* [Der Schnee und die weiße Haut fehlen hier]. Als der Prinz heim kam, sagte er seinem Vater, er wolle ein solches Weib suchen, komme was wolle. Umsonst sind die Bemühungen seines Vaters, ihn zurückzuhalten.

Das Auffinden einer Vogelfeder mochte dann einen anderen Märchentypus, den Goldvogel-Typus (Aarne Nr. 550), anlocken. So hat denn ein gaelisches Goldvogelmärchen (J. F. Campbell, *Popular Tales of the West Highlands* II Nr. 46) folgende Einleitung:

At some time there was a king and a queen, and they had one son . . . he was a hunter, and there was no bird at which he would cast his arrow, that he would not fell; and he would kill the deer and the roes at a great distance from him; there was no day that he would go out with his bow and his quiver, that he would not bring venison home. He was one day in the hunting hill hunting, and he got no venison at all; but there came a blue falcon [Goldvogel] *past him, and he let an arrow*

at her, but he did but drive a feather from her wing. He raised the feather . . . and he took it home.

Anstatt daß nun der Held von sich aus beschließt, den Goldvogel zu suchen, wird er von seiner Stiefmutter verwünscht, dies zu tun. Diese Verwünschung, die wir auch in Versionen des Johannes-Typus (Bolte u. Polivka I p. 50) als Einleitung zur Brautfahrt finden, ist ein aus dem Fruchtmädchen-Typus (nicht in Aarne's Verzeichnis) stammendes Motiv. Die Suche des Goldvogels führt dann auch zur Suche einer Goldprinzessin.

Wenn ich nun auch unter den keltischen Märchen nicht gerade eine Parallele zu der Einleitung des indischen Labam-Märchens nachweisen kann, so habe ich doch gezeigt, daß solche Einleitungen überall vorkommen k o n n t e n, da die nötigen Bedingungen überall vorhanden waren. Es brauchte nur statt einer Tötung oder Verletzung eines Vogels ein Gespräch von Vögeln vorzukommen; letzteres ist aber kein spezifisch indisches Motiv, sondern findet sich überall. Gerade in einem späteren Teil des Typus „Der treue Johannes" finden wir regelmäßig ein Gespräch von Vögeln, durch das der treue Diener von den Gefahren erfährt, die den Helden bedrohen, und in der ursprünglichen Form des im Tristan-Roman benutzten Märchentypus „Die goldhaarige Jungfrau" vernimmt der Held selbst das Gespräch zweier Vögel, die sich um ein Goldhaar streiten und dabei den Namen der Prinzessin Goldhaar, von welcher das Haar stammt, erwähnen, worauf der Held selbst die Suche nach der Prinzessin unternimmt, allerdings nicht aus eigenem Antrieb, sondern auf Befehl des Königs; aber schließlich wird die Prinzessin doch sein (vgl. Köhler, Kleinere Schriften II 336).

Wie der Märchenheld den schönen Vogel sucht, von dem er eine Feder gefunden hat, oder die schöne Prinzessin, von der er ein Haar gefunden hat, oder deren Farben (Schwarz-Weiß-Rot) er gefunden hat, so sucht Perceval, nachdem er im Walde an Rittern glänzende Rüstungen gesehen hat, den Ort auf, wo nach seiner Meinung solche schöne Rüstungen zu bekommen waren, und so ist denn auch das einzige, was er von Arthur will, eine solche Rüstung *(adoubement)*. Von Arthurs Hof zog dann übrigens ursprünglich der Held jedenfalls auf die Suche nach einer Jungfrau, der *lady Lufamour*, aus, wie dies eine Stelle des englischen Perceval (v. 974) und das Analogon im *Bel Desconëu* und in anderen Verwandten zu zeigen scheinen.

Mit dem Helden des sogenannten Bärensohn-Märchens und des Typus „der starke Hans", über welche Panzer in seinem Beowulf ausführlich handelt, hat der junge Perceval manches gemein; denn auch Bärensohn oder der starke Hans ist hie und da ein Dümmling (Panzer p. 104, 112) (häufiger allerdings ein Aschenputtel), macht dumme Streiche (Panzer

p. 64), heißt der dumme Hans (Panzer p. 65). „Der Held von 165 [bulgarische Version] schweift mit fünfzehn, sechszehn Jahren schon über Berg und Tal auf die Jagd, fängt Rehe und Hirsche und was ihm in den Weg kommt und bringt es lebendig nach Haus, so daß alle ihn preisen, wie auch der [Held] in 90 [portugiesische Version] auf die höchsten Bäume klettert und Kaninchen, Hasen, Füchse, Wölfe mit der Hand fängt". Er trägt ein Ziegenfell als Kleid (Panzer p. 66, irisches Märchen) [14]) oder wird von seiner Mutter mit einem zusammengeflickten Kleid *(des habits avec trente-six pièces)* ausgestattet oder heißt aus diesem Grunde *homme de toutes couleurs* (Panzer p. 50) [15]). Er fragt die Mutter, wer sein Vater sei, erhält die Antwort, er habe keinen Vater oder der liebe Gott sei sein Vater (Panzer p. 21) (vgl. das oben besprochene isländische Märchen und *Carduino*, str. 10: *Il padre tuo, figliuol mio, è Iddio*).

Einen eigentümlichen Religionsunterricht scheint auch der Knabe Cuchulainn erhalten zu haben, wenn er (nach *Tain bo Cualnge*, vgl. Übersetzung von E. Windisch p. 116) am Hofe des Königs sagt: „Ich schwöre bei meinen Göttern, die ich anbete" etc.

An die Begegnung mit den Rittern erinnert ein Passus im Rigomer: Lancelot ist durch Zauberei blödsinnig geworden *(Mais tot i estoit bestïaus Et ausi fols Comme une bieste:* 14002—3, wie nach Ulrich von Zatzikhoven bei *Mabuz)*, wie Perceval und seine Parallelen (Tyolet, Carduino etc.) durch unritterliche Erziehung [16]). Als der Ritter Gauvain ihn besucht, erkennt er diesen nicht mehr und sagt: *Estes vos escapés d'infier? Vos me samblés trestout de fier, Bras et ganbes et cors et tieste; Ainc mais ne vi si faite bieste, Car tous estes de fier trecié, Diauble vos ont adrecié En me cuisine ça dedens* (14025 ff.). Bei Chrétien fragt Perceval einen der Ritter: *Fustes vos ensi* [d. h. mit der Rüstung] *nez?* (280). Im Tyolet fragt der Held den Ritter, als sich dieser als *chevalier* vorstellt, *Quel beste chevalier estoit, On conversoit et dont venoit* und spricht dann von den Rittern nur noch als von *chevaliers bestes*. Am meisten Ähnlichkeit hat wohl der Bliocadran-Prolog, welcher zwar die Begegnung mit Rittern natürlich nicht mehr enthält, aber eine diesbezügliche Warnung der Mutter aufweist: *Fius, vous alés En la foriest, si ochiés Cerviens et cers assés sovent; Mais une chose vos deffent: Se*

[14]) Vgl. Ep v. 266 ff.: *The childe hadd no thing that tyde That he myzte in his bones hyde. Bot a gaytes skynn.*

[15]) Vgl. die Narrenkleider, die Parzival bei seinem Abschied von seiner Mutter erhält.

[16]) Von Carduino heißt es: *Colle bestie si stava notte e dia.... Questo fanciullo usò tanto colloro Che non crede sia altro che costoro* (I 8). Auch Perceval wird *fol* genannt.

vous un[s] gens i veriés Qui sont issi appareilliés Con s'il fuscent de fer covert, Ce sont li dyable en apiert Qui sont felon et empené; Tost vos aroient devoré; Gardés o eus n'i arrestés, Mais tost arriere revenés etc. (754 ff) [17]. Förster (Rigomer II p. 147) erwähnt die Rigomerstelle unter den (angeblichen) „Entlehnungen aus Kristians Gral".

Das Motiv von *Incident* 7, daß die Mutter dem Sohn Ratschläge gibt, die er auf die verkehrteste Weise ausführt, ist einer besonderen Art von Dümmlingsmärchen eigen (über diese vgl. Köhler, Kleinere Schriften I p. 97—100 und Bolte und Polivka, Anmerkungen zu Grimm Nr. 32). Bloß ist in diesen Märchen der Held wirklich dumm, während Perceval nur naiv und unerfahren ist. Die Dummheit bei der Befolgung der Ratschläge wurde daher gemildert resp. modifiziert: auch wurden andere Ratschläge gewählt; einzelne unter diesen sind immerhin märchenhaft. Die Ratschläge konnten ursprünglich nicht auf die Jeschute-Episode Bezug haben, nicht nur, weil diese nicht zur Rahmenerzählung gehörte, sondern auch weil die Mutter die Begegnung mit Jeschute nicht voraussehen konnte. Als die Jeschute-Episode in die *Enfances* eingeführt wurde, geriet sie in den Bereich des *niceté*-Motivs: die Handlungen des Helden wurden zu *soties* umgebildet und endlich wurden als Korrelate zu diesen *soties* passende Ratschläge der Mutter erfunden. Die ursprünglichen Ratschläge mußten auf die Ankunft an Arthurs Hof Bezug haben, oder ernst zu nehmende allgemeine Lebensmaximen sein. Hierüber wäre noch viel zu sagen.

Im dritten Kapitel liegt vor allem die Bedeutung von Griffiths Abhandlung. Außer dem *incident* 9 (*arrival at*

[17]) Diese Erlaubnis und dieses Verbot scheinen mir übrigens dafür zu sprechen, daß, wie ich oben vermutete, ursprünglich wie im indischen Labam-Märchen dem Helden erlaubt wurde, im Walde zu jagen, ausgenommen in einem gewissen Revier (da, wo Papageien resp. Ritter anzutreffen waren). Dafür spricht auch der englische Perceval. Diese Version läßt den Helden nach der Begegnung mit den Rittern bei einem Gestüt vorbeikommen und ein Roß sich aneignen: Ohne Sattel oder Geschirr reitet Perceval dann zur Mutter, die, sobald sie ihn so kommen sieht, *wiste wele by that thynge, That the kynde wolde out sprynge* (354 f.), bevor er ihr sagte, daß er Ritter gesehen hatte. Wir fragen: Warum ist er denn auf seinen bisherigen Exkursionen nie bei diesem Gestüt vorbeigekommen und hat sich nicht vorher schon ein Pferd angeeignet und das Reiten probiert? Als er jene Pferde sah, rief er: „Wenn ich doch wüßte, wie sie hießen!" (332) ... Meine Mutter *will telle [me] the name Off this ilke thynge* 339 f. . Das hätte er schon lange vorher die Mutter fragen können, wenn er die Pferde schon früher gesehen hätte. Wie erklärt es sich, daß er am selben Tage zugleich Ritter und ein Gestüt erblickt? Ich glaube, nur daraus, daß Perceval ursprünglich an diesem Tage zum ersten Mal in einem Gebiet herumstreifte, das zu betreten ihm die Mutter verboten hatte, weil es in der Nähe anderer menschlicher Wohnstätten war. Als daher die Mutter den Knaben auf einem Pferd heimreiten sah, da wußte sie, daß er in dem verbotenen Revier gejagt, also auch Ritter gesehen hatte.

conte, welches, wie ich schon gesagt habe, noch den *Enfances* der Rahmenerzählung angehörte und daher richtiger in Kapitel II behandelt worden wäre, kommen hier zur Besprechung die *incidents* 10—13 (*A knight insults the king; hero avenges the insult; encounter with a witch; hero entertained by relatives*; besser wäre es, 10 und 11 zusammenzuziehen), welche nach Griffith einen Komplex, *the red knight-witch-uncle story*, bilden, der in die Rahmenerzählung interpoliert wurde. Die ursprüngliche Zusammengehörigkeit dieser Episoden ist nicht ohne weiteres klar. Nur in Ep [18]) hängen sie zusammen, da hier der rote Ritter der Sohn der Hexe und der Feind der Verwandten des Helden ist. In CWPd ist keine Hexenepisode vorhanden, und Gornemant, der dem ungenannten Onkel des Helden in Ep sehr wenig ähnlich ist, ist hier weder der Onkel des Helden noch der Feind des roten Ritters. G enthält allerdings eine Hexenepisode, die aber mit der von Ep nichts gemein hat als den allgemeinen Zug, daß der Held eine Hexe tötet; sie ist umringt von zwei Gornemant-Episoden, die aber der Gornemant-Episode von CWPd, abgesehen von dem Namen Gornemant, den Gerbert aus Chrétien geholt haben kann, und der Verwandtenepisode von Ep ganz unähnlich sind. Unter diesen Umständen war es, so lange die Quelle dieser Episoden unbekannt war, schwer, zu glauben, daß sie ursprünglich unter sich einen Organismus bildeten. Ich hielt daher bislang den in Ep überlieferten Zusammenhang für sekundär. Die Hexenepisoden von Ep und G hielt ich nicht für verwandt und sah in ihnen unabhängige Interpolationen. Diejenige von Ep faßte ich als ein von dem englischen Spielmann eingeführtes Anhängsel auf. Der Umstand, daß Perceval die Rüstung des von ihm getöteten roten Ritters anzog, mochte einem Dichter den Gedanken nahe legen, das Verwechslungsmotiv einzuführen, Freunde (oder Angehörige) und Feinde des roten Ritters den Helden mit dem roten Ritter verwechseln zu lassen. Deshalb meinte ich, seien die Hexe zur Mutter, die Verwandten des Helden zu Feinden des roten Ritters gemacht worden [19]). Den roten Ritter selbst hielt ich nur für eine Figur des Vaterrachethemas. Was endlich die Hexenepisode in G betrifft, so fiel mir die Ähnlichkeit mit der nordischen Hildsage sowie mit den von A. Nutt in seinem Gralbuch (p. 165—9) erwähnten keltischen Erzählungen, der Addanc-Episode des Peredur und den *hero-tales Conall Gulban* und namentlich *The Knight of the Red Shield* auf. Daß diese

[18]) C = Chrétien, W = Wolfram, G = Gerbert, Pd = Peredur sind die von Griffith gewählten Abkürzungen. Für Sir Perceval wähle ich nicht SP, sondern Ep, da ich zwei Majuskeln für unpraktisch halte.

[19]) Im Lichte der jetzt bekannten Quelle erweist sich das Verwechslungsmotiv tatsächlich als ein Zusatz der Version Ep.

letztere aber eine Bedeutung, die weit über die Erklärung der Hexenepisode in G hinausgeht, haben könnte, ahnte ich allerdings nach den kurzen Mitteilungen Nutts nicht und hat auch sonst niemand bisher bemerkt [20]). Hätte ich die genannten Erzählungen, wenigstens *Red Shield* (die beiden anderen sind sehr entstellt) selbst gelesen, so wäre ich wahrscheinlich doch auf das eine oder andere aufmerksam geworden. Es ist Griffiths großes Verdienst, die Vermutungen Nutts, von denen er jedenfalls ausging, auf eine viel breitere und solidere Basis gestellt, die Zahl der verwandten gaelischen *hero-tales* sehr beträchtlich vermehrt, wichtige von Nutt übersehene Analoga zwischen den keltischen Erzählungen und den Perceval-Versionen entdeckt und die Tragweite der Entdeckungen erkannt zu haben. Es darf fortan als Tatsache registriert werden, daß schon der Archetypus unserer Perceval-Versionen einen zusammenhängenden Komplex, bestehend hauptsächlich aus Roter-Ritter-Episode, Hexenepisode und zwei Verwandten-Episoden, enthielt, und daß dieser Komplex, dessen Quelle mit Hilfe des vom Verf. zusammengetragenen Materials ziemlich gut rekonstruiert werden kann, im Perceval-Roman eine Interpolation innerhalb der Rahmenerzählung ist. Ich möchte glauben, daß jeder vorurteilsfreie kompetente Leser zu dieser Überzeugung gelangen muß; denn die *evidence* ist überwältigend und unwiderstehlich [21]). Daß die neue Tatsache für die

[20]) M. Rh. Williams (*Essai sur la composition du roman gallois de Peredur*, Paris 1909, p. 107 ff., geht kaum über Nutt hinaus, indem sie *Red Shield* mit Ep. G und Manessiers Gralabenteuer vergleicht. Sie schadete geradezu der Wirkung von Nutts Entdeckung, indem sie als das gemeinsame Thema dieser vier Erzählungen bezeichnet: *une tâche imposée à un héros et consistant à venger la mort d'un parent tué par un ennemi.* Dieses Thema gilt nur für Manessier; das Thema der anderen drei Erzählungen ist grundverschieden. Manessier hätte nicht mit ihnen verglichen werden sollen.

[21]) Die Rezensenten von Griffiths Arbeit, deren Äußerungen mir bis jetzt zu Gesicht kamen, äußern sich denn auch in zustimmender und zumeist sehr anerkennender Weise über Kapitel III, mit Ausnahme Windischs und Golthers. Windisch will in seiner Abhandlung „Das keltische Britannien bis zu Kaiser Arthur" (wohl für die meisten Leser eine große Enttäuschung!) die unter Griffiths „Stichwort" *Red Knight-Witch-Uncle Story* zusammengestellten „Motive" nicht „als eine engere Einheit" angesehen wissen (p. 284). Wenn er die Ankunft des Helden an Arthurs Hof (also *incident* 7) nicht zur Interpolation rechnet, so hat er Recht; Verf. hat aber dies auch nicht getan (vgl. seine Rekonstruktion des A-Stage p. 117); bloß hat er unpassenderweise dieses *incident* in Kapitel III einbezogen; *incident* 7 war nur der Anknüpfungspunkt für die Interpolation. Das andere Argument: „Das was er unter dem Stichwort *Uncle Story* versteht, gehört offenbar zur Familiengeschichte des Peredur" [lies Perceval], ist unglaublich naiv. Ein Kind würde so urteilen: ein Onkel ist offenbar ein Familienglied; folglich gehört eine Onkelgeschichte zur Familiengeschichte [also zur Rahmenerzählung]. Die stoffgeschichtliche Forschung hat von dem auszugehen, was in unserer Überlieferung gegeben ist; aber ihr Ziel ist, das zu ermitteln, was vor der Überlieferung vorhanden war. Das, was w a r,

Perceval-Forschung und auch für das Problem der Herkunft und der Entstehung der Arthur-Romane und der stofflichen Originalität der französischen Romandichter von großer Wichtigkeit ist, wird jeder in dieses Gebiet Eingeweihte zugeben müssen. Ich finde, daß Verf. in Kapitel III etwas weniger knapp hätte sein dürfen, da die Verständlichkeit unter der Knappheit leidet. Ich habe über das in diesem Kapitel behandelte Thema eine besondere Arbeit in Vorbereitung und will daher hier nicht näher darauf eingehen.

Hat sich Verf. vor allem in Kapitel III als ein Meister im Herausfinden der gemeinsamen Züge verwandter Versionen erwiesen, so zeigt uns dagegen Kapitel IV (*The Relief of the Besieged Lady*) und noch mehr Kapitel V den Übergang dieses Vorzugs in einen Fehler: er findet nun zu viel; er findet sogar, was nicht vorhanden ist. Es werden in diesen Kapiteln (mit einer Ausnahme) Erzählungen zur Vergleichung herangezogen, die in ihren Grundlagen, in ihren Hauptsachen, von der Perceval-Dichtung vollständig verschieden sind und nur in ganz unwesentlichen und gleichgültigen Zügen mit ihr übereinstimmen. Diese Übereinstimmungen klaubte Verf. heraus und vergaß dabei über den Einzelheiten den Blick

ist nicht immer identisch mit dem, was ist: sonst gäbe es ja keine Entwicklung. Die unter dem Stichwort *Red Knight-Witch-Uncle Story* zusammengefaßten Elemente sind in unserer Überlieferung (abgesehen zum Teil vom englischen Perceval) keine Einheit: Griffith konnte aber keltische Erzählungen beibringen, in welchen sie eine Einheit sind und ein abgeschlossenes Ganzes bilden; und da er nachwies, daß in diesen Erzählungen fast alles noch ursprünglicher ist als in den Perceval-Versionen, so durfte und mußte er schließen, daß sie die Quelle der entsprechenden Bestandteile der Perceval-Versionen repräsentieren; daraus geht dann hervor, daß diese Bestandteile der Perceval-Versionen einst eine Einheit waren, wenn sie es auch jetzt (nach weiterer Entwicklung) nicht mehr sind. Natürlich wurde der Held der interpolierten Erzählung mit dem Helden der Rahmenerzählung identifiziert und der Onkel des ersteren wurde infolgedessen auch der Onkel des letzteren. Wenn Windisch beweisen wollte, daß die uncle story zur Rahmenerzählung gehörte, so müßte er die Quelle der letzteren (resp. Repräsentanten derselben) nachweisen und dann zeigen, daß darin eine *uncle-story* gleicher Art vorkommt. Golther hat im Literaturblatt 1912 Sp. 393 ff. sein Veto gegen Griffiths Resultate eingelegt und (ohne Beweis!) behauptet, die von jenem angeführten „keltischen Märchen" bringen so gut wie nichts zur Klärung der Fragen weder für den Ursprung der Perceval-Sage noch für die Ursprünglichkeit des englischen Gedichts"; er bezeichnet den Glauben an die Ursprünglichkeit von Ep als einen schlimmen Aberglauben und verkündet nun schon zum zweiten Mal: „Wer immer noch Peredur [an der Unursprünglichkeit des *Peredur* halte auch ich einstweilen fest: vgl. Herrigs Archiv 118 p. 230 ff.] und *Percyvelle* für selbständige nicht aus Kristians *Perceval* abgeleitete Darstellungen nimmt, mit dem ist überhaupt keine Verständigung möglich." Man könnte vielleicht mit Bezug auf *Percyvelle* den Stiel umkehren. Aber statt Machtsprüchen wollen wir auch in Zukunft lieber Argumente bringen. Ich bin sicher, daß weder Golther noch Windisch auch nur eines von den gaelischen *hero-tales* gelesen hat. Dann ist aber ihr Urteil auch nicht kompetent. Windisch kennt sogar die französischen Romane nur aus Analysen.

aufs Ganze. Seine geringe Fähigkeit, Wesentliches vom Unwesentlichen zu unterscheiden, zeigt er schon darin, daß er (p. 81) meint, die Übereinstimmung von EpCWPd(a) in Bezug auf den nichtzauberischen Charakter der Bedränger der Dame sei *fundamental* und (p. 82), die Heirat des Helden mit der von ihm befreiten Dame in Ep und W beweise die nähere Verwandtschaft dieser beiden Versionen. Beide Übereinstimmungen sind nicht nur nicht fundamental, sondern überhaupt an und für sich nicht beweiskräftig. Zauberische Elemente auszumerzen, ist ein Zeichen von Rationalismus: rationalistisch aber waren die meisten Arthur-Romandichter, die einen mehr, die anderen weniger: im Auslassen zauberischer Elemente mochten sich also mehrere Dichter durch Zufall treffen. Daß der Held in Märchen und Romanen schließlich heiratet, ist gewissermaßen gegeben. In Ep ist die Heirat jedenfalls ursprünglich, in W und G aber vielleicht nur zur Komplettierung erfunden. Da in C der Schluß fehlt, die Heirat aber normalerweise am Schluß steht, so läßt sich nicht behaupten, C habe die Heirat ausgelassen. Verf. betrachtet übrigens Percevals Heirat als etwas Ursprüngliches, scheint aber nichts von der Grundregel zu wissen, daß der Grad der Verwandtschaft nicht durch Übereinstimmung in ursprünglichen, sondern nur durch Übereinstimmung in unursprünglichen Zügen bewiesen wird.

Ganz besonders mißlich steht es nun mit dem, was Verf. *Saracen influence* nennt (p. 85—93, 120—1, 125—6). Unter *Saracen influence* (nach meiner Meinung ein unglücklich gewählter Ausdruck) versteht er *not at all the influence of eastern tales or eastern adventures upon this tale, but the effect produced by a change of connotation in some of the phrases already present within the tale, and the consequent alteration in its supposititious geography* (p. 125). Trotzdem hier behauptet wird, der sarazenische Einfluß äußere sich nur in der *connotation* in einzelnen *phrases* und in der Änderung der Geographie, so werden doch als *material* des sarazenischen Einflusses 5 Erzählungen oder Abschnitte von Erzählungen zusammengestellt, an deren *common ancestry* Verf. glaubt (p. 89): *The common source was a form of the Red Knight-Witch-Uncle story that had been subjected to the „Saracen Influence“* [durch Aufnahme einiger orientalischer *proper names*] (p. 91). Es sind dies: Die Lufamour-Episode von Ep, die Gahmuret-Belacane-Episode von W, eine Episode des schottischen *hero-tale Conall Gulban*, die irische Erzählung *Saudan Og and Young Conal*, welche als *variant* von *Conall Gulban* erklärt wird, und endlich der Schluß von Pdb (wie Peredur die Kaiserin von Cristonobyl bei einem Turnier zur Gattin gewinnt) (*Conall Gulban*, *Saudan Og* und Pdb wurden als keltische Versionen der *Red Knight-Witch-Uncle story* in Kapitel III besprochen). Kann man wirklich im Ernst glauben,

daß die Lufamour-Episode von Ep dieselbe stoffliche Grundlage hatte wie der Rote-Ritter-Hexe-Gornemant-Komplex der Perceval-Dichtung (Beeinflussung durch die Quelle dieses Komplexes kann zugegeben werden)[22]) und daß die Gahmuret-Belacane-Episode von W dieselbe stoffliche Grundlage hatte wie der Rote-Ritter-Hexe-Gornemant-Komplex dieser Version und außerdem wie die Condwiramur-Episode dieser Version, die doch offenbar der Lufamour-Episode von Ep entspricht? Die Frage stellen heißt sie beantworten. Es ist keine Ähnlichkeit vorhanden. Verf. stellt hier dem gesunden Menschenverstand starke Zumutungen. „Sarazenischen Einfluß" findet man in mittelalterlichen Erzählungen, in *hero-tales*, „Balladen" und dgl. bekanntlich sehr häufig. Auch Verf. weiß dies: *Saracens and giants occur plentifully in the Charlemagne cycle* (p. 84, n. 1); und in den gaelischen *hero-tales* konnte die so oft genannte *Eastern World* (Griffith p. 91) leicht als Sarazenenland oder Türkei gedeutet werden, und daher kommen in den gaelischen *hero-tales* wie in den mit ihnen verwandten englischen Balladen *Turks* und *Saracens* vor. Dies wird von der Zeit der *Chansons de geste*, der Kreuzzüge und der Türkenkriege her datieren. Auch in Ep, das ebenfalls der englischen Balladenliteratur nahesteht oder zu ihr gerechnet werden kann, sind die Feinde des Helden und seiner Partei wie in den *Chansons de geste* und so vielen Abenteuerromanen Heiden, also Sarazenen oder Türken. In dieser ganzen Literatur ist „sarazenischer Einfluß" geradezu das Normale. In den nicht-englischen Arthur-Romanen, die für die höhere Gesellschaft bestimmt waren, kommen dagegen Sarazenen selten vor, und, wenn welche vorkommen, wird mit Achtung von ihnen gesprochen: sie sind *gentlemen* so gut wie die *Bretons*. Das typische Beispiel dafür ist gerade der Belacane-Roman: hier ist auch die sympathische Partei sarazenisch[23]). Der „sarazenische Einfluß" äußert sich hier also ganz anders als in den englischen und gaelischen Erzählungen. In Pdb endlich scheint „sarazenischer Einfluß" überhaupt nicht vorzuliegen. Es gibt da keine Sarazenen oder Türken, sondern nur eine Kaiserin von *Cristonobyl*, welcher Name an Konstantinopel erinnert; ihr Reich lag „in der Richtung von Indien". Konstantinopel war aber zur Zeit der Abfassung des Peredur noch nicht türkisch, sondern christlich; und in Indien gab es nach mittelalterlichen Sagen auch ein christliches Reich (das des Presbyter Johannes). Die Kaiserin von

[22]) Nach p. 72, 117 etc., wo Verf. das *Besieged-Lady*-Abenteuer dem *frame-tale* zuweist, folglich älter als die *Red Knight-Witch-Uncle*-Interpolation sein läßt, sollte man meinen, daß auch Verf. nur an Beeinflussung glaubte. Er hätte sich dann aber in Kapitel IV klarer ausdrücken sollen.

[23]) Über den Gahmuret-Belacane-Roman vgl. meinen Aufsatz *Alain de Gomeret*.

Cristinobyl ist übrigens wie Belacane eine durchaus sympathische Person und wird wie diese die Gattin des Helden, ohne daß aber diese Heirat auf religiöse Hindernisse gestoßen wäre: die Kaiserin galt also wahrscheinlich als Christin. Die von Verf. erwähnten Erzählungen sind also gerade auch in Bezug auf den „sarazenischen Einfluß" sehr verschieden; „sarazenischer Einfluß" ist aber unter allen Umständen ein schlechtes Kriterium zur Bestimmung der Verwandtschaft von Erzählungen. Das am Schluß des Kapitels erwähnte schwierige „*problem*", dessen *solution remains yet to be discovered*, nämlich wie es sich erkläre, daß ebenso wie ein Teil der Perceval-Versionen, so auch ein Teil der gaelischen *folk-tale*-Versionen der *Red Knight-Witch-Uncle story* k e i n e *Saracen influence* aufweise etc., ist damit erledigt.

Ebensowenig wie das sarazenische Element beweist das „s c h o t t i s c h e" Element (p. 90) etwas für die Verwandtschaft jener Erzählungen. Aus Pdb und *Sgeulan Og* kann übrigens Verf. selbst nichts schottisches anführen. Daß in einem schottischen *folk-tale* wie der von Verf. zitierten Version von *Conall Gulban* (es gibt auch irische Versionen, und die Erzählung ist irischer Herkunft) Schottland eine Rolle spielt, ist sehr leicht zu verstehen: aber Schottland ist nicht die Szene der Episode, welche Verf. zur Vergleichung heranzog, und wenn Verf. die vom Helden gewonnene Dame *the Lady of Beinn Eideinn* nennt und dazu *Edinburgh* (allerdings mit Fragezeichen) hinzusetzt, so führt er den Leser irre. *Beinn Eideinn* ist in Conall wie auch sonst der Name eines Berges in I r l a n d (wie Verf. auch aus Campbells Anmerkung zu der betr. Stelle ersehen konnte) und scheint mit dem *Benn Edair* (*Hill of Howth*) bei Dublin für identisch gehalten worden zu sein (vgl. hierzu diese Zs. 44 ² p. 93 f.). Zudem ist *Breast of Light* nicht *Lady of Beinn Eideinn,* sondern Tochter des Königs von *Laidheann* (wahrscheinlich = irische Provinz Leinster): an sie dachte der Held, als er auf *Beinn Eideinn* war, und *He went away and there was no stop on his foot nor rest on his head till he reached the castle in which [she] was.* Das schottische Element der Lufamour-Episode von Ep wäre das von Lufamour beherrschte *Maydene Land.* Verf. identifiziert es kurzweg und ohne Argument mit Edinburgh (p. 86, 90) und nennt Lufamour einfach *the Scotch Lady in Scotland;* dagegen muß ich protestieren, wie ich schon in dieser Zs. 44 ² p. 91 ff. gegen die Identifikation von *Isle as Pucelles* mit Edinburgh protestierte, und ich verweise auf meine dort angegebenen Gründe. Bleibt noch die Belacane-Erzählung, in welcher zwar der Schauplatz der Handlung nicht Schottland, sondern Afrika und die vom Helden gewonnene Dame Afrikanerin, aber ihr Bedränger ein Schotte ist (vgl. meinen *Alain de Gomeret*). Schottland ist also kein gemeinsamer Faktor der 5 Erzählungen.

Die Fabel der Hauptepisode der Percevaldichtung. Befreiung einer von einem verhaßten Freier bedrängten Fürstin durch den Helden. ist sehr banal im Ganzen und in ihren Elementen. Daß sie ursprünglich einen viel spezifischeren Inhalt hatte. glaube ich beweisen zu können: doch müßte ich dazu zu weit ausholen. Mit Recht hält Verf. die Hauptepisode für einen Teil des *frame-tale;* aber bewiesen hat er diese Ansicht nicht. Zum Beweise ist die Ermittlung der Quelle nötig. Die stoffgeschichtliche Erforschung der Hauptepisode ist durch Verf. nicht gefördert worden. Dankbar wollen wir ihm dafür sein, daß er darauf verzichtete. auf Grund von Namen wie *Maydene Land* [das in der Tat auf ein Feenreich hinweist] ein Feenabenteuer zu rekonstruieren (p. 125-126. n.): es hätte auf so schwacher Grundlage nur ein Phantasiegebilde entstehen können (wie bei J. L. Weston. *Sir Perceval I, chapter IV*).

In Kapitel V werden diejenigen *incidents* von Ep besprochen. welche in dieser Version auf die Hauptepisode folgen, nämlich die zweite Jeschute-Episode. die Riesenepisode. die Wiedervereinigung des Helden mit seiner Mutter, die Rückkehr zur Gattin und sein Tod, außerdem noch 3 *incidents,* welche in Ep mit dem Hauptabenteuer vereinigt sind. dagegen nach Verf.'s Ansicht ursprünglich zum Folgenden gehörten. nämlich Percevals Kampf mit Gauvain. König Arthurs Besuch beim Helden. und Heirat des Helden: endlich mußte natürlich die erste Jeschute-Episode, von der in Kapitel II kurz die Rede war. nochmals behandelt werden. Nach Verf. zerfallen alle diese *incidents* in zwei „Gruppen". Die erste. enthaltend die zwei Jeschute-Episoden. Kampf mit Gauvain. Bewirtung König Arthurs. Riesenepisode. Vereinigung mit der Mutter (nach p. 95. aber nicht nach p. 100. auch die Heirat: Widerspruch!) sollen ihr Dasein. wie die Rote-Ritter-. Hexe- und Onkel-Episoden. der Interpolation einer *Story,* genannt *The Tent Lady* [Jeschute] *Giant Tale,* verdanken, während die zweite Gruppe. bestehend bloß aus Rückkehr zur Gattin und Tod. ein alter Bestandteil des *frame-tale* gewesen sein soll.

Verf. erwähnt (p. 97—8) 5 Züge des Jeschute-Abenteuers. in welchen Ep und W gegenüber C übereinstimmen, und erschließt daraus nähere Verwandtschaft von Ep und W gegenüber C. Er hat es aber unterlassen. diese Züge auf ihre Ursprünglichkeit und die Möglichkeit der Zufälligkeit zu untersuchen. Jener Schluß kann nur aus der Übereinstimmung von unursprünglichen und nicht zufälligen Zügen gezogen werden. Daß Verf. die Schneeszene (CWPda) für unursprünglich hält (p. 99). zeigt. daß er sich nicht durch die sehr verbreitete. aber falsche Meinung bestechen ließ, daß alles. was in den Arthur-Romanen als folkloristisch alt und als in der keltischen Literatur vorkommend sich nachweisen läßt. *eo ipso* zu den alten Bestand-

teilen der betr. Romane gehören müssen. M. E. ist die Schneeszene auch schon deshalb unursprünglich, weil sie unzertrennbar mit dem Hypnosemotiv (*le chevalier pensif*) verbunden ist, letzteres aber zu der ursprünglichen Konzeption des Helden nicht paßt, für welchen gerade Lebhaftigkeit und unruhige Aktivität charakteristisch sind. Ich glaube, daß erst die Einführung des Gralabenteuers jenes verbreitete Motiv herbeirief, das dann durch die Schneeszene illustriert wurde: Erst der Mißerfolg beim Gralabenteuer machte den Helden *pensif* und gab überhaupt seinem Charakter eine andere Richtung. Daß die Schneeszene u. a. auch in einer Version desjenigen gaelischen *hero-tale*, auf welchem der *Red Knight-Witch-Uncle*-Komplex der Perceval-Dichtung basiert, nämlich *Conall Gulban*, vorkommt, hätte von Verf. erwähnt werden dürfen, wenn auch diese Übereinstimmung wahrscheinlich nur ein Spiel des Zufalls ist (*Conall Gulban* enthält viel interpoliertes Material, und die Schneeszene hat hier eine ganz andere Stellung und Funktion). *That, if the author of SP [Ep] had ever heard of the snow scene of C, he could never have forgotten it or refrained from using it in his poem* (p. 99), ist eine gewagte Behauptung.

Der Hauptteil des 5. Kapitels ist der genetischen Erklärung der ersten „Gruppe“ von *incidents* gewidmet. Ich will hier auf diese Partie nicht weiter eingehen, sondern sie ebenfalls für eine besondere Arbeit reservieren. Ich will hier nur bemerken, daß Verf. diesen Komplex auch in Chrétiens Löwenritter und der kymrischen „Quellendame“ (Verf. hält die Frage, in welchem Verhältnis diese beiden Erzählungen zueinander stehen, für nicht erledigt) wieder finden will und eine gemeinsame Quelle für alle drei „Versionen“ voraussetzt. Ich halte dafür, daß hier Verf.'s Kritik schlimme Wege gegangen ist, muß aber allerdings Golther's Ansicht (Literaturblatt 1912 Sp. 396), daß man hier „sofort die Einwirkung des Ivain, den der englische Spielmann hier mit dem Perceval vermengte“ [dies könnte sich nicht auf das Jeschute-Abenteuer, d. h. den Hauptteil des Komplexes beziehen, da ja dieses in Chrétien's Perceval etc. ähnlich wie im englischen Gedicht aussieht], ablehnen. Nach meiner Ansicht ist Verwandtschaft zwischen dem Yvain und dem Perceval überhaupt nicht vorhanden. Der Komplex, welcher diesen beiden Romanen gemein sein soll, besteht aus folgenden 4 Teilen: a) Jeschute- resp. Lunete-Abenteuer, b) Arthurs Besuch, c) Kampf mit Gauvain, d) Riesenabenteuer. Von diesen Partien sind b und c Gemeinplätze der Arthur-Romane; die Partie d ist in den beiden Romanen so sehr verschieden, wie dies bei Riesenabenteuern überhaupt möglich ist. Jeschute- und Lunete-Abenteuer haben nichts gemein, was überhaupt erwähnenswert wäre. Endlich ist es ganz unmöglich, sich ein *tale* zu denken,

das aus diesen 4 Teilen bestanden hätte; sie bilden weder im einen noch im anderen Roman eine Einheit. Ich muß hier die Begründung dieser Behauptungen schuldig bleiben; aber ich kann Golther nur beistimmen, wenn er sagt (l. c.): „Diese Abschnitte [Kapitel IV und V] sind ein Musterbeispiel für eine unnatürliche, überkünstliche Erklärungsweise."

Die Rückkehr des Helden zur Mutter rechnet Verf. zum *frame-tale*. In der Tat verlangt die Kompositionstechnik der Romane, welche derjenigen der Märchen sehr ähnlich ist, die Rückkehr des Helden zur Mutter. Es gibt viele Märchen (auch auf keltischem Gebiet), deren Held der Sohn einer Witwe ist; normalerweise verläßt er sie, um auf Abenteuer auszuziehen und kehrt nachher wieder zu ihr zurück. Es ist dies eine Art poetischer Gerechtigkeit. Aber nur Ep hat diesen Zug bewahrt. In CWPd(a) wurde die Episode dadurch unmöglich, daß hier dem Helden (durch Sigune nach der ersten Gralepisode) berichtet wurde, daß seine Mutter nach der Trennung vor Schmerz gestorben sei. Verf. wird Recht haben, wenn er glaubt (p. 37), daß diese Änderung durch das Gralabenteuer veranlaßt wurde[24]). Der Mißerfolg des Helden in der ersten Gralepisode (ein Mißerfolg eines Romanhelden war etwas ganz Ungewöhnliches, gewissermaßen Ungeheuerliches, das das Publikum ohne Erklärung nicht ruhig hingenommen hätte) mußte nämlich in einer Weise motiviert werden, daß der Ruhm und Ruf des Helden nicht darunter litt. Die Verursachung des Todes der Mutter war eine moralische Schuld, die sich für das Gralabenteuer, welches in den Perceval-Versionen gerade auf m o r a l i s c h e Vollkommenheit Gewicht legte, gut eignete und doch den Helden in den Augen des Publikums, das seinen ungestümen Tatendrang für natürlich halten mußte, nicht herabsetzte. Mit der Rückkehr zur Mutter fiel in den Gralversionen notwendig auch das Riesenabenteuer (welches übrigens ursprünglich wahrscheinlich kein Riesenabenteuer war) weg, ferner in der zweiten Jeschute-Episode, der mit dem Riesenabenteuer kausal zusammenhängende Zug, daß der Gatte der Jeschute Percevals Ring verschenkt hatte; ja, es fiel auch, weil nutzlos geworden, in der ersten Jeschute-Episode der Zug, daß Perceval der Jeschute seinen eigenen Ring an den Finger steckte, und in den Enfances der Zug, daß die Mutter dem Helden beim Abschied einen Ring als Erkennungszeichen gab. Daß der äußerlich veränderte Held, um von seiner Mutter erkannt zu werden, sich wieder so kleidet wie ehemals, war ein nahe-

[24]) Unter den Gralversionen hat allerdings der Perlesvaus die Mutter nicht sterben lassen. Aber der Perlesvaus hatte jedenfalls Quellen verschiedener Art, und die hier sehr schwierige Quellenfrage ist noch in einem sehr problematischen Stadium.

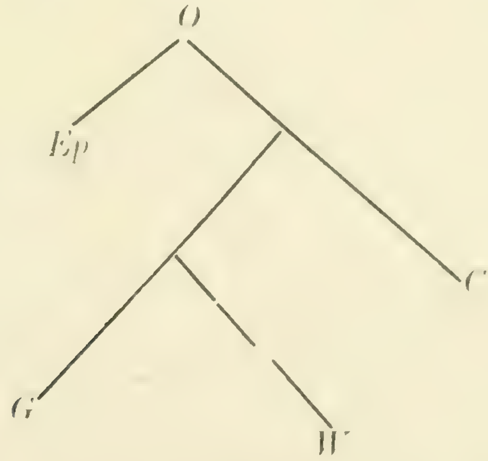
liegender Zug, der auch sonst vorkommt (vgl. Comparetti, Nov. pop. p. 173). Nach der Vereinigung mit der Mutter kehrt der Held mit dieser zu seiner Gattin in sein neu erworbenes Reich zurück und bleibt dort als Herrscher. Auch dieser Schluß war gegeben. Ich verstehe darum nicht, warum ihn Verf. nicht in die Rekonstruktion des *frame-tale*, also in das *A-stage* aufnahm (p. 117), sondern erst dem *B-stage* (p. 122) zuwies. Durch die Einverleibung der *Red Knight-Witch-Uncle story* in das *frame-tale*, wodurch das *A-stage* zum *B-stage* wurde, konnte doch die Rückkehr zur Gattin gewiß nicht veranlaßt worden sein. Der Dichter von Ep teilt uns am Schluß mit, daß der Held später einen Kreuzzug ins Heilige Land unternahm und dort im Kampf mit Ungläubigen erschlagen wurde [also den schönsten Tod fand, den ein christlicher Ritter sich wünschen konnte]. Dies ist zweifellos seine eigene Erfindung, ganz im Sinne und Geist der englischen Spielmannsdichtung. Die englischen Spielmannsgedichte endigen gerne mit einem Gebet, so auch der Perceval (vgl. die übrigen von Halliwell herausgegebenen *Thornton Romances*); dem entspricht auch der erbauliche Abschluß der Handlung. In den höfischen Ritterromanen namentlich der älteren Zeit sind dagegen solche Abschlüsse nicht beliebt[25]. Man wird es nun wohl verstehen, daß ein Spielmann, der einen solchen Schluß hinzufügte, gerade der rechte war, um *Saracen influence* von sich aus in den Roman einzuführen.

Die *Conclusion* enthält, außer einer Rekapitulation und Ergänzungen zu dem früher Gesagten vor allem eine Übersicht über die verschiedenen Entwicklungsstadien, die der Perceval-Roman durchlaufen haben soll. Es werden sechs verlorene Stadien unterschieden: A—F. A ist das Stadium, welches durch das *frame-tale* repräsentiert wird. B entstand aus diesem durch Einverleibung der *Red Knight-Witch-Uncle story*, C aus B durch Aufnahme der *Tent Lady-Giant story*. Aus C entstand durch *Saracen influence* ein Stadium D², und parallel dazu, ohne diesen Einfluß, ein Stadium D¹, welches mit C so ziemlich identisch gewesen zu sein scheint (wozu wird es denn unterschieden?). Aus D¹ entstanden das Stadium E durch Einführung des Gralabenteuers und das Stadium F durch Kontamination mit der Schwanrittergeschichte. Verf. läßt es im Ungewissen, ob das Stadium E dem Stadium F vorausging oder umgekehrt. Aus D² werden die Versionen Ep, W, Pd(b) und *parts of Pd(a)* abgeleitet, aus EF die Version C. G [Gerbert] bekommt als Quellen C und die Schwanrittergeschichte, W außer D² noch C und die Schwanrittergeschichte. Zur Veranschaulichung dient ein Stammbaum

[25] Mit einem Gebet schließt der *Durmart*, der auch sonst religiösen Einfluß aufweist.

(p. 128). Es ist zu loben, daß sich Verf. über die Entwicklung des Romans Rechenschaft zu geben suchte; und es ist nicht zu bestreiten, daß er dies mit viel Eifer, Umsicht und Verständnis ausgeführt hat und alles durchdacht ist. Trotzdem hätte ich an dem Stammbaum sowohl wie an den Rekonstruktionen der einzelnen Stadien manches zu ändern. Da ich aber oben auf die Kritik zweier wichtiger Abschnitte, der *Red Knight-Witch-Uncle story* und des sog. *Tent Lady-Gianttale* verzichtete, so kann ich begreiflicherweise auch hier nicht alle meine Einwände gegen Griffiths System vorbringen, sondern muß mich mit wenigen Bemerkungen begnügen. Im allgemeinen wurden die ältesten Stadien von Verf. besser ermittelt als die jüngeren. Sehr unsicher scheint mir die Einteilung der uns erhaltenen Perceval-Versionen zu sein. Der „sarazenische Einfluß" ist, wie oben gezeigt wurde, kein Grund, um die Versionen Ep und W zusammenzustellen. Im übrigen hat Verf., wie auch schon oben gesagt wurde, nicht beachtet, daß, wenn man zwei Versionen als zusammengehörig den anderen gegenüberstellen will, man sich nicht auf Übereinstimmung in Zügen, die ursprünglich oder zufällig sein können, berufen darf. Ganz besonders hätte erwähnt zu werden verdient, daß W und C gegenüber Ep auch darin übereinstimmen, daß sie neben dem Gralabenteuer auch den großen Gauvain-Abenteuer-Komplex enthalten. Ep ist in dieser Hinsicht ursprünglicher. Folglich müssen W und C gegenüber Ep eine Gruppe bilden, es sei denn, daß man annehmen darf, daß sowohl Gralabenteuer als Gauvain-Abenteuer-Komplex von W (das ja neben einer anderen Quelle auch C benutzte) ganz aus C entlehnt wurden; in diesem Fall dürfte aber W in all dem gewaltigen Gral- und Gauvain-Material keine ursprüngliche Züge aufweisen. Einstweilen glaube ich aber, daß W auch in dieser Partie öfters ursprünglicher ist als C, und mit dieser Ansicht bin ich nicht allein. Sie ist aber mit einer Gruppierung C—Ep W nicht vereinbar. Nach meiner Meinnng stammt Percevals Gralabenteuer ebenso wie der Gauvain-Abenteuerkomplex aus der Gauvain-Kompilation des Bledri; d. h. ich glaube, daß Percevals Gralabenteuer eine Nachahmung des in Bledri enthaltenen Gralabenteuers Gauvains mit Anpassung an die Data des Perceval-Romans ist. Daß der Schwanritter erst nach dem Gral eingeführt wurde, darf wohl mit Sicherheit angenommen werden; denn außer in W und G kennen die Gralversionen des Perceval-Romans (man muß dann auch noch den Didot-Perceval und eventuell den Perlesvaus in Betracht ziehen) die Verbindung mit dem Schwanritter nicht. Nach Griffiths Stammbaum müßten W und G unabhängig voneinander die Verbindung mit dem Schwanritter eingeführt haben. Dies scheint mir unglaublich; denn die Anlockung des Schwan-

ritters durch den Perceval-Gralroman war gewiß nicht sehr nahe liegend. M. E. ist daher die Übereinstimmung von W und G in diesem unursprünglichen Zug ein Beweis, daß diese beiden Versionen, soweit sie nicht C benutzten (was jede unabhängig von der anderen tat) zusammengehören. Daß G in Verf.'s Stammbaum nicht die richtige Stelle hat, ist evident: nach dem Stammbaum wären seine Vorlagen nur C und der Schwanritter. Wie soll dann das Vorhandensein der ersten Gornemant-Episode, die nur in G erhalten ist, und der Hexenepisode, die außer G nur noch Ep enthält, also von Elementen, die auf das *B-stage* zurückreichen, erklärt werden? Verf. behauptet (p. 127): *G's use of the Swan Knight story and its freedom (at the same time) from the Saracen influence render its position in the genealogical table most difficult to determine.* In der Tat verknüpft der Schwanritter G aufs engste mit W, während der „sarazenische Einfluß" es von W trennen würde. Es beweist dies nur, daß die *Saracen-Influence*-Hypothese *ad absurdum* führt. Nach meiner Ansicht, die aber nicht eine definitive sein will, ist das Verhältnis der Versionen Ep W G C das folgende:



Von einer seltsamen Konfusion zeugt Verf.'s Behandlung von Pd. Er unterscheidet mit Recht Pda und Pdb. Pdb ist das rein kymrische Zwischenstück zwischen den beiden, C und dessen Fortsetzungen entsprechenden, Stücken von Pd, die zusammen, ohne Pdb, ein Ganzes bilden: diese Rahmenstücke sind Pda (M. Rh. Williams, *Le roman gallois de Peredur*, unterschied drei Stücke: ihr B ist Pdb; A + C sind Pda). Es ist nun ein seltsamer Zufall, daß Pdb eine Version der *Red Knight-Witch-Uncle story* ist, derselben Erzählung also, welche in den Ur-Perceval-Roman interpoliert wurde und auch noch als Bestandteil von Pda erhalten ist[26]). Dies wird

[26]) Die Ähnlichkeit von Pdb und dem entsprechenden Teil von Pda ist aber nicht mehr so, daß ein mittelalterlicher Autor Verwandtschaft erkennen konnte.

vom Verf. auf S. 76 gut und klar gesagt. Pdb hat also zu den Perceval-Versionen (incl. Pda) dieselbe Beziehung wie die gaelischen *hero-tales Red Shield, Laurn Dyarrig* etc. Wie kommt es aber, daß Verf. in der *Conclusion* Pdb auf einmal als Perceval-Version behandelt und in den Stammbaum der Perceval-Versionen (neben Ep) einreiht (p. 125, 126, 128, 130), während er im gleichen Atemzug (p. 129) wieder ganz richtig Pdb als eine *form of the Red Knight-Witch-Uncle story* bezeichnet? Auf die Frage, in welchem Verhältnis Pda zu C steht (also die sog. Mabinogion-Frage), will ich hier lieber nicht eintreten. Verf. hat diese Frage nur gelegentlich berührt [27]) und Pda nicht in den Stammbaum aufzunehmen gewagt: die Frage erheischt eine ausführliche Behandlung.

Nach allgemeiner Ansicht ist Ep eine Bearbeitung eines französischen Romans. Verf. meint dazu (p. 131): *I see no way to prove that it is or is not. But I see no special ground for believing that it is; and I think it will be simpler and more in accordance with all the evidence in the case* [28]) *to consider it an English singer's versification of a folk-tale that was known in the district of Northwest England* [und das gaelischen Ursprungs wäre: vgl. p. 127—8]. Diese Ansicht ist zweifellos falsch, und auch der ärgste Skeptiker müßte wenigstens so viel zugeben, daß die *evidence* zu Gunsten einer französischen Quelle spricht. Verf. kennt nur zwei *serious objections*, die er aber wegräumen zu können meint. Das eine Hindernis, daß nämlich *the Tent Lady-Giant story* des Perceval die gleiche Quelle haben müsse wie ein Teil des Yvain, wollen wir selbst wegräumen, aber aus einem anderen Grund: weil nämlich keine Verwandtschaft zwischen Perceval und Yvain besteht. Das andere Hindernis wären die Eigenamen von Ep. *The name Perceval*, sagt Verf. (p. 130) *was, it would seem from the attempts to explain it, a puzzle to the French romancers;* solange der Name unerklärt sei, könne er nicht als *evidence* verwendet werden. Nun ist aber *Perceraus* ein französisches Wort ebenso sicher wie etwa *Desconëus* oder *Blancheflor*. *Perce* und *vaus* sind französische Wörter und da *Perce-vaus* einen Sinn gibt, einen Sinn, der zudem für den Romanhelden paßt [29]), wie hat man da das Recht, daran zu zweifeln, daß der Name französisch ist? Das Französische kennt ja Wörter wie *perce-neige, perce-bois* u. a. Im Altfranzösischen findet

[27]) Beachtenswert ist eine diesbezügliche Bemerkung p. 38—39.

[28]) Diese *evidence* scheint aber nur darin zu bestehen, daß die Quellen für gewisse Bestandteile des Romans (speziell *the Red Knight-Witch-Uncle story*) noch aus gaelischen *hero-tales* zu erschließen sind.

[29]) Wenn das Gebiet, wo der Held aufwuchs, hüglig war, der junge Springinsfeld also viele Täler zu durchstreifen hatte, wie etwa in Schottland, dem „Land der Hügel und Täler und Helden", so war er offenbar ein *Percevaus*.

man als Personennamen *Perce-haie* (so schon im 11. Jahrhundert) und *Perce-forest*. Was hat man also an dem Namen *Perceraus* auszusetzen? Im Keltischen, der einzigen Sprache, die *a priori* noch in Betracht kommen könnte, haben Gelehrte wie Zimmer, Rhys, Loth, Lot, die jenen Namen oder etwas Ähnliches gewiß nicht übersehen hätten, noch nichts gefunden, und wer, wie ich, schon Tausende von keltischen Namen gesehen hat, wird wohl erkennen, daß *Perceraus* ganz unkeltisches Aussehen hat[36]). Oder hat er etwa nur äußerlich ein französisches Aussehen bekommen? Für die hier vorliegende Frage wäre es ganz gleichgültig, ob der Name echt französisch oder nur französisiert ist. Verf.'s Einwand, daß die altfranzösischen Dichter den Namen nicht verstanden, weil sie ihn zu erklären suchten, ist nichtig. Da *perce* und *raus* französisch sind und die Bildung *Perce-raus* durchaus dem französischen Sprachgebrauch entspricht, so mußten alle Franzosen den Namen verstehen. Aber sie mochten sich fragen, warum dem Helden der Name gegeben wurde, und die Frage verschieden beantworten. In dem Roman *Floire et Blancheflor, version populaire*, wird erklärt, warum das Mädchen *Blancheflor* getauft wurde (weil *le jor d'une Pasqueflorie* geboren: 225 ff.) Die Gralromandichter suchten auch zu erklären (und zwar auf verschiedene Weise), warum eine Figur der Gralromane *Pescheor* genannt wurde. Sind *Blancheflor* und *Pescheor* deshalb nicht französisch? Und ist der Name *Cuchulainn* nicht irisch, weil er erklärt wurde als „Hund des Culann", und ist *Kulhwch* nicht kymrisch, weil der Name erklärt wurde: *parce qu'on l'avait trouvé dans la bauge (kul) d'une truie (hwch)*? Als *Perceraus* noch das *sobriquet* des Helden war, da war jedenfalls, wie bei *Li Biaus Desconëus*, im Roman selbst die Erklärung d. h. Begründung des Beinamens gegeben. Als aber *Perceraus* Taufname des Helden wurde (vgl. oben), als in späteren Versionen die den Namen erklärenden *Enfances* gekürzt oder weggelassen wurden, als der Name entstellt wurde zu *Perceval* (Neubildung eines Accusativs, in der Bedeutung nicht mehr gut passend) oder zu *Perle(s)raus* (Zwischenform *Perseraus*, welche Form vorkam, und in welcher das erste *s* wegen der sehr großen graphischen Ähnlichkeit als *l* gelesen wurde: da vor stimmhaftem Konsonanten *s* stumm war, so wurde es oft einge-

[36]) Was den Namen *Peredur* betrifft, so ist er unter allen Umständen unursprünglich (ein kymrischer Ersatz für den französischen, also den Kymren unverständlichen Namen Perceval, wegen der Ähnlichkeit im Anlaut gewählt). Denn auch diejenigen, welche Pda nicht von C abgeleitet wissen wollen, können jener Version im Stammbaum doch niemals eine so wichtige Stelle anweisen, daß nicht für den Archetypus nach den Regeln der Textkritik der Name Perceval gesichert wäre.

führt, wo es nicht hingehört; dazu Angleichung an *Perles*, *Pelles*, Namen von Percevals Onkel?), da litt natürlich die Durchsichtigkeit des Namens[31]). Zu dem Namen *Perceval* kommen nun noch andere Namen, die ebenfalls eine französische Quelle erweisen. Verf. erwähnt sie; aber ich kann nicht sehen, daß er mit Bezug auf sie die *objection* zu widerlegen versucht. Da ist der Beiname des Helden *the Galayse* und *de Galays* (statt *Gales*; ähnlich in W *der Waleis* aus dem Lande *Waleis*[32])): davon daß dies Französisch ist, kann man nicht wegkommen. Die Mutter des Helden heißt *Acheflour*. Wenn nicht französisch, so ist der Name allermindestens französisiert (Namen auf *flour* sind im Französischen häufig: *Blancheflour*, *Genteflour* etc., während sie sonst nirgends vorkommen). Endlich haben wir die Staffage der französischen Arthur-Romane: König Arthur selbst und seine Ritter: *Ewayne fitz Asoure*[33]), *Gawaine* und *Kay*, und diese haben dieselben Rollen wie in jenen Romanen: *Gawayne* zeigt seine *cortoisie* ganz wie in den französischen Romanen; ein Gemeinplatz dieser Romane ist auch sein Kampf mit dem Helden und die Erkennung. *Kay* ist *the bolde baratour* und läßt den Helden seine Grobheit fühlen, ganz wie in den französischen Romanen (während, nebenbei bemerkt, in der echt-kymrischen Tradition dies ausgeschlossen ist). Wo sind die gaelischen *folk-* oder *hero-tales*, in welchen auch nur eine von diesen Personen vorkäme? Auffällig in Ep ist aber auch das ritterliche Element, und dasselbe ist nicht einmal bloß äußerlich; sondern es hat das Ganze und die einzelnen Episoden so sehr durchdrungen, daß es ohne bedeutende stoffliche Änderungen nicht ausgemerzt werden könnte; es findet sich zudem an denselben Stellen und in gleicher Weise wie in der Gralgruppe der Perceval-Versionen (vgl. besonders das Leitmotiv, daß der Held nach der Absicht der Mutter nicht Ritter werden soll, es aber doch wird, und die ganze Verherrlichung des Rittertums; der Ritter ist dem Knaben ein Gott : v. 280). Es reicht also in den gemeinsamen Archetypus zurück. Der echten altkeltischen Literatur wie auch den heutigen keltischen

[31]) Daß deutsche Dichter den Namen erklären, würde auch bei Griffiths Voraussetzungen nichts beweisen, da ein französisches Wort für ihr Publikum auch ein Fremdwort war. Im Französischen wurde *Perceval* [die neugebildete Form!] erklärt: *car par vous est li vax* [Singular!] *perchiez*, und *Persaval* (so im Provenzalischen belegt): *qui les cuers perce et trait aval*, und *Perlesvaus* als Erinnerung an *les vaus de Camaalot*, wo der Held seine Jugend zubrachte [*Camaalot* ist sonst als Stadt bekannt; vermutlich gab der Name *Perlesvaus* den Anlaß zur Bildung von *les vaus de C.*]. Alle diese Erklärungen (vgl. dazu Hertz, Parzivalbearbeitung, A. 59) gehen übrigens von der Voraussetzung aus, daß der Name als französisch galt. *Par-lui-fet (self-made man?)* ist ein Beiname des Helden, der keine Erklärung seines Taufnamens sein will.

[32]) *Valois* als Etymon ist Unsinn.

[33]) Französisch *Yvains* (auch etwa *Evains) li fiz* (a) *Urien*.

folk- und *hero-tales* ist das Rittertum und vor allem dessen Wesen ganz fremd, wenngleich hie und da unter französisch-englischem Einfluß von einem Ritter oder Turnier die Rede ist. Es ist also zweifellos, daß schon der Archetypus der Perceval-Versionen alle Charakteristika der französischen Arthur-Romane enthielt. Und besagt dies nicht, daß er ein französischer Arthur-Roman war? Die Folgerung ist so selbstverständlich, daß ich nicht begreifen kann, wie Griffith, der sonst doch nicht so unvernünftig ist, sich hier so bloßstellen konnte.

Als Quelle des Ur-Perceval könnte man sich ein gaelisches *folk-tale* noch eher gefallen lassen; aber ich glaube, daß eine gaelische Vorstufe, wenn ein solche überhaupt in Frage kommt, noch bedeutend höher hinaufreicht; denn als nächste Verwandte des Ur-Perceval kommen dann andere französische Arthur-Romane in Betracht, und da wird wieder ein französischer Roman als gemeinsame Vorstufe postuliert. Verf. glaubt betonen zu müssen, daß „die integrierenden Bestandteile" der Perceval-Dichtung in Westschottland und Irland am längsten fortlebten. *The natural gateway through which their* [bezogen auf die Bewohner jener Gebiete] *tales could reach English hearers would be the territory extending from Carlisle (or Edinburgh) to Chester.* Daß die Perceval-Dichtung auf diesem Gebiet entstanden sei, hält er für „höchstwahrscheinlich" (p. 128—9). Ich wüßte gegen die Annahme, daß die Quelle letzten Endes, die aber noch nicht eine Perceval-Dichtung gewesen zu sein braucht, ein gaelisches *folk-tale* oder eher *hero-tale* (die heutigen *hero-tales* sind Nachkommen altkeltischer Prosa-Epen) war, nichts einzuwenden, und möchte noch auf ein paar geographische Namen hinweisen, die dafür zu sprechen scheinen, daß die *Gaste Forest Soutaine*, in der der Held aufwuchs, in Schottland war. In der Bliocadran-Einleitung gibt die Mutter, als sie in die Wildnis sich zurückziehen will, ihren Untertanen vor, sie wolle *saint Brendain d'Escoce orer* (559); sie wird also in der Richtung von *Escoce* gegangen sein[34]). Nach C befinden sich in der *Gaste Forest* oder ganz in der Nähe die *destroit de Valdone* (v. 296)[35]).

[34]) *Brendain* ist bekanntlich ein irischer Heiliger und Irland wurde früher *Scotia* genannt. Aber in den Arthur-Romanen verstand man unter *Escoce* niemals Irland, sondern immer den nördlich des großen Firths gelegenen Teil von Schottland. Die Schotten Irlands, welche in Nordwestschottland sich niedergelassen hatten und nachher das ganze piktische Schottland sich unterwarfen und aus Irland die Sagen des Ulster-Zyklus und des Finn-Zyklus mitbrachten, die letzteren sogar in Schottland lokalisierten, werden wohl auch die Brendan-Verehrung nach Schottland gebracht haben.

[35]) In Gauchers Perceval spielt ein *Noirs Chevaliers de Valdoune* (27565) eine ziemlich wichtige Rolle; er ist *de la grande foriest d'Argone* (27566). Der Autor, der hier den in der Sage berühmten Argonnenwald

Es ist nun offenbar sehr leicht, *denaldone* aus *desnaldone* abzuleiten (denn *s* vor Konsonanten, namentlich stimmhaften,

einführte, scheint aber nicht an Frankreich gedacht zu haben: denn die Szene der Handlung ist Großbritannien, und französische Ritter kommen sonst im ganzen Roman nicht vor. Die Geographie des Romans ist wahrscheinlich eine Mischung von Fiktion und Wirklichkeit. Der Ort, wo sich der „Schwarze Ritter" aufhält, ist *en la tiere d'Avalon* (27401); dort bewohnt er ein Zauberschloß, an dessen Eingang ein *tombel* zu sehen ist, resp. (nach anderer Überlieferung) er bewohnt das *tombel* selbst. Es scheint mir, daß hier dieselbe Tradition verwendet wurde wie in einer Episode des Mellusine-Romans. Wie im Perceval der Schwarze Ritter *Garsalas* von einer Fee, seiner *amie*, in ein *tombel* in der *tiere d'Avalon* eingeschlossen wurde, so wurde in der Mellusine-Episode König *Helimas-Helmas-Helinas* von den drei Feenschwestern *Palatine, Mellior* und *Mellusigne* in eine *roche* eines Berges *en Avalon en faerie* (zur Strafe) eingeschlossen (*enclos:* 4726) und nach seinem Tode von seiner *amie* oder Gattin, der Fee *Pressine* (der Mutter jener 3 Feen) *enterré soubz ceste tombe et enserré* (4913—4) (in der *roche*) (ursprünglich werden die 3 Töchter nicht existiert haben, und die *amie*, Pressine, wird selbst den König eingesperrt haben). Das *enclore* wurde durch Zauberei ausgeführt (durch *getter ung sort*: 4906), wie auch Garsalas (während er schlief) durch Zauberei eingeschlossen wurde. Durch das *tombel* oder neben demselben vorbei gelangte man nach Gaucher in ein, wie es scheint, von außen nicht sichtbares (unter der Erde befindliches?) *castiel*, und darin hat der gefangene Ritter alles, was er wünscht, auch die ständige Gesellschaft seiner *amie* (27465 ff.); nach einem andern Bericht allerdings war er in der Regel allein in der *vote* (22729) und seine *amie* schickte ihm Speise und Trank und besuchte ihn oft: *Li chevaliers ensi vivoit En la r o c e* (22758 f.). Auf dem *moult biel tombel* war *peint un chevalier sor son destrier;* auch waren darauf *letres*, geschrieben von der Fee, die angaben, auf welche Weise Garsalas zum Kampf herausgefordert werden konnte. Nach dem Mellusine-Roman war in der *roche dessoubz terre* ein Zimmer von wunderbarer Pracht. *Une tombe ou milieu avoit De la chambre qui noble estoit* (4849 f.). *Un roy ot* [abgebildet] *par dessus armé De Cassidoine* [Edelstein Calcedon] *bien fourmé; Dessus la tombe estoit gisant En celle chambre reluisant. A ses piés une dame avoit En estant, qui le regardoit; D'albastre fu la noble dame . . . La dame tint ung grant tablel En ses mains qui estoit moult bel . . . Escript y ot en ce tableau: Cy gist Helmas le noble roys Qui me perdi par ses desroys . . . Ce noble roy fu mes maris,* etc. (4857 ff.). Es war also die Gattin, Pressine, welche die Inschrift verfaßt und das gemeinsame Denkmal errichtet hatte, wie die Fortsetzung der Inschrift ausdrücklich bezeugt: *Et fis ceste tombe ainsi faire, Ainsi figurer et pourtraire; Dessus fis mettre ma semblance Afin qu'il feust en remembrance A cil qui le tableau liroit; Car ceans homme n'entreroit, S(e) yssus n'estoit de la lignie En Avalon en faerie De mes trois filles* (4915 ff.). Bevor die Fee Pressine das Felsengemach verließ, setzte sie Riesen als Wächter des Grabes ein *(Les geans a garder commis Des celle heure que cy le mis Que nulz n'entrast en ce passage S'il n'estoit yssus du lignage*: 4925 ff.). Es war aber stets nur ein einziger Riese Wächter. Als der Held, *Geuffroy* [Sohn der Mellusigne], zum Berge kam, erzählte man ihm, daß der derzeitige Grabwächter, der Riese *Grimaut*, der fünfte oder sechste Wächter sei seit dem Tode des Königs El(i)mas (4765 ff.). Diesen Grimaut fordert der Held Geuffroy zum Kampfe heraus, wie Perceval bei Gaucher den Grabwächter Garsalas. Bemerkenswert ist nun, daß der Kampf in beiden Versionen auf die gleiche ungewöhnliche Weise endigt. Als der Riese resp. der Schwarze Ritter den Kürzern zieht und verwundet ist, flieht er in seine *roce* hinein (auch die unsympathischen Personen fliehen sonst in Ritterromanen nicht). Mellusine 4672 ff.: *Le fer est tout oultre passé; Moult roidement le sang en sault; Le geant arriere*

war sehr früh verstummt und wurde daher sehr häufig ausgelassen: vgl. auch *d'Escavalon* — *de Cavalon*, u. a., und diese

resault En reculant parmy le mont; Geuffroy le haste et le semont: Cil s'en fuit sans prendre congié: En pou d'eure l'a esloingié; En ung creux du rochier se boute; Car il a de Geuffroy grand doubte; Geuffroy, ce voiant, dolent fu Du geant qu'ainsi avoit perdu. Gaucher 22719 ff.: *Car l'orelle li a caupee Et la jöe toute entamee; Si s'esmaia por la grant plaie Et neporquant point ne delaie Que fuiant vait grant aleüre Vers l'arket et la sepouture; S'i est entrés plus tost qu'il pot; Perceval durement desplot De cou que il ensi s'en va.* Während Geuffroy am folgenden Tag in die Felshöhle dringt, dort, nachdem er das Grab gesehen hat, mit dem Riesen kämpft, ihn besiegt und erschlägt, kann dagegen Perceval nicht eindringen, da *par faerie* kein Eingang zu sehen ist; dafür kämpft er später mit dem Bruder des Garsalas, besiegt ihn und erfährt von ihm die Geschichte des Garsalas und der Fee. Gauchers Version scheint mir insofern unursprünglich zu sein, als durchaus nicht einzusehen ist, wozu das Grabmal da ist. Zu einem Grab gehört doch ein Leichnam, und der fehlt. Der Schwarze Ritter, Garsalas, hat zugleich die Rolle des Königs El(i)mas, der von einer Fee in ein Felsengrab eingeschlossen wurde und die des Riesen, der das Grab bewacht, hat aber einen Teil der Rolle des letzteren an einen Bruder abgetreten. Ich möchte glauben, daß eine Erzählung dieser Art auch für das *Enserrement Merlin* der romantischen Merlin-Fortsetzung benutzt wurde (neben dem *Enserrement Merlin* des Prosa-Lancelot): Merlin wird von seiner treulosen *amie*, einer Zauberin, in einer prachtvoll als Wohnung ausgestatteten Felshöhle *enserré*, und zwar in ein schönes Grabmal, in welchem zwei vornehme Liebende begraben waren. Die gemeinsame Quelle aller drei Erzählungen wird am ehesten auf eine Ortssage zurückgehen, die an eine mysteriös aussehende Felshöhle anknüpfte. Diese könnte im nördlichen Teil Großbritanniens zu finden sein. Nach dem Mellusine-Roman ist der Berg, in welchem der König *enserré* wurde, *en Northombrelant* (Couldrette 4365) und wird hier mit *Avalon* identifiziert (vgl. *mont d'Avalon* 5192; Jean d'Arras dagegen macht einen Unterschied zwischen dem Berg in Northumberland, den er *Brumbelioys* nennt, und der *isle d'Avalon*, die immerhin in der Nähe gelegen ist: p. 22; vgl. p. 367 f.). Der König Elimas-Elmas-Elinas ist *roy d'Albanie* (d. h. Schottland: übrigens ein gelehrtes Wort: also lateinische Quelle? Aber im Perlesvaus liest man auch häufig *Albanie*) nach Couldrette und Jean d'Arras. Zu dem englischen Northumberland gehörte aber im Mittelalter auch das heutige (schon im Mittelalter von den Angeln bewohnte) Südostschottland (Bernicia) (ohne die Gegend von Edinburgh: vgl. z. B. die Karte bei Glennie, *Arthurian Localities*, nach p. XVI*). Da also Albania und Northumberland aneinander grenzten, so kann man die Verwechselung der beiden Provinzen verstehen: In Couldrette v. 4765 nennen nämlich die Bewohner von Northumberland den El(i)mas *nostre roy*. In dem *Enserrement Merlin* der romantischen Merlin-Fortsetzung ist die Zauberin, welche Merlin in das Grab einschließt, eine Tochter des Königs von Northumberland, und das Felsengrab, in welches sie ihn einschließt, muß nach den Angaben des Romans irgendwo im heutigen Schottland (Northumberland oder Albania) gelegen sein, wie ich in Zs. 35 p. 25 nachwies. Wenn der Mellusine-Roman Avalon nach Northumberland oder Albania verlegt, so mag offenbar die *tiere d'Avalon* bei Gaucher ebendaselbst lokalisiert worden sein. Perceval war bei Gaucher zunächst auf der Suche nach *le grant pui del Mont Dolerous* (22203: Potvins Hs. hat zwar hier *Orguellous*; aber Wisse und Colin haben an der entsprechenden Stelle: *der Leidige Berg* und Gaucher v. 30629 ff. gibt ihnen Recht): der *Mont Dolerous* liegt in der Nähe von Melrose, also in demjenigen Teil Schottlands, der früher noch zu Northumberland gehörte (wie ich in dieser Zs. 44 ² p. 96 ff. zeigte). Auf dem Wege zum *Mont Dolerous* gelangte Perceval in die Nähe des Gralschlosses (22303 ff.), welches man

Zs. 27 p. 103.) Die *destroit d'Esnaldone* wird man sich aber in der Nähe von Stirling (nordöstlich von Edinburgh, am Ende des *Firth of Forth)* zu denken haben: denn *Snaudun* oder *Snardon* war ein älterer Name von Stirling (vgl. Longnon, *Meliador* I p. LIII ff.). Froissart nennt den Ort *Si(g)nandon:* Im Meliador v. 14769 ff. sagt er: *Signandon si est un chastiaus Dedens Escoce, fors et biaus. S'adont le fu, il [l']est encores: Estrurelins est nommés ores;* und in den *Chroniques: Strurelin en Escoche . . . a vingt lieuwez de Haindebourg [Edinburgh], a douze de Donfremelin . . . Et fut chilz castiaus anchiennement, dou tamps le roy Artus, nommé Sinandon. Et la revenoient a*

sich, wie ich in einer andern Arbeit nachweisen werde, ebenfalls in diesem Teile Schottlands gelegen dachte. Gleich darauf kam er zu dem Schloß der Schachbrettdame, welche ihn zu der Grotte des Garsalas, also in die *tiere d'Avalon,* schickte. Nach ein paar andern Abenteuern erreichte Perceval das Schloß seiner geliebten Blancheflor, *Bel Repaire,* von welchem Gaucher sagt: *La mers au pié du pont batoit; Li Lombres d'autre part couroit* (24775 f.). *Li Lombres* ist der Humber, welcher sonst *(H)ombres* genannt wurde (z. B. Wace); in Wisse und Colin's Übersetzung heißt es an der entsprechenden Stelle *der Umbers* (372,32): Perceval befand sich also in Northumberland. Nach einem andern Abenteuer gelangte er dann in die *Gaste Foriest* (25760), in der er seine Jugend zugebracht hatte und deren Lage eben hier ermittelt werden soll. Bald darauf nahte er sich dem *Castiel as Puceles* (26867), welches der Dichter zwar als eine Art Feenschloß beschreibt, aber doch wohl nicht, ohne dabei an das *Castellum Puellarum* genannte Edinburgh (vgl. diese Zs. 44 [2] p. 91 ff.) gedacht zu haben. Hierauf traf Perceval den Bruder des Schwarzen Ritters und erfuhr die Geschichte des letztern. Bald nachher überschritt er eine als sehr gefährlich beschriebene Wunderbrücke, also einen *pont perillous,* und gelangte dadurch zum *Castiel Orguellous.* In der *Elucidation,* welche ebenso wie Gaucher auf Bledris Romankompilation zurückgeht (vgl. J. L. Weston, *Perceval* I 280 ff.) heißt es, daß die Leute, *ki erent des puis issus* [die *puis* hatte König Amangon, den man Grund hat, sich als schottischen Fürsten vorzustellen; vgl. diese Zs. 28 p. 13, geschändet] *fisent pour les damoseles Le rice Castel as Pucieles* und *fisent le Pont Perellous Et le grant Castel Orguellous* (Potvin v. 407 ff.). Man dachte sich also den *Pont Perellous* und das *Castel Orguellous* in der Nähe des *Castel as Pucles,* mit welchem hier jedenfalls Edinburgh gemeint ist. Bald nachher scheint Perceval nicht mehr weit von seinem Ziel, dem *grant pui del Mont Dolerous* (bei Melrose) entfernt gewesen zu sein (v. 29796). Dennoch kam er zunächst wieder zum Schachbrettschloß, das nicht sehr weit vom *tombel* des „Schwarzen Ritters" entfernt war (vgl. oben); nach v. 30483 war das Schachbrettschloß auch vom Gralschloß nur eine Tagesreise entfernt; trotzdem kam Perceval zuerst zum *Mont Dolerous* und erst hierauf zum Gralschloß. Wir sehen, daß die von Gaucher erzählten Irrfahrten Percevals das Gebiet von Northumberland und Edinburgh zum Schauplatz hatten. Da müssen wir uns also auch die *tiere d'Avalon* mit dem *tombel* denken, und *Valdoune,* die Heimat des Schwarzen Ritters, wird nicht gar weit weg gewesen sein. Auf dem *grant pui del Mont Dolerous,* welcher also nicht weit von dem *tombel,* in welches Garsalas von seiner *amie* eingeschlossen wurde, gelegen war, hatte übrigens nach Gaucher Merlin seiner *amie* (mit der er eine Tochter zeugte) durch Zauberei ein *manoir* mit einem Wunder geschaffen. War etwa der *Mont Dolerous* der *mont d'Avalon* in Northumberland, in welchem König El(i)mas eingeschlossen wurde und die *roche,* welche die Szene des *enserrement Merlin* war? (vgl. auch Thomas of Erceldoune u. dazu Zs. 44 [2] p. 97).

'e fois li chevalier de la Reonde Table, si comme il me fu dit quant q'i fui, car ens ou castiel je reposay par trois jours avecq le roy David d'Escoche. Stirling, das hier zu *Escoche* gerechnet wird, lag an der Grenze von *Albania-Scotia* und dem Reich der Nordbritten (*Cumbria-Strathclyde*, arthurisch *Estregalo-Estregales*, vgl. diese Zs. 44² p. 83—4), wie man aus der farbigen Karte bei Glennie, *Arthurian Localities*, nach p. XVI*, ersehen kann. In den Arthur-Romanen wird es daher auch zu *Gales* gerechnet, indem unter *Gales* in weiterem Sinn auch das Gebiet der Nordbritten, *Estregales*, mit einbegriffen war (vgl. *Carduel en Gales* = Carlisle in Cumbria, auch bei Chronisten: Longnon l. c. p. LVII); bei Stirling mag allerdings auch noch Verwechslung mit dem Berg Snowdon in Wales vorliegen. Im *Bel Desconëu* ist die Hauptstadt von *Gales*, die Residenz der Königin *Blonde Esmeree*, einer Vasallin König Arthurs, *Senaudon* (3361) - *Sinaudon* (6078) [in der englischen Version *Sinadoun(e)*]. Den Arthur-Roman-Dichtern kam es nicht darauf an, einem fremden Namen ein *e* anzuhängen oder abzuschneiden, wenn Metrum oder Reim es wünschbar sein ließen. Im alten *Lai del Cor* ist ein *roi de Sinadoune [: doune - donat]* ein Vasall König Arthurs (v. 415). Anstatt in *Snaudon* zwischen *s* und *n* einen Gleitvokal (*e* oder *i*) einzuschieben, mochte man auch einen solchen dem *s* vorausgehen lassen. In Berols Tristan ist *Isneldone* (: *adone*) eine Residenzstadt König Arthurs (3377). Ebenso klar und wegen des *a* sogar noch ursprünglicher ist die von uns restituierte Form **Esnaldone*. In einer Partie des Bel Desconëu, die jedenfalls eine besondere (literarische) Quelle hat, wird ein Turnier beschrieben, welches *Entre le Castel as Puceles* [jedenfalls Edinburgh] *Et* (die Ausgabe hat fälschlich *En*; doch vgl. 5439 ff., 5499, 5980) *Valledon fu fiancés* (5208 f.) (*Valedon* 5499, 5980, 5998; *Valendon* 5441; *Valedé* 5211). Ich möchte annehmen, daß dieses *Valedon* für **Esnaldon* steht. Denn Stirling und Edinburgh würden hier sehr gut passen. Stirling ist noch auf brittischem Gebiete (*Gales*), während Edinburgh, obschon südlich des Firth of Forth, stets und jedenfalls mit Recht als piktisch galt. Arthur und seine *Bretons* sind nämlich *devers Vale[n]don* (5441). Von der Stadt *Senaudon* heißt es im *Bel Desconëu* (v. 3362 f.): *Por ce que Mabons l'a gastee, Est Gaste Cités apelee.* Wir verstehen, daß die *Gaste Forest*, zu der die *destroit d'*Esnaldone* gehörten, in der Nähe der *Gaste Cité* gedacht wurde. Wie im *Bel Desconëu Senaudon*, so sind übrigens auch nach Chrétiens Perceval die *destroit d'*Esnaldone* in *Gales*; denn die Ritter, die dem Knaben dort begegnen, nennen ihn ja, ohne etwas weiter von ihm zu wissen, *cil Galois* (v. 232). Bei Wolfram hat der Ort, wo die Begegnung mit den Rittern stattfand, keinen Namen. Der Anführer der Ritter heißt hier *Karnah-*

karnanz, Ich cons Ulterlec (121 26 f). Was immer der Name *Karnahkarnanz* sein mag (etwa *Callogrenanz*, bei Heinrich von dem Türlin *Kalocreant*, **Kallacarnanz?*): ich glaube, daß *Ich cons Ulterlec* aus *li coens d'Ou(l)tre(c)loi* oder *d'Ou(l)tre(g)loi* hervorgegangen ist [36], letzteres aber wieder für *Estre(c)loi* oder *Estre(g)loi* steht (vgl. die Variante *Outregales* zu *Estregales* und namentlich die Variante *d'Outrelau* zu *de(s)tergalo, detresgeulen* und darüber diese Zs. 27 p. 97 ff., 107). *Estra(c)loi* ist aber die regelrechte französische Wiedergabe des kymrischen *S(t)rathcloith* (heute *Strathclyde*). Der Graf von *Ulterlec* war nach Wolfram damals gerade auf der Verfolgung des bekannten Frauenräubers *Meljahkanz* (die Geraubte war zwar diesmal nicht die Königin Guenievre, sondern eine uns unbekannte *Imane von der Beafontane*: 125/11 ff.). *Meliagant*, den schon G. Paris als identisch mit dem kymrischen *M(a)elwas* nachgewiesen hat, ist aber nach dem französischen Entführungsroman (*Le chevalier a la charete*) der Sohn des Königs von *Gorre*, welches Land, wie ich in dieser Zs. 28 (vgl. dazu noch diese Zs. 30^2 p. 201 ff.) nachwies, das Gebiet des heutigen *Strathmore* (etwas weiter gefaßt) war. Wir dürfen annehmen, daß *Meljahkanz* mit seinem Raub aus dem Gebiet der Britten kam und dann von den Arthur-Rittern, deren Führer der Graf von *Ulterlec* war, bis in sein Land hinein verfolgt wurde. Wenn man die bereits erwähnte Karte bei Glennie ansieht, so erkennt man, daß man gerade bei Stirling (also bei den *destroit d'*Esnaldone*) von dem Gebiet der Nordbritten (*Strathcloith-Ulterlec*) auf das Gebiet von *Strathmore (Gorre)*, das schon zu *Albania* gehört, übertritt. Obschon also die Version Kiot-Wolfram keinen geographischen Namen angibt, paßt doch die bei Chrétien fehlende synchronistische Angabe des Frauenraubabenteuers zu der Lokalisation bei Chrétien [37]. Im Perlesvaus, einer Version, die man doch nicht ganz bei

[36]) *o* konnte graphisch leicht mit *e* und *i* mit *c* verwechselt werden.

[37]) Ich habe in dieser Zs. 30^2 p. 207 die Vermutung geäußert, daß der König *Helimas-Helmas-Helinas* von *Albanie*, welcher in den *mont d'Avalon* (nach Jean d'Arras wenigstens in der Nähe der *Isle d'Avalon*) *enserré* und begraben wurde, wohl identisch sein könnte mit dem sagenberühmten *Melwas* (*Meleagant*). In einer altkymrischen Bemerkung zu dem altertümlichen Dialog zwischen Arthur und *Gwenhwyfar (Guenievre)* heißt es: *Celle-ci* [Gwenhwyfar] *était la femme qu'enleva Melwas, prince d'Alban* [Schottland nördlich der großen Firths], vgl. G. Paris, *Rom.* XII, 502; F. Lot, *Rom.* XXVIII, 502). *Helmas* von *Albanie* könnte wohl *Melwas* von *Alban* sein. *Maelwas* erscheint in Chrétiens Erec als *Ma[h]eloas, li sire de l'Isle de Voirre. Isle de Voirre* ist aber nur ein anderer Name für *Avalon (insula vitrea* = [Glastonbury] = *insula Avallonis* oder *Avallonia*). Auf der Insel *Avalon* herrschte aber eigentlich die Fee *Morgwen*. Wer *sire* der Insel war, der war es geworden als ihr Gemahl oder *ami*. *Maeloas (Melwas)* hatte also jedenfalls nach der Sage die Fee von Avalon als *amie* und wohnte bei ihr, ebenso wie Helmas die Fee von Avalon zur *amie* hatte und bei ihr wohnte (vgl. oben).

Seite schieben darf. wie dies Verf. tat, sind die *vaus de Kamaalot* der der *Gaste Forest* entsprechende Aufenthaltsort des Knaben Perceval, übrigens auch schon der Wohnort oder wenigstens das Besitztum seines Vaters *Alain le gros* (mit dem Beinamen *des vaus de Kamaalot*). *Kamaalot*, welches zweifellos trotz der Behauptung des Gegenteils durch den Autor des Perlesvaus (p. 251 f.) mit Arthurs Residenz *Cama(a)lot* identisch ist. ist nach den Angaben der Arthur-Romane in Schottland zu suchen und jedenfalls identisch mit dem heutigen *Camelon* am *Firth of Forth*, zwischen Edinburgh und Stirling (**Esnaldone*) (vgl. diese Zs. 28 p. 23 ff.). Nach dem Perlesvaus hatte die Witwe. wie schon vorher ihr Gatte, viel zu leiden von dem *Seignor des Mores*, welcher ihr Nachbar gewesen zu sein scheint (p. 17 ff., 20 ff., etc.). Wenn Alain das Gebiet von Camelon (vielleicht ausgedehnt bis nach Stirling) gehörte. so konnte sein nördlicher Nachbar der Herrscher von Strathmore (das bis zum *Firth of Forth* gereicht haben dürfte) gewesen sein. *Strathmore* ergab im Französichen *Estremore(s)*, *Estrangorre, Estregorre, Gorre(s)*[38]), wie ich in dieser Zs. 28 weitläufig nachgewiesen habe. Ich halte es nun für wahrscheinlich. daß *Mores* ebenso aus *Estremores* (so belegt) abstrahiert wurde wie *Gorre* aus *Estregorre*[39]). Ich habe l. c. die Herrscher von *Estremore, Estrangorre, Estregorre, Gorre* als Entführer der Königin Guenievre nachweisen können. Im Durmart aber heißt der Entführer der Königin Guenievre *Brun* (jedenfalls ursprünglich nur ein Epithet. das den wirklichen Namen ersetzte) *de Morois,* und er ist der Neffe des *roi des Mores* (8024 ff.) (vgl. l. c. p. 63, wo ich irrtümlich Enkel statt Neffe schrieb). Es ist also wahrscheinlich. daß als Feind des *Alain des vaus de Camaalot* der Entführer der Königin Guenievre (oder einer von dessen Sippe) gewählt wurde. und diese Wahl war um so natürlicher. als in dem der Überlieferung nach ältesten französischen Entführungsroman. Chrétiens Karre, Arthurs Residenz. von wo aus die Königin Guenievre durch Meleagant von Gorre entführt wurde. *Cama(a)lot* war (welcher Ort sonst in keinem älteren Arthur-Roman Arthurs Residenz ist!). Nachdem der *seignor des Mores* von Perceval erschlagen worden war. tauchte ein anderer Bedränger der Witwe von *Camaalot* auf, nämlich *Aristot des Moreines,* der Vetter des *seignor des Mores* (p. 251 etc.); und dieser entführte sogar die junge Schwester Percevals. Es ist also begreiflich. daß auch er zu der Sippe des Entführers der Königin Guenievre gerechnet wurde. Wie der *seignor des Mores* dem *roi des Mores* im

[38]) Das *s*, das in solchen Namen leicht hinzugefügt oder weggelassen werden konnte. finden wir in Wolframs *Gors* (< *Gorres*) (Land des *Poydiconjunz = Baudegamus. Baudemagus*).

[39]) Der Übergang von *de Mores* zu *des Mores* ist ohne weiteres begreiflich.

Durmart entspricht, so scheint der Vetter des erstern, der Herrscher von *Moreines*, dem Neffen des letztern, also dem Herrscher von *Morois* zu entsprechen. Im *Lai del Cor* (v. 129. 227 f.) heißt der Besitzer des magischen Trinkhorns, das an Arthurs Hof geschickt wurde *Mangounz li blounz li rois de Moraine* (Mit diesem König *Mangon* ist jedenfalls identisch der oben, p. 176, erwähnte König *Amangon* [Var. *Mangon*]). *Moreines* im Perlesvaus ist offenbar dasselbe Land wie dieses *Moraine*; dasselbe ist in Schottland zu suchen: denn *(A)mangon* war ein schottischer Fürst (vgl. oben). F. Lot (*Rom.* XXV p. 17—8) hat zweifellos mit Recht *Moraine* (falsch gelesen aus *Moraine*) aus *Moraria* abgeleitet (ebenso ergab *Albania* französisch *Albaine*, so z. B. bei Wace: *Brut* 1324 f.). *Moraire* ist (wie *Albaine*, natürlich auch *Albanie*) ein gelehrtes Wort. Das in latinisierter Form *Moraria* genannte Gebiet hieß im Keltischen *Morref-Muref-Mureif*. Die Formen *Mureif*, *Muref(ensis)* finden wir auch bei Galfrid (IX 6. 9): die Wace-hss. haben *Murif*, *Mureif*, *Morefe*, *Murain*, *Moref(ois)*, *Muref(ens)*, *Moroif* (9652, 9863, 9869, 10521). Da in den Hss. *f* von *s* oft nicht zu unterscheiden ist, und *-oif* ein sehr ungewöhnlicher Ausgang bei geographischen Namen ist, während umgekehrt *-ois* sehr gewöhnlich, fast normal ist (vgl. *Loënois*, *Leonois*, *Orlenois* etc.), so ist es kaum zweifelhaft, daß der arthurische Name *Morois* als eine Entstellung von *Moroif* aufzufassen ist. Mit Recht identifiziert daher F. Lot (l. c.) sowohl das *Morois* des Tristan-Romans als das des Durmart mit Wace's *Moroif*. Es ist aber zweifelhaft, ob F. Lot das arthurische *Moraria-Moref* hier mit Recht für die heutige Provinz *Moray-Murray* hält. Dieses ursprünglich piktische, später halb norwegische Gebiet (im Nordosten Schottlands) paßt wenigstens nicht zu dem, was Galfrid von *Mure(i)f* aussagt: Arthur entsetzte die nordbrittische Stadt *Alclud* (heute *Dumbarton* = *Dun Bretan*) am Nordufer des *Firth of Clyde*, die Hauptstadt des nordbrittischen Reiches, die von den Schotten und Pikten belagert worden war. *Deinde duxit exercitum suum Mureif, ubi obsidebantur Scoti et Picti ... Ingressi autem stagnum Lumond occupaverunt insulas quae intra erant* etc. Das unterworfene Gebiet gab er dem Urianus: *Urianum sceptro Murefensium insignivit.* Es ist offenbar, daß sich Galfrid *Mureif* direkt nördlich von *Alclud*, beim *Loch Lomond*, dachte, während *Moray* von hier noch sehr weit entfernt ist. Skene schließt daher hieraus mit Recht, daß *the district intended by this name ... must have been the district on the North side of the Roman Wall or Mur, from which it was called Mureif (Four Ancient Books of Wales* I p. 59)[40]. Galfrids *Urianus rex Murefensium* ist identisch

[40]) Das nördlichere *Moray* erhielt seinen Namen von keltisch *mor* (irisch Nom. *muir*), Meer.

mit dem *rex Urbgen*, der nach Nennius zusammen mit den Königen *Riderch hen, Gualllauc* und *Morcant* gegen den englischen König *Deodric* von *Bernicia* (Northumberland) (579–586) kämpfte. F. Lot selbst hat bei anderer Gelegenheit (*Annales de Bretagne*, t. XV p. 529) gezeigt, daß jene vier Könige Nordbritten waren. In der Tat wäre es auch nicht zu verstehen, daß Urbgen von den kymrischen Dichtern vor allen andern mit Begeisterung als Held gefeiert wurde, wenn er ein Pikte aus Moray, also ein Feind der brittischen Nation, gewesen wäre. *Mure(i)f* war also nach Galfrid jedenfalls das nordbrittische Gebiet nördlich und westlich vom *Firth of Clyde*, das sich bis gegen den *Firth of Forth* hin erstreckt haben mag. Der Herrscher von *Moravia* (*Moraines*) war dann also der westliche Nachbar des Herrn von *Camaalot*, wie der Herrscher von *Strathmore* [(*Estre*)*mores*] der nördliche Nachbar war. Ein Herrscher des weit entfernten Moray dagegen hätte nicht wohl den Besitzer von Camelon bekriegen können[41]. Ich möchte endlich noch erwähnen, daß einer der 11 Brüder des *Alain le gros des vaus de Camaalot*, also Onkel Percevals, *Aliban de la Gaste Cité* war (Perlesvaus p. 2): *Alain (Vilain) le gros* kam um, als er auszog, *por vanchier Alibran son frere de la Gaste Cité que li rois jaianz avoit ocis*: p. 337. Wir haben gesehen, daß im *Bel Desconëu* die *Gaste Cité* ein Name der Stadt *Senaudon* (Stirling) ist, in deren Nähe die *destroit d'*Esnaldone* und die *Gaste Forest* sich befanden. In der Perceval-Version Ep ist der Aufenthaltsort des Knaben Perceval nicht mit Namen genannt. Aber wir erfahren, daß der Knabe in der Wildnis von seiner Mutter *a lyttill Scottes spere* erhielt, das aus der Rüstkammer seines Vaters herstammte. So viel scheint mir sicher zu sein, daß schon im Archetypus unserer Perceval-Versionen die Heimat Percevals oder wenigstens die *Gaste Forest* nach Schottland verlegt war. Dies, zusammen mit dem von Griffith vorgebrachten Argument, mag schon dafür sprechen, daß der Perceval-Roman letzten Endes aus Schottland stammt. Aber daraus folgt keineswegs: *The natural gateway through which their tales would reach English hearers would be the territory extending from Carlisle (or Edinburgh) to Chester* (p. 127—9)[42], oder wenigstens nicht, daß

[41]) F. Lot verwies auch auf den *rex Moranorum*, welcher nach Galfrid (III 15) *cum magna manu in Northumbriam* einfiel. Wenn hier *Morani* für *Moravii* steht, was wahrscheinlich ist, so kann wieder nicht das viel zu weit entfernte *Moray* gemeint sein. Zwischen dem südlichen *Moravia* dagegen und dem schottischen Northumberland (*Bernicia*) lag nur der kleine piktische Distrikt von Edinburgh. Daß die beiden gleichnamigen Gebiete leicht verwechselt werden konnten, wird man verstehen.

[42] Den Hinweis (p. 129 n. 1) auf G. H. Maynadier, *The Wife of Bath's Tale*, ch. V, kann ich auch nicht als Argument gelten lassen. Ich bestreite nicht, daß keltische Erzählungen Schottlands die angelsächsische Grenze überschreiten konnten. Aber die Frage lautet für uns nicht: Was konnte geschehen oder hätte geschehen können? sondern: Was geschah tatsächlich im vorliegenden Fall?

die schottische Erzählung ohne französische Zwischenstufe Ep wurde. Letzteres ist, wie gezeigt wurde, fast ausgeschlossen. Beim Wandern von Sagen und Dichtungen geht es nicht zu wie beim Reisen der Menschen: daß nämlich womöglich die kürzeste Route gewählt wird. Die keltischen Sagen und Dichtungen hatten ja nicht das Bestreben, in das englisch-französische Sprachgebiet zu gelangen; es war dies nicht ihr Ziel und bestimmte deshalb auch nicht den Weg ihrer Wanderung. Von der Tristan-Dichtung z. B. läßt es sich nachweisen, daß sie aus Schottland über Wales, Cornwall und die Bretagne nach Frankreich und England gelangte. Dieselbe Reise (oder auch von Cumbria direkt nach der Bretagne) mochte die Perceval-Dichtung (wahrscheinlich nicht unter der Stichmarke Perceval) gemacht haben. Verf. selbst scheint auch für die Quellen der Perceval-Versionen außer Ep die Reise von Schottland über Wales nach Frankreich vorauszusetzen (p. 129). Aber Ep darf von dieser französischen Gruppe nicht getrennt werden. Ich glaube, daß im 14. Jahrhundert, als es französische Perceval-Versionen sicher gab, dieselben einem englischen Spielmann mindestens ebenso nahe lagen wie keltische Erzählungen Schottlands. Auch für den Perceval-Roman ist eine bretonische Zwischenstufe anzunehmen. Ich habe in meiner Abhandlung *Alain de Gomeret* bretonische Elemente in der Perceval-Dichtung nachgewiesen und könnte die Zahl derselben vermehren. Sie betreffen hauptsächlich Eigennamen. Eigennamen sind in der Regel weit mehr als rein stoffliche Elemente geeignet, uns über die Herkunft und die Wanderungen von Sagen und Dichtungen Auskunft zu geben. Verf. hat die Eigennamen der Perceval-Dichtung ganz vernachlässigt, und zitiert dafür in allem Ernst, wenn auch nicht gerade billigend, so doch auch nicht verwerfend, die abenteuerlichen Etymologien von Bartsch und Rhys. *Condwiramurs* *Coin de voire amors* (p. 80 n. 1) ist geradezu *dégoûtant*, wird aber immer wieder aufgewärmt[43]).

[43]) Woher stammen eigentlich die von Verf. angewendeten fürchterlichen Modernisierungen Wolfram'scher Eigennamen: *Lahelein* (p. 16), *Heuteger* (p. 86), *Beaucorps* (p. 42)? Letztere Modernisierung setzt zudem eine falsche Etymologie voraus. Wolframs *Beacurs* ist altfranzösisch *Beaus Co(u)ars*, wie ich in dieser Zs. 31[2] p. 145 zeigte. Ich möchte noch hinzufügen, daß *cors* im Deutschen nicht *curs* hätte ergeben können. Französisches betonte offenes *o* blieb im Deutschen *o*: vgl. *Kyot*, *Limors*, *Tenabroc*, *rosche* und *cors* selbst (Gottfried, *Tristan* 2396: *tun cors* = afz. *ton cors*). Jos. Kassewitz, *Die französischen Wörter im Mittelhochdeutschen*, Straßburg 1890 p. 27, erwähnt als einzige Ausnahmen Wolframs *curs* < *cors* und *Beacurs*, das auch er als *Biaus Cors* erklärt. Wolfram verwendet aber *curs* < *cors* nur in der Verbindung *bea curs*: 187/22, 283,8; 327,19, 332/24, immer im Reim mit *Condwiramurs* (ich erwähne die Beispiele nach L. Wiener, *French Words in Wolfram von Eschenbach* in *American Journal of Philology* XVI 339). Es ist also wahrscheinlich, daß Wolfram den Namen *Beaus Co(u)ars* (sein Vorleser wird *à l'allemande có(u)ars* betont haben)

Trotz der schlimmen Verirrungen der Kapitel IV und V, die natürlich auch die *Conclusion* beeinflußt haben, betrachte ich Griffiths Buch als einen wertvollen und anregenden Beitrag zur Perceval-Forschung, der, besonders wenn er eine Erstlingsarbeit ist, zu schönen Hoffnungen berechtigt. Ich habe nicht oft das Vergnügen, Neuerscheinungen aus dem Gebiete der Arthur-Roman-Forschung zu besprechen, die, wie die vorliegende, einen wirklichen Ruck nach vorwärts bedeuten[44]).

als *beaus cors* deutete, aber da er ihn mit geschlossenem *o* oder *u* aussprechen hörte, doch mit *Beacurs* wiedergab, und davon auch den Gallizismus *bea cars* ableitete, von dem er sagt (187 23): *Der name ist tiuschen schoener lip. The Dutch Lanzelet*, von dem Griffith p. 23 n. 1 spricht, heißt in Wirklichkeit *Lanceloet*.

[44]) Seit Griffiths Schrift ist eine andere Arbeit erschienen, welche den Ursprung des Perceval-Romans zu ermitteln sucht: *A reclassification of the Perceval romances* von George B. Woods (*Publications of the Modern Language Association of America* XXVII 524 ff., 1912). Auf Griffiths Schrift konnte darin nur in Anmerkungen Bezug genommen werden. Es ist klar, daß die Resultate von Griffiths Untersuchung sich nicht vertragen mit dem, was Woods vorträgt. Woods will zunächst die Ansicht Nutts, daß der Perceval auf der *Expulsion and Return Formula* basiere, widerlegen. Er tut dies, indem er zeigt, daß von den 11 *incidents* (oder *traits*) der Formel nur ein paar zur Vergleichung herangezogen werden können und sich auch bei diesen keine Übereinstimmung ergibt. Dies mag als eine Widerlegung von Nutts Argumentation gelten, ist aber kein Beweis dafür, daß der Perceval mit dem epischen sog. Verbannungs- und Rückkehrthema nichts zu tun hat. Nutts Einteilung des Themas in 11 *traits* ist unglücklich ausgefallen. Früher hatte er 13 *traits* unterschieden. Man kann ebenso gut 5 oder 50 Züge konstruieren. Alles ist hier der individuellen Willkür überlassen. Nutts Beweis und Woods Gegenbeweis fußen vollständig auf dieser willkürlichen Grundlage und sind daher verfehlt. Man kann Organismen nicht so einfach zerlegen und zerreißen; und je größer die Zahl der konstruierten *incidents*, um so größer die Willkür. Charakteristisch ist für ein weit verbreitetes episches Thema, daß der Vater des Helden getötet wird, während dieser noch sehr jung oder nicht geboren ist, daß der Held seine Heimat verlassen muß (durch Verbannung oder Flucht), später aber, nachdem er durch Heldentaten berühmt geworden, wieder zurückkehrt, den Tod seines Vaters rächt und sein Erbe wieder gewinnt (vgl. darüber auch Boje, *Über den altfranzösischen Roman Beuve de Hamtone* p. 60 ff.). Dieses Thema — man nenne es wie man will — hat offenbar auch auf die Konzeption des Perceval-Romans Einfluß gehabt. Selbstverständlich ist es nicht die einzige Quelle desselben. Als Ersatz für Nutts Hypothese bietet Woods eine andere: der Perceval-Roman (speziell Ep) sei eine Kombination von zwei *well-known* und *widely distributed* Märchentypen, *the Fated Prince* und *the Male Cinderella*. Bei der Formel des *Fated Prince* unterscheidet er 7 *points*. Wie gewann er die Formel? Der Leser hat ein Recht, behufs Kontrolle darüber Auskunft zu verlangen. Die Auskunft wird ihm aber nicht gegeben. Nur in einer Anmerkung wird *a widely spread form of the theme* kurz analysiert. Diese *form* ist der Märchentypus, der von Grimm Nr. 29 repräsentiert wird und zu dem Bolte und Polivka in den Anmerkungen zu Grimm eine sehr große Zahl von Versionen anführen (Aarne N° 930). Der Leser vergleiche ein Märchen dieses Typus oder jene Analyse mit der *formula*, und er wird keine Ähnlichkeit finden. Woher stammt denn die Formel? Nach meiner ziemlich weit gehenden Märchenkenntnis kann ich behaupten: aus freier unverschämter Erfindung. Gleich in *point* 1 heißt es: *A woman of high*

rank gives birth to a beautiful son. Für die *widely distributed form* ist es aber geradezu charakteristisch, daß die Mutter eine arme Frau aus niederem Stande ist. Das Wesentliche an dem Typus ist, daß das aus den niedersten Verhältnissen stammende Kind prädestiniert ist, des Königs Schwiegersohn zu werden, und daß, so sehr auch der König versucht, dieses Schicksal abzuwenden, es doch eintritt. Wenn das Kind hoher Abstammung wäre, ginge die *pointe* verloren. Der Held ist also durchaus nicht *a fated prince.* Punkt II lautet: *There is prophesied for the child a destiny that is displeasing for the parents.* Das *destiny* ist in allen Versionen dasselbe: daß nämlich das arme Kind die Tochter des Königs zur Frau bekommen werde. Aber dieses wichtigste Merkmal des Typus wurde von der „Formel" ausgeschlossen, und in der Formel wird über den Inhalt des Schicksals nichts weiter gesagt, als daß es *displeasing for the parents* gewesen sei Dies ist aber eine Erfindung unseres „Gelehrten", der etwas für den Perceval passendes haben wollte. Im Märchen haben natürlich die Eltern allen Grund, um sich über die Glücksprophezeiung zu freuen. Punkt III: *In order to thwart the accomplishment of that destiny, the son is taken to be brought up in some remote district.* Wer will die Erfüllung des Schicksals verhindern? Der König. Aber in der „Formel" wird überhaupt kein König erwähnt. Woods wollte (natürlich mit Rücksicht auf den Perceval) bei seinen Lesern den Glauben erwecken, daß die Eltern die Erfüllung des Schicksals verhindern wollten. Die übrigen 4 *points* der Formel stimmen ebenso wenig oder wo möglich noch weniger mit dem Märchentypus überein, dessen charakteristische Züge (wie z. B. der Uriasbrief) dafür in der Formel fehlen. So etwas kann man nicht mehr Irrtum nennen; es ist regelrechter Schwindel. Mit dem Märchentypus, repräsentiert von Grimm Nr. 29 hat der Perceval-Roman keine Ähnlichkeit, abgesehen von dem allgemeinen Schicksals- oder Prädestinationsmotiv, das aber in Märchen und Romanen ganz verschiedener Art ungemein häufig ist. Aber sogar mit der von Woods erfundenen Formel ist die Ähnlichkeit des Perceval-Romans sehr gering. Bei *point* I insistiert Woods hauptsächlich darauf, daß wie der Held der Formel, so auch Perceval *is devotedly loved by both parents.* Daß Eltern ihre Kinder lieben, ist wohl nach Woods etwas sehr auffälliges. In dieser Weise geht die Vergleichung weiter. — Was nun die *Male Cinderella or Dummling formula* betrifft, so ist zunächst zu bemerken, daß zwischen Aschenputtel und Dümmling hätte unterschieden werden sollen, wenn auch in Märchen Aschenputtel und Dümmling gern verwechselt werden. Der Aschenputtel ist der von seinen Angehörigen verachtete und schlecht behandelte Held. Im Hause seiner Mutter ist aber Perceval geliebt und verehrt. Diese „Änderung" schreibt Woods dem Einfluß der *Fated Prince formula* zu. Er bedenkt aber nicht, daß ein Held, der nicht verachtet und nicht schlecht behandelt wird, überhaupt kein Aschenputtel ist. Erst an Arthurs Hof wird Perceval (zwar am wenigsten in Ep) zum Aschenputtel (und das hat Woods nicht bemerkt): er wird von Arthur unterschätzt und von Keu mit Verachtung behandelt, beweist dann aber durch die Tat, daß man sich täuschte. Die Arthur-Szene hat aber einen großen Teil ihres Materials aus dem *Red Knight-Witch-Uncle* Thema bestritten, und in dem letztern ist auch das Aschenputtelmotiv heimisch. Der Perceval wird es also dieser Quelle verdanken. Dieselbe enthält übrigens auch das Prädestinationsmotiv wie der Perceval in der Arthur-Szene (Narr und nicht lachende Jungfrau). Daß der junge Perceval ein Dümmling ist, hat die Forschung, wie Woods weiß, schon längst erkannt. Das Dümmlingsmotiv kommt aber in verschiedenen Märchentypen vor. Der Typus, von dem Woods (p. 153—4) einige Versionen erwähnt, erklärt nur den Zug, daß der Held die Befehle oder Ratschläge der Mutter verkehrt ausführt (vgl. oben). Dies erkannt zu haben, ist Woods' einziges Verdienst. Die *Male Cinderella formula,* bei welcher Woods 8 *traits* unterscheidet, hat, abgesehen von dem oben Gesagten (das Woods gerade nicht in Betracht zog) gar keine Ähnlichkeit mit dem Perceval. Woraus die Formel abstrahiert wurde, erfahren wir wieder

nicht: Woods verweist uns nur auf seine *unpublished dissertation in the Library of Harvard University!* Wie viele Leser werden diesen von der Bibliothek gehüteten Schatz besichtigen? Da er für viele längere Zitate aus Ep Raum genug hatte, hätte er wohl auch die Nummer, den der angebliche Typus in einem der Typenverzeichnisse trägt, oder einige den Typus repräsentierende Versionen erwähnen können.

Wir haben nun gesehen, auf welch unsolider Basis die *reclassification* der Perceval-Romane aufgebaut ist. Wir können daraus schließen, wie viel die Klassifikation (sofern man überhaupt von einer solchen reden kann) wert ist. Übrigens ist nicht nur die Basis unsolid, sondern ebenso die Art des Schließens. Doch genug von diesem traurigen Elaborat, das die Perceval-Forschung füglich ignorieren darf!

E. Brugger.

Salverda de Grave, J. J.: *Over het ontstaan van het genre der „chansons de geste“.* S. 464—515 in: *Verslagen en mededeelingen der Koninklijke Akademie van Wetenschappen,* Afd. Letterkunde, 5. Reeks, Deel 1. Amsterdam 1915.

Die altfranzösischen Epen sind Schöpfungen frühestens des 11. (so Bédier; vorsichtiger: 12.) Jahrhunderts und Schöpfungen einzelner Dichter. Nicht ältere Epen noch Lieder in der Volkssprache sind die Vorstufe.

Diese Auffassung, von uns selbst schon früh vertreten, scheint, seit Bédier sie sich zu eigen machte, auf dem Wege zur Selbstverständlichkeit. Auch Salverda geht von ihr aus und will die Frage beantworten: woran knüpft denn das neue Genre der *chansons de geste* nach Form und Inhalt an? Was liegt ihm voraus? Denn aus nichts wird nichts.

Die zielbewußt geführte Untersuchung nimmt nun folgenden Gang:

I. Chansons de geste und Volksdichtung.

Wesen und Merkmale des Volksliedes werden erörtert, und daraufhin wird gefragt (S. 475 ff.): Inwieweit stimmen die ch. de g. in Form und Charakter mit dem Volkslied überein, inwieweit nicht.

An Übereinstimmungen zählt S. auf:

1. das Musikalische im Vortrag: Hierher gehört u. a. der Refrain, der sich in den ältesten Epen findet[1]),
2. das Schlichte im Stil (wenig Bilder und Vergleiche; die Sätze meist koordiniert),
3. die Wiederholungen,
4. der Appell an die Aufmerksamkeit der Zuhörer,
5. das „Dramatische“ der Erzählung — Vorliebe für die Gesprächsform; Verzicht auf Zwischenglieder und Erklärungen, vielmehr sprunghaftes Vorgehen,

[1]) Wie wir andernorts nachweisen wollen, hat auch das Rolands-Lied einen Refrain gehabt. Allerdings hat er nicht *aoi* gelautet.

6. Volkstümliches in Motiven (vgl. z. B. das Hildebrands-Motiv im Gormont) und in Äußerlichkeiten — allitterierende Namen, Vorliebe für die Siebenzahl,
7. die Gleichgültigkeit gegenüber geographischen und historischen Namen und Fakten,
8. die Vorliebe für feste Typen. Zurücktreten der Individualität des Dichters.

II. Kontrast zwischen Form und Inhalt der ch. de g.

Andererseits unterscheiden sich, so fährt S. fort, die ch. de g. gar sehr von Volksdichtung. Gerade die ältesten Epen zeugen von hoher Kunst. Mit der „kindlichen" Form kontrastiert auffällig der „tiefsinnige" Inhalt. Wir stehen vor einem Dilemma. Angenommen, die Dichter der ch. de. g. waren in Denken und Fühlen eins mit dem Volk, wie ist dann zu erklären:
1. die bewußte Kunst, für welche der Schwerpunkt der Handlung nicht in äußerlichen Geschehnissen, sondern in den Charakteren liegt,
2. daß die ch. de g. Geschichte geben oder doch geben wollen,
3. das klerikale Element in den Epen,
4. die bewußte Betonung des Nationalen in Verbindung mit dem Kreuzzugsgedanken und dem Ritterschaftsideal.

Ehe wir dem Verf. weiter folgen, seien uns einige kritische Bemerkungen zu obigem Dilemma erlaubt. Kurz gesagt, das Dilemma erscheint uns mehr eingebildet zu sein als wirklich schlimm.

S. hat gerade das Buch nicht herangezogen, welches A und O des Epenforschers, auch fürs Mittelalter, sein sollte. Wir meinen Richard Heinze's klassisches Werk über Vergils epische Technik [2]). Danach reduzieren sich beträchtlich die oben wiedergegebenen, von S. Kap. I behaupteten Übereinstimmungen zwischen ch. de g. und Volkslied.

Auch Vergil erzählt am liebsten in direkter Rede [3]). Er ist Meister in der Kunst, Nebensächliches zu überspringen. Oft genug erspart er sich umständliche Motivierung (Heinze 335 ff.).

Auch bei Vergil begegnen die allitterierenden Namen (so VII, 672); auch er hat (wie schon Homer) eine auffallende Vorliebe für die Siebenzahl (Heinze 347, Anm. 1).

[2]) 2. Aufl., Leipzig u. Berlin 1908.

[3]) „Die reichliche Verwendung direkter Rede hat Virgil von seinem vornehmsten Muster, Homer, übernommen. Auch bei ihm begleitet und durchsetzt sie die ganze Erzählung; auch bei ihm wird ihr sogar eine über die Wirklichkeit hinausgehende Rolle zugewiesen, indem sie der Dichter auch da eintreten läßt, wo er, realistisch getreu, Gefühle des Handelnden zu beschreiben hätte" (Heinze 402).

Mit der Chronologie schaltet der Dichter der Aeneis in völliger Freiheit: souverän setzt er sich hinweg auch über geschichtlich Gegebenes (Heinze 243. 345 ff.). Dieselbe Gleichgültigkeit und Willkür zeigt sich im Topographischen, besonders in den Entfernungen (Heinze 342).

So ließe sich noch manches anführen, die Richtung auf das Typische in den Personen auch bei Vergil (Heinze 276 f.), ein etwas von Verwandtschaft selbst im Stil zwischen Aeneis und Rolands-Epos, worüber zu handeln doch hier zu weit führen würde. Jedenfalls wäre nichts leichter und lohnender, als im genauesten Anschluß an Heinze über die Technik der *chansons de geste* zu schreiben. Man könnte im zweiten Teil des Werkes viele Sätze einfach stehen lassen, brauchte nur Turoldus für Vergil einzusetzen und altfranzösische Belege für die lateinischen. Bei solchem Vorgehen würde es sich erst in hellem Lichte zeigen, was der Roland-Dichter **nicht** von seinem klassischen Vorbild übernommen hat. Ein Bruchteil nur dieses Nichtklassischen in der Technik könnte mit Volkspoesie irgend welche Beziehungen haben [4]).

Salverda hat das Volksmäßige in den älteren ch. de g. erheblich überschätzt. Die Form ist gar nicht „kindlich“; sie ist im Rolandslied etwas von hoher Kunst. Der Stil **scheint** uns Späteren nur naiv. Es ist Künstlertum, das mit raffiniert bescheidenen Mitteln arbeitet.

Aber von der falschen Einschätzung des Volksliedmäßigen ganz abgesehen — das von S. konstruierte Dilemma existiert gar nicht, wenn man „Volksdichtung“ richtig definiert. S. schreibt zu Beginn seiner Arbeit treffend (S. 467): „Ein Volkslied ist das Werk eines Dichters von besonderer Begabung, der durch Talent und Bildung über der Masse steht.“ Will heißen: man darf der Volksdichtung nicht den Begriff „Kunstdichtung“ gegenüberstellen. **Alle** Dichtung ist Kunst. Ein Volkslied kann tiefsten Inhalt haben und umgekehrt, das Werk des höchststehenden Dichters kann zum Volkslied werden. — Es scheint, als ob S. im Verlauf seiner Untersuchung unbewußt wieder in die romantische Scheidung von Volks- und Kunstpoesie zurückgeraten sei; denn sonst stände er gar nicht vor einem großen Dilemma.

Sehen wir nun, wie Verf. den vermeintlichen Widerstreit zwischen volkstümlicher Form und inhaltlicher Tiefe zu lösen sucht.

III. *Chansons de geste* und lateinische Zeitgedichte.

Schon vor dem 11. Jahrhundert finden sich Dichtwerke, in denen sich nach S. die Äußerungen eines höheren Geisteslebens mit der naiven Form des Volksliedes einen. Es sind

[4]) Vgl. auch unten, Anm. 10 auf S. 193.

die lateinischen Zeitgedichte, jene Lieder auf historische Ereignisse von der Zeit Karls des Großen an, die sich z. T. schon in du Méril's Sammlung finden. S. prüft drei dieser Zeitgedichte genauer: 1. *De Pippini regis victoria Avarica* (796); 2. *Versus de bello quae fuit acta Fontaneto* (841); 3. *Audite, omnes fines terre* (871); das Volkstümliche in Sprache, Versmaß und Inhalt wird stark, u. E. allzu stark betont. — Etwas von der volksliedmäßigen Art dieser Zeitgedichte findet S. auch in den *Carmina in honorem Hludorici Caesaris* des Ermoldus Nigellus. Mit wenig Recht. Frei mit der Geschichte schalten zu können, Namen zu erfinden, Nebenfiguren einzuführen und dergleichen mehr, ist Privileg des Dichters überhaupt und kein Charakteristikum der Volksdichtung.

S. vergleicht dann die Zeitgedichte und des Ermoldus Werk mit den ch. de g.; er findet belangreiche Übereinstimmungen. Daß es gemeinsame Züge gibt, ist richtig [5]; unzutreffend doch S.'s Annahme, daß das Volksmäßige die Brücke schlagen soll. Die beiden Genres sind nicht „Volkspoesie" (S. 500). Der Nachweis müßte erst erbracht werden, daß die Zeitgedichte vom Volk oder doch in volkstümlichen Kreisen gesungen worden sind [6]).

IV. Noch einmal der Kontrast zwischen Form und Inhalt. Versuch einer Versöhnung.

Die Dichter der historischen Lieder in lateinischer Sprache waren natürlich Kleriker; aber „damit ist nicht gesagt, daß sie Gelehrte waren". „Die geistlichen Verfasser der Zeitgedichte waren auch Sänger" (S. 504) [7]). Sie standen dem Volke nahe genug, um mit ihm zu fühlen, um fürs Volk (? s. o.) dichten zu können.

Dieselbe Mentalität haben wir nun nach S. für die Dichter der ch. de g. anzunehmen. Es sind Kleriker und Jongleurs zugleich (!), Gebildete, die doch auch dem Volke nahe genug

[5]) Was Ermoldus anlangt, so hat ihn der Roland-Dichter gekannt und benutzt; manches Übereinstimmende ergibt sich allein aus diesem Abhängigkeitsverhältnis, ist also nicht beweiskräftig für S.'s These. Vgl. *Zs. f. rom. Phil.* 38: 1914, S. 427; weshalb das dort gegebene Versprechen nicht eingelöst werden konnte, mögen sich die Leser denken.

Nicht viel beweist, daß das Latein der Zeitgedichte stellenweise unklassisch ist. Auch in lateinischen Prosawerken jener Jahrhunderte steht es ja oft nicht zum besten mit der sprachlichen Form.

[6]) S. 507 meint S. selbst, „im 9. und 10. Jahrhundert" hätten nur Kleriker noch die lateinischen Lieder verstanden. Da das erste der drei von ihm herangezogenen Zeitgedichte von 796, die beiden andern aus dem 9. Jahrh. sind, so nimmt er seinem Argument nachträglich fast alle Beweiskraft.

[7]) Das scheint uns eine gewagte Verallgemeinerung. Mag in Einzelfällen eine Personalunion vorgekommen sein, im ganzen muß man doch strengstens scheiden zwischen Verfassern und Sängern. Vgl. auch unten, S. 193.

stehen, um ihm zum Herzen zu sprechen. Allerdings kann der Bildungsgrad der Dichter sehr verschieden sein. Der Verfasser des Rolands-Epos etwa gehört zu den Höchstgebildeten. Um so verwunderlicher erscheint es S. (nicht uns), daß er sein Werk in „populäre“ Form gekleidet hat. Oder beruht es etwa auf einer älteren Darstellung und ist die Form daher übernommen? War das Thema schon früher behandelt, und wie?

V. Klostererzählungen und Volkslieder.

Die eben aufgeworfene Frage spitzt sich dahin zu: wie verhält sich das Rolands-Epos zum *Carmen de prodicione Guenonis*? S. behauptet: 1. Das *Carmen* ist kein Auszug aus dem Epos. Ganz unsere Meinung. 2. Andererseits ist das *Carmen* nicht die Vorlage des Epos gewesen.

Lebhaft interessieren uns S.'s Gründe:

a) Der Rolanddichter würde die Stellen des *Carmen*, die von Ganelons Gemütszustand und seinen Beweggründen handeln, nicht fortgelassen haben, da Turold doch gerade psychologisch zu vertiefen bemüht ist.

b) „Es sind so gut wie keine Übereinstimmungen zwischen den beiden Texten.“

c) „In Einzelheiten weichen sie häufig voneinander ab. Sie behandeln gar nicht dasselbe Thema: das *Carmen* berichtet von Ganelons Verrat, der Roland ist eine der Episoden aus dem Kampf Karls des Großen gegen die Sarrazenen.“

Das scheinen uns wenig Gründe und keine guten. Unzutreffend schlechthin ist der zweite. Man denke an Turpins Pferd! Aber der aufmerksame Leser des Epos hört auch sonst oft genug wörtliche Anklänge ans *Carmen* hindurch [8]). Hat doch Stengel das *Carmen* in seinen Variantenapparat aufnehmen zu müssen geglaubt!

Auf a) ist zu erwidern, daß Turold seinem Vorbild Vergil die Kunst abgesehen hat, nicht so sehr durch des Dichters Worte, sondern durch die Handlungen der Personen zu charakterisieren. So hat er die psychologische Begründung

[8]) So erinnert *castel* 4 an *castra* 14; *Set anz* 2 an *annis septem* l. c. 15; *L i r e i s M a r s i l i e l a t i e n t* 7 an ***H a n c r e x M a r s i l i u s t e n e t*** l. c. 25; Rld 236 ff. an l. c. 13 f.; Rld 330 an l. c. 64. 61; s u z l'u m b r e d'u n p i n 407 an s u b ... p i n u, sub cujus ... u m b r a l. c. 89 f.; *vint milie Sarrazins* 410 an *Saracenorum decies duo milia* l. c. 103; *p u r p e n sez* 425 = *p r e m e d i t a t u s* l. c. 108; *l'espee ... ad del foerre getee* 443 f. nach *extrahit ensem* 137; *Envers le rei s'est Guenes aproismiez* 468 nach *Accedit propius rex Guenoni que propinat* l. c. 149 (fast scheint es, als habe der Rolanddichter flüchtig *propinquat* gelesen).

So könnten wir lange fortfahren. Die erwähnten Stellen treffen obendrein einen Teil des Rolandsliedes, der nach S. besonders stark vom C abweicht! Genug zum Beweis, wie leichthin S.'s in Rede stehendes Argument niedergeschrieben worden ist.

des *Carmen* in Ganelons Fall reduziert. Es kommt hinzu, daß er diesen Charakter überhaupt eigenartig ausgestaltet und mit erkennbarer Absicht verändert hat. Die unfranzösische Angst hat er gestrichen, die Habsucht ganz in den Hintergrund geschoben.

Das Recht der zweckdienlichen Abänderung hat doch der Nachdichtende durchaus. Das gilt auch zu c). Turold hat einiges fortgelassen, vieles zugesetzt. Aber ist das ein Beweis dafür, daß das mit dem *Carmen* Gemeinsame nicht aus dem *Carmen* stammt? Ein Vergleich. Hat Goethe das Pfitzersche Faustbuch nicht benutzt, weil er „in Einzelheiten abweicht", weil er manches fortgelassen, noch viel mehr, ja das Beste hinzugedichtet hat?

Aus sachlich unzutreffenden und unlogischen Gründen kommt Salverda zu der Folgerung, daß *Carmen* und Rolandsepos unabhängig voneinander auf eine gemeinsame Quelle zurückgehen, ein lateinisches Gedicht, das die Pyrenäenschlacht behandelte. Dieser Urroland sei etwa mit dem Original des Haager Fragments in eine Reihe zu setzen, oder auch mit dem Waltharius des Ekkehard zu vergleichen.

Solche „episodischen Gedichte" in lateinischer Sprache, ihrer Form nach klassischem Vorbild folgend, dem Inhalt nach aus der Phantasie der Dichter oder älteren lateinischen Werken stammend, sind nach S. die Vorläufer der ch. de g. Bisweilen haben auch ausführlichere Epen wie das des Ermoldus oder wohl auch geschichtliche Lieder den Ependichtern in der Volkssprache den Stoff geliefert.

Das Genre der ch. de g. hat also, schließt S., so wie die meisten altfranzösischen Literaturgattungen seinen Ursprung in der lateinischen Literatur des Mittelalters. „Damals, im 11. Jahrh. . . . haben die Jongleurs, zugleich Kleriker und herumziehende Sänger, lateinischen, pseudo-klassischen Klostergeschichten, welche die wirklichen oder vermeintlichen Taten der Vorfahren verherrlichten, den Charakter gegeben, welcher ihrer eigenen Art zu denken und zu fühlen angemessen war, nämlich den der Rhythmen, die sie zu singen gewohnt waren. Die lateinischen Erzählungen transponierten sie in den Volkston; sie machten sie aktuell, indem sie Züge aus ihrer eigenen Zeit, ja aus ihrem eigenen Leben einflochten, und so haben sie geleistet, was vor und nach ihnen alle großen Dichter getan haben, nämlich zu etwas Neuem und Persönlichem umgeschaffen, was ihnen durch Milieu, Schule und gelehrte Kenntnis von außen her überkommen war."

So in kurzen Zügen der Gang der Untersuchung[9].

[9]) Des Öfteren, namentlich im letzten Kapitel, schließt sich S. den Arbeiten des Ref. an. An zwei Stellen werden wir beiläufig kritisiert. S. 479 heißt es mit Bezug auf Aldas Tod: *het is, dunkt mij, onnodig in*

Überblickt man Methode und Stellungnahme des Verfassers, so wird man vielfach an Bédier erinnert. Dasselbe dialektische Verfahren: Fragen, die sehr ernst gestellt und nach vielem Für und Wider höchst einleuchtend gelöst werden; große Klarheit, die sich nicht immer mit großer Tiefe eint; logische Schärfe in den Beweisen, nicht in den Begriffen, vielmehr eine gewisse Scheu vor Definitionen; eine beneidens-

deze episode een herinnering te zien aan een analoog sterfgeval ener koningin van Schottland, in het jaar 1093. Allerdings liegt kein Zwang zu dieser Annahme vor. Stände die Parallele allein, wir hätten sie überhaupt nicht erwähnt. Eine gewisse, wenn auch nicht wesentliche Bedeutung bekommt die historische Reminiszenz doch im Zusammenhang eines großen Ganzen, einer weitläufigen Beweisführung, von der jener Artikel in der *Zs. f. rom. Phil.* (39 : 1914) erst einen winzig kleinen Bruchteil darstellt. Werden die Leser einmal das Ganze übersehen können, dann wird auch jener Einzelzug im rechten Lichte erscheinen, der jetzt manchem allzu stark betont vorkommen mag. Wenn übrigens Salverda die Parallele aus dem *Jean Renaud* zur Erklärung heranzieht, dann macht er nichts besser; das ist denn doch sehr viel gewagter als unsere Anknüpfung an ein zeitgeschichtliches Ereignis. So darf man mit den Jahrhunderten nicht umspringen.

In der letzten Anm., in der wir zitiert werden, S. 515, Anm. 1, sagt S. mit Bezug auf unsere Arbeit in dieser Zs. 39, 37, 1910, S. 103 ff.: *in dit artikel wordt veel gefantaseerd.* Es handelt sich um die Rekonstruktion von Turolds Lebenslauf und Charakter und den vorläufigen Beweis, daß der Bischof von Bayeux als Dichter des Rolandsliedes in Betracht kommt. Wohl gemerkt, auch S. akzeptiert dieses Resultat (S. 483; 508; vgl. auch denselben Verf. in *De Gids*, 78 : 1914, II, S. 459). Wie anders aber konnte man zum Resultat gelangen als mit Zuhilfenahme der Phantasie? Wo nur einige zerstreute Daten gegeben, ist es gutes Recht der Forschung, sie zu ordnen und, mit genügendem Vorbehalt, zu einem Lebenslauf zu ergänzen. Alles kommt darauf an, wie man ergänzt, ob aufs Geratewohl oder aus einiger Kenntnis der Zeitverhältnisse heraus. Wir könnten heut das Leben und den Charakter Turolds von Bayeux viel vollständiger und genauer darstellen als in jenem Artikel von 1910 oder gar in unserer *Vorgeschichte* von 1903. Zu berichtigen wäre etwa die Ansetzung der Spanienreise: sie fällt in Turolds Jugendzeit und ist aus anderem Anlaß erfolgt, als wir früher annahmen. Andererseits haben die urkundlichen Funde seit 1910 bzw. 1903 wesentliche Vermutungen bestätigt und gezeigt, daß wir mit unserer Rekonstruktion auf dem rechten Wege waren. So wissen wir jetzt, daß Turold wirklich in Diensten Wilhelms II. gestanden, daß er wirklich mit seinem Domkapitel in Streit gelegen hat, was wir 1910 bzw. 1903 erst vermuten konnten.

Nichts ist förderlicher als Kritik, und zu Dank wären wir S. verpflichtet, hätte er gesagt, worin wir seiner Meinung nach zu weit gegangen sind. Die allgemein gehaltene Bemerkung mutet seltsam unfreundlich an, nach allem was vorausgegangen. Schon in der obenerwähnten Arbeit in *De Gids* stützte sich S. zur Ergänzung der Bédier'schen und zur Gewinnung der eigenen Ansicht auf unsere Untersuchungen; so lehnt sich die vorliegende Abhandlung in ihrem wesentlichen Ergebnis an unsere Meinungen an, und nicht nur im Wesentlichen, sondern auch in manchen Einzelpunkten. Und nachdem uns S. oft genug zitiert hat, auch den Turoldus-Artikel schon, fügt er, der sonst ganz unpolemisch, auf der letzten Seite (auf die auch des flüchtigsten Lesers Augen zu fallen pflegen) dem letzten Zitat statt eines Dankes jene absprechende Bemerkung bei!

Wir zeigen weiter unten, daß Salverda manches mit Bédier gemein hat. Eins aber nicht: die Höflichkeit dem gegenüber, dem man wesentliche Gedanken entlehnt.

werte Gabe, an Schwierigkeiten geschickt vorbeizusteuern: Vorzüge genug, welche die Lektüre lebhaft und interessant zu machen geeignet sind.

Auch die Stellungnahme der beiden Gelehrten hat das Wesentliche gemein, das allerdings nur im Negativen liegt: sie lehnen die älteren romantischen Theorien ab und wollen auf modernem Standpunkt stehen. Was wäre mehr zu begrüßen! Aber auch darin berühren sich Bédier und Salverda, daß sie sich doch nicht ganz freimachen können vom Alten und mehr als sie wissen, befangen sind in alten, gefühlsmäßigen Vorstellungen. Das zeigt sich, sobald die beiden Gelehrten vom Negativen aus (das sie von anderen übernehmen) zu eigener, positiver Forschung fortschreiten. Verfehlt ist da schon die grundlegende Darstellung. Bei Bédier: wie läßt sich das *élément historique* in den ch. de g. erklären, die doch durch Jahrhunderte von den erzählten Ereignissen getrennt sind? Als ob gebildete Dichter nicht historische Kenntnisse haben, nicht Geschichtswerden benutzt haben könnten! Es schwebt eben noch unbewußt die Vorstellung von dem naiv schaffenden, ungebildeten Dichter des „Volksepos" vor. Da wird denn von Bédier, um ja die Antwort auf die falsche Grundfrage nicht schuldig zu bleiben, hintenherum die ganze Sagenromantik wieder lebendig gemacht, ein luftiger Bau von Sagen konstruiert, die ausgerechnet im 11. Jahrhundert von Klerikern sollen ersonnen worden sein.

So ähnlich geht es auch Salverda. Die Grundfrage: wie erklärt sich die volkstümliche Form der ch. de g., die doch von gebildeten und zielbewußt schaffenden Verfassern herrühren, diese Grundfrage beruht letzten Endes auf der romantischen Scheidung zwischen Volksdichtung und Kunstdichtung, die doch eben durchaus unberechtigt ist. Jeder rechte Dichter wurzelt im Volk und fühlt mit seinem Volk, der eine mehr, der andere weniger. Daß es solche Dichter gibt, das braucht wirklich nicht erst auf dem langen Umwege über die lateinischen Geschichtslieder und dergleichen mehr festgestellt, gleichsam entdeckt werden, wie es S. für nötig hält: für jeden Unbefangenen ist das eine Selbstverständlichkeit.

Wie Bédier in die alte Sagenromantik, so führt Salverda die Forschung ohne Nutzen in die alte Volksliedromantik zurück. Er sieht allzu leichthin und viel zu viel Volksliedmäßiges in den Epen und übersieht, wie viel gewollte Kunst zu Anfang namentlich auch in der Form steckt.

Richtig ist S.'s Bemerkung, daß der Stil der altfranzösischen Legenden, des Alexius z. B., auf die ältesten ch. de g. von Einfluß gewesen sein dürfte. Die Frage ist nur, ob diese Legenden als Volksdichtung zu bezeichnen sind; das hängt von der Begriffsbestimmung ab, und die ist eben bei S. nicht scharf genug. Die Analyse des epischen Stils der Franzosen

in seinen Anfängen bleibt noch zu geben. Wenn einmal über das „Woher" das letzte Wort gesagt ist, dann wird sich möglicherweise zeigen, daß der Stil des Rolandsdichters ein *extrait de mille fleurs*, daß Legenden, Evangelien, Vergil, Walthari-Lied eingewirkt haben und mancherlei Seltsames noch, Englisches und Skandinavisches vielleicht, warum nicht auch Volksliedstöne. Aber wer die abwägen wollte, der müßte unendlich viel vorsichtiger vorgehen als S.[10]), erheblich schärfere Definitionen geben als es ihm in dieser Materie beliebt.

Wie wir schon sagten, hat S. mit Bédier gemein eine gewisse romantische Verschwommenheit in den Hintergründen. Sie zeigt sich bei beiden auffallend, auch wo sie von den Verfassern der ch. de g. sprechen. Es sind nach S. „Jongleurs, zugleich Kleriker und herumreisende Sänger". Welch unmögliches Gemisch von Altem und Neuem! Sicherlich mögen hie und da, namentlich in späterer Zeit, auch Jongleurs ein Epos verfaßt haben. So dichten wohl auch heute noch bisweilen Schauspieler ein Drama, oder Sänger ein Lied. Aber wenn man vom Ganzen, vom Genre spricht, und gar von seinen großartigen Anfängen, darf man doch solche Einzelfälle nicht verallgemeinern, muß man strengstens scheiden zwischen Verfasser und Vortragendem.

Nicht weniger vom Übel als falsche Spielmannsromantik ist die falsche Klosterromantik. Wie sie durch Bédier's Werk hindurch spukt, so denkt auch S. die lateinischen Vorbilder größtenteils im Kloster entstanden und spricht von „Klostererzählungen" schlechthin[11]). — Gewiß, von den vielen ch. de g. mag die eine oder andere im Kloster entstanden sein, und das Gleiche gilt in erhöhtem Maße von den lateinischen Dichtungen des 9. bis 11. Jahrhunderts. Aber auch hier ist jede Verallgemeinerung gefährliche Übertreibung, und die hat S. so wenig wie Bédier vermieden[12]).

Hat also S.'s Untersuchung, was das Positive anlangt, manche Fehler, manche Unklarheiten mit Bédier gemein oder von sich aus unterlaufen lassen, so bedeutet sie doch einen wesentlichen Fortschritt über Bédier hinaus. So unnütze und bedenkliche Irrwege auch die Argumentation des Verfassers

[10]) Der Stil der ch. de g. könnte sehr wohl auf die Volksdichtung der Folgezeit eingewirkt haben. Man darf nur mit Vorsicht aus dem Volkslied des späteren Mittelalters auf das des 11. Jahrhunderts zurückschließen.

[11]) Vgl. die Überschrift von Kap. V.

[12]) Von Bédier übernommen scheint schließlich die übertriebene und wissenschaftlich nicht zu begründende Bedeutung, die S. dem 11. Jahrh. für die Entstehung der ch. de g. zuweist. Bislang haben wir kein Zeugnis für ein französisches Epos im 11. Jahrhundert. Wozu da solche letzte Konzession an die romantische Sucht, Schönes in möglichst alte Zeiten zurückzuverlegen!

mitunter geht, das Resultat ist doch im großen und ganzen richtig. Das Genre der ch. de g. ist aus dem Lateinischen hervorgegangen. Eine Lücke nur bleibt in dieser Erkenntnis des Verfassers, und auch in diesem Punkt berührt er sich noch einmal merkwürdig mit Bédier. Beide scheuen sich vor dem großen Namen Vergil. Und doch läßt sich die Aeneis gar nicht wegdenken, wenn man sich die Entstehung der ch. de g. vorstellt.

Die altfranzösische Epik ist, so werden wir sagen, die Fortentwickelung der klassischen und mittelalterlichen lateinischen Epik in französischer Sprache. Das läßt sich philologisch nachweisen, und das wird wie selbstverständlich gegeben durch die Analogie der übrigen Literaturgattungen. Wie die mittelalterlichen Urkunden von einem gewissen Zeitpunkt an das Lateinische mit dem Französischen vertauschen, so gehen die literarischen Genera eins nach dem andern zur Volkssprache über, wenn die Zeit erfüllet ist.

Die Erkenntnis von der „romanischen" Herkunft auch der altfranzösischen Epik auszubauen und zu vertiefen, ist dringendste Aufgabe der Forschung. Die Entwickelung des Genre gilt es darzustellen nicht auf dem Wege windiger Theorien, logischen und ästhetischen Räsonnements, sondern auf Grundlage philologischer Quellenforschung, die nüchtern den Quellen der einzelnen Epen, der ältesten zumal und ihrem gegenseitigen Verhältnis nachgeht. Die größte Gefahr für die Epenforschung — das lehrt in ihren Fehlern auch S.'s Urteil — liegt im falschen Generalisieren. Eine Parallele mag, was wir meinen, verdeutlichen. Nehmen wir an, jemand hätte über den historischen Roman in der deutschen Literatur zu schreiben. Wie wenig wissenschaftlich würden wir es finden, wenn er generell über die Verfasser und ihren Stand handeln wollte. Es ist klar, die betreffenden Dichter werden sich aus sehr verschiedenen Berufen und Bildungsschichten rekrutieren. Ein hoher Prozentsatz wird aus akademisch gebildeten Kreisen stammen. Aber generalisieren läßt sich hier nicht. Nun ebenso wenig fürs altfranzösische Epos. Nicht wenige Dichter und darunter die der richtunggebenden Epen werden zweifellos zu den höchstgebildeten, d. h. für die ältere Zeit zu den Klerikern gehören. Aber auch innerhalb des Klerus gibt es der Möglichkeiten so viele, allerlei Abstufungen nach Rang, Bildung und geistlichen Verpflichtungen. Jedes Allgemeinurteil ist vom Übel. — Und so zeugt es auch von wenig wissenschaftlicher Einsicht, wenn man generell über den Entstehungsort der Epen urteilt. Einige mögen im Kloster entstanden sein, aber eine Fülle anderer Möglichkeiten liegt für andere Epen vor. Nur von Fall zu Fall kann man entscheiden. Und unwissenschaftlich im höchsten Grad ist es zuletzt auch, über

die Quellen der ch. de g. im allgemeinen zu urteilen mit irgend einem Schlagwort einer Formel für alle Epen geltend. Wohl ist das Genus aus dem Lateinischen erwachsen: aber wie es einmal da war, war es nicht mehr so schwer, auch ohne Lateinkenntnis ein neues Epos zusammenzureimen. Und die Dichter wußten damals schon das Gute zu nehmen, wo sie es fanden: alles konnte ihnen dankbar benutztes Material werden: Lateinische Gedichte des Mittelalters, Chronikabschnitte und -Notizen, klassische Reminiszenzen, ältere französische Epen, allenfalls hier und da auch Lokalfragen: genug, die Fülle der Möglichkeiten ist auch hier unübersehbar.

Das leidige Theoretisieren in der Epenforschung ist eine Nachwirkung jener alten Zeit, wo man das Genre noch von romantischem oder darwinistischem Standpunkt betrachtete. Möchten mit jener veralteten Auffassungsweise bald auch alle ihre Nachwehen verschwunden sein, nicht zum wenigsten die vielgerühmte Theorie Bédier's und seine Methode gefährlich geistreicher Verallgemeinerung!

Offenbach. WILHELM TAVERNIER †.

Peire Vidal. — *Les poésies de Peire Vidal* éditées par Joseph Anglade (Les classiques français du moyen âge publiés sous la direction de Mario Roques). Paris, Champion 1913.

Dank seiner gründlichen Kenntnis der provenzalischen Sprache, die er schon bei Herausgabe seines Provenzalischen Lesebuchs im Jahre 1855 gezeigt hatte, war es Bartsch zwei Jahre später (1857) gelungen, in seiner Ausgabe von Peire Vidals Liedern einen im Ganzen wohlbefriedigenden Text zu bieten. Hierbei kam ihm der Umstand zu Hilfe, daß die handschriftliche Überlieferung nur an verhältnismäßig wenigen Stellen verderbt ist, was wir zum Teil darauf zurückführen dürfen, daß, abgesehen von einigen persönlichen Anspielungen, die dem Schreiber nicht immer verständlich sein konnten, der Text der Lieder nur selten Unklarheiten aufweist und sich durch Glattheit der Form auszeichnet.

Bei der großen Anzahl von Handschriften, die uns die Lieder erhalten haben, war eine kritische Ausgabe dennoch kein leichtes Unternehmen, auf der anderen Seite aber bei Weitem die Hauptsache; denn über das Leben des Dichters, das ja recht abenteuerlich verlief, hatte schon Diez sich ausführlich verbreitet.

Einen wertvollen Abschnitt in der Ausgabe von Bartsch bildet die Betrachtung der metrischen Verhältnisse der Lieder (S. LXV—LXXXV). Zwar berührt es seltsam, daß der Ver-

fasser, der später, z. B. in der Anzeige der französischen Verslehre von Lubarsch (Ztschr. f. neufranzösische Sprache und Literatur I, 243 ff.) sich gegen die von diesem gebrauchten Ausdrücke Versfüße, Jamben, Trochäen usw. wendet, selbst von Hebungen und Senkungen, dreifüßigen jambischen, sowie trochäischen sieben- und achtsilbigen Versen redet. Um so willkommener ist dagegen, was er über den Hiatus, die Cäsur, das Enjambement, den Bau der Strophe, den Reim, die Alliteration an der Hand der Lieder von Peire Vidal sagt. Mit Recht hebt er die Einfachheit der Form hervor, deren dieser Dichter sich befleißigt, dem aber zugleich eine große Kunstfertigkeit und eine erstaunliche Reimgewandtheit zu Gebote steht (vgl. hierzu S. LXXXII und LXXXIII).

Die Ausgabe von Bartsch ist sehr selten geworden und im Buchhandel kaum noch aufzutreiben. Um so mehr haben wir Ursache, uns zu freuen, daß Anglade uns eine neue Ausgabe des Dichters beschert hat. Die Einleitung ist sehr knapp gehalten, stellt aber übersichtlich alles Wichtige zusammen, was über den Lebensgang Peire Vidals und seine Persönlichkeit zu sagen war, und bringt eine kurze kritische Würdigung seines poetischen Schaffens. Einige Lieder, die Bartsch hat, sind aus guten Gründen weggelassen, einige andere dagegen aufgenommen worden, für die freilich die Autorschaft Peire Vidals nicht feststeht. Aber es werden ihm überhaupt noch manche weitere Gedichte zugeschrieben, die schwerlich von ihm herrühren.

Der Text von Anglade stimmt in der Hauptsache mit dem von Bartsch überein, doch hat jener mehrere Versehen des ersten Herausgebers verbessert, an einigen Stellen eine andere handschriftliche Lesart bevorzugt und die Stücke XIV nach Paul Meyers Recueil d'anciens textes I, p. 80, XXVIII und XLII nach Bartsch, Chrest. provençale [6] p. 115 und 118, XXXVII nach Crescini, Manualetto provenzale [2] p. 272, XLVII nach Appel, Provenzalische Chrestomathie [3] 99 wiedergegeben. Ein besonderes Verdienst hat sich Anglade durch die Klarstellung mehrerer wichtiger Ortsnamen erworben. Bartsch hatte diesen keine nähere Aufmerksamkeit zugewandt: er führt sie zwar im Glossar auf, läßt sie aber häufig ohne Erklärung.

Zum Text der Lieder.

I, 14 *Quar m'a fait tanta d'onor.* So auch Bartsch (11), der aber mit Unrecht annimmt daß dafür *Qui m'a fait aitan d'onor* zu lesen sei. „Der gleiche Anlaut" sagt er S. 99 „des vorhergehenden Wortes *(fait)* mochte im Original von C die Silbe haben wegfallen lassen und dies veranlaßte den Schreiber zu anderer Ergänzung der fehlenden Silbe." Die syntaktische Eigentümlichkeit, die in *tanta d'onor* vorliegt, ist schon von

Diez Gr. III. 152 besprochen worden. Vgl. ferner Meyer-Lübke. Gr. III. 268. Ebenso *tanta d'obra* Bartsch, Chrest.[6] 416. 9. *tanta d'anta* Appel. Chrest.[4] 125. 96. *aitans d'enfans* B. de Born[2] (1913) 40. 4.

II, 14 *De leis qu'e son tort m'oblida* „von ihr, die in ihrem Unrecht mich vergißt" ist eine gute Besserung. Bartsch (16): *de leis que son tort m'oblida.*

IV. 18 *Mas d'una ren no's fassa nulhs esquius.* Anglade übersetzt: „mais que personne, pour ce seul fait, ne s'afflige" fügt aber ein Fragezeichen hinzu. Die Stelle ist wohl anders zu verstehen: „aber in Betreff einer Sache möge Keiner scheu, spröde, zurückhaltend sein: eins möge er ruhig zugeben."

Ebd. 36 *La grans valors e'l pretz nominatius.* Der Ausdruck: *pretz nominatius* kehrt noch an zwei anderen Stellen wieder: XVI. 31 und XXVII. 19. Das Adjektiv entspricht unserem „namhaft" d. h. hervorragend. Anglade: „supérieur" bzw. „parfait" und „noble".

V. 19 *Per qu'en mezeis no sai co M'en raneur e m'en complanha.* Sehr starkes Enjambement, ebenso

XX. 69 *Que'l bos reis d'Arago For' onratz; e dones co Me faidi?*, bei der sonstigen großen Formgewandtheit des Dichters doppelt auffallend.

VII, 5 und 6 ist mit Appel (Chrest. 24) ein Fragezeichen zu setzen: Bartsch (43) setzt weniger gut nur nach V. 5 eins.

Ebd. 12 empfiehlt sich gleichfalls die von Appel bevorzugte Lesart zweier Handschriften: *Que mal' anc fos tan bela ni tan bona!* gegen Anglade, der mit Bartsch liest: *Qu'anc mala fos tan bela ni tan bona.*

Ebd. 14 setzt Anglade mit Bartsch *car a mon dan s'abrira*, allein die Mehrzahl der Handschriften hat *car en mon dan s'abrira* und ihr folgt Appel mit Recht (s. das Glossar).

Zu Ebd. 30 *Que fols pastres qu'a bel poi caramela* fragt Anglade in einer Anmerkung: „Est-ce un nom de lieu: Belpoi?" Hier war auf Chabaneau zu verweisen, der dies zuerst vermutet hat (Revue des langues romanes 32. 214). Ihm schließt sich Schultz-Gora an (Ztschr. f. roman. Philol. XXI. 141).

XIV. Anglade folgt hier P. Meyer (Recueil d'anciens textes I. 80) dessen Text in der Reihenfolge der Strophen und sonst an mehreren Stellen abweicht, aber viel besser ist als der Text von Bartsch (30 und Chrest. prov. 120). Nach ihm hat sich auch Crescini gerichtet (Manualetto provenz. 29).

Ebd. 30 *Autaves* ist ein Teil des Gebietes von Tarascon, wie P. Meyer nachgewiesen hat (Romania II, 430). Vgl. Crescini S. 528.

Ebd. 33. Unter *Aspa et Orsau* sind die Täler von Aspe und Ossau in den Pyrenäen zu verstehen (P. Meyer ebd. 432; vgl. Crescini 527). Bartsch (30) setzt *ad espazas tornan*, aber

dies bietet nur eine einzige Handschrift, während die meisten Handschriften *Aspa e Orsau* haben (vgl. hierüber P. Meyer, ebd. 424). So auch jetzt in der Chrestomathie von Bartsch [6] 121.

Ebd. 44 setzt Anglade *En Rainiers*, das P. Meyer (Recueil I, 82) vorgeschlagen hatte für *En raina*. Aber dieses letztere ist annehmbarer, denn der Dichter will andeuten, daß er sich bemühen werde, noch mehr in der Gunst der Vierna dadurch zu steigen, daß er sich im Streite (raina) bewährt.

XIX, 25. Statt *Per qu'eu sui gais e chantaire*, wie auch Crescini (270) setzt, haben Appel (23) und Schultz-Gora (Prov. Elementarbuch [3] 152) *Per qu'eu sia gais chantaire*.

Ebd. 26—28 lauten *E tot quan fauc d'avinen Ai del seu bel cors plazen, Neis quan de bon cor consire.* Anglade gibt dies folgendermaßen wieder: „Tout ce que je fais de beau m'est inspiré par son beau corps avenant, même quand je rêve de bon coeur", fügt aber ein Fragezeichen hinzu. Schultz-Gora übersetzt den letzten Vers: „selbst wenn ich alles Ernstes erwäge", meint aber, der Sinn sei nicht recht zufriedenstellend. Vielleicht doch, wenn wir *de bon cor* fassen als „aus aufrichtigem Herzen", „selbst wenn ich aus aufrichtigem Herzen nachsinne, Betrachtungen anstelle, d. h. selbst dann, wenn ich mir nichts vormache, was infolge meiner Liebe zu ihr und der Einbildungskraft meiner Phantasie leicht geschehen kann; selbst dann, wenn ich ganz nüchtern, ganz unparteiisch urteile."

XXI zu V. 10 hat Anglade übersehen, daß Crescini, der das Stück bietet (275), eine bessere und die wohl allein richtige Lesart hat: *E brocas colh que'l tragan la* (nicht *de*) *lumeira* (s. dessen Anmerkung unterm Text).

XXIV, 4 *mas quan* „außer": vgl. Appel, Chrest. (Glossar).

XXVIII. Der Anfang der vierten Strophe lautet bei Bartsch (Chrest. 117): *Estiers non agra garensa, Mas quar sei que reneutz so: Sec ma domn' aital razo Que vol que reneutz la rensa.* So schon in der Ausgabe der Lieder (13). Aber *sei* hat keine Handschrift, sondern alle haben *sap* (s. dort S. 100). Unter gleichzeitiger Änderung der Interpunktion nach *so* V. 2 liest Anglade richtig: *Estiers non agra garensa, Mas quar sap que reneutz so, Sec ma domn'aital razo Que vol que reneutz la rensa.*

XXX, 22 verdient *sufrir* in absoluter Stellung hervorgehoben zu werden „aushalten, sich aufrecht halten". Vgl. Appel, Chrest. 25, 26 und Glossar. Anglade gibt es sehr frei mit „vivre" wieder.

XXXII (bei Appel, Chrest. 69) 1 haben die Handschriften, C ausgenommen, *Per pauc de chantar no'm lais;* C hat *A per pauc de chantar no'm lais.* Letztere Lesart hat Anglade in den Text gesetzt, um dem zu kurzen Vers aufzuhelfen. Bartsch (22) zieht vor zu lesen: *Per pauc de chantar no me lais,* was Anglade nicht angibt, wohl aber Appel.

XXXVII (bei Crescini S. 272) 7 *borboillos*, das auch XXXIX. 64 vorkommt, übersetzt dieser (vgl. das Glossar 416) mit „Betrüger“. Aber diese Bedeutung paßt an der zweiten Stelle nicht. Bartsch (41 und 23) setzt beide Male *Borbonos*, das von mehreren Handschriften geboten und im Glossar mit „Bourbons“ erklärt wird.

XLII (bei Bartsch, Chrest. S. 118), 57 u. 58: *Domna, si'm tenetz en defes Que d'al re non ai pensamen Mas de far vostre mandamen* übersetzt Anglade: „Dame, vous me tenez si bien sous votre protection que je n'ai d'autre pensée que de faire votre commandement.“ *defes* ist hier aber eher „Zwang“ oder „Bann“.

Ebd. 63 *Quar vostre dig e vostre plag M'an sabor de roza de mag.* Anglade: „car vos paroles et vos reproches ont pour moi la saveur d'une rose de mai.“ *plag* ist nicht „reproches“, auch ist dies mit einem Fragezeichen versehen; sondern „Abmachung, Unterhandlung“. Vgl. Levy, Supplementwtb. 6, 334, wo die vorliegende Stelle besprochen ist.

XLIII, 21 ff. ist eine unsichere Stelle; die Handschriften weichen unter sich sehr ab. Bartsch (27) setzt: *E si'l focs d'amor s'esprezes En leis si cum en mi s'espres, De ben o val pogra chantar* und übersetzt den dritten Vers (S. 111) „dann könnte ich singen von: es ist wohl der Mühe wert“. Dies ist jedoch schwerlich die ursprüngliche Lesart. Aber Anglade setzt, auch wenig befriedigend: *De ben o mal pogra chantar.*

XLV hatte Bartsch in seinem Prov. Lesebuch (1855) S. 79 abgedruckt, was Anglade nicht angibt. Einen besseren Text gab er in der Ausgabe der Lieder (29).

XLVIII. 15 *No gens per autr'orgolh no'm lais De s'amor, don tan sui coitos* gibt Anglade wieder: „Pour l'amour d'une autre je ne m'éloigne pas de son amour dont je suis si désireux“: hinter dem ersten „amour“ setzt er aber mit Recht ein Fragezeichen und meint hinten (S. 178) ob für *orgolh* vielleicht *amor* zu setzen sei. Dies scheint nicht nötig: *autre* kann vielmehr als pleonastisch gefaßt werden und bleibt als solches unübersetzt.

Hugo Andresen.

Denkinger, Tiberius. *Die Bettelorden in der französischen didaktischen Literatur des Mittelalters.* Tübinger Diss. Münster i. W. 1915. Aschendorffsche Verlagsbuchhandlung. 8°. VIII u. 75 S.

Diese auch in den *Franziskanischen Studien* II (1915) in Münster abgedruckte Arbeit des in der Tübinger Schule bei Voretzsch und Haas für eine solche den Theologen wie Romanisten gleich angehende Aufgabe gut vorgebildeten

Verfassers bildet einen wertvollen Beitrag zur Kenntnis der allgemein kulturgeschichtlichen wie im besonderen der theologischen Verhältnisse Frankreichs in der 2. Hälfte des 13. Jhdts. In literargeschichtlicher Hinsicht liefert sie uns einen guten Kommentar zur Satire Rustebuefs und zum Anteil des Jehan de Meun am Rosenroman für dessen kirchliche Ausfälle gegen die Bettelorden. So ergänzt der Vf., auf eigener Durchdringung des Stoffes fußend, vielfach die Arbeiten von L. Clédat (Rustebuef. Paris 1891), E. Langlois (Origines et Sources du Roman de la Rose. Paris 1890) und L. F. Benedetto (*Il „Roman de la Rose“ e la letteratura italiana.* Halle 1910 = Beihefte zur Ztschr. f. rom. Phil. 21). Beleuchtet werden die Urteile der mittelalterlichen Zeitgenossen in der Literatur über die Bettelorden (*frere menour*), sowohl der Franziskaner, der Cordeliers (deren Benennung nicht auf *corde* und *lier* zurückgeht, sondern auf *cordele* + *ier*), als auch besonders der Dominikaner, der *Frere prescheour* oder Jacobins (so benannt nach dem ihnen eingeräumten Hospiz nebst Kapelle zu Ehren des hl. Jakob). Fast gleichzeitig (1217) hielten diese beiden Orden in Paris ihren Einzug, gerieten aber seit Mitte des 13. Jhdts. mit den Pariser Universitätskreisen in Konflikt wegen der Besetzung des Lehrstuhls, wurden aber auch sonst wegen ihrer Prinzipien und ihres im Volke wachsenden Einflusses angefeindet. Die Hauptursache zu der gegen sie einsetzenden Polemik liegt demnach im großen Universitätsstreit und in dem damit verknüpften Privilegien- und Armutsstreit. Der günstigen literarischen Urteile über die beiden Orden sind nur wenige: Songe de Paradis des Raoul von Houdenc, Vie saint Franchois, Vie saint Dominike, Dit du petit yuitel). Hingegen setzt die grimmige Satire seit 1250 in einer Parallelaktion ein, bei den Gebildeten im Latein, beim Volke vulgari sermone, seitdem Rustebuef die Ideen der Predigten des streitbaren Pariser Theologieprofessors Wilhelm von Saint-Amour (gebannt 1255) wirkungsvoll unter das Volk zu bringen begann. Beider Werke wurden 1259 durch eine besondere Papstbulle zum Verbrennen verurteilt. Rustebuef geißelt vornehmlich an den Bettelmönchen ihre Baulust, ihren vermeintlichen Geiz, da sie allerlei Stolgebühren einzogen und bei allerlei Anlässen, wie bei Testamentsvollstreckungen viele Einnahmen hatten, wirft ihnen Hypokrisie vor und ist bestrebt, ihrem Einfluß am Pariser Hofe unter Ludwig IX. (vgl. die Personifikation im Renart le Bestourné), überhaupt der Herrschaft des Mendikantengeistes daselbst entgegenzuwirken. Seinen Angriff richtet er daneben auch gegen die Beginen, die sich der kgl. Protektion erfreuten und deren Beichtväter fast regelmäßig die Dominikaner waren. Die Uebereinstimmung der Ideen Rustebuefs mit Wilhelms Predig-

ten liegt klar da, weniger seine Beweggründe zu einem solchen rüden Auftreten. Beliebt sind bei ihnen die Bilder aus der Tier-(Fuchs)sage, um das Ganze volkstümlicher zu gestalten. Die Entscheidung darüber, ob der altfz. Dichter nur mündliche oder auch schriftliche Quellen benutzt hat (für Wilhelms Predigten), ist unsicher, zumal eine sklavische Abhängigkeit nicht vorliegt. Die Tätigkeit beider wird vom Vf. richtig dahin gekennzeichnet: „In den meisten Fällen gibt Wilhelm einen Vorwurf mehr theoretisch und allgemein, während Rustebuef denselben Gedanken mehr ins praktische Leben hineinstellt und ihm besondere konkrete Züge einflicht" (S. 41).

Weit eindringlicher, wenngleich versteckter, ist die Satire bei J e h a n d e M e u n oder Jean Clopinel im Rosenroman. Das Ordensgewand dient der Figur des Faux-Semblant, der Verkörperung zunächst der Heuchelei, im Verein mit derjenigen der Contrainte Abstenance, der Gestalt der erzwungenen Enthaltsamkeit, die im Beginengewand auftritt. Nach Auffassung des Dichters, der die Gesetze der Natur verteidigt, liegt die Unaufrichtigkeit der Ordensleute in ihrem Verzicht auf Ausübung der natürlichen Triebe, der doch nur erheuchelt sei. Die Allegorie des *Faux-Semblant* erscheint nicht einheitlich durchgeführt, daher hat hier Benedetto zwei Phasen unterschieden und Langlois wohl das Richtige mit seinem bereits kurz geäußerten Urteil getroffen, daß der Abschnitt v. 11992—12914, worin Faux-Semblant als Bettelmönch selbst seine lange Sprechrolle, nicht mehr als Personifikation der Heuchelei, sondern deklamatorisch im Sinne des Dichters, durchführt, nichts anderes als ein späteres Einschiebsel ist, denn dies hat mit dem Grundgedanken der Dichtung, der allegorischen Schilderung des Kampfes um die Geliebte, gar nichts mehr zu tun. Der Vf. weist nun überzeugend nach, daß das Stück ins Ganze nicht paßt und erweitert Langlois' Urteil dahin, daß Clopinels Verlag fast wörtlich sich mit dem lat. Texte Wilhelms von Saint Amour deckt, was bei der Ausdehnung der Episode (über 1200 vv.) nicht wenig bedeutet. Der Vf. erhärtet dies nunmehr durch eine große Reihe weiterer schlagender Beweisstellen. Die Bezeichnung des *Faux-Semblant*, der Karikatur des Bettelmönches schlechthin, ward durch Wilhelms Polemik gegen das Prinzip des Bettelns und Umherziehens von Ort zu Ort veranlaßt (hypocritae, id est f a l s o s i m u l a n t e s religionem), der also auf die Bettelorden förmlich anwandte, was bereits Augustinus allgemein als Hypokritentum gewisser Mönche bezeichnet hatte. Wilhelms Bezeichnung und Idee übernahm Jehan de Meun, nur zum Teil unter dem Nebeneinflusse Rustebuefs, der also für jenen nicht, wie Clédat meinte, die Hauptquelle oder gar der Anreger gewesen ist. Wieweit noch ein Einfluß

der lat. Dichtung gegen die Mendikanten für diese Figur vorliegt, bliebe noch näher zu untersuchen. Clopinels Satire gilt allen Bettelorden, die ihr Bestehen auf Bettel ohne Handarbeit gründen, aber es ist klar, daß er besonders die Dominikaner hat treffen wollen, jedoch läßt sich *Faux-Semblant* mit seinen Wechselformen innerhalb des Rosenromans nur stufenmäßig, also keineswegs einheitlich, verfolgen: „Von seinem ersten Auftreten bis zum Beginn des Einschiebsels ist *Faux-Semblant* noch ziemlich abstrakt und enthält nur indirekt Satire auf Mendikanten. Im Einschiebsel wird die allegorische Schemengestalt zu einem Menschen von Fleisch und Blut, zu einem bleichwangigen Bettelmönch. Gleich nach dem Einschiebsel wird aus dieser Proteusgestalt ein erklärter Jakobiner" (S. 70). Bei diesem Schwanken ist jedenfalls die Persönlichkeit des *Faux-Semblant* — entgegen der Ansicht von Clédat und G. Paris — nicht als Dominikaner schlechthin aufzufassen, vielmehr wie im italien. Fiore, der Bearbeitung des frz. Romans, als ein Repräsentant des Bettelordens überhaupt, wobei nur die Dichter beider Länder teils die Dominikaner, teils die Franziskaner stärker belastet haben.

Aus alledem erhellt nochmals die starke Inspiration der gesamten Mendikantensatire durch Wilhelm von Saint Amour, der sicherlich in der Verbannung (1273) gestorben ist.

Der Vf. verspricht uns als Schluß seiner dankenswerten Untersuchung: Kleinere Dichtungen nebst beiläufigen Erwähnungen (bis Mitte des 14. Jhdts.), wie das sog. *Testament* de Jehan de Meun, Adan de le Hale, Guillaume de Deguilleville — die Mendikanten in der Tiersage — letzte Ausläufer bis zum Ende des Mittelalters, also vom Matheolus bis auf Elois d'Amerval Diablerie.

Zur Beurteilung der Beginen (so schreibe ich statt Beguinen mit J. Greven, dem besten Beurteiler dieser kirchlichen, in germanischen Gebietsteilen entstandenen Bewegung) in altfranz. Liter. habe ich selbst manches Material gesammelt, das ich gelegentlich vorzulegen hoffe. Einiges streift der Vf. S. 50, Anm. 2. Ich vermisse den Hinweis auf die trefflichen Aufsätze von Jos. Greven: *Die Anfänge der Beginen* = *Vorreformationsgeschichtl. Forschungen* VIII. Münster i. W. 1912. Derselbe: *Der Ursprung des Beginenwesens* = *Hist. Jahrbuch* XXXV (1914), 26 ff. 291 ff. Von der inedierten Vie saint Dominike (nach 1234 entstanden), deren Ausgabe wünschenswert wäre, ist außer der Hs. B. Nat. 19531, fol. 22—67 auch noch eine zweite (unvollständige), Arras 307, fol. 182—206, vorhanden. Vgl. *Romania* XVII. S. 395 ff.

* *
*

Nachtrag. Inzwischen hat der Verf. seine Studien fortsetzen, und uns einen weiteren Abschnitt „*Die Bettelorden im sogenannten Testament und Codicille de Jehan de Meun* = Franziskanische Studien III (1916). 339—353 liefern können.

Während das letztere Gedicht seiner Tendenz nach sowie wegen seiner Ähnlichkeit mit dem Faux-Semblant-Abschnitte des Rosenromans, da man die Sprüche von Wilhelm von Saint-Amour auch hier (v. 25 ff.) entlehnt vorfindet, ohne weiteres Jehan de Meun zugesprochen werden kann, hat die Prüfung des *Testament* zur Ansetzung eines anderen Verfassers geführt. Dieser wendet sich zwar auch als Gegner des Mendikanten gegen Auswüchse wie Bereicherung bei Testamentsvollstreckungen, weshalb sie fast ausschließlich die letzten Funktionen in der Seelsorge auf Kosten des Weltklerus an sich zu reißen trachteten, namentlich bei den Beerdigungen der Reichen, um von ihnen recht bedacht zu werden, ferner gegen ihre verfeinerte, fast geckenhafte Kleidung und ihren gewichtigen Einfluß in hohen und höchsten Kreisen, aber seine Satire ist milder Art, fast in brüderlich versöhnlichem Ton gehalten, weit entfernt von jener Karikatur des Bettelmönchtums in der Figur des Faux-Semblant. Diese ernstere Beurteilung der Mendikanten, die auch den Beginen freundlich gesinnt ist, verdient demnach unsere vollste Beachtung. Daß sie dem Rosenroman angefügt worden ist, hält Vf. für keine auch nur fromme Täuschung seitens des unbekannten Dichters, sondern für ein Zeichen der einsetzenden Abkehr von der früheren grimmigen Karikatur der Bettelorden, da es auch galt, das übrige ältere Mönchtum in einem günstigeren Lichte erscheinen zu lassen. So ist die Vermutung des Vfs., daß der Dichter dieses Testament, dessen Sympathie den weißen Mönchen der alten Regel gilt und deren wissenschaftliche Leistungen bereits betont, ein Zisterzienser war, weshalb er auch ein Zisterzienserkloster als schönste Begräbnisstätte empfiehlt, durchaus ansprechend und bestätigt E. Langlois' Ansicht, daß von einer Autorschaft Jehans von Meun keine Rede sein kann. Diese freie Umdichtung des uns unbekannten Zisterziensermönchs muß, wie der Vf. mit guten Gründen nachzuweisen vermag, zwischen 1291—92 entstanden sein, als unter Papst Nikolaus IV. (1288—1292) der frühere Entscheid des Papstes Martin IV. über die Rechtsfragen zwischen Bettelmönchen und Prälaten keine entscheidende Bestätigung erhielt, vielmehr eine gewisse Ruhe in diesem leidigen Streite eingetreten war. Daher heißt es v. 798:

Car le pape ne vuelt la grace interpreter
Qu'il leur fist, si estuet le plet coi arester.

Auf die näheren Fragen bezüglich dieses sog. Testament Jehans wird sicherlich E. Langlois in der Einleitung zu seiner angekündigten Ausgabe des Rosenromans eingehen. vgl. *Krit. Jahresbericht über die Fortschritte d. roman. Phil.* XII (1913). II S. 119.

Breslau. ALFONS HILKA.

Tallement des Réaux: *Geschichten.* Deutsch von Otto Flake. Erster Band. Mit 20 Porträts. XXV und 409 Seiten in 8. Zweiter Band. Mit 20 Porträts. 426 Seiten. 1913. München bei Georg Müller 1913. Preis 25 Mark.

Nach einem trefflichen Worte Joh. v. Müllers gibt es Männer, welche für die Nachwelt schreiben und oft wirklich ihrem Zeitalter helfen, während es andere nur amüsieren. Tallement zählt sicherlich mehr zu den letzteren. Was nun die historische Anekdote im allgemeinen betrifft, dieses (nach einem Ausdrucke L. Börnes) Henkels der großen Seelen, wodurch sie faßlich werden für den Hausgebrauch, so wären wir geneigter, Voltaire beizustimmen, der da sagt: „Was die ana und die Anekdoten betrifft, so gibt es vielleicht auf hundert eine, die Wahres enthält", als mit P. Mérimée auszurufen: *Je n'aime de l'histoire que les anecdotes.* Es sei der Wert der historischen Anekdote nicht im vorhinein in Abrede gestellt, selbst nicht der der kritisch nicht beglaubigten, wenn sich in ihr nur eine geschichtliche Wahrheit verdichtet. Es sei jene historische Miniaturtechnik nicht ganz abgelehnt, die eine große Persönlichkeit auf induktivem Wege durch eine Reihe bezeichnender Einzelzüge so charakterisiert, daß auch der Blick des Lesers von außen immer tiefer ins Innere dringt, bis das fertige Bild plötzlich herausspringt. Auch die historischen Bagatellen können den großen Ereignissen eine starke Resonanz, Kraft und Substanz verleihen, wenn nur das Einzelne und das Kleine in das Licht des Ganzen und Großen gerückt ist, wenn nur nicht alles pointillistisch in hundert Teilchen zersplittert ist und unsere Aufmerksamkeit verstreut. Beurteilt man nun Tallements *Historiettes* aus diesem Gesichtspunkte, so hat sein Werk einen durchaus abrupten, diffusen, desultorischen Charakter. Es fehlt ihm jedes Interesse für pragmatische Verknüpfungen, für historische Fern- und Rückblicke und seine Gleichgültigkeit gegen jede künstlerische Komposition des Stoffes geht bis zur größten Sorg- und Formlosigkeit. Die Wahllosigkeit, mit der er seine Geschichtchen niederschrieb, ohne sich auch nur die Zeit zu ihrer Sichtung und letzten Feile zu nehmen, erklärt sich zunächst wohl daraus, daß sie nur als Kollektaneen für ein ins

Auge gefaßtes größeres Werk: *Mémoires sur la régence d'Anne d'Autriche* gedacht waren. welches letztere allerdings. soweit wir sehen können. nie zustande gekommen ist. Keinesfalls trieb literarische Ambition Tallement zu ihrer Aufzeichnung und sie dienten ihm mehr als Stützpunkte für die Erinnerung als ein *amant meminisse* im Freundeskreise in späteren Zeiten. Die *Historiettes* sind übrigens nur ein anderer Name für die damals sehr verbreiteten *Sottisiers*, Sammlungen zynischer Anekdoten und schmutziger Kuplets nebst einer Fülle von eingestreuten *Ponts-bretons*, *Vaudevilles* und *Chansons* und erwünschte Ergänzungen der zeitgenössischen Memoiren Cosnacs. de la Fares und des alten Lakaien Gourville. Man wird die übersprudelnde Mitteilungsbedürftigkeit dieser Notizenkrämer entschuldigen. wenn man sich an einen Ausspruch Goethes erinnert: „Wo man am wenigsten Tinte und Feder sparen soll. das ist beim Aufzeichnen einzelner Umstände merkwürdiger Begebenheiten.“ Dies gilt auch für den passionierten Sammler Tallement des Réaux.

Was die Verläßlichkeit der Mitteilungen Tallements betrifft. so steht vor allem außer Zweifel. daß dieser Schriftsteller besonders als eifriger Besucher des Hôtel de Rambouillet, dieses Herdes der geistigen Bewegung jener Zeit, und als Freund der Marquise. dann aber auch durch seine vielfachen Beziehungen zu den vornehmsten Mitgliedern aller Stände in der Lage war. die agierenden Personen gründlich zu kennen. Dazu eignete ihn auch seine Gewohnheit. mehr stille zu beobachten als in die Verhältnisse einzugreifen. Unverkennbar liebt er es. schadenfroh im Vorbeigehen. ohne gerade seinen Hohn zu unterstreichen. Nadelstiche zu versetzen. manchen grand seigneur méchant homme. der seine Gemeinheit unter dem Kleide des großen Herrn birgt. an sein Menschliches. Allzumenschliches zu erinnern und ihn en deshabillé zu zeigen. Wohl verweist er manche Zierde des Geburtsadels auf ihren fragwürdigen Ursprung. manchen Vertreter des Geldadels auf die trübe Quelle seines Reichtums: Tallement prägt aber dabei nie selbst falsche Münzen. sondern setzt solche höchstens etwas skrupellos in Umlauf. Wenn er von Blaise Pascal geringschätzig als von *ce garçon (qui) inventa une machine admirable pour l'arithmétique* spricht. wenn er sich der Bezeichnung *ce garçon de belles-lettres et qui fait des vers, nommé la Fontaine* bedient. so geschieht dies mehr aus geringer Divinitationsgabe als aus Bosheit. Auch entlastet ihn der Umstand. daß die beiden später so Gefeierten damals noch sehr jung und unberühmt waren. Im Ganzen haben sich Tallements Angaben. wo man sie nachprüfen konnte. bestätigt. Die Behauptung. die *Historiettes* seien eine Fälschung, ist sicherlich haltlos. Diese Verdächtigung konnte nur ent-

stehen, weil die von 1657 bis 1658 von Tallement niedergeschriebenen Historiettes erst 1803 beim Verkaufe der Schloßbibliothek von Montigny zum ersten Male ans Tageslicht kamen und ihre erste gedruckte Ausgabe nicht vor 1834 erschien. Den Vertretern der in letzterem Zeitpunkte vorherrschenden politischen Reaktion und Restauration mußte eine solche die Geburtsaristokratie besonders empfindlich treffende Publikation sehr unerwünscht kommen und sie erwählte die Beschuldigung des Falsifikats als den raschesten Weg, sie ehestens wieder aus der Welt zu schaffen. Bei näherer kritischer Untersuchung ergab sich aber, daß nur ein mit den intimsten Details engvertrauter Zeitgenosse eine so ungeheure Fülle von sich der beglaubigten Zeitgeschichte so leicht einreihenden und einfügenden Notizen bringen konnte. Selbst die Ausfälle Tallements gegen Heinrich IV., Sully und Ludwig XIII. sind nicht so unbegründet, als man hat glauben machen wollen (vgl. Paulin Paris' *Notice sur Tallement des Réaux* im 8. Bd. der 3. Ausgabe der *Historiettes* S. 51 ff.). Trotzdem wird man nicht ganz in das Urteil Maucroix' über Tallement einstimmen müssen: „Niemand konnte genauer sein." Dagegen sprechen schon die mehrfachen Versehen, die z. B. Emile Magne in der *Historiette* über Voiture nachgewiesen hat. Er weiß uns unter Berufung auf eine Angabe Sarrasins zu überzeugen, daß der Zweikampf Voitures mit dem Sieur des Hamaux nicht, wie Tallement angibt, während des Dichters Aufenthalt im Collège de Boncourt stattgefunden hat. Er widerlegt auch mit guten Gründen die Datierung des beginnenden Freundschaftsverhältnisses zwischen Voiture und d'Avaux während derselben Zeit und verlegt sie in die Zeit nach der Rückkehr Voitures von der Universität in Orléans. Wir halten es mit ihm für unmöglich, daß, wie Tallement mitteilt, Martin de Pinchesne das Porträt Voitures, das er seiner Ausgabe der Werke des Dichters voranstellte, nach einem im Besitze der Tochter Voitures befindlichen Original habe anfertigen lassen. Er bezweifelt mit Recht, daß Voiture, wie Tallement erzählt, durch den Einfluß Chaudebonnes in das Hôtel d'Orléans eingeführt worden sei. Auch die von Tallement stark hervorgehobene Intimität zwischen den Rambouillets und dem Ehepaar Concini sei jedenfalls bald erkaltet. Es sei nur noch bemerkt, daß Magne auch Tallements Meinung, Ninon de Lenclos habe von Villarceaux zwei Söhne gehabt, gründlich widerlegt.

Trotz alledem ist es zweifellos, daß Tallement ungeachtet seiner nicht immer ganz einwandfreien Berichterstattung uns in seinen *Historiettes* ein wahres Schatzhaus für den Geschichtsforscher reich zu verwertender Notizen hinterlassen hat. Er kann hierin ohne Bedenken Pierre de L'Estoile an die Seite gestellt werden. Er ist wie dieser ein Sammlergenie

ersten Ranges und hätte in seiner Anspruchslosigkeit auf Nachruhm wie dieser seinem Werke: *Mihi non aliis!* vorsetzen und es als Kuriositätenmagazin bezeichnen können. Besonders reiche Ausbeute bieten die *Historiettes* für die Literatur- und Kulturgeschichte, allerdings weniger jener Kulturgeschichte, die wie eine hehre Fürstin von höchster geschichtsphilosophischer Zinne die Bahnen der menschlichen Geistesentwicklung übersieht, als vielmehr jener niedrigen Abart, die wie ein Bettelweib in ihrem Henkeltöpfchen die eklen Speisereste und Abfälle von facetiis, eroticis und sexualibus zusammengescharrt hat. Tallement hat nämlich eine wahre Sucht, alles aus dem Sinnlichkeitswinkel und der erotischen Perspektive zu betrachten. Er schnüffelt immer wieder in sexuellen Dämmerungen herum und zerrt mit Behagen Vorgänge ans grelle Tageslicht, die sich besser hinter dem Vorhange verborgen halten. Sein Zynismus erinnert lebhaft an Prokopios von Cesareas *Anecdota*, wo Theodora frech auf dem Theater Gänse füttert und ihre frommen Wünsche in Bezug auf ihre drei Löcher mit peinlicher Genauigkeit kundgibt. Er teilt mit diesem alten Schriftsteller auch das Schicksal, daß sein postumes Werk mit Unrecht als apokryph verdächtigt wurde und wenn Prokopios es nicht wagte, seine *Anecdota* bei Lebzeiten Theodoras zu veröffentlichen, da diese ihren Gegnern die Haut abzuziehen drohte und Johann von Kappadokien bereits ein Opfer ihrer Rachsucht geworden war, so mochte auch Tallement sich mit seinen *Historiettes* aus ähnlichen Gründen nicht in die Öffentlichkeit gewagt haben. Der Versuch, Tallements Schamlosigkeit damit zu entschuldigen, daß er diese Unsauberkeiten nicht geschaffen, sondern nur wie andere zeitgenössische Schriftsteller wiedergegeben habe, scheint uns nicht sehr glücklich, da die nicht viel später lebende Mlle de Louvigny dem sich in lasziven Pikanterien gefallenden La Beaumelle schreibt: *Quiconque fait l'anatomie de tant d'ordure ne se lave guère du soupçon de les aimer.*

Was nun die „deutsche Ausgabe" der *Historiettes* durch Otto Flake betrifft, so können wir ihr leider nicht viel Gutes nachsagen. Wir unterschreiben seine Äußerung: „Die Philologie hat ihn (Tallement) sich noch nicht genügend zunutze gemacht, auch nicht die deutsche, die doch so eifrig jeden Fingerzeig benützt." Wenn er aber weiter meint: „Schon deswegen würde eine Übersetzung sich lohnen," so können wir dem nur sehr bedingt beipflichten. Keinesfalls meinen wir, daß seine Ausgabe wissenschaftliche Ansprüche auch nur annähernd befriedigen könne. Er hat zunächst nur einen Teil der *Historiettes* übersetzt und es nicht einmal versucht, seine uns willkürlich erscheinende Auswahl zu motivieren. Wie armselig und unzureichend erscheint seine Aus-

gabe gegenüber der uns vorliegenden Edition von de Monmerqué und Paulin Paris in 9 Bänden vom Jahre 1854. Wenn er sagt, daß seine Kürzungen „stets unrichtige, aber nie witzige Dinge betreffen“, so halten wir diese Behauptung für sehr subjektiv und meinen, daß es für „witzige“ richtiger „schlüpfrige“ Dinge hätte heißen müssen. Die Würdigung Tallements als historischen Schriftsteller ist bei Flake so dürftig, daß nicht einmal der Inhalt von Paulin Paris' *Notice sur Tallement des Réaux* gehörig ausgeschöpft erscheint. Von einer kritischen Behandlung findet man keine Spur und es fehlt sogar nicht an argen Fehlern und Flüchtigkeiten. Die Übersetzung ist wohl stellenweise recht gut, aber öfter auch von einer verblüffenden, nur einem Anfänger zu verzeihenden Ungeschicklichkeit. Und doch bietet der Text dem des Französischen Kundigen keine sonderlichen Schwierigkeiten, höchstens — unserem Übersetzer. Wir meinen also, daß die Ausgabe Herrn Flakes im besten Falle Freunden einer gepfefferten Lektüre eine kurzweilige Zerstreuung bieten könne, aber nicht mehr.

Wir sind es Herrn Flake schuldig, unser ungünstiges Urteil doch noch durch einige Details zu begründen.

I S. 91 läßt er einem Fasan „ein Täfelchen ins Maul stecken“, dem unmittelbar vorher der Kopf verbrannt wurde. Im Texte aber findet sich dieser Unsinn nicht und es heißt in demselben nur: *mettez y donc un escriteau.* — I S. 109 ist im Texte von einem Sonnette Malherbes die Rede, in welchem dieser dem Mörder seines Sohnes seinen angeblich jüdischen Ursprung vorwirft. Von diesem Sonnet zitiert nun Flake den ersten Vers, der diese Beschuldigung in keiner Weise rechtfertigt, während erst die in der französischen Ausgabe angeführten letzten zwei Verse: .... *et les auteurs du crime Sont filz de ces bourreaux qui tont crucifié* etc. die Stelle ganz hätten verständlich machen können. Dies darf man wohl eine Gedankenlosigkeit nennen. — II S. 59, Z. 17 v. o. muß es statt „von“ „vor“ heißen. — II S. 76 sollte doch die *Komponenda* mit „die päpstliche Sportelkammer in Rom“ übersetzt oder mindestens erklärt sein. — II S. 74 heißt es infolge eines Versehens „im Hotel Rambouillet“, während der Text *à l'hostel de Condé* lautet. — I S. 58 übersetzt Flake: *elle se guarit toute seule* mit: „sie wird . . . von allein wieder gesund“. — I S. 117 heißt es: . . . „um sich etwas besonderes zu leisten und nach dieser schmalen Kost zu sättigen“, wo doch das Wörtchen „sich“ nach „und“ wiederholt werden muß, wenn man sich nicht eines groben grammatischen Schnitzers schuldig machen will. — In der Anmerkung 3 auf S. 66 muß zwischen „sein“ und „Sohn“ „zweiter“ eingeschoben werden. — II S. 85 übersetzt Flake *ayant trouvé quelque chose à dire* mit: „als sie einmal etwas zu sagen

fanden". wo doch *trouver quelque chose à dire* bekanntlich „etwas vermissen" heißt. — II S. 91 heißt es. Frau von Avenet habe um ihrer schönen Hände willen die Erlaubnis gehabt. Handschuhe zu tragen, eine Stelle. die ganz unverständlich ist. wenn man wie Flake es unterläßt, dazu anzumerken. daß im allgemeinen geistliche Personen damals keine Handschuhe tragen durften. — II S. 91 übersetzt Flake „lui en conta" mit „erzählte ihr davon so gut", was vollkommen sinnlos ist. weil er nicht weiß. daß *en conter à qn:* Jemandem den Hof machen bedeutet. Und doch hätte er in jedem besseren Lexikon sich darüber belehren können! II S. 98 ist *plus liberal par fenestre* nicht mit „aus dem Fenster" sondern „zum Fenster hinaus" zu übersetzen. — Die Verdeutschung von *petits-maistres* mit „Stützen" II S. 107 wollen wir auf einen Druckfehler zurückführen. — II 77 ist *le pauvre petit Principion* nicht mit „der arme kleine Principio" zu übersetzen. sondern mit „Fürstlein". — Wir wissen keinen rechten Grund dafür. warum Flake von dem Gedichte: *Ce fait entre deux et trois* II S. 253 nur die erste Strophe wiedergegeben? — II S. 111 ist Z. 10 v. o. vor *Grandsaigneurs* das Wörtchen „nicht" ausgefallen, was die ganze Stelle unverständlich macht. — II S. 108 verweist Flake in Anmerk. 12 auf die Geschichte des Marschalls von Effiat. die wohl in der französischen Ausgabe enthalten ist. die er aber in die seinige gar nicht aufgenommen hat. Er hat eben seine Anmerkung gedankenlos abgeschrieben. — II S. 285 Z. 13 v. u. muß es anstatt „sollten sie hart bedrängen" heißen: „bedrängten sie angeblich". — II. S. 291 geht es nicht an, *voluptueuse* mit wollüstig zu übersetzen. — II S. 299 A. 3 fehlt die Bemerkung. daß das Wortspiel ganz auf der Ungläubigkeit des Thomas beruht. — Auch in „B. Liste derselben Geschichten in alphabetischer Ordnung" haben wir uns beim besten Willen nicht zurechtfinden können. Man wird nach dem Gesagten begreifen. daß wir den exorbitanten Preis des Buches von 25 Mark nicht gerechtfertigt finden.

Wien. JOSEF FRANK.

Sire, L. *L'attitude religieuse de Brunetière.* Thèse présentée à la faculté de théologie protestante de Paris. Montbéliard. Société Anonyme d'Imprimerie Montbéliardaise. 1914.

Die beherrschende Stellung. die Brunetière in der französischen Öffentlichkeit einnahm, die Aktualität aller seiner Aufsätze und Bücher. die maßlose Verherrlichung ebenso wie die erbitterte Bekämpfung, deren Gegenstand er im letzten Jahrzehnt seines Lebens war — dieser sonore. sich immer

verstärkende Widerhall wäre seiner Tätigkeit niemals zuteil geworden, wenn er sich nicht mit vollem Bewußtsein und leidenschaftlichem Willen in die religiösen und — als davon untrennbar — in die politischen Tageskämpfe hineinbegeben hätte. Im Januar 1895 brachte die *Revue des deux mondes* seinen Aufsatz '*Après une visite au Vatican*', in dem er auf Grund einer Unterredung mit Leo XIII. das Gebiet abzustecken suchte, auf dem Katholizismus und moderne Weltanschauung zusammengehen könnten. Er selbst blieb dabei innerlich dem Katholizismus noch fern. Erst im November 1900 legte er öffentlich das Bekenntnis der Zugehörigkeit zur römischen Kirche ab.

Was für eine Wandlung hat sich in ihm vollzogen zwischen 1895 und 1900? Was für ein seelischer Prozeß hat ihn zu jenem Bekenntnis geführt? Wie war seine Haltung gegenüber der Religion beschaffen? Diese wichtigen Fragen werden in der vorliegenden Arbeit zum ersten Mal eingehend und sorgfältig beantwortet. Das Material ist mit Fleiß und Genauigkeit zusammengetragen und durch persönliche Erkundigung ergänzt. Der Verfasser zeigt, daß Brunetières Beziehung zur Religion eine fast ausschließlich intellektuelle war und blieb. Er war überzeugt, daß man glauben müsse, und endlich gelang es ihm, den Glauben zu finden. Den Glauben: d. h. die Gewißheit von dem unersetzlichen Wert des katholischen Dogmas für den Bestand der menschlichen Gesellschaft. Was aber Brunetières Religiosität fehlt, das war die lebendige Innerlichkeit der religiösen Erfahrung, die unmittelbare Lebensbeziehung zu den religiösen Mächten, aus der allein die überwindende und beseligende Macht der Religion quillt. Brunetière hat es in vertrauten Äußerungen selbst gestanden, und auch seine Freunde wußten es: daß sich ihm die innerliche Tröstung und Erquickung versagte, die er von der Religion erhoffte. Und Sire meint dieses Versagen daraus erklären zu dürfen, daß Brunetière sich nicht ganz gegeben habe: *Le catholicisme lui offrit tout ce qu'il lui a demandé, mais il ne lui a pas demandé tout ce qu'il aurait pu lui offrir. Le Christ Sauveur et Rédempteur est dans l'Eglise catholique, mais Brunetière n'a pas su l'y trouver* (p. 48). Von einer Bekehrung im eigentlichen Sinne kann man also bei Brunetière nicht sprechen: '*St-Paul chante son 'union' avec le Sauveur; St-Augustin crie son 'élection'; Pascal ne retient pas ses 'pleurs de joie'; Luther clame le 'salut par la foi'. Sans doute, nous n'en demanderions pas tant de Brunetière — bien que certain jour on l'ait appelé: un Père de l'Eglise, — mais cet ennemi de l'Individualisme aurait-il à ce point méconnu son adversaire, que d'avoir négligé, le jour où il devint apôtre d'une croyance, la valeur apologétique exceptionnelle d'une argumentation comme celle-ci: „Voici ce que moi, autrefois*

positiviste, j'ai trouvé, personnellement, dans la foi chrétienne?" Alors, son apologie eût revêtu la forme d'un „examen de conscience", au lieu de garder celle d'un „examen d'idées". Alors, nous parlerions de sa conversion religieuse, tandis que, si nous ne rejetons pas le terme, nous ne pouvons nous empêcher de le faire suivre d'un point d'interrogation, chaque fois qu'il lui est appliqué" (p. 48).

Daß Brunetière die Fähigkeit zum unmittelbaren Erleben abging, glaube ich an seinem Verhältnis zur Kunst in meinem Buch über ihn nachgewiesen zu haben. Daß er sich auch von Natureindrücken nicht ergreifen ließ, wissen wir aus Äußerungen seiner Freunde, die ich zitiert habe. Diese Unfähigkeit zum unmittelbaren Welterlebnis weist Sire nun auch für B.'s Stellung zur Religion nach. Sie erwies sich als Nachteil, indem sie seiner Kritik den Charakter des abstrakten Doktrinarismus aufprägte. Sie wurde aber tragisch an dem Punkte, wo sie ihm die Erfüllung seiner tiefsten Sehnsucht: volle Genüge zu finden in Gott, verwehrte.

Es ist ein wahrhaft erschütterndes Verhängnis, daß derjenige, der die abstrakte Vernunft nie hoch genug über das Reich der schwankenden Gefühle erheben, der alles Persönliche nicht schroff genug aus dem Gebiet der Kunst und des Geisteslebens verweisen konnte — daß der eben an dem Übermächtigwerden der Vernunft, an dem Unterdrücktsein oder Fehlen lebendigen Weltgefühls, lebendiger Persönlichkeitsbeziehung gescheitert ist. Es liegt in diesem Verhängnis etwas wie Nemesis.

Außer der grundlegenden psychologischen Analyse von Brunetières religiöser Haltung bietet Sire's wertvolle Arbeit eine Darstellung und Kritik von Brunetières apologetischen und kirchenpolitischen Anschauungen, wobei insbesondere seine Stellung zum Protestantismus untersucht wird.

B o n n. ERNST ROBERT CURTIUS.

Köhler, A. *Quellenuntersuchung zu Chateaubriands „Les Martyrs".* Dissertation Leipzig 1915.

Seitdem vornehmlich durch die Arbeiten von Bédier und Dick die Plagiatfrage für Chateaubriand aufgerollt worden war, ergab sich von selbst die Frage, wie sich etwa in einem Werk wie die „*Martyrs*", wo der Dichter selbst überreiche Quellennachweise gibt, die Benutzung und Verarbeitung dieser Quellen darstellt. Es mußte aber von vornherein als selbstverständlich angenommen werden, daß uns nicht mit einer bloßen Aufzählung von Belegstellen (und wären es auch solche, die der Dichter selbst verschweigt) gedient ist, sondern daß in jedem Falle auf die Art und Weise, wie die Quellen ver-

wendet sind, der Nachdruck zu legen ist: es mußte in einer Arbeit wie der vorliegenden immer wieder die Frage gestellt werden: Welche neuen Momente für die Beurteilung der schriftstellerischen Kunst Chateaubriands bringt die und die Stelle? Ist die in den Martyrs angewandte Methode eine andere als in den übrigen Werken? Diese Kernfrage hat der Verfasser nicht immer scharf im Auge behalten. Er weist in einem fortlaufenden Kommentar zu den „Martyrs“ auf die Stellen hin, wo Chateaubriand bestimmte Quellen benutzt, er stellt auch in einer längeren Einleitung die wesentlichsten Resultate seiner Untersuchung zusammen. Aber man hat nicht den Eindruck, als ob diese Urteile über des Dichters Arbeitsweise, seinen Stil, über die litterarhistorische Stellung der „*Martyrs*“ sich mit Notwendigkeit aus der Einzeluntersuchung ergeben: sie nehmen sich eher aus wie Urteile aus zweiter Hand, die mit viel Rhetorik vorgetragen werden. Wesentlich neue Aufschlüsse über Chateaubriands künstlerische Persönlichkeit waren ja wohl kaum zu erwarten, aber auch das negative Resultat mußte klar und übersichtlich aufgezeigt werden.

Es ließen sich noch andere prinzipielle Bedenken gegen die Arbeit des Verfassers erheben. So ist es meines Erachtens methodisch falsch, historische und dichterische Quellen in gleicher Weise zu behandeln. Antike Historiker dritten und vierten Ranges hat Chateaubriand doch wohl sicher zweckbewußt exzerpiert: die Epen Homers, Vergils, Tassos, Miltons hatte er künstlerisch genossen, er lebte in ihrer Phantasiewelt und kann einzelne Episoden, Situationen, Charaktere, selbst Ausdrücke unbewußt reproduziert haben. Verfasser zeigt, daß der Dichter Quellen benutzt, die er nicht angibt: vielleicht wäre es interessant gewesen, wenn er uns gezeigt hätte, daß auch Werke genannt sind (so in der Einleitung zu den „*Martyrs*“), die nicht benutzt sind. Bei Quellennachweisen ist Vollständigkeit ja niemals zu erreichen und an sich auch nicht notwendig. Doch müßte schärfste Kritik und Gründlichkeit im einzelnen Grundbedingung sein. Auch da versagt die Arbeit recht häufig, namentlich wenn es sich um die eigentlich epischen Einzelheiten handelt. Milton und Tasso verwenden oft Motive, die auf Vergil, dieser solche, die auf Homer zurückgehen. Da Chateaubriand alle diese Dichter kennt, ist die Sachlage häufig recht kompliziert und nur durch sorgfältigste Abwägung aller Momente, häufig auch gar nicht zu klären. Geht das Motiv „Entführung durch Einhüllen in eine Wolke“ wirklich bloß auf Tasso und nicht vielmehr auf Homer zurück? Können sich andererseits gewisse Einzelheiten in der Schilderung der höllischen Scharen usw. nicht einfach aus der Situation, auch ohne Annahme einer Entlehnung erklären? Auf Grund persönlicher Arbeiten bin

ich zufällig in der Lage, die Angaben des Verfassers über Entlehnungen aus Tasso genauer nachprüfen zu können. Er hat richtig gesehen, daß Tasso von Chateaubriand häufiger zitiert wird als Milton, folgt aber doch der Ansicht Dicks, daß Milton häufiger benutzt ist (p. 10). Ich will mir das Eingehen auf Einzelheiten ersparen, da ich an anderem Orte diese Dinge ausführlicher zu behandeln gedenke, und möchte hier nur betonen, daß Köhler mit Unrecht annimmt, der Meeresengel und die Velleda seien freie Schöpfungen Chateaubriands: jener verdankt *Gerus. lib. XIV*, diese der *Armida*[1]) verschiedene Züge. Bei etwa größerer Vertiefung in seinen Stoff hätte K. das nicht übersehen können: er hätte vor allem nicht auf den seltsamen Gedanken kommen können, für den „*orgueil*“ und die „*exaltation*“ der Velleda eine ganz allgemein gehaltene Stelle über den Charakter der Gallier aus Diodorus Siculus anzuführen.

So lassen sowohl die allgemeine Anlage der Arbeit wie die Kritik im einzelnen manches zu wünschen übrig. Es muß zugestanden werden, daß der Verfasser einen Stoff zu bewältigen hatte, der, wenn er entsprechend vertieft werden sollte, über den Rahmen einer Dissertation hinausgegangen wäre. Es muß ferner anerkannt werden, daß seine Arbeit als Materialsammlung ihren Wert behält: aber der Gewinn wäre sowohl für den Verfasssr wie für die Leser größer gewesen, wenn der Stoff etwas begrenzt und dafür etwas gründlicher behandelt worden wäre. So wäre z. B. eine Beschränkung auf die großen Epen der Weltlitteratur m. E. durchaus gerechtfertigt gewesen.

Königsberg i. Pr., z. Zt. im Felde. LUBINSKI.

Lorck, E. *Passé Défini. Imparfait. Passé Indéfini.* Eine grammatisch-psychologische Studie. Heidelberg 1914. Carl Winters Universitätsbuchhandlung. 73 S. 8°.

Wie unser großer Sprachenmeister H. Schuchardt, liebt E. Lorck die genetische Betrachtungsweise, den Blick stets auf die Wirklichkeit des sich entwickelnden Sprachlebens heftend. Ihr allein verdankt er, von logischer Scharfsichtigkeit unterstützt, die glückliche Lösung der Frage, wie die drei in der Erzählung konkurrierenden Tempora der Vergangenheit: Passé défini, imparfait und passé indéfini, denen die Vorstellung vergangener Zeit gemeinsam ist, begrifflich zu unterscheiden seien. Von der die Begriffe bei aller Wortbildung konstruierenden Denkbewegung ausgehend, sie genau

[1]) s. meine Ausführungen Germ.-Rom. Monatsschrift 1915. p. 224.

ins Auge fassend, erkennt er, daß dem Passé défini die Funktion des die Sprachtätigkeit voraussetzenden logischen Denkens, von ihm reine Denktätigkeit genannt, zugrunde liegt: dem Imparfait die Funktion des Phantasiedenkens. Siehe hierüber: Jodl, F. *Lehrbuch der Psychologie.* Zweite Auflage: Erster Band. III. Kap. 55 und namentlich 56: *Denktätigkeit und Dichttätigkeit* S. 172—174. Wiederum werden Definidenkakte und Indefinidenkakte beziehungsweise durch objektive und subjektive Apperzeption gekennzeichnet, vom Indefini besonders bemerkt, daß es nicht nur dem reinen Denkakt, sondern auch dem Phantasiedenkakt dient und man bei seiner Bildung von einer Gegenwartsvorstellung ausgeht. Dann werden diese Unterscheidungen aber nicht als unverbrüchliche, a priori geltende Gesetze des Denkens hingestellt. Lorck bringt sie in kausalen Zusammenhang mit der Entfaltung des Gemütslebens (s. S. 26, was über die Subjektivität der Romantik gesagt ist) und mit dem Erwachen des Wirklichkeitssinnes, der Erstarkung des Individualismus vom Ende des Mittelalters an (S. 61), weshalb es ja auch heutzutage neben Philosophie für die Religion und einer himmelblauen Idealphilosophie auch eine Wirklichkeitsphilosophie gibt. Besonders soll noch hervorgehoben werden, daß nach Lorcks zwingender Beweisführung dem Imperfekt als solchem die durative Auffassung nicht notwendig sich verbinden muß, womit er eine Leibregel des Pedantismus — man wird übrigens noch lange an dieser sowie anderen sogenannten schönen Regeln festhalten — auf den Aussterbe-Etat setzt. Bsp.: *Elle ne répondait point, broyée, endolorie, épuisée.* (S. 63). Affektvolles Imperfect. Und die Vorstellungen der Unabgeschlossenheit wie die der Abgeschlossenheit, wodurch sich Imparfait und Passé défini vornehmlich auseinanderhalten lassen, sind nur die Folgen der verschiedenen Denkakte, wozu bemerkt werden mag, daß in der Sprache der logische Denkakt letzten Endes in einem Phantasiedenkakt zu erfassen ist. „Reine Denkakte sind punktartige, Phantasiedenkakte flächenartige Apperzeptionen" S. 29. Nun, punktartige wie flächenartige Apperzeptionen sind gleicherweise die Erzeugnisse schöpferischer Phantasie, Weiterbildungen von inneren Wahrnehmungen des Bewußtseins, das sich diese damit gegenüberstellt. Erhöhtes Interesse verleiht den Ausführungen des Verfassers der stete Widerstreit gegen die Ansichten angesehener französischer und deutscher Grammatiker wie bedeutender Sprachgelehrter, z. B. Kalepky, Morf und K. Voßler (s. dessen Darlegungen über die genannten Tempora in der *Germ.-Rom. Monatsschrift,* II (1911) und IV (1912), ebenso in einer seiner jüngsten Schriften: *Frankreichs Kultur im Spiegel seiner Sprachentwicklung,* 1913, hier kürzlich besprochen von Leo Spitzer).

Lorck tritt ihnen mit kritischer Schärfe entgegen, das Haltbare ihrer Anschauungen anerkennend und sich aneignend, das Unhaltbare endgültig beseitigend, so daß es wohl kaum möglich ist, nur eines seiner gerechten Urteile anzufechten. Die Logik ihrer Abfassung ist unbestreitbar, sie ruhen alle auf dem festen Grund psychischer Tatsachen und der historischen Entwicklung.

Augsburg. KARL MORGENROTH.

Schmidt, W. Fritz, *Die spanischen Elemente im französischen Wortschatz* (Beiheft 54 zur Zeitschrift für romanische Philologie, Halle 1914, 210 S.).

Schmidt besitzt einen gewissen Blick für das kulturell Bedingte in der Sprache [1], dafür aber wenigstens vorläufig noch keine sprachwissenschaftlich gefestigte Methode. Seine theoretischen Auslassungen S. 197: „Noch zu einem anderen Zwecke dient uns die Kultur [ein scheußlich schülerhafter Satz!]. Kulturhistorische Beziehungen können uns auch vielfach behilflich sein, die Etymologie klarzustellen, nicht soll uns umgekehrt die Wortform, die Etymologie allein, helfen, solche Beziehungen aufzudecken" sind nur apologetische Maskierungen eines vom Autor im Innern empfundenen Mangels. Nur das Hochgefühl, die aus Littré, Godefroy und Dict. gén. herausgeschriebenen Belege überblicken und kulturell werten zu können, entschuldigt die nutzlosen Polemiken gegen Meyer-Lübkes REW. Gewiß steht angehenden Wissenschaftlern eine gewisse Unabhängigkeit und Skepsis den Arbeiten der älteren Generation gegenüber gut, aber der Titanidenzerstörungseifer darf nicht so weit gehen, daß er die Ansichten älterer Gelehrten abweist, ohne über deren Motive nachzudenken. Ich greife einige Beispiele heraus: S. 16 „*arborer* ‚bemasten' mit M.-L. 606 aus dem sp. *arborar* abzuleiten, scheint wenig wahrscheinlich. Dg. gibt als Grundform das ital. *arborare*". Im Weiteren scheint der Autor sich für ital. *arborare* zu entscheiden, da der erste Schriftsteller, bei dem das Wort belegt ist, Guillaume de Villeneuve, in Italien gewesen sei. Der Absatz schließt mit den Worten: „Endlich existiert im ital. nicht nur *alberare*, welche Form M.-L. ausschließlich anführt, sondern auch *arborare*. Aus *alberare* wäre allerdings *arborer* nicht ohne weiteres zu

[1]) Hübsch z. B. der Nachweis S. 197, daß die kulturelle Beeinflussung nicht notwendig mit sprachlicher Beeinflussung verbunden sein muß: im 17. Jahrh. war nach Voßler „der seelische Einfluß und die innere Suggestion des spanischen Geistes auf den französischen" ungeheuer und doch weisen auf ihn nur drei Worte im Frz.: *sanbenito, mordache, Escobar*. Dagegen besteht eine Fülle von Ausdrücken für „spanisches Wesen in der Kleidung, Sitte, Kunst".

erwarten." Wenden wir uns dem armen auf der Anklagebank sitzenden M.-L. zu und hören wir, was er für sich anzuführen hat! Erstens eine Tatsachenberichtigung: Meyer-Lübke leitet frz. *arborer* nicht aus einem nicht existierenden sp. *arborar*, sondern aus *arbolar* ab (wohl Druckfehler bei Schmidt!). Zweitens: Meyer-Lübke hat die ital. Form *arborare* nicht angeführt, wohl aber *alberare, inalberarsi*, weil ,Baum' auf ital. *albero* heißt, daher *arborare* im Ital. keine bodenständige Form sein kann, wie denn auch Tomm.-Bell. *arborare* mit einem +, d. h. das Wort als „archaico" oder „letterario" bezeichnet. Drittens: Meyer-Lübke hat sich gesagt, ein fz. *arborer, arbourer* könne nur aus einer Sprache stammen, die das zwischentonige *-o-* bewahre: das Span., das für ,Baum' *arbol* hat, war die einzige Sprache, die in der Ableitung ein berechtigtes *-o-* aufweisen kann. Ebenso wenig klar ist die Redaktion des Artikels *compliment* S. 20.: „Es steht fest, daß das Wort unter ital. Einfluß, mit spezifisch ital. Bedeutung und speziell ital. Sinne ins fz. gelangt ist. Daran ändert auch die Tatsache nichts, die neuerdings von M.-L. angegeben wird, daß das ital. Wort aus dem sp. *complimento* stammt." Wohlgemerkt, das letztere ist keine „Tatsache", sondern ein Schluß, den Meyer-Lübke aus dem Fehlen der Entwicklung von *pl* > *pi* bei dem ital. Wort zog. Das entsprechende span. Wort lautet übrigens weder *complimento* noch, wie später geschrieben wird, *complimiento* (auch das *cumplimento* Meyer-Lübkes ist verdruckt), sondern heute *cumplimiento*, im 17. Jh. *complimiento*. Wenn *compliment* bei Pasquier in der Bdtg. ,accomplissement' vorkommt, so muß das nicht für Entlehnung aus dem Ital. sprechen: „Hiermit stimmt der Sinn überein, unter dem *complimento* im ital. gebraucht wird, nämlich ,Vollendung, Erfüllung des Wunsches', sp. *cumplimiento* ,Versorgung mit Lebensmitteln; Vollendung'." Das ist unrichtig: span. *cumplimiento* bedeutet u. a. ,Erfüllung, Vollziehung', ,Vollkommenheit, Vollendung', ,Höflichkeitsbezeigung, Kompliment'. Daß wir in *cumplimiento* einen speziell spanischen Etiquettebegriff haben, beweist vor allem das Vorhandensein eines span. (und nur span.) Verbs *cumplir con a.* ,höflich sein mit'. Daß das span. Wort über Italien nach Frankreich gekommen ist, will ich nicht leugnen, müßte aber erst detailliert nachgewiesen werden. Vgl. schon G. Paris *Mél. lingu.* S. 306. Das siz. *cumprimentu*, das auch ,Geschenk' bedeutet (Traina, ferner Pitré *Bibl. d. tradiz. pop.* 7, S. 1: z. B. ebda. 4, 28 *mill' unzi di cumprimentu*) ist eine Weiterentwicklung von ,Höflichkeitsbezeichnung' aus: wie wir unter *Kompliment* eine gemimte und eine gesprochene Höflichkeit, so versteht der Sizilianer darunter eine sich in Gaben ausdrückende. Linguistisches ABC-Schützentum verrät die Bemerkung über *Guitarre* S. 70: „Trotz M.-L. 1953 (ital.

chitarra > fz. *guitare*) nehmen wir (mit dem Dg.) sp. Herkunft des Wortes an. Die sp. E. wird von M.-L. nicht erwähnt, daher auch nicht als falsch zurückgewiesen, noch wird die neu aufgestellte Behauptung begründet. Das Instrument wird des öfteren als sp. Zither bezeichnet, auch einige der Belege weisen auf die Pyrenäenhalbinsel". Dieser unwissende M.-L.! Aber sieht Schmidt nicht, daß Meyer-Lübke als Etymon das griech. *kithára* (wozu er durch die Betonung der romanischen Wörter gezwungen ist) annimmt und daß folglich das Ital. mit seinem *chi* der griechischen Form am nächsten steht? Alles, was wir sagen können, ist, daß fz. *guitare* aus span. *guitarra* (dieses aber aus ital. *chitarra*) entlehnt sein kann. S. 139 fz. *cochenille*: „M.-L.'s Herleitung vom ital. (2008) berücksichtigt nicht die kulturhistorischen Beziehungen (vgl. die Belege und Erklärungen, s. auch *serron*)". Aus den Belegen sehe ich nur, daß nicht etwa der erste (1578), sondern erst eine Etymologie Ménages im 17. Jahrh. von einem „mot Espagnol" spricht. Auch der Beleg aus Savary ist spät (1723). Meyer-Lübke hat natürlich sich wieder gefragt, wo ein lat. coccinus ein *c* geben konnte: daher ist das Ital. als Spender des Wortes anzusehen. Wie wenig man aber auf die Angabe zeitgenössischer Lexikographen geben darf, sieht man ja aus der S. 30 zitierten Bemerkung Furetière's über *médianoche* (offenkundig = sp. *media noche*): „c'est un terme venu depuis peu d'Italie." Schmidt müßte seine Ansicht durch Eingehen auf die Geschichte der Sache näher begründen. Auch auf die Zustimmung Schmidt's wird sich Meyer-Lübke wenig zu gute tun: S. 128 wird anläßlich fz. *flotte* behauptet: „M.-L. 3385 nimmt sogar Uebergang des fz. Wortes ins sp. an. Da es sich um ein germ. Wort handelt, so wäre dieser Weg auch der natürlich gegebene." Aber Meyer-Lübke spricht sich doch an dieser Stelle gegen die germ. Etymologie und für lt. *fluctus* aus. Maßgebend für die Annahme der Entlehnung des span. Wortes aus dem Franz. ist natürlich das Unterbleiben des Wandels *fl* > *ch* gewesen. Das Beispiel aus Froissard (*arriverent à Bordeaux sur Gironde, toutes d'une flotte, bien deux cens voiles et nefs*) beweist nichts für eine Bedeutung ‚Flotte', sondern im Gegenteil für eine Bedeutung ‚Zug, Vereinigung etc.'; höchstens könnte von solchen Beispielen aus die Bedeutungsspezialisierung ihren Ausgang genommen haben. Auf S. 161 scheint Schmidt bezüglich fz. *parangon* Meyer-Lübke zuzustimmen: „E[rklärung] sp. *parangon* und *paragon*. Beide Formen kommen im Fz. vor. Das sp. Wort bedeutet ‚Vergleichung, Ebenbild, Muster beim Probieren der edlen Metalle, Parangonperle, vorzüglich große Perle', M.-L. 6226." Aber an der angeführten Stelle leitet Meyer-Lübke das frz. *parangon* sowie das span. *para(n)gon* aus dem ital. *paragone* her und dieses selbst aus griech. *parakone*: maß-

gebend ist für Meyer-Lübke natürlich der anorganische Nasallaut des span. und fz. Wortes gewesen, der auf Entlehnung deutet. Höchstens könnte man wieder sagen, daß die fz. aus der span. Form bezogen ist. Ebenso S. 126 fz. *patache*. „E. sp. *patache*, Auslieger ‚Wachtschiff' M.-Lb. 6473" aber M.-L. leitet es aus dem Ital. ab. Wie wenig durchdacht Schmidt seine Polemiken hat, zeigt am besten die Besprechung des fz. *bizarre* S. 183: „E[rklärung] sp. *bizarro* ‚prächtig, herrlich, schön, großmütig, freigebig, herzhaft, tapfer'. Nicht aus dem sp., sondern aus dem ital. will M.-L. 1141 offenbar das Wort herleiten, wenn er sagt: „span. *bizarro*, tapfer, schön, ptg. *bizarro*, mutig, ritterlich (> ital. *bizzaro* [l. *bizzarro*!], zornig, grimmig, launig, sonderbar > fz. *bizarre* sonderbar)". Etymologisch wäre die Sache wohl so möglich, und auch H. Estienne (s. u.) hält offenbar *bizarre* für ital. Import. Was aber dagegen spricht, ist die Tatsache, daß sich im fz. zuerst gar nicht der Sinn ‚sonderbar' findet, sondern das Wort bedeutet anfangs ‚tapfer' (s. die Beisp.). Diese Definition findet sich nur im sp., nicht im ital., also ist es klar, daß unser Wort sp. sein muß, wobei es allerdings nicht ausgeschlossen bleibt, daß *bizarre* auch aus dem ital. in seiner jetzigen Bedeutung herübergenommen worden ist." Gewiß, franz. *bizarre* ‚tapfer' stammt aus dem Spanischen, aber franz. *bizarre* ‚sonderbar' kann doch nicht aus dem Spanischen kommen, das diese Bedeutung nicht besitzt, es wäre denn, daß man jene pejorative Entwicklung annehmen wollte, die bei Entlehnungen aus fremden Sprachen häufig ist (Typus fz. *hâbler* ‚schwätzen' > sp. *hablar* ‚sprechen'): aber wenn man im ital. *bizzarro* die Bdtg. ‚sonderbar' hat, warum das naheliegende „Gute" verschmähen?

Man wird schon aus dem Bisherigen ersehen haben, daß es mit der linguistischen Kultur des Verf. nicht weit her ist. Noch einige Proben: S. 24 *piaffer* ‚stampfen' und ‚Hindernisse bereiten' (letztere Bdtg. von Schmidt nicht erwähnt). „Im sp. existiert *piafar* ‚tänzeln, allerhand schöne und stolze Bewegungen machen, ohne von der Stelle zu kommen' (von einem Pferde). Das fz. Wort könnte eine sp. Entlehnung sein." Da müßte doch erst das Datum des ersten Auftretens in Span. geprüft werden. REW. 6439 nimmt jedenfalls umgekehrt Entlehnung des span. aus dem franz. Wort an. — S. 46 „Im 17. Jahrh. schwankte die Sprache zwischen dem Gebrauch von *tabac* und *tobac*. Letztere Form unter dem Einfluß des *b*." Aber eine Labialisierung wie in ptg. *fome* aus *fames* ist mir im Fz. unbekannt. Ferner wie verhält sich älteres deutsches *Toback* (mit dem wohl das *tobac* der nordöstlichen Dialekte (K. *tabac* des Atlas lingu.) im Zusammenhang steht, und engl. *tobacco* zu fz. *tobac*? Es rächt sich hier und (z. B. bei *épinard*) die Übergehung dieses so wichtigen Behelfes: des Atlas. Das

Wort *tabagie* macht Schmidt kein Kopfzerbrechen: „So hat das fremde Produkt zugleich ein neues Wort in der Sprache geschaffen.“ Aber wie ist die sonderbare Bildung zu erklären? Das würde uns mehr interessieren als die statistischen Angaben über die Zigarrenproduktion in Deutschland! — S. 63 *gano.* „E[rklärung]. Das Wort ist die sp. Verbalform *gano*, ‚je gagne‘. . . . Bem[erkung]. Es läßt sich der Ausdruck auch als Entlehnung aus der sp. Formenlehre auffassen. Der verbale Charakter des Wortes zeigt sich noch darin, daß man zu *gano* einen fz. Infinitif *ganer* gebildet hat.“ Was bedeutet das „auch als Entlehnung aus der sp. Formenlehre“? Der „verbale Charakter des Wortes“ wird auch nicht durch die Ableitung bewiesen, da von jedem Substantiv ein ähnliches Verb gebildet werden kann. — S. 123 anläßlich *fardes, fargues*, die = *falque* (< sp. *falca* ‚Setzbord‘) sein sollen: „Das *d* dürfte aus der phonetischen Ähnlichkeit von *d* und *g*, deren Vertauschung auch sonst vorkommt [es sei etwa an die regulären und dialektischen Aussprachweisen *pikié* (= pitié), *cintième* (= cinquième), *giable* (= diable), *gieu* (= dieu) erinnert] zu erklären sein“. *g* > *d* ist aber doch nicht dasselbe wie *di* > *gi*! Anläßlich dieses letzteren Lautwandels fällt übrigens auf, wenn S. 46 als ältere Form für *tabatière*: *tabaquière* aufgeführt, trotzdem aber das *t* analogisch (nach *chocolatier* etc.) erklärt wird. — S. 131 fz. *remorquer*: „*E.* sp. *remolcar* ‚ins Schlepptau nehmen‘. Vgl. das Beispiel von [l.: aus] Rabelais, bei dem die Form genau der sp. entspricht. Das heute gebräuchliche Wort zeigt Liquidentausch.“ Liquidentausch ist ein bequemes Wort. Aber da der erste Beleg (Claude de Seyssel) und auch die heutige Form *r* zeigt, so wird man, wie schon Dict. gén. und nun auch REW. angeben, für *remorquer* ital. *rimorchiare* als Etymon annehmen und nur das *remolquer* bei dem polyglotten Rabelais als spanische Form auffassen (vgl. die Doppelformen *coronel, colonel* S. 20). — S. 165 *morne.* „E. Zugrunde liegt nach dem Dg. sp. *morro* ‚kleiner, runder Fels‘, ein kreolisches Wort. Das fz. *-rn* ist vielleicht dem Einfluß von sp. *moron* ‚Hügel‘ zu verdanken.“ Ich begnüge mich, ! ! zu setzen. *rr* > *rn* vielleicht wie in *guiterne* neben *guitarre* (wenn nicht Einfluß von *quinterne*) und cat. *cadarn* = catarrhus. — Viel semantische Phantasie scheint Schmidt nicht zu besitzen, da er erklärt S. 44 „Ein unerklärter Ausdruck ist *fabrique de tabac* ‚Kaserne‘ (V[illatte]).“ Auch um das Spanische des Autors scheint es nicht gut bestellt zu sein, wenn man aus den zahlreichen verdruckten Formen schließen darf: man füge zu dem schon Erwähnten S. 64 sp. *ponto* ‚Punkt‘, S. 71 *mordeza* (statt *mordaza*, das S. 182 wieder *mordáza* geschrieben wird), S. 71 „sp. *pasacalla*, entstanden aus *pasar* ‚passieren‘(?) und *calla* (!) ‚Straße‘“. S. 103 *caragua* statt *caraña*, S. 160 *ijade* statt *ijada*; S. 190 wird behauptet, daß sp. *pecadillo*

merkwürdigerweise ,große Sünde', fz. *peccadille* ,faute légère' bedeute: mein Tolhausen gibt *peccadillo* ,kleine Sünde', wie es ja auch dem Verkleinerungssuffix entspricht; auf den Fehler baut sich flugs die Theorie: S. 192 bei Besprechung der Entwertung entlehnter Wörter heißt es: „auch *peccadille* ,faute légère', in sp. ,schwere Sünde' paßt sehr gut in diese Richtung, alles von der Oberfläche zu nehmen"!

Eine weitere Klage, die ich erheben möchte: die ganze Arbeit ist rein kompilatorisch, es werden die verschiedenen etymologischen Äußerungen Littrés, des Dict. gén., Nyrops, Brunots, Körtings, ja Scheler's (merkwürdigerweise seltener Diezens!) und Meyer-Lübkes angeführt, allenfalls noch Delboulle's und Vaganay's Belege zu denen Godefroys und Littrés angestückelt. Neuere Arbeiten scheint der Verf. nur aus Körting und REW. zu kennen, dafür erfahren wir S. 44, daß „auch Ménage" sp. *tabaco* als Etymon für fz. *tabac* angibt. Bei der Besprechung von *cigare*, wo die Littré'sche Erklärung abgeschrieben wurde, hätte es sich verlohnt, auf die *l*-Formen der Atlaskarte *cigare* hinzuweisen, die ja Schmidt selbst aus dem 18. Jh. belegt, und die auch in ital. Mundarten belegt ist: *sigala* findet sich in Bersezio's *Monsù Travet*, während Zalli nur *sigàra* bucht, Testoni, *La sguèra Cattarcina* S. 179: *zigal* (vgl. bei Ungarelli *zigala*), während daneben im selben Gedicht die allmählich die einheimische verdrängende Wortform *sigari toscani* auftaucht. Wenn also auch die Etymologie des Wortes = *cicada* nicht richtig ist (vgl. Gonçalvez Viana, *Apostilas aos diccionarios portugueses* S. 449 und Salzer, *La cultura latino-americana* I S. 180 Anm.), so wird doch zweifellos eine Umdeutung zur Zikade stattgefunden haben: Tertium comparationis wäre die Dünne der Tabakblätter wie der Zikadenflügel, wenn nicht doch die Körpergestalt mit dem Zigarrenröllchen verglichen werden soll, wie von Mahn, *Etym. Unters.* CXIII bis auf das *New Engl. Dict.* angenommen wurde. Sympathischer berührt die Erwähnung von Villatte's *Parisismen* und Sainéan's Argot-Arbeiten, durch die die Vitalität der einzelnen entlehnten Wörter in der heutigen Sprache festgestellt werden kann, allerdings finde ich es höchst überflüssig, daß s. v. *chocolat*: *chocolat Menier* [übrigens richtig: Meunier], *Suchard* ,Schokolade aus den Fabriken von Me[u]nier, Suchard' — *chocolat granulé*, — *chocolat en poudre* ,Krümelschokolade', — *médaille en chocolat* ,St.-Helenaschokolade' angeführt werden. Warum sollen schließlich dann die Firmen Masson, Siraudin etc. ungenannt bleiben? Was soll ferner die geschmack- und phantasielose Erklärung der Bdtg. von *canot* ,Gefängnis' (S. 182): „Eine solche Begriffsänderung hat nichts Sonderbares an sich. Während dem einen das Sitzen in einem *canot* ein Vergnügen ist, kann es in einem anderen, zumal wenn er eine Landratte ist, das Gefühl der Bedrücktheit,

der Enge, der Behinderung hervorrufen, sodaß die Wandungen des Bootes, die die Freiheit der Bewegung nicht unwesentlich beeinträchtigen, mit den Mauern der Gefängniszelle verglichen werden können." ? Um die Vitalität eines Wortes darzustellen, muß man, so sagt Schmidt mit Recht, auch die Ableitungen berücksichtigen: je mehr Ableitungen das Wort hat, desto volkstümlicher ist es. Gewiß: aber mit der Einschränkung: je mehr volkstümliche Ableitungen es hat. Wie steht es nun aber mit Aufzählungen wie die folgende (anläßlich *nègre*): *nègre-pelisse, nègres-cartes, négrichon, négrot, négrite, négro, négroide, négrone, négrophage, négrophagisme, négrophile, négrophilie, négrophobe, négrophobie*? Beweisen sie die Vitalität des französischen Wortes *nègre* oder die lebensüberdrußerregende Kopiertüchtigkeit deutscher Gelehrter? Am überflüssigsten ist in dieser Liste der „Ableitungen" die aus Villatte stammende Argot- (und Lehnwort) Form *négro*, aber welcher Franzose hat je Wörter wie *négroïde* und *négrone* in mündlicher Rede gebraucht? Das mechanistische Arbeitsprinzip, das unter der „physischen Last" des Geleisteten „erdrücken" möchte, äußert sich natürlich auch im Literaturverzeichnis: da finde ich Meringer's *Indogermanische Sprachwissenschaft*, Meyer's *Konversationslexikon*, Thieme, *Guide bibliographique*, Wechsser, *Gibt es Lautgesetze*? Ebenso uninteressant sind Sätze wie (S. 17) „Das Wort [*cabestan*] wird nicht erwähnt bei N.[yrop], ebenso fehlt es bei Brunot, Hist. de la langue franc., 1906, während derselbe Verfasser in dem Précis de Gramm. . . . Sch.[eler] gibt: . . ." etc., S. 21 *embarasser*: „Von B.[runot] und N. nicht erwähnt. Sch. leitet es von *barras*, L.[ittré] von *embarras*, K.[örting] von prov. *barras* her; das Dg. läßt unentschieden . . ." oder S. 24 „Bei M.-L. 6229 fehlt das Wort" *(parasol)*.

Alle diese Ausstellungen treffen eigentlich nicht die vorliegende Arbeit als den „Betrieb". Was an derlei Arbeiten verfehlt ist, ist vor allem die Problemstellung. Es ist für einen in der Linguistik noch nicht Routinierten ganz unmöglich, ein so umfangreiches Gebiet wie das der spanischen Lehnwörter im Französischen auf einmal zu behandeln, da jedes einzelne Wort (historische und materielle) Sachkenntnis und vielseitige Belesenheit im Franz., Ital. und Span. verlangt. Nun aber eine Kompilation der vorhandenen Meinungen zu geben und ohne neue entscheidende Materialien, nach subjektivem Gutdünken die eine Meinung abzutun, die andere zu billigen, finde ich überflüssig.

Die Ausführlichkeit meiner Be- (und Ab-) sprechung möchte ich mit dem Hinweis auf die wissenschaftliche Versandungsgefahr der Institution der „Beihefte" begründen: Sint ut non sunt aut non sint!

Wien. Leo Spitzer.

Wegmann, Franz. *Syntaktische Eigentümlichkeiten der Sprache des Pierre Loti* (Progr. d. k. humanistischen Gymn. Schweinfurt 1913 4). 54 S.

Welch schönes Thema ist hier von einem „k. Studienrat“ auf schulmeisterliche Weise in grammatischen Abschnitzelparagraphen verzettelt worden! Wann werden sich unsere Hypergrammatiker schon von der Tyrannei der grammatischen Kategorien lossagen und die individuelle Stilistik aus den Triebfäden der individuellen schöpferischen Psyche erklären? Aus den Zusammenstellungen Wegmanns selbst ließe sich schon manches für das Verfassertemperament Loti's Bezeichnende herauslesen. S. 9: „Zur Begriffsverstärkung gebraucht der Franzose bei Abstrakten gerne den Plural“ *(des blancheurs* etc.). An dieser „Begriffsverstärkung“ erkenne ich den wackeren deutschen Schulmann — aber was bedeutet wohl dieses farblose Wort? „Ebenso häufig wie diese Abstrakta werden die substantivierten Farbenadjektiva im Plural gebraucht“ *(des gris ardents et des bruns rouges).* Ich würde in beiden Fällen von dem viele Nuancen sehenden Auge Loti's ausgehen und aus der Organisation seines Sehvermögens die des sprachlichen Ausdrucks erklären. S. 19 „Quelconque nimmt öfters . . . die etwas erweiterte Bedeutung von ‚bunt, verschieden, mannigfaltig‘ an“ *(c'est le tohubohu quelconque d'une fin de fête européenne).* „Manchmal rückt es noch weiter von der eigentlichen Bedeutung ab, indem es im Sinne von ‚geringwertig, unbedeutend, gewöhnlich‘ auftritt“ *(et la banlieue, très quelconque de ce côté, commence d'apparaître).* Dieses *quelconque* ist wieder ganz bezeichnend für einen das profanum vulgus hassenden Einsamkeitsschwärmer, der erlesenen Exstasen nachjagt: „Was uns alle bändigt, das Gemeine“, ist gemeint, oder in moderner Ausdrucksweise: „Das Banale“. (Dies Wort kam mir bei der Lektüre des betreffenden Abschnitts auf die Zunge, bevor ich noch das letzte Beispiel gelesen hatte, in dem *banal* tatsächlich mit *quelconque* verbunden ist *les trois églises . . . sont banales et quelconques).* Wegmann hätte solche „Leibwörter“ Loti's mit dessen ganzer Welt- und poetischen Anschauung verbinden sollen, etwa wie E. A. Boucke es in seinem Goethe-Werk getan hat. Gar oft belehrt der Verf., wo er begreifen sollte: S. 29: „Très = ganz und gar, durchaus (absolument) ist selten“ *(se confiner dans un rôle de vieil ami, très aîné)* — dabei bleibt die feine stilistische Wirkung des *très aîné* ganz unerklärt: ‚ganz und gar älterer Bruder‘ kann nicht gemeint sein. Wenn ein dem Quantitätsbegriff vollkommen fremder Begriff wie ‚älterer Bruder‘ dennoch mit dem Quantitätsadverb *très* versehen wird, so muß offenbar *aîné* nicht in der urspr. Bedeutung genommen sein, also nicht ‚älterer Bruder‘, sondern mehr adjektivisch, ‚älterer-Bruder-haft‘ — bedeuten, oder

indem ich *aîné* durch die uns geläufige Vorstellung des Onkels ersetze: ‚die Rolle des alten gar sehr onkelhaften Freundes'. Auch das an sich sehr interessante Kapitel über die „Wiederholung“ (besser „Doppelung“) würde für die Seele Loti's bemerkenswerte Aufschlüsse gestatten, wenn die Untersuchung nicht nach Redeteilen, sondern nach Stimmungen und Begriffen geführt wäre: es würde dabei klar werden, daß Loti ein Meister im Malen der Monotonie ist und daß bei ihm gerade Wörter, die Ermüdung, ununterbrochenes Fortsetzen einer einförmigen Tätigkeit, bedrückende Traurigkeit, und dgl. ausdrücken, besonders gern gedoppelt werden (*elle était fatiguée, fatiguée, la pauvre vieille; l'air devient lourd, lourd; et toujours, et toujours, les mornes rives se faisaient prendre: et la fille contemplait cela longuement, tous les jours, tous les jours; la pluie, tombait, tombait*). Manche positive Unrichtigkeit ist dem Verf. auch untergelaufen: S. 11 *les dames vieux jeu* ist nicht „gleich *d'un certain âge*“, sondern = ‚altmodisch'. S. 17 *sur ce, ce disant* erinnert angeblich „an den alten Sprachgebrauch“, sind aber doch der neufranz. Sprache eigen, S. 19 das *de* in *comme si de rien n'était*, soll „sprachwidrig“ sein!, S. 32 in *mon frère John, qui passait au milieu des fêtes de là-bas comme une belle figure mystique* steht nicht *passer comme* für *passer pour*, „wie überhaupt der Ausdruck „Konstruktion *x* steht für Konstruktion *y*“ *vieux jeu* und *d'un certain âge (!)* ist: so verrät es wenig Eingelebtheit in Toblers Forschungsweise, wenn S. 37 *on vous égorgerait là, devant cette fenêtre grillée, qu'aucun secours humain n'en saurait sortir* angeblich *que* „für *puisque*“ stehen soll, und ganz falsch ist die Bemerkung (ebda.), *que* stehe für *de sorte que* in *il y a en dehors des murs une sorte de chemin de ronde que, chaque soir, je suis dans l'obscurité.* Daß Wegmann von eigentlichen „Lotismen“ das nicht sondert, was für die Entwicklung des neuesten Französisch charakteristisch ist, kann danach nicht Wunder nehmen: die Tendenz zu synthetischer Wortstellung, die ebenso in den S. 48 erwähnten *avec, au delà, une ligne pâle* und *or, quel sacrilège sans nom, aux yeux de ce mort, l'ouverture par nous des bahuts où reposent ces cachets* wie in der S. 42 belegten Voranstellung des distinguierenden Adjektivs *(de maladives fleurs)* zum Ausdruck kommt.

Wien. LEO SPITZER.

Novitätenverzeichnis.

(Abgeschlossen am 1. März 1917.)

1. Bibliographie und Handschriftenkunde.

Christ, K. Die altfranzösischen Handschriften der Palatina. Ein Beitrag zur Geschichte der Heidelberger Büchersammlungen und zur Kenntnis der älteren französischen Literatur. Leipzig 1916 [XLVI. Beiheft zum Zentralblatt für Bibliothekswesen].

Hilka, A. Randglossen zu mittelalterlichen Handschriften (Fortsetzung) [In: Beiträge zur Forschung. Studien und Mitteilungen aus dem Antiquariat Jacques Rosenthal, München. I. Folge. Heft VI (1915)].

Maignien, E. Catalogue des livres et manuscrits du fonds dauphinois de la bibliothèque municipale de Grenoble. Grenoble 1914. IX, 674 S. 8°.

Omont, H. Nouvelles Acquisitions du département des manuscrits de la Bibliothèque nationale pendant les années 1913—1914. Inventaire sommaire. Paris, E. Leroux 1915 [Extr. de la „Bibliothèque de l'Ecole des chartes" 1915 T. 76].

Gauchat, L. et *J. Jeanjaquet.* Grammaire et lexicographie des patois de la Suisse romande. Bibliographie analytique. Extrait de la Bibliographie linguistique de la Suisse Romande. Neuchâtel, imprimerie Attinger Frères. 1916. 226 S. 8°.

Lachèvre, Fr. Les recueils collectifs de poésies libres et satiriques publiés depuis 1600 jusqu'à la mort de Théophile 1626. XVI, 601 S. 4°. Paris, Le François. 20 fr.

Lasteyrie, R. de, et *A. Vidier.* Bibliographie générale des travaux historiques et archéologiques publiés par les sociétés savantes de la France. T. 6. Première et deuxième livraisons. Paris, E. Leroux 1914.

Tourneux, M. Revue d'histoire littéraire de la France. Tables générales 2e série, t. VI—XV (1899—1908).

2. Enzyklopädie, Sammelwerke, Gelehrtengeschichte.

Andresen, H. I. Beiträge zur französischen Ortsnamenforschung. II. Zur Vie de Saint Quentin, publiée et annotée par Werner Söderhjelm. Münster i. W. 1915. (Als Manuskript gedruckt.)

— Zu provenzalischen und altfranzösischen Texten. I. Zu Bertolome Zorzi. II. Zur Karlsreise. III. Zur Vie de Saint Grégoire le Grand p. p. A. de Montaiglon. Münster i. W. 1915. (Als Manuskript gedruckt.)

— I. Zu einer altfranzösischen Lebensbeschreibung der hl. Elisabeth von Thüringen. II. Volksetymologisches in französischen Ortsnamen. Münster i. W. 1915. (Als Manuskript gedruckt.)

— I. Zum Auberi. II. Zum Lyoner Yzopet. III. Zu frz. *soif.* IV. Altfrz. estapé. Münster i. W. 1916. (Als Manuskript gedruckt.)

— Textkritisches und Lexikalisches. Münster i. W. 1916. (Als Manuskript gedruckt.) Den Inhalt bilden : I. Zu Wace. Geste des Normanz V. 4313—6; II. Zu altfrz. *seür* „Hollunderbaum" ; III. *Lazarus — Ladres — Lazare;*

IV. Lat. *rufus* und *ruber* in frz. Ortsnamen erhalten; V. Zu frz. *benoît* (*benedictum*) und afrz. *beneicon* (*benedictionem*).

Andresen, H. I. Zur Karlsreise. II. Der provenzalische Frauenname Maenz. III. Zwei Übersetzungsproben aus dem Auberi. Münster i. W. 1916. (Als Manuskript gedruckt.)

— I. Zur Conjugation von frz. *aller*. II. Altfrz. (*h*)*erite*. III. *Adieu*. Münster i. W. 1916. (Als Manuskript gedruckt.)

— I. Zum Débat de la Vierge et de la Croix. p. p. A. Långfors. II. Zu frz. *toutefois*. Halle a. S. 1916. (Als Manuskript gedruckt.)

— I. Lat. *aper*. altfrz. *gramaire* (grammaticus), *larc*. *arc* in frz. Ortsnamen erhalten. II. Volksetymologisches in frz. Ortsnamen. III. Zum Roman de Han. IV. Zu Suchier, Denkmäler provenz. Literatur und Sprache. Münster i. W. 1916. (Als Manuskript gedruckt.)

Bericht üb. die Verhandlungen der 16. Tagung des allgemeinen deutschen Neuphilosophen-Verbandes (A. D. N.V.) in Bremen vom 1.—4. 6. 1914. Hrsg. vom Vorstande des allgemeinen deutschen Neuphilologen-Verbandes. VII, 163 S. gr. 8° Heidelberg, Carl Winter '15. 4.—

Neophilologus. Dreimonatliche Zeitschrift zur wissenschaftlichen Pflege lebender Fremdsprachen und ihrer Literaturen. Herausgegeben von Prof. Dr. *J. J. A. A. Frantzen*, Prof. Dr. *J. J. Salverda de Grave*, Prof. *J. H. Scholte*, Dr. *K. Sneyders de Vogel* und Prof. Dr. *A. E. H. Swaen*. Sekretär der Redaktion: K. R. Gallas, Amsterdam, Palestrinastraat 7. Erscheint vom 1. Oktober ds. Jahres ab alle drei Monate bis zu einem Umfang von 20 Druckbogen Großoktav. Preis per Jahrgang 6 *M*. Verlag J. B. Wolters, Groningen. Otto Harrassowitz, Leipzig 1915.

Faguet. — *S. Herscher.* Les derniers jours et la mort chrétienne d'Emile Faguet. Paris. Fr. 1.50.

Lolée, E. L'Académie française devant l'opinion. Lettres et impressions. Paris, Emile-Paul. 142 S. 8°. 2 frcs.

Novati. — *Fr. d'Ovidio.* Commemorazione di Fr. Novati [In: Rendiconti dell' Accademia dei Lincei XXV, 1—2].

Ozanam. — Le Centenaire de Frédéric Ozanam, 1813—1913. célébré à Agen, le dimanche 7 novembre 1913. Tonneins (Lot-et-Garonne), impr. Ferrier et Cie 1915. 53 S. 8°. [Société de Saint-Vincent-de-Paul. Conseil central du diocèse d'Agen.]

Richert, G. Aus dem Briefwechsel der Brüder Grimm mit Romanisten und Schriftstellern. [In: Arch. f. n. Spr. Bd. 134 (1916), S. 339—371 (Fortsetzung folgt).]

Schuchardt, H. — Verzeichnis der Druckschriften von Hugo Schuchardt. Graz. Im Selbstverlage. Druckerei „Leykam" in Graz. Nicht im Buchhandel.

3. Sprachgeschichte, Grammatik, Lexikographie.

Compernass, Joh. Vulgaria. [In: Glotta VIII 1/2. S. 88—121.]

Ettmayer, Karl R. v. Vulgärlatein. [In: Geschichte der indogermanischen Sprachwissenschaft hrsg. von W. Streitberg. Zweiter Teil. Erster Band: Griechisch. Italisch. Vulgärlateinisch. Keltisch. Straßburg 1916.]

Walde, A. Die italischen Sprachen. [In Geschichte der indogermanischen Sprachwissenschaft hrsg. von W. Streitberg. II. Teil. 1. Band. Straßburg 1916.]

Ettmayer, K. v. Über die wissenschaftlichen Grundlagen der romanischen Sprachwissenschaft. [In: Ztschr. f. d. österreich. Gymnasien XXXVI (1915), 12. S. 1057—1068.]

Vossler, V. Form und Bedeutung. Die Grundfragen der Sprachwissenschaft. [In: Berliner Tageblatt 632, 2. Beiblatt. 10. Dez. 1916.]

Ammann, H. Beiträge zur Geschichte der Sprachverhältnisse der Schweiz. [In: Deutsche Erde 13, 8.]
Arldt, Th. Die deutsch-französische Grenze in ihrer geschichtlichen Entwicklung und geographischen Bedeutung (mit Karte). [In: Deutsche Erde 13, 8.]
Dauzat, A. Le Français et l'Anglais langues internationales. Paris 1915. 44 S. 8⁰. 50 cent.
Emerson, O. F. English or French in the Time of Edward III. [In: Romanic review vol. VII, 2. April–June 1916.]
Grapengeter, C. Die nordfranzösischen Elemente in Mistrals Werken. Kieler Dissertation. Berlin 1916.
Pol de Mont. Die Sprachgrenze in Belgien und — anderes. In: Deutsche Stimmen, 2. Jahrgang, Nr. 7, 1. Juli S. 200—205.
Ruppert, Richard. Die spanischen Lehn- und Fremdwörter in der französischen Schriftsprache aus Heereswesen und Politik. Teildr. München 1915: Wolf. 90 S. 8⁰ [Soll vollst. im Buchh. ersch. u. d. T.: Die spanischen Lehn- und Fremdwörter i. d. französ. Schriftsprache.] Dissertation.
Sabersky, H. Altfranzösisches in der schlesischen Mundart. [In: Mitteilungen der Schlesischen Gesellschaft für Volkskunde XV (1913), 2. S. 206—211.]
Dr. *W.* Nederduitschers in Frankrijk. (Met een kaart.) [In: De Toekomst I, 24. 11 september 1915.]
Jostes, Franz. Die Vlamen im Kampf um ihre Sprache u. ihr Volkstum. 2. verm. u. verb. Aufl. (296 S.) gr. 8⁰. Münster '16. Borgmayer & Co. 3.— Mk.
Wacker, G. Über das Verhältnis von Dialekt und Schriftsprache im Altfranzösischen. Halle a. S. Max Niemeyer 1916. [Beiträge zur Geschichte der romanischen Sprachen und Literaturen XI.] (Auch Berliner Dissertation).

Güttler H. Der Lautstand in der altlothringischen Übersetzung der Homilien des Haimo von Halberstadt. Hallenser Dissertation 1915.
Huguet, E. La langue familière chez Calvin. [In: Revue d'hist. littér. de la France XXIII (1916), 1–2.]
Kunz, K. Die Sprache der mittelfranzösischen Sotties nach É. Picots „Recueil général des sotties" (Laut- und Formenlehre, Versmaß). Heidelberger Dissertation 1915.
Zaun, O. Die Mundart von Aniane (Hérault) in alter und neuer Zeit (Teildruck). Hallenser Dissert. 1915. (Die vollständige Arbeit erscheint als Beiheft 61 der Ztschr. f. rom. Phil.)

Andresen, H. Zur Conjugation von frz. *aller*. S. oben p. 225.
Brüch, J. Über zwei Punkte der romanischen Lautgeschichte: 1. Frz. *flotter, jeter, roter*. 2. Anlautendes *n* für *m* und *m* für *n* im Romanischen. [In: Archiv f. n. Sprachen. Bd. 133. S. 354—365.]
Clédat, L. Les consonnes finales dans le français moderne. [In: Rev. de phil. fr. et de littér. XXVIII, 3.]
Dey, W. M. The Latin prefix *pro-* in French 1915. 46 S. 8⁰. [University of North Carolina Studies in Philology XII, 4.]
Jacoby, Elfriede. Zur Geschichte d. Wandels v. lat. *ū* zu *y* im Galloromanischen. IV, 80 S. mit 4 Karten. 8⁰. Braunschweig o. J. ['16]. G. Westermann. 3.— Mk.
Meyer-Lübke, W. Die Diphthonge im Provenzalischen. Mit einer Tafel. (S. 342—370.) Lex. 8⁰. Berlin o. J. ['16]. Kgl. Akademie d. Wissenschaften. — Berlin, Georg Reimer in Komm. [S.-A. a. d. Sitzungsberichten d. kgl. preuß. Akad. d. Wiss. 1916.] 1.— Mk.
Schultz-Gora, O. Altprovenzalisches Elementarbuch. 3. durchgeseh. u. verm. Aufl. XII, 201 S. u. S. 7a. Heidelberg, Carl Winter 1915. 3.60 Mk.
Slettengren, E. Old French *ai* and *ei* before *s, t, d* in Middle English. [In: Englische Studien Bd. 49. S. 1—17.]

Slettengren, E. On ME. early NE. *oi. ui* in French loan-words containing pop. Lat. stressed *ǫ. ọ* [In: Från filologiska föreningen in Lund. Språkliga uppsatser IV. Lund 1915].
Thomas. A. La formation des mots en provençal [In: Journal des Savants Décembre 1914].

Andresen, H. Adieu. S. oben p. 225.
— Altfrz. *(h)erite.* S. oben p. 225.
— Zu frz. *toutefois.* S. oben p. 225.
— Zu altfrz. *seür* „Hollunderbaum“. S. oben p. 224.
— *Lazarus — Ladres — Lazare.* — S. oben p. 224.
— Zu frz. *benoît* (*benedictum*) und afrz. *beneicon* (*benedictionem*). — S. oben p. 225.
— Zu frz. *soif.* — S. oben p. 224.
— Altfrz. *estapé.* — S. oben p. 224.
Barbier fils, P. Noms de poissons [In: Rev. d. l. romanes LVIII. Mai—septembre 1915].
Bröndal, V. Notes d'etymologie (Forts.) 3. *Ambulare* en roman et la chronologie du latin vulgaire. — 4. Fr. *andain* „enjambée“. — 5. Fr. *landier* „gros chenet“. — Esp. *cundir.* — 7. Ital. *randello* [In: Nord. Tidsskrift for filologi, 4de raekke. IV, 3/4].
Gamillscheg. E. u. *L. Spitzer.* Die Bezeichnungen der „Klette“ im Galloromanischen. XI, 80 S. m. Abbildgn. u. 1 Karte. '15. 4.40 Mk. [Sprachgeographische Arbeiten. Halle, M. Niemeyer. 1. Heft].
Gutmacher, E. Romanische Worte in althochdeutschen Glossen. 1. *orlei — horologium.* 2. *peine—pagina* [In: Zs. f. rom. Phil. XXXVIII, 609f.].
Hamm, R. Französische Schimpfworte [In: Magdeburger Generalanzeiger vom 10. Januar 1917].
— *Boche* und *alboche* [In: Neuere Sprachen XXIV, 4].
Hatzfeld, H. Über die Objektivierung subjektiver Begriffe im Mittelfranzösischen. Ein Beitrag zur Bedeutungslehre. Münchener Dissertation 1915.
Herzog, P. Die Bezeichnungen der täglichen Mahlzeiten in den romanischen Sprachen und Dialekten. Eine onomasiologische Untersuchung. Züricher Dissertation. Zurich 1916
Holbrook, R. T. „Tout craché“ [In: Mod. Philology XIV (1916), 3. S. 156].
Horning. A. *Anditus, Andare* [In: Zs. f. rom. Phil. XXXVIII, 528—536].
Kiessmann. Herkunft und Bedeutung des Wortes „boche“ [In: Die Grenzboten 75. 33].
Kluge, F. Germanisches Reckentum (frz. garçon < wrakjo) [In: Frankfurter Zeitung. 1. Morgenblatt vom 21. Juni 1916].
Křepinský, M. *anchois* im Romanischen [In: Časopis pro Mod. Filol. a Lit. V. 3].
Lang, H. R. Provençal *Dos. Aposta. Affron* [In: The Romanic Review VII (1916), 2].
Marcher, E. Jan Boch, das Bochespiel und die Boches [In: Unterhaltungsblatt zum Magdeburger General-Anzeiger. Dienstag, 28. September 1915].
Melander, J. Étude sur *Magis* et ses expressions adversatives dans les langues romanes. Thèse. Upsal 1916.
Meyer-Lübke, W. Romanisches etymolog. Wörterbuch. 10. Lfg. (S. 721—800.) Heidelberg, Carl Winter. 1916. 2 Mk.
Nitze, W. A. Concerning the word „Graal, Greal“ [In: Modern Philology XIII, 11. March 1916].
Nyrop, Kr. *boche* [In: Politiken. 5. Jan. 1915].
Portier, Ed. Essai de sémantique: *Esprit* [In: Rev. de phil. fr. et de littér. XXVIII, 3].
— Essai de sémantique: *Feindre. Figurer, Feinte. Figure, Fiction* [In: Rev. de phil. franç. et de littér. XXIX (1916), 3].
Stucke, Geo. Deutsches Heer und deutsche Sprache. Wortgeschichtliche Skizzen über Ausdrücke unseres Heereswesens alter und neuer Zeit. V, 214 S. 8°. Rastatt (Leopoldring 16). 2.50 Mk.

Sperber, H. Rom. „alapa“ [In: Zs. f. rom. Phil. XXXVIII. 537—543].
Schultz-Gora, O. Aprov. *marres* [In: Arch. f. n. Spr. Bd. 133. S. 411—413].
Tappolet E. Zur Etymologie von *Huguenot.* Bern 1916 [Separat-Abdruck aus dem Anzeiger für Schweizerische Geschichte, 47. Jahrgang (1916) pag. 133—153].
— Etymologies jurassiennes: 1. *sira* „beaupère“ et *dènïn* „belle-mère“; 2. *djætujiə* „châtier“; 3. *nünbïn* „imbécile“; 4. *étriō* „sorcier“. [In: Bull. du Gloss. des pat. de la Suisse Romande. 14e année. Nos 3—4. 1915.]

Appel, E. Beiträge zur Geschichte der Teilungsformel im Französischen. Münchner Dissertation 1915. 101 S.
Bechtel, A. Die Verschiedenheiten der französischen Schriftsprache des XVII. Jahrhunderts von dem grammatisch korrekten Sprachgebrauch der Gegenwart [In: Zs. f. d. Realschulwesen XLI (1916), 9. S. 531—541].
Cipriani, C. F. Future and Past Future [In: Mod. Philol. XIII (1915), 7].
Haas, J. Französische Syntax. XV, 513 S. gr. 8°. Halle 1916. M. Niemeyer. 16.— Mk.
Haupt, K. Infinitivsätze im Französischen. Ein Beitrag zur französischen Syntax und Stilistik (Teildruck). Marburger Dissert. 1915. (Die vollständige Dissertation erscheint als Heft 17 der Marburger Beiträge zur romanischen Philologie.)
Hermann, M. Die psychologischen Kategorien im französischen Satzbau. Progr. der Oberrealschule. Leipnick. 37 S. 8°. Leipzig, Fock.
Klein, Reinhard. Die Wortstellung im Französischen. 8°. Leipzig, Buchh. G. Fock 1915.
Luker, B. F. The use of the infinitive instead of a finite verb in French. London. Milford; New York, Lemcke & Buechner. 124 S. 8°. [Columbia University Studies in romance philology and literature.]
Nyrop, Kr. Etude syntaxique sur le pronom indefini „on“ [Oversigt over det Kgl. Danske Videnskabernes Selskabs Forhandlinger. 1916. Nr. 2].
— Nouvelles remarques syntaxiques sur le pronom indéfini „on“ [Académie Royale des sciences et des lettres de Danemark. Extrait du Bulletin de l'anneé 1916. Nr. 4].
Schmidt, H. Beiträge zur französischen Syntax. [In: Neuere Sprachen XXIII. XXIV.]
Schultz-Gora, O. Zum Geschlecht von afrz. *ost* [In: Arch. f. n. Spr. Bd. 134. S. 139—142].
Schwake, A. *Vouloir-* inf. als Umschreibung des Verbs und im Sinne von „pflegen“. Göttinger Dissert. 195 S. 8°.
Sirich, E. H. A Study in the Syntax of Alexandre Hardy. Baltimore. J. Furst Co. 1915. 33 S. 8°. Johns Hopkins University. Diss. Teildruck.
Thomas, A. Qui vive! [In: Romania XLIV, Nr. 173. Janv.-Avril 1915].
Treder, M. Über die Verbindung von *avoir* und *être* mit intransitiven Verben. Leipziger Dissert. 94 S. 8°.
Vising, J. Quelques exemples anglo-normands d'une Négation irrationnelle dans les Phrases concessives [In: The Mod. Lang. Review XI (1916), 2].
Walberg, E. Quelque remarques sur l'anc. fr. *ne garder l'eure que* [In: Fran filologiska föreninger i Lund. Språkliga uppsatser IV. Lund 1915].
Weerenbeck, B. H. J. Le gérondif français avec sujet sous entendu? [In: Neophilologus I (1917), S. 101 ff.].
Wegmann, Fr. Syntaktische Eigentümlichkeiten der Sprache des Pierre Loti. Programm. Schweinfurt, Gymnasium. 54 S. 8°.
Zimmermann, Volkmar. Die Syntax des Verbums bei Bernhard Palissy. Beitrag zur Kenntnis der französischen Sprache des 16. Jahrhunderts. Leipziger Diss. 79 S. 8°.

Andresen, H. Beiträge zur Ortsnamenforschung. S. oben p. 224.
— Zu altfrz. *sart.* S. oben p. 224.
— Der provenzalische Frauenname Maeuz. S. oben p. 225.

Andresen, H. Volksetymologisches in französischen Ortsnamen. S. oben p. 225.
— Lat. *rufus* und *ruber* in franz. Ortsnamen erhalten. S. oben p. 225.
Cramer, Fr. Woher stammt der Name Woëvre [In: Kölnische Volkszeitung. Montag, 10. Juli 1916. Morgen-Ausgabe].
Mentz, F. Die Ortsnamenverdeutschung in Elsaß-Lothringen [In: Zs. des Allgem. Deutschen Sprachvereins 31, 1].
Saint-Venant, B. de. Dictionnaire topographique, historique, biographique, généalogique et héraldique du Vendômois et de l'arrondissement de Vendôme. T. 3. O. U. 1914—15. Blois, impr. C. Migaud et Cie 1915.
Schulte, L. Angebliche altfranzösische Ortsnamen in Schlesien [In: Mitteilungen der Schlesischen Gesellschaft für Volkskunde XVI (1914). 1. S. 88 ff.].

Beyer, Frz. Französische Phonetik f. Lehrer u. Studierende. Mit 4 Taf. u. Diagr. im Text. 4. überarb. u. erweit. Aufl. (XVI. 272 S.) 8°. Cöthen, O. Schulze Verl. '16. 5.50; 6.50 Mk.
Grammont, M. Traité pratique de prononciation française. Paris. Frs. 2.50.
Rausch, Frdr. Lauttafeln f. d. deutschen u. fremdsprachl. Unterricht nach d. Grundsätzen d. Lautlehre. Zugleich e. Lehrmittel f. d. Schreiblese-, Gesang-, Redekunst-, Taubstummen- u. heilpädagog. Unterricht. Handausg. 26 Abb. m. vielen Übungsbeispielen. 3. verb. Aufl. (26 Taf.) 16°. Marburg '16. N. G. Elwertsche Verlh. In Umschl. 2,— Mk.
Sütterlin, L. Die Lehre von der Lautbildung. Mit zahlreichen Abbildungen. 2. verb. Aufl. Leipzig, Quelle & Meyer. 173 S. 8°.

Baldensperger, F. Notes lexicologiques. 2e série (Forts.) [In: Rev. de phil. fr. et de littér. XXVIII, 2].
Clédat, L. Contribution à un nouveau dictionnaire historique et de l'usage (Forts.): Le verbe *mettre* et ses composés [In: Rev. de philol. franç. et de littér. XXIX, 3 (1915)].
Feller, F. E. Neuestes Taschen-Wörterbuch. Deutsch u. Französisch. enth. alle z. tägl. Unterhaltg., zu Hause, in Geschäften u. auf Reisen erforderl. Wörter. (Collection Feller.) 2. vol. 16°. Leipzig, B. G. Teubner. 2. Deutsch-Französisch. Neu bearb., verb. u. erw. v. Thiergen. 462 S. '16. 1.20 Mk.
Jourjon, A. Remarques lexicographiques (Forts.) [In: Rev. de phil. frç. et de littér. XXIX (1915), 3].
Levy, Emil. Provenzal. Supplement-Wörterbuch. Berichtiggn u. Ergänzgn. zu Raynouards Lexique roman. Bd. 7. VIII, 884 S. gr. 8°. Leipzig 1915. O. R. Reisland. 28.— Mk.
Marcoff, N. Dictionnaire de poche bulgare-français et français-bulgare. (En 2 vols.) 3. vol. Français-bulgare. VIII, 634 S. kl. 8°. Leipzig, O. Holtze's Nachf. 1915. 5.—
Monod, G. Französischer Sprachführer. Taschenwörterbuch für Reise und Haus. 5. neubearbeitete Auflage. Leipzig und Wien. Bibliographisches Institut. o. J.
Sabersky, Henri. Dictionnaire de poche français-anglais, indiquant la prononciation d'après le système phonétique de la méthode Toussaint-Langenscheidt. Français-anglais. (Auch m. engl. Titel.) LXIV, 524 S. 1915. g. 2.— Mk.
Tobler's, Adolf. altfranzösisches Wörterbuch. Mit Unterstützg. d. königl. preuß. Akademie d. Wissenschaften aus dem Nachlaß hrsg. v. Priv.-Doz. Erhard Lommatzsch. 2. Lfg. (Sp. 49—240.) Lex. 8°. Berlin 1915. Weidmannsche Buchh. 4.— Mk.

4. Metrik, Stilistik, Poetik, Rhetorik.

Elst, J. van der. L'alternance binaire dans le vers français et l'oreille germanique [In: Neophilologus II, 1—8].

Heldt, E. Die Liedformen in den Chansons du XVᵉ siècle (éd. G. Paris). Jenaer Dissert. 1916. (Teildruck.)

Jones, P. M. Influence of Walt Whitman on the Origin of the 'Vers libre' [In: The Mod. Lang. Review XI (1916), 2].

Thieme, P. Essai sur l'histoire du vers français. Paris, Champion 1916. 432 S. 8⁰.

Wilkins, E. H. The invention of the Sonnet [In: Mod. Philology XIII (1915), 8].

Brand, Fritz. Metaphern bei Alfred de Musset, ein Beitrag zum Verständnis seines Lebens, Leidens und Dichtens. Münster i. W. 1516: Westf. Vereinsdr. 144 S. 8⁰. Münster, Phil. Diss. v. 27. Juli 1916.

Gelzer, H. — S. unten p. 232.

Schönberg, R. Der Stil in den Epen des Bertrand de Bar-sur-Aube: Girard de Viane u. Aymeri de Narbonne. Dissertation. Halle (Saale) 1914.

Schriefl, K. Stileinheiten in den Cahiers du Capitaine Coignet. Ein Beitrag zur psychologischen Sprachbetrachtung. Forts. Progr. Graz 1915. 32 S. 8⁰.

Spamer, H. Die Ironie im altfranzösischen Nationalepos. Straßburg i. E. 1914. 8⁰.

Glaser, K. Literaturwissenschaft und Poetik. 1908—1910 mit Nachträgen zu 1905—1907 [In: Rom. Jahresbericht XIII, 2 S. 1—18].

Hühne, Fr. Die Oper Carmen als ein Typus musikalischer Poetik. Ein Beitrag zur Dramaturgie der französischen Oper. III, 132 S. 1915 [Romanisches Museum. 3. Heft].

Kuntze, Marie-Anne. Das künstlerische Gestalten von Maurits Maeterlinck dargestellt an seinen Gedichten und Dramen. Marburger Dissertation 1916.

Grosheintz, O. L'esthétique oratoire de Bossuet. Bern 1915. 135 S. 8⁰.

5. Moderne Dialekte und Volkskunde.

Dauzat, A. Glossaire étymologique du patois de Vinzelles. Montpellier, Soc. des langues romanes 1915. 293 S. 8⁰ [Etudes linguistiques sur la Basse-Auvergne].

— Essais de géographie linguistique. Paris, Champion 1914 [Aus: Revue de philol. française].

Gauchat, L. La Trilogie de la vie. Articles spécimens du Glossaire des Patois de la Suisse romande [Extraits du Bulletin du Glossaire, années IX—XIV]. Lausanne, imprimeries réunies S. A.

— Un cas d' „Umlaut“ dans le dialecte gruyérien [In: Bulletin du Glossaire des Patois de la Suisse Romande. 14ᵉ année. Nᵒˢ 3—4. 1915].

Gilliéron, J. Pathologie et Thérapeutique verbales II. Mirages étymologiques. 1. * Commenquer. 2. Clore „rentrer (une récolte)“. 3. Collision de trabem avec traucum. 4. Le verbe trouer. 5. Exaequare et *exaquare. 6. Bouter et mettre. (In-8⁰, 49 pages, 3 cartes et un tabl. synopt.) Résumé de conférences faites à l'Ecole pratique des Hautes Etudes. Prix: 8 francs. En vente à la Librairie Beerstecher, Neuveville, canton de Berne (Suisse).

Glossaire des patois de la Suisse Romande. Dix-huitième rapport annuel de la rédaction. 1916. Neuchâtel 1917.

Horning, A. Glossare der romanischen Mundarten von Zell (La Baroche) und Schönenberg im Breuschtal (Belmont) in den Vogesen. Halle, M. Niemeyer 1916 [Beihefte zur Zeitschr. f. roman. Phil. Heft 65].

Huber, G. Les appellations du traîneau et de ses parties dans les dialectes de la Suisse romane. Züricher Dissert. Heidelberg 1914.

Mitteilungen und Abhandlungen aus dem Gebiet der romanischen Philologie, veröffentlicht vom Seminar für romanische Sprache und Kultur (Hamburg). Bd. III. In Kommission bei Otto Meissners Verlag. Hamburg 1915.

[Inhalt: 1. Beiträge zur romanischen Sprachgeographie: *B. Schädel,* Vorbemerkung. *F. Blankenstein.* Zur Entwicklung des freien betonten A in Frankreich. Mit 9 Karten. *K. Tamsen.* Auslautendes A im Paroxytonon und in Pausa auf französisch-provenzalischem Boden. Mit 5 Karten. *O. Begemann.* Anlautendes germ. W in Frankreich. Mit 6 Karten. *P. Belitz.* Die Endungen der 1. plur. praes. ind. in Frankreich und ihre Herkunft. Mit 8 Karten. 2. *B. Schädel.* Mitteilungen zur Phonetik der Mundart von St.-Remy-de-Provence.]

Muret, E. Au souffle de la *cauchire.* [In: Bulletin du Glossaire des Patois de la Suisse Romande. 14e année Nos 3—4. 1915.]

Pais, E. Sulla romanizzazione della Valle d'Aosta [In: Rendiconti dell' Accademia dei Lincei XXV, 1–2].

Seifert, E. Zur Lehre vom Akzent in den galloromanischen Mundarten [In: Arch. f. n. Spr. Bd. 134 (1916). S. 387—394].

Spitzer, L. Die Sprachgeographie (1909–1914). Kritische Zusammenfassung [In: Revue de dialectologie romane 1915. S. 318—372].

Esnault, G. Lois de l'argot IV. (Forts.) [In: Rev. de phil. fr. et de littér. XXVIII, 3].

Sainéan, L. L'argot des tranchées d'après les lettres des poilus et les journaux du Front. Paris, Fontemoing et Cie. 1915. 2 Frs.

Armana prouvençau pèr l'an de Dieù 1915. Avignon. J. Roumanille 1915.

La famille ridicule. Comédie Messine en vers patois. Neu herausgegeben von *L. Zéliqzon.* Metz 1916 [Ergänzungsheft V zum Jahrbuch der Gesellschaft für lothringische Geschichte und Altertumskunde].

Jeanjaquet, J. Ritournelle patoise sur les noms des jours de la semaine. [In: Bull. du Gloss. des pat. de la Suisse Romande. 14e année Nos 3—4. 1915].

Lucat, D. Le soldà e le Fen. Poésies en patois valdôtan. Aoste, J. Marguerettaz. 48 S. 8°.

Priolo, M. Legendas lemouzinas. Légendes limousines, avec traduction française en regard du texte. Brive 1915. XIII, 265 S. 16°. 4 Frs.

Muller, J. W. De Roman de Renard en de folklore [In: Nieuwe Taalgids X, 5].

Rolland, E. Faune populaire de la France. T. X: Oiseaux sauvages (seconde partie). Paris, en vente chez les libraires commisionnaires 1915. VIII, 244 S. 8°. 6 Frs.

6. Literaturgeschichte.

a) Gesamtdarstellungen.

Allgeier, A. Die westsyrische Überlieferung der Siebenschläferlegende. Dissert. Berlin 1915.

— Die älteste Gestalt der Siebenschläferlegende [In: Oriens christianus 6,1].

Andrae, Aug. Französische Belege zu Wanderanekdoten und anekdotenhaften Erzählungen [In: Romanische Forschungen XXXIV (1915), 3. S. 878—904].

Beckmann, E. Die Motivierung des Konflikts in den bedeutenderen Herodes- und Mariamne-Dramen [In: Neuere Sprachen XXIII, 8. Dez. 1915].

Bousset, W. Die Geschichte eines Wiedererkennungsmärchens [In: Nachrichten von der K. Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen. Phil.-hist. Klasse 1916. S. 469—551].

Dürre, K. Die Mercatorszene im lateinisch-liturgischen, altdeutschen und altfranzösischen religiösen Drama. Göttinger Diss. 1915. 101 S. 8°.

Estève, Edm. Histoire littéraire d'une légende historique. Le conte d'Emma et Eginhard dans la littér. française. Nancy-Paris, Berger-Levrault. 1914. 47 S. [Mémoires de l'Acad. de Stanislas.]

Heinermann, Th. Ignez de Castro. Die dramatischen Behandlungen der Sage in den romanischen Literaturen. Ein Beitrag zur vergleichenden Literaturgeschichte. Münster. Diss. 1914.

Hilka, A. Die Wanderung einer Tiernovelle (der undankbare Mensch und die dankbaren Tiere). Sonderabdruck aus Band XVII 1 der „Mitteilungen der Schlesischen Gesellschaft für Volkskunde", herausgegeben von Theodor Siebs. Breslau 1915.

Mantz, H. E. Non-Dramatic Pastoral in Europe in the Eighteenth Century [In: Publications of the Mod. Lang. Association of America XXX, 3 (Sept. 1916)].

Acher, J. Sur un livre relatif à Saint-Denis et à son monastère [In: Rev. d. l. rom. LVIII (1915), 1—2].

— La ville de Forniaus et l'abaye de Saint-Denis [In: Rev. d. l. rom. LVIII (1915), 1—2].

Allen, H. E. Two Middle-English translations from the Anglo-Norman [In: Mod. Philology XIII, 12 (April 1916). S. 741 ff.].

Dostal-Winkler, Jos. Die Heimat der Gralsage. Vom Standpunkte der Völkerpsychologie u. vergleich. Mythenforschg. 2. Heft. 18 S. Lex 8°. Kremsier, H. Gusek '15. 1. — Mk.

Chabaneau, C. et *J. Anglade.* Onomastique des troubadours [In: Rev. d. l. rom. LVIII (1915)].

Frahm, W. Das Meer und die Seefahrt in der altfranzösischen Literatur. Dissert. Göttingen 1914.

Galpin, Stanley L. Elements of Mediaevel Christian Eschatology in French Allegory of the XIIIth and XIVth Centuries [In: Romanic Review VI (1915), 2. S. 150—164].

Geiselhardt, J. Machaut und Froissart. Ihre literarischen Beziehungen. Jenenser Dissertation 1914.

Gelzer, H. Nature. Zum Einfluß der Scholastik auf den altfranzösischen Roman. Halle, M. Niemeyer. 1917 [Stilistische Forschungen. Heft 1].

Histoire littéraire de France T. XXXIV. Suite du quatorzième siècle. Paris, Imprimerie Nationale 1915.

Hulbert, J. R. Syr Gawayn and the Grene Knygt (Concluded) [In Mod. Philology. XIII, 12. (April 1916), S. 689—730].

Jeanroy, A. Les troubadours en Italie au XIIe et au XIIIe siècles [In: Journal des Savants XIV, 2] (In Veranlassung von G. Bertoni, I trovatori d'Italia. Modena 1915).

Kirchhoff, J. Zur Geschichte der Bertasage in der englischen Literatur des Mittelalters. Marburger Dissertation. 87 S. 8°.

Kusenberg, Ernst. Der hundertjährige Krieg im Spiegelbild der zeitgenössischen französischen Poesie. Bonn 1916: Wurm. 122 S. 8°. Bonn, Phil. Diss. v. 15. März 1916.

Lommatzsch, E. Zum Ritterbrauch des Prahlens [In: Arch. f. n. Spr. Bd. 134. S. 114—127].

Mensendieck, O. Die Gral-Parsivalsage [In: Bayreuther Blätter 7—9].

Newcomer, Chas. B. The „Puy" at Rouen [In: Publications of the Mod. Lang. Assoc. of America XXXI (1916), 2].

Nitze, W. A. Concerning the word „Graal, Greal" [In: Modern Philology XIII, 11].

Pfandl, L. Beiträge zur spanischen und provenzalischen Literatur- und Kulturgeschichte des Mittelalters. Wissenschaftliche Beilage zum Jahresbericht der K. B. Kreisoberrealschule Bayreuth für das Schuljahr 1914-15. Bayreuth 1915. 58 S.

Pittaluga, C. Des fabliaux et de leurs rapports avec les contes italiens. Extraits. Traductions. Napoli, Casella. 150 S. 8°.

Salverda de Grave, J. J. Over het ontstaan van het genre der „Chanson de Geste" [In: Verslagen en Mededeelingen der Koninklijke Akademie van Wetenschapen. Afdeeling Letterkunde. Vijfde Reeks. Eerste Deel. Amsterdam 1915. S. 464—515].

Scheler, Selmar. Sitten und Bildung der französischen Geistlichkeit nach den Briefen Stephans v. Tournai († 1203). XV. 110 S. 1915. 3,60 [Historische Studien. Veröffentlicht von E. Ebering. Heft 129].

Schück, H. La nouvelle théorie des origines des chansons de geste [In: Neuphilol. Mitteil. 1915, 1—2].

Sneyders de Vogel, K. Tristan et Iseut, d'après les publications récentes [In: Neophilologus I (1915), S. 81—88].

Sternberg, Else. Das Tragische in den Chansons de geste. XIV, 205 S. gr. 8°. Berlin, Mayer & Müller 1915.

Temple, Maud Elizabeth. The Fifteenth Century Idea of the Responsible State [In: Romanic Review VI (1915), 4].

Voretzsch, C. Alter und Entstehung der französischen Heldendichtung [In: Archiv f. n. Sprachen. Bd. 134 (1916), S. 294—308].

Walther, H. Das Streitgedicht in der lateinischen Literatur des Mittelalters. Teil I—II, 1. Berliner Dissertation 95 S. 8°.

Warren, F. M. On the Early History of the French National Epic [In: Mod. Philology XIV (1916), 3. S. 129—144].

— A possible Forerunner of the National Epic of France [In: Publications of the Mod. Lang. Assoc. of America XXX (1915), 3].

Wilmotte, M. Une nouvelle théorie sur l'origine des chansons de geste (Extrait de la Revue historique CXX). Paris 1915 (Vgl. dazu Salverda de Grave Neophilologus II, 66 f.).

— La Chanson de Roland et la Chançun de Willame [In: Romania XLIV, Nr. 173. Janv.-avril 1915].

Anrich, Gustav. Deutsche und französische Kultur im Elsaß in geschichtlicher Bedeutung. Straßburg: Heitz 1916. 30 S. 8°. Straßburg. Rede z. Feier d. Geburtst. d. Kaisers 1916.

Bauer, C. 'La Vraye Histoire comique de Francion', der erste realistische Roman Frankreichs, und sein Verfasser [In: Arch. f. n. Spr. Bd. 133. S. 366—381].

Beaunier, A. Le roman personnel de Rousseau à Fromentin [In: Rev. des deux mondes 1 mai 1915].

Bremont, H. Histoire littéraire du sentiment religieux en France depuis la fin des guerres de religion jusqu'à nos jours. 2 vols. Paris, Bloud et Gay. 16 Frs.

Brunot, F. Civilisation française en Allemagne au XVIIe siècle [In: La Revue de Paris XXII (1915) Nr. 15].

Dartigue, H. L'influence de la guerre de 1870 dans la littérature française. Paris, Fischbacher. 1915. 46 S. 8°.

Dietschy, Ch. Die „Dame d'intrigue" in der französischen Originalkomödie des XVI. und XVII. Jahrhunderts. Halle a. S. 1916 [Beiheft 64 der Zs. f. romanische Philologie].

Feugère, A. Raynal, Diderot et quelques autres historiens des deux Indes [In: Rev. d'hist. litt. de la Fr. Juillet-déc. 1915].

Flachaire, Ch. La dévotion à la Vierge dans la littérature catholique au commencement du XVIIe siécle p. p. A. Rebellian. Paris 8°. Fr. 4,—.

Friedwagner, M. Französische Literatur im Zeitalter der Renaissance (aus Anlaß von H. Morf's Geschichte der französischen Literatur im Zeitalter der Renaissance, 2. Aufl.) [In: Frankfurter Zeitung 25. Jan. 1916. 1. Morgenblatt].

Giraud, V. La littérature de demain et la guerre européenne [In: Rev. des deux mondes 15 mai 1915].

Gourmont, Rémy de. La Belgique littéraire. Paris, G. Crès & Cie. 1915. Fr. 1,50.

Griselle, Eug. Silhouettes jansénistes et propos de littérature, d'art et d'histoire au XVIIe siècle (Suite) [In: Rev. d'hist. littér. de la France XXIII (1916), 1—2].

— Camus et Richelieu en 1632 [In: Rev. d'Hist. litt. de la Fr. XXI (1914), 3—4].

Hohlbach. Nationaldünkel und Deutschenhaß französischer Dichter [In: Korrespondenzblatt für die höheren Schulen Württembergs 22, 10/12].

Jovin. Nicolas. Ein Beitrag zur Geschichte des Jansenismus und der Zeit vor der französischen Revolution. Dissert. Halle 1914.

Karl Lajos. Magyarország a spanyol nemzeti és a francia klasszikus drámában. Budapest 1916. 66 S. 8⁰ (Ungarn im spanischen Nationaltheater und im franz. klassischen Drama. Von Professor Ludwig Karl).

Kasow. Julius. — Die philosophische Lyrik von Guyau und Lahor. Greifswald 1916: Abel. 118 S. 8⁰ [Auch als: Romanisches Museum. H. 10]. Greifswald, Phil. Diss. v. 30. April 1916.

Körter. A. Die belgische Literatur der Neuzeit [In: Internationale Monatsschrift 10, 10].

Lancaster, H. Carrington. Relations between French Plays and Ballets from 1581 to 1650 [Publications of the Mod. Lang. Assoc. of America XXX, 3 (Sept. 1916)].

— Gaillard's Criticism of Corneille, Rotrou, Du Ryer, Marie de Gournay and other writers [In: Publications of the Mod. Lang. Assoc. of America XXX (1915), 3].

Marsan, J. L'École romantique après 1830 [In: Rev. d'histoire de la France. XXIII (1916), 1—2].

Matthey, H. Essai sur le merveilleux dans la littérature française depuis 1800. Paris, Librairie Payot & Cie. 1915.

Mornet. D. La question des règles au XVIIIe siècle (fin) [In: Rev. d'hist. littér. de la France XXI (1914), 3—4].

Mutinelli. L. Les paysans dans la littérature française d'après Balzac et George Sand. Lodi. 39 S. 8⁰.

Piérard, L. Chansons populaires Belges [In: La Revue de Paris. 1 juillet 1915].

Plattard, J. Les arts et les artistes de la Renaissance française jugés par les écrivains du temps [In: Revue d'hist. litt. de la Fr. XXI (1914), 3—4].

P. M. La „Nouvelle Revue de Paris“ (Janv. 1864 — Mars 1865). Table sommaire des auteurs (Forts.) [In: Rev. d'Hist. littér. de la Fr. Juillet—déc. 1915].

Rigal. Eug. Le romantisme au théâtre avant les romantiques: Introduction à l'étude du théâtre de Victor Hugo [In: Rev. d'histoire littér. de la Fr. 22 (1915), 1—2].

Rocheblave, S. Le Goût en France. Les arts et les Lettres de 1600 à 1900. avec seize planches hors texte. Paris, A. Colin. 349 S. 8⁰. Frs. 4.

Soblick, P. Werther und René. Greifswalder Dissertation 1916.

Strönsberg, Kyell B. G. La tragédie voltairienne en Suède [In: Rev. d'hist. littér. de la France. XXIII (1916), 1—2].

Storost, G. Napoleons I. Stellung zur zeitgenössischen und klassischen französischen Literatur. Diss. Leipz. 134 S. 8⁰.

Teren, Leonhard. Der Deutsche im französischen Roman seit 1870. Weilburg-Lahn 1915: Zipper. VI, 219 S. 8⁰. Bonn, Phil. Diss. v. 19. Jan. 1916.

Tilley. A. 'Préciosité' after 'Les Précieuses ridicules' [In: The Mod. Lang. Review XI, 1. 2. 3. July 1916].

Vaganay, H. et *J. Vianey.* Bertaut et la réforme de Malherbe (2. Artikel) [In: Rev. d'hist. litt. de la Fr. XXII (1915), 1—2].

Villey. P. La confession de Sancy [In: Rev. d'hist. litt. de la Fr. XXII (1915), 1—2].

Vising. J. Den franska Romantiken. Stockholm, Albert Bonniers Förlag. Pris 3 Kr 75 [Populärt vetenskapliga föreläsningar vid Göteborgs Högskola. Ny följd XIII].

Warshaw. J. Recurrent „Préciosité“ [In: Mod. Lang. Notes XXXI (1916), 3].

Wechssler. E. Die Franzosen und Wir. Der Wandel in der Schätzung deutscher Eigenart 1871—1914. Eugen Diederichs, Jena 1915. 82 S. 8⁰. [Schriften zum Verständnis der Völker].

Young, Ch. E. The marriage question in the modern French drama 1850 — 1911. Bulletin of the University of Wisconsin Philology and Literature Series. Vol. 5. N. 4. Madison, Wisconsin. 92 S. 8°.

b) Einzelne Autoren.

Beaumarchais. — *J. J. A. A. Frantzen.* Goethe und Beaumarchais [In: Neophilologus I (1915), 44—48].

Bernard de Parnasse. — *A. Thomas.* Bernard de Parnasse, un des fondateurs des Jeux floraux [In: Annales du Midi XXVII, 105—106].

Bodin. — *R. Chauviné.* Jean Bodin, auteur de la „République". Paris. 542 S. 8°. Fr. 10.—

Calvin. S. unten p. 242.

Chateaubriand en Orient p. P. Garabed Der-Sabaghian. Thèse de Fribourg (Suisse). Venise 1914. 446 S. 8°.

— *G. Chinard.* Notes sur le Voyage de Chateaubriand en Amérique (juillet-décembre, 1791). University of California Press, Berkeley, 1915 [Univ. of Calif. Publications in mod. philol., IV, no. 2].

— *G. Faure.* Les six voyages de Chateaubriand en Italie [In: Rev. des deux mondes 15 août 1917].

Baldensperger, F. A propos de Chateaubriand en Amérique [In: Rev. d'Hist. litt. de la Fr. Juillet-déc. 1915].

— *A. Cassagne.* Questions d'origines à propos de Chateaubriand [In: Rev. d'hist. littér. de la France XXI (1915) 3—4].

Constant, Benjamin. und seine Beziehungen zum deutschen Geistesleben (Teildruck). Marburger Dissertation 1915. (Die vollständige Arbeit erscheint als Heft 16 der „Marburger Beiträge zur romanischen Philologie").

— *L. Morel.* L'influence germanique chez Benjamin Constant: Benjamin Constant à la cour de Brunswick [In: Rev. d'hist. littér. de la France XXII (1915), 1—2].

Corneille and the Italian Doctrinaires by *C. Searles* [In: Modern Philology XIII, 3. S. 169—180].

Cousin, V. — P. B. L'arrestation de Victor Cousin en Allemagne. Lettres et documents inédits (fin) [In: Revue d'hist. litt. de la Fr. XXI (1914), 3—4].

Cyrano. — *L. Jordan.* Neue Cyrano-Literatur [In: Arch. f. n. Spr. XXXVIII, 417—420].

Daudet, A. — *Olin H. Moore.* The naturalism of Alphonse Daudet [In: Mod. Philology XIV (1916), 3. S. 157—172].

— *K. Mülbrecht.* Die Dramatisierung der Daudetschen Romane. Königsberger Dissertation 1916.

Delille — *L. Maigron.* Un manuscrit inédit de Remard sur Delille (suite) [In: Rev. d'Hist. littér. de la Fr. XXI (1914), 3—4].

Diderot. S. oben p. 233 Feugère.

Du Bellay. — *J. B. Tielrooy.* De celle qui fut Olive [In: Neophilologus I (1915), S. 18—22].

Dumas. — *R. Doumic.* Alexandre Dumas fils et la guerre de 1870 [In: Rev. des deux mondes 15 août 1916].

Dupont. — *P.-A. Trillat.* Les dernières années de Pierre Dupont-Jugement et portée de son œuvre [In: Rev. d'hist. littér. de la Fr. XXII (1915), 1—2].

Eustorg de Beaulieu. a disciple of Marot by *Helen J. Harvitt* [In: Romanic Review VI (1915), 2. S. 206—218, 298—326].

Fénelon. — *G. Landolf.* Esthétique de Fénelon. Berner Dissertation. 100 S. 8°.

France, Anatole. by *D. S. Blondheim.* [In: Mod. Philology XIV (1916), 3. S. 173—188].

— *H. M. Casset.* Anatole France. Ses origines angevines et son œuvre. Angers, G. Grassin 1915. [Extrait de la „Revue de l'Anjou"].

Froissart. S. oben p. 232. *Geiselhardt.*

Forgues, E. D. — *L. Pinvert.* Un ami de Stendhal. Le critique. E. D. Forgues. 1813—1883. Paris, H. Leclerc 1915. 12 Frcs.
Goncourts, H. Moore. The literary methods of the Goncourts [In: Publicat. of the Mod. Lang. Assoc. of America XXXI, 1].
Gui de Tournant. — *A. Thomas.* Un témoignage méconnu sur G. de T. [In: Romania XLIV, Nr. 173. Janv.—Avril 1915].
Guyau. S. oben p. 234 *Kiesow.*
Hugo, V. et Angélica Kauffmann p. *G. Lawson* [In: Rev. d'hist. litt. de la France. Juillet-déc. 1915].
— *R. Brancour.* Le sentiment de la musique chez V. Hugo. Torino, Fratelli Bocca. 36 S. 8° [Aus: Rivista musicale italiana].
— *J. J. Niessen.* Victor Hugo als Vorkämpfer einer deutsch-französischen Annäherung gegen Rußland und England [In: Grenzboten 74, 13].
Jamyn, Amadis. Sein Leben und seine Werke. Berliner Dissertation 1915.
La Beaumelle. M. Lange. Un ennemi de Voltaire: La Beaumelle (Suite et fin) [In: Rev. d'hist. littér. de la Fr. XXIII (1916), 1—2].
La Calprenède. — *P. Woelffel.* Die Reisebilder in den Romanen La Calprenèdes. Greifswalder Dissertation 1915. [Romanisches Museum 8. Heft].
La Fontaine. — *G. Michaut.* Travaux récents sur la Fontaine [In: Rev. d'hist. littér. de la France. XXIII (1916), 1—2].
Lamartine. Sécretaire de Légation p. *L. Guerrini.* I [In: La Revue de Paris 1915. Nr. 20].
Lahor. S. oben p. 234 Kiesow.
Machaut. S. oben p. 232 *Geiselhardt.*
Maeterlinck. S. oben p. 230 *Marie-Anne Kuntze.*
— *A. Pastore.* Filosofia e poesia nell' opera di Maurizio Maeterlinck [In: Rivista di filosophia VII, 1].
Marot, Clément. — *Ph. Aug. Becker.* Clément Marot. Nachlese. 3. Les chansons nouvellement assemblées [In: Arch. f. n. Spr. Bd. 134. S. 147 f.].
— *R. L. Hawkins.* The Books of Reference of an Adversary of Marot [In: The Romanic Review VII (1916), 2].
Maupassant als Physiognomiker, mit einer Einleitung über Theorie und Geschichte der Physiognomik von *Fritz Renel.* Marburger Dissertation 1916.
Ménard, Louis. (1822—1901) p. *P. Valkhoff* [In: Neophilologus I (1915), S. 88—100].
Molière und della Porta von *Max J. Wolff* [In: Arch. f. n. Spr. Bd. 134. S. 148].
— Lebensanschauung und Erziehungsgedanken im Lichte der französischen Renaissance (Rabelais' und Montaignes). Jenenser Dissertat. Zeulenroda 1915.
— *Kenneth McKenzie.* Francesco Griselini and his Relation to Goldoni and Molière [In: Mod. Philology XIV (1916), 3. S. 145—155].
— *E. Faguet.* En lisant Molière. L'Homme et son temps. L'Ecrivain et son œuvre. Paris, Hachette et Co. 1914. 325 S. 16°. Frs. 3,50.
Molière, François de. Sein Leben und seine Werke. Ein Beitrag zur Literaturgeschichte des 17. Jahrhunderts von *Werner Werth.* Berlin 1916. Emil Ebering.
Montaigne — *P. Villey.* Supplément au catalogue de la Bibliothèque de Montaigne [In: Revue d' Hist. littér. de la Fr. XXIII (1916), 1—2].
Montesquieu von *V. Klemperer.* 2. Bd. Heidelberg, C. Winter. 1914 u. 1915 [In: Beiträge zur Neueren Literaturgeschichte. N. F. VI. VII].
— *E. Fr. Michel.* Die anthropographischen Anschauungen Montesquieus. Heidelberger Dissertation 1915.
— *L. Cacz.* Montesquieu in Ungarn [In: Ungarische Rundschau für historische und soziale Wissenschaften 4, 2].
Nodier, Charles. — *Fr. B. Barton.* Laurence Sterne and Charles Nodier [In: Modern Philology XIV (1916), 4. S. 217—228].
Nostradamus. — *R. L. Hawkins.* A Prognostication by Nostradamus in an unpublished Letter of the Seventeenth Century [In: The Romanic Review VII (1916), 2].

Pascal. — *H. F. Stewart.* Holiness of Pascal. Cambridge, University Press. 4 sh.
— *Charlotte Lady Blennerhasset.* Pascal in der neueren Literatur [In: Hochland 13, 7].
Rabelais: An appreciation by *Barry Cerf* [In: Romanic Review VI (1915), 2. S. 113—149].
— *C. Drewes.* Über Gemütsbewegungen und Charakteranlagen bei Rabelais. Dissertat. Münster 1916.
— *Fr. Zingel.* Untersuchungen über die Originalität der pädagogischen Gedanken Rabelais'. Diss. Erlangen. 67 S. 8⁰.
Racine et le roman d'Héliodore [In: Rev. d'hist. littér. de la France XXIII (1916), 1—2].
— à propos du livre de M. Masson-Forestier p. *F. Gache.* Nîmes, imprimerie A. Chastanier 1915. 38 S. 8⁰.
— als Mensch und Künstler, von *F. Adler.* Leipziger Dissertation 1915. 94 S. 8⁰.
— *G. Vauthier.* Trois documents littéraires. J. Racine et la comédie italienne. La famille de Michel Ange [In: Feuilles d'histoire du XVII e au XX e siècle. 1. 8. 1915].
Ramus és a Pléiade Viszonyához von E. Sándor [In: Egyetemes Philologiai Közlöny. Budapest, Mai 1916].
Renan. — *W. Küchler.* Wie Ernst Renan Italien sah [In: Die Neueren Sprachen XXIV (1916), 5. S. 257—346].
— Renans italienische Reise. [In: Neuere Sprachen XXIV, 6].
— *M. Murch.* La querelle de Strauss et Renan (1870—71) [In: Rev. des deux mondes 1 novembre 1916].
Retz et ses Mémoires p. *P. Bonnefon* [In: Rev. d'hist. litt. de la Fr. XXI (1914), 3—4].
Rousseau, J. J. — *L. Cordier.* Jean Jacques Rousseau und der Calvinismus. 1. Hälfte. Nebst neu veröffentlichten Urkunden. Heidelberger Dissertation. VII, 98 S. 8⁰.
Sainte-Beuve. — *G. Oliva.* Sainte-Beuve e la letteratura italiana. Dissert. Freiburg (Schweiz). 107 S. 8⁰.
Staël, Mm. de. — *Jaeck, E. G.* Madame de Staël and the spread of German literature. New York 1915. [Germanic literature and culture, a series of monographs ed. by Julius Goebel].
— J. Hofmiller, Das Deutschland der Frau von Staël [In: Das Deutschtum. Oktober 1916].
— *A. Leitzmann.* Wilhelm von Humboldt und Frau von Staël [In: Deutsche Rundschau 43, 1. 2].
— *J.-M. Carré.* Madame de Staël, H. C. Robinson et Goethe [In: The Mod. Lang. Review XI, 3. July 1916].
Stendhal. — *P. P. Trompero.* De quelques rapports entre la critique littéraire de Stendhal et celle de Manzoni [In: Annales de l'Université de Grenoble XXVII, 3—4].
— *F. Novati.* Stendhal e l'anima italiana. Milano 1915.
Tillier, Claude, als Romanschriftsteller von *L. Marx.* Heidelberger Dissertation 1916.
Venantius Fortunatus, seine Persönlichkeit und seine Stellung in der geistigen Kultur des Merowingerreiches von *R. Köbner.* Leipzig-Berlin, Teubner 1915. 149 S. 5 Mk. [Beiträge zur Kulturgeschichte des Mittelalters und der Renaissance, hg. von Walter Götz, Band 22].
Vigny, A. de. — *M. Cicoleur.* Quelques Muses d'Alfred de Vigny [In: Rev. d'hist. littér. de la France XXIII (1916), 1—2].
Voltaire und seine Sektretäre von *G. Meinhardt.* Berliner Dissertation 1915. 302 S. 8.
— *Endemann, Helmut:* Voltaires reformatorischer Einfluß auf das französische Strafrecht und seine Ausübung. Unter bes. Berücks. d. Calasschen Prozesses. Heidelberg 1916: Rössler & Herbert. 148 S. 8⁰. Dissertation.

Voltaire. — *A. Beaunier.* Voltaire en Prusse (Mémoires pour servir à la vie de M. de Voltaire écrits par lui-même, éd. René Descharmes) [In: Rev. des deux mondes XXV. 1. janv. 1915].
— *P. B.* Un correspondant de Voltaire: Dominique Audibert. Lettres inédites [In: Rev. d'hist. littér. de la Fr. XXII (1915), 1—2].

7. Ausgaben, Erläuterungsschriften, Übersetzungen.

Andresen, H. Denkmäler provenz. Literatur und Sprache. S. oben p. 224
Behrens, D. Materialien zur Einführung in das Studium der altfranzösischen Mundarten (Mit Karte). Zweite, durchgesehene und vermehrte Auflage. Leipzig, O. R. Reisland 1915 [Grammatik des Altfranzösischen von Eduard Schwan. III. Teil].
Kolsen, A. Altprovenzalisches 1. *Peire Bremon,* Un sonet novel fatz. 2. Eine noch ungedruckte tornada des *Peire Vidal.* [In: Zs. f. rom. Phil. XXXVIII (1916), S. 578—585].
Longnon, Aug., Documents relatifs au comté de Champagne et de Brie 1172—1361. T. 3. Paris, E. Leroux 1915. XXIX, 678 S. 8⁰.
Massó-Torrents. Poésies en partie inédites de Jehan de Castelnou et de Raimon de Cornet [In: Annales du Midi XXVI Nr. 104 und XXVII Nr. 105—106].
Schultz-Gora. Zwei altfranzösische Dichtungen: La Castelaine de Saint Gille: Du Chevalier au Barisel. Neu herausgegeben mit Einleitungen, Anmerkungen und Glossar. Dritte verbesserte und erweiterte Auflage. Halle a. S. Max Niemeyer 1916.
Sneyders de Vogel, K. Les Ballades en jargon du manuscrit de Stockholm [In: Neophilologus I (1915), S. 69].

—

Alexius. — *R. Altrocchi.* An Old Italian Version of the Legend of St. Alexius [In: Romanic Review VI (1915), 4.].
Arthurian Romances. — *H. O. Sommer.* The Vulgate Version of the Arthurian Romances, edited from the Mss. in the British Museum. Index of Names and Places to Volumes I—VII. Washington, The Carnegie Institution of Washington.
Athis et Prophilias. — Li Romanz d'Athis et Prophilias (L'estoire d'Athenes) nach allen bekannten Handschriften zum ersten Male vollständig herausgegeben von *Alfons Hilka.* Band II. Mit 8 Tafeln. Dresden 1916 [Gesellschaft für romanische Literatur. Bd. 40].
Auberi. S. oben p. 224 *Andresen.*
Bearbeitung biblischer Stoffe, Eine altfranzösische, nach einer Pariser Handschrift zum ersten Male herausgegeben von *Hugo Andresen.* Halle, M. Niemeyer 1916. 3,80 Mk.
Benoit. — *Fr. Schmidbauer.* Die Troilusepisode in Benoits Roman de Troie. Dissertation. Halle a. S. 1914.
Bernart v. Ventadorn. Seine Lieder. Mit Einleitg. u. Glossar hrsg. v. Carl Appel. CXLV, 404 S. m. Abbildgn. auf Tafeln u. 23 weiteren Taf. gr. 8⁰. Halle, M. Niemeyer 1915. 26.— Mk.
Bertolome Zorzi. S. oben p. 224 *Andresen.*
Bertrand de Bar-sur-Aube. S. oben p. 230 *Schönberg.*
Bertran de Born. — *A. Stimming.* Zu Bertran de Born (mit einem Nachwort von O. Schultz-Gora), [In: Arch. f. n. Spr. Bd. 134. S. 101—113].
Beuves d'Aigremont. — *F. Castets.* Remarques au sujet et à propos de l'édition d'une version de Beuves d'Aigremont [In: Rev. d. l. r. LVIII (1915), 1—2].
Boëtius. — *L. Fäh.* Die Sprache des altfranzösischen Boëtius. Übersetzung, enthalten in dem Ms. 365 der Stadtbibliothek Bern. Dissertation Freiburg (Schweiz) 1915.
Brunetto Latini. — *G. Bertoni.* Un nuovo frammento del „Tesoretto" di Br. Latini [In: Studi Romanzi XII].

Bueve de Hantone. — *H. Kühl.* Das gegenseitige Verhältnis der Handschriften der Fassung II des festländischen Bueve de Hantone. Göttinger Dissertation. 62 S. 8⁰.

Capitulare de villis. — *Alf. Dopsch.* Das Capitulare de Villis, die Brevium Exempla und der Bauplan von St. Gallen [In: Vierteljahrsschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte 1915].

Changun de Willame. S. oben p. 233 *Wilmotte.*

— *J. J. Salverda de Grave.* Observations sur le texte de la Chanson de Guillaume [In: Neophilologus I (1915), S. 1—17. 181—192.].

— *P H. Baumgart.* Wort- und Gedankenschatz in der Chanson de Guillelme. Breslauer Diss. Teildruck. 39 S. 8⁰.

Chrétien's Erec as a Cornelian Hero by *B. M. Woodbridge* [In: Romanic Review VI (1915), 4].

— *S. Singer.* Wolframs Stil und der Stoff des Parzival. Wien 1916 [Kais. Akad. d. Wissensch. zu Wien. Sitzungsberichte, 180. Bd., 4. Abt.].

— *Wm. A. Nitze.* *Sans* et *matière* dans les œuvres de Chrétien de Troyes [In: Romania XLIV, N⁰ 37. Janv.—avril 1915].

Claris und Laris. — *M. Klose.* Der Roman von Claris und Laris in seinen Beziehungen zur altfranzösischen Artusepik des XII. und XIII. Jahrhunderts. Unter besonderer Berücksichtigung der Werke Chrestiens von Troyes. Halle, M. Niemeyer 1916 [Beihefte zur Zeitschr. f. rom. Phil. Heft 63].

Débat de la Vierge et de la Croix. S. oben p. 225 *Andresen.*

Dit des Quatre rois. — *A. Långfors.* Le dit des Quatre rois: notes sur le ms fr. 25545 de la Bibliothèque nationale [In: Romania XLIV, N⁰ 173. Janv.-avril 1915]

Die *Enfances Garin de Monglane* Sprache und Heimat. Eingang und Hauptteil des Textes. Von *O. Bisinger.* Greifswalder Dissertation 1915.

Enfances Gauvain. — *H. Gelzer.* Zu den „Enfances Gauvain“ [In: Zs. f. rom. Phil. XXXVIII, 614].

Eustachiusleben. — *O. Schultz-Gora.* Eine Stelle im Placidas-Eustachius (V. 278) [In: Arch. f. n. Spr. Bd. 134, S. 146 f.].

Folque de Candie von *Herbert le Duc de Danmartin,* nach den festländischen Handschriften zum ersten Mal vollständig herausgegeben von *O. Schultz-Gora.* Band II. Dresden 1915 [Gesellschaft für romanische Literatur. Bd. 38].

Fragment d'un roman de chevalerie du XIIIᵉ siècle p. p. l'abbé *P. Guillaume.* Gap, 12 S. 8⁰ [Extr. du deuxième „Bulletin de la Soc. d'études des Hautes-Alpes“. Plaquettes alpines, N⁰ 4].

Froissart. — *K. Nuss.* Über die Echtheit der „Cour de May“ und des „Trésor Amoureux“ im III. Bd. der „Poésies de Froissart“. Ausg. Aug. Scheler. Dissert. 1914.

— *Froissart* and the English Chronicle Play by *R. M. Smith.* New-York, Columbia University Press 1915.

Galfred von Monmouth. Bemerkungen zu, von *A. Leitzmann.* [In: Arch. f. n. Spr. Bd. 134 (1916), S. 373—378].

— *Geoffroy of Monmouth* und das Alte Testament. Mit Berücksichtigung der Historia Britonum des Nennius. Von *P. Feuerherd.* Dissert. Halle 1915.

Gesta Romanorum. Das älteste Märchen und Legendenbuch des Mittelalters. Nach der Übersetzung von J. G. Th. Graesse ausgewählt von *H. Hesse.* Leipzig, Inselverlag. 323 S. 5 Mk.

Gilles de Chin. — *Alice Weil.* Die Sprache des Gilles de Chin von Gauthier de Tournay. Heidelberger Dissertation 1916.

Guilhem de Cabestanh. — *A. Långfors.* Le troubadour Guilhem de Cabestanh [In: Annales du Midi XXVI, N⁰ 102. 103].

Guillaumes v. d. Normandie. — Li Besant Deu Guillaumes v. d. Normandie. Studien von *A. Wallner.* 50 S. 8₀. Graz 1916. Leuschner & Lubensky. 1.50 Kr.

Guilhem de Saint Gregoire. — *G. Bertoni.* La *sestina* di G. de S. Gr. [Aus: Studi romanzi XII].

Guiot de Provins. Les Œuvres de, edited by *J. Orr.* (Manchester University French ser.). London, Longmans. 8°.
Guiraut d'Espanha. — *O. Hoby.* Die Lieder des Trobadors Guiraut d'Espanha. Dissert. Freiburg (Schweiz) 1915.
Henri d'Andeli. The battle of the seven arts; a French poem of the thirteenth century; ed. and tr. with introd. and notes by L. J. Pretow. Berkeley (Cal.), Univ. of Cal. 60 p. fol.
La Bataille des VII Arts. — *T. Atkinson Jenkins.* On the Text of „La Bataille des VII Arts" [In: Modern Philology XIII, 3. S. 188 f.].
Jaufré Rudel, Les chansons de, éditées par *A. Jeanroy.* Paris, E. Champion 1915. XIII, 37 S. 8°. 1 fr. [Les Classiques français du moyen âge 15].
Jehan Acart de Hesdin. — *E. Hoepffner.* Zur „Prise amoureuse" von Jehan Acart de Hesdin [In: Zs. f. rom. Phil. XXXVIII (1916), S. 513—527].
Jehan de Castelnou. S. oben p. 238 *Massò-Torrents.*
Jehan Malkaraumes. — *H. Benke.* Die alttestamentliche Bibeldichtung Jehan Malkaraumes, ihr Verhältnis zu Geffroi de Paris, Herman de Valenciennes und zur Vulgata, nebst einer Textprobe. Greifswalder Dissertation 1916.
Joies du gai savoir, Les. Recueil de poésies couronnées par le consistoire de la gaie science (1324—1484), publié avec la traduction de J.-B. Noulet, revue et corrigée, une introduction, des notes et un glossaire; par *A. Jeanroy.* Toulouse u. Paris 1914.
Jourdain de Blaivies. — *H. Funk.* Weitere Text-Mitteilungen aus der Alexandrinerversion des Jourdain de Blaivies, nebst Untersuchungen über das Verhältnis der beiden Handschriften und des Prosaromans. Dissert. Greifswald 1915.
Karlsreise. S. oben p. 225 *Andresen.*
Die *Kastellanin v. Vergi* in d. Literatur, m. Übers. d. Orig.-Novelle u. Anh.: Die Kastellanin von Couci Sage von *E. Lorenz.* Lichtenrade - Berlin (Kaiser Friedrichstr. 11), Dr. E. Lorenz.
Altfrz. *Lebensbeschreibung der heiligen Elisabeth von Thüringen.* S. oben p. 224 *Andresen.*
Livre des faits du bon chevalier Jacques de Lalaing. — *P. Rudnitzki.* Der Turnierroman „Livre des faits du bon chevalier Jacques de Lalaing" in der Anholter Handschrift nebst einem Exkurs über den Verfasser. Dissert. Münster i. W. 1914.
Louvet. — *Laura A. Hibbard.* "Guy of Warwick" and the Second "Mystère" of Jean Louvet [In: Modern Philology XIII, 3. S. 181—187].
Yzopet Lyoner. — S. oben p. 224 *Andresen.*
— *H. Kuhse.* Der Einfluß Raouls von Houdenc auf den Roman „Les Merveilles de Rigomer" von Jehan. Diss. Göttingen 42 S. 8°.
Les *Mervelles de Rigomer* von *Jehan,* altfranzösischer Artusroman des XIII. Jahrhunderts nach der einzigen Aumale-Handschrift in Chantilly zum ersten Mal herausgegeben von *Wendelin Foerster.* Band II: Vorwort, Einleitung, Anmerkungen, Glossar, Namenverzeichnis, Sprichwörter von *Wendelin Foerster* und *Hermann Breuer.* Dresden 1915 [Gesellschaft f. romanische Literatur Bd. 39].
Meuhinot, Jehan. *E. L. de Kerdaniel.* Un soldat-poète du XV[e] siècle. Jehan Meuhinot. Paris, Jouve et Cie. VI, 132 S. 8°.
Mousket. — *F. Hasselmann.* Über die Quellen der Chronique rimée von Philippe Mousket. Göttinger Dissert. 1916.
Ovide Moralisé, poème du commencement du XIV[e] siècle, p. p. *C. de Boer.* Tome I. Amsterdam, Müller 1915 [Verhandelingen der Koninklijke Akademie van Wetenschappen te Amsterdam, Afd. Letterk., Nieuwe Reeks, deel XV].
Passion. — *Hugo Andresen.* Zur Passion von Clermont-Ferrand [In: Zs. f. rom. Phil. XXXVIII, 611 f.]
La *Passiun de Seint Edmund.* Ein anglonormannisches Gedicht aus dem 12. Jahrhundert. Greifswalder Dissertation von *A. Nabert.* 1915.

Pathelin. — R. T. Holbrook. „Tout craché“ [In: Mod. Philology XIV (1916), 3. S. 156].
— *P. Popovic.* „L'avocat Patelin“ dans la littérature serbo-croate de Raguse [In: Rev. d'hist. litt. de la Fr. Juillet-déc. 1915].
Peire d'Auvergne. — *G. Bertoni.* Note su Peire d'Auvergne [Aus: Studi romanzi XII].
Peire Bremon. S. oben p. 238 *Kolsen.*
Peire Vidal. S. oben p. 238 *Kolsen.*
Perceval. — *K. S[neyders] D[e] V[ogel].* Romania XXXV, 504 [In: Neophilologus I (1915), S. 68].
Perdigon. C. Fabre. Le troubadour Perdigon [In: Revue de Vivarais XXII].
Prière à la Vierge en huitains p. p. *Esposito* [In: Romania XLIV, Nr. 173. Janv.-Avril 1915].
Le *Purgatoire de Saint Patrice* des manuscrits Harléien 273 et fonds français 2198 publié pour la première fois par *Johan Vising.* Göteborg 1916. Wald. Zachrissons Boktryckeri A.-B. Pris 2 Kr.
Pseudo Turpin. — *L. Pfandl.* Eine unbekannte handschriftliche Version zum Pseudo-Turpin [In: Zs. f. rom. Phil. XXXVIII, 586—608].
Raimbaut von Vaqueiras. — Fr. *Settegast.* Wirklichkeit oder Dichtung in dem ersten Briefe des Troubadours Raimbaut von Vaqueiras an den Markgrafen Bonifaz? [In: Zs. f. rom. Phil. XXXVIII, 615—621].
— *A. Jeanroy.* Une imitation italienne de Rambaut de Vaqueiras [In: Bulletin italien XV, 3—4].
Raimon de Cornet. S. oben p. 238 *Massò-Torrents.*
Rambertino Buvalelli. — *H. Andresen.* Zu Rambertino Buvalelli [In: Zs. f. rom. Phil. XXXVIII, 613 f.].
Raoul de Cambrai. — *J. Acher.* Les Archaïsmes apparents dans la chanson de „Raoul de Cambrai“. Montpellier, Imprimerie Générale du Midi. 32 S. 8°.
Reine Sibile. — *A. T. Baker* et *M. Roques.* Nouveaux fragments de la Chanson de la Reine Sibile [In: Romania XLIV, Nr. 173. Janv.-avril 1915].
Renart le Contrefait. — *A. Långfors.* Notes et corrections au roman de Renart le Contrefait [In: Romania XLIV, Nr. 173. Janvier-avril 1915].
— *Ch. V. Langlois.* L'histoire des mœurs dans 'Renard le Contrefait' [In: Journal des Savants 1914 Sept.-Nov.].
Renaut de Montauban. — *K. Simon.* Die Chanson de Renaut de Montauban IV, 2 nach den Handschriften CVBD. Greifswalder Dissertation 1915. 104 S. 8°.
Roland. — *C. Jullian.* Notes gallo-romaines: Epopée et folklore dans la Chanson de Roland [In: Rev. des études anciens. Jan.-März 1916].
— *P. F. Baum.* Roland 3220, 3220a [In: The Romanic Review VII (1916), 2].
— S. oben p. 233 *Wilmotte.*
— *P. M. Haškovec.* Tervagant [In: Časopis pro Moderni Filologii a Literatury IV. 4].
Roman de Han. S. oben p. 225 *Andresen.*
Roman de Renard. — *G. Doutrepont.* Le Roman de Renard [In: Journal des Savants 1915, Mars].
Romans dou Lis, Li, edited with introduction by *F. C. Ostrander.* New York, Columbia University Press. London, Milford 1915. 154 S. 8°.
Roman de la Rose. — *F. M. Warren.* A Byzantine source for Guillaume de Lorris's "Roman de la Rose" [In: Publications of the Mod. Lang. Assoc. of America XXXI (1916), 2].
Savarie von Mauleon. — *Lommatzsch, E.* Savaric von Mauleon und Gottfried Keller [In: Arch. f. n. Spr. Bd. 134 (1916), S. 384—387].
— *A. Kolsen.* Eine cobla des Trobadors S. de M. [In: Neophilologus. Jan. 1917. S. 147 f.].
Seerecht. Das. v. Oléron nach der Inkunabel Tréguier (Paris, Bibliothèque nationale, réserve, F. 2187). Diplomatischer Abdruck m. Einleitg., er-

gänz. Glossar u. e. Druckprobe v. Dr. Heinr. *Ludw. Zeller.* 29 S. u. 1 Taf. 1915. 1.20

Tiaudelet. — *A. Parducci.* Le Tiaudelet, traduction française en vers du Theodulus [In: Romania XLIV, No 173. Janv.-avril 1915].

Vie de Saint Grégoire le Grand. S. oben p. 224 *Andresen.*

La Vie Saint Joce. — *Hänseler, Paul.* La vie Saint Joce. Eine altfranz. Heiligenlegende aus d. ersten Viertel d. 13. Jhs. nebst zwei späteren Bearbeitungen. Zum ersten Male hrsg. Borna-Leipzig 1915: Noske. 98 S. 8⁰ [Auch als: Romanisches Museum. H. 4.] Greifswald, Phil. Diss. v. 30. April 1916.

Vie de Saint Quentin. S. oben p. 224 *H. Andresen.*

Virelais, französische. aus dem 15. Jahrhundert, kritische Ausgabe mit Anmerkungen, Glossar und einer literarhistorischen und metrischen Untersuchung von *Elisabeth Heldt.* Halle a. S. M. Niemeyer 1916. 4 Mk.

Wace. Roman de Rou. — *C. de Boer.* Un cas de critique de texte [In: Neophilologus I (1915), 224 f.].

— *L. Waldner.* Wace's Brut und seine Quellen. Dissert. Jena 138 S. 8⁰.

— S. oben p. 224 *Andresen.*

— *De V. Payen-Payne.* Wace and the Roman de Rou. London, Jaques & Son. 31 S. 8⁰. 1 sh.

Un an de journalisme en pays occupé. Recueil d'articles parus dans la „Gazette des Ardennes". 1er Nov. 1914—31 Oct. 1915. Imprimé et édité par la „Gazette des Ardennes". Charleville.

Chants de soldats (1525—1915), chansons populaires, chants militaires, hymnes nationaux, sonneries recueillis p. *A. Sauvrezis.* Paris u. Nancy, Berger-Levrault. 1 fr.

Choix de poésies politiques et satiriques du temps de la fronde, publiées d'après quelques vieux imprimés et trois manuscrits de la bibliothèque royale de Berlin. (Notice et bibliographie par Martin Löpelmann.) (Bibliothèque française.) 147 S. o. J. [1916]. [Bibliotheca romanica. 232—240. Strassburg, J. H. E. Heitz. Je —.50.]

Vieilles chansons populaires et militaires de la Suisse romande et italienne. Recueillies et publiées pour nos soldats p. *Hanns in der Gand.* 48 S. kl. 8⁰. Biel o. J. [1916]. E. Kuhn. 1 Mk.

Albany, Comtesse d'. Lettres inédites. Troisième série: Lettres à Alessandro Cerretani (1802—1820), mises en ordre et publiées p. *L. G. Pélissier.* Paris 1915 [Bibliothèque méridionale. II. série. T. 28].

Balzac. — *E. Preston Dargan.* Balzac and Cooper [In: Modern Philology XIII, 4. S. 193–214].

Barbeyrac. — *G. Ascoli.* Deux lettres de Barbeyrac à Desmaizeaux (1706 bis 1707) [In: Rev. d'hist. littér. de la Fr. XXII (1915), 1—2].

Baudelaire. — *G. Vicaire.* Les deux couvertures des Fleurs du mal de Charles Baudelaire (1857). Paris, H. Leclerc. 16 S. 8⁰.

Bossuet. — *Grosheintz, Oscar.* L'esthétique oratoire de Bossuet. 135 S. gr. 8⁰. Bern 1915. Akadem. Buchh. v. Max Drechsel. 3.20 Mk.

Calvin. — *J. Demeure.* „L'Institution Chrétienne" de Calvin. Examen de l'authenticité de la traduction française [In: Rev. d'hist. litt. de la Fr. Juillet-déc. 1915].

Carmontelle und seine Proverbes Dramatiques. Mit einem Überblick über die Proverbes seiner Vorläufer. Von *K. Friedrich.* Leipziger Dissert. 156 S. 8⁰.

Chateaubriand. — *G. Chinard.* Notes sur le Prologue d' "Atala" [In: Modern Philology XIII, 3. S. 157—168].

— *M. Lange.* Deux lettres de Chateaubriand [In: Rev. d'Hist. littér. de la Fr. XXII (1915), 1—2].

Chénier, André. — *C. Kramer.* Les nouveaux fragments posthumes d'André Chénier [In: Neophilologus I (1915), 192—196].

Collin d'Harleville. — *Raoul Bonnet.* Quelque lettres de C. d'H. [In: Rev. d'hist. littér. de la Fr. XXII (1915), 1—2].

Corneille, Thomas. — *G. Michaelis.* Die sogenannten „comédies espagnoles“ des Thomas Corneille, ihr Verhältnis zu den spanischen Vorlagen und ihre eventuellen weiteren Schicksale in dem Schrifttum anderer Nationen. Berlin, E. Ebering 1915. XL, 467 S. 8°. 9 Mk.

Delille. — Un manuscrit inédit de Remard sur Delille (Forts.) [In: Rev. d'Hist. litt. de la Fr. Juillet-déc. 1915].

De Thou. — *E. Schönfeld.* Das geographische Bild Frankreichs in den Werken de Thous. Leipziger Dissert. 1915. 89 S.

Diderot. — *P. Hermand.* Sur le texte de Diderot et sur les sources de quelques passages de ses „Œuvres“ [In: Rev. d'hist. litt. de la Fr. Juillet-déc. 1915].

— *P. Chaponnière.* Une bévue de Diderot dans la „Religieuse“ [In: Rev. d'Hist. litt. de la Fr. Juillet-déc. 1915].

Flaubert. — *A. P. F. Hubbard.* A note on Flaubert's "Novembre" [In: Mod. Lang. Notes XXXI, 7. November 1916].

— *R. Descharmes.* Le 'Dictionnaire des Idées reçues' dans l'œuvre de G. Flaubert [In: Rev. d'hist. litt. de la Fr. XXI (1914), 3—4].

Gautier, Théophile. Le pavillon sur l'eau: Sources et traitement p. *H. David* [In: Modern Philology XIII, 7—11].

— — J. V. Lehtonen Sur la genèse du Capitaine Fracasse de Théophile Gautier [In: Neuphilol. Mitteilungen 1914, 7—8].

Hardy. S. oben p. 228 *Sirich.*

— *E. Roy.* Un pamphlet d'Alexandre Hardy: „La berne des deux rimeurs de l'hôtel de Bourgogne“ 1628 [In: Rev. d'hist. littér. de la Fr. Juillet-déc. 1915].

Hugo, V. — *C. Mrodzinsky.* Die deutschen Übersetzungen der dramatischen Hauptwerke Victor Hugo's. Dissert. Halle 1915.

— *C. Fontanella.* L'Aymerillot de Victor Hugo en soi-même et par rapport à la chanson de geste Aymeri de Narbonne. Livorno, Belforte. 1915. VIII, 113 S.

— *Charlier G.* Comment fut écrit „Le dernier jour d'un condamné“ [In: Rev. d'hist. littér. de la France. Juillet-déc. 1915].

— *G. Thouvenin.* 'Inscription' de Victor Hugo et la stèle de Dhiban [In: Rev. d'Hist. littér. de la France XXII (1915), 1—2].

— *P. Berret.* Les Comprachicos et la mutilation de Gwynplaine dans 'L'Homme qui rit'. Étude de sources [In: Rev. d'hist. littér. de la Fr. XXI (1915), 3-4].

Jodelle and Ovid by *H. Carrington Lancaster* [In: Romanic Review VI (1915), 3].

La Bruyère. — G. Servois A propos d'un Caractère de La Bruyère [In: Rev. d'hist. littér. de la Fr. XXII (1915), 1—2].

La Fayette, Mme de. — *H. Ashton.* L'anonymat des œuvres de Mme de La Fayette [In: Rev. d'hist. litt. de la Fr. XXI (1914), 3—4].

Lamartine. — *Desvoyes, A.* Une suite de „Jocelyn“ [In: Rev. d'Hist. litt. de la Fr. Juillet-déc. 1915].

Leconte de Lisle. — *René Descharmes,* Le „Kaïn“ de Leconte de Lisle et une poésie oubliée d'Alfred Le Poittevin [In: Rev. d'Hist. litt. de la Fr. Juillet-déc. 1915].

— *J. Ducros.* Notes sur les sources de Leconte de Lisle [In: Rev. d'hist. littér. de la France XXI (1914), 3—4].

Ledieu. — *Ch. Urbain.* Nouvelles corrections au mémoire de Ledieu [In: Rev. d'Hist. litt. de la Fr. Juillet-déc. 1915].

Loti. S. oben p. 228 *Wegmann.*

Malherbe. — *Ph. Martinon.* Les véritables éditions de Malherbe [In: Rev. d'hist. litt. de la Fr. Juillet-déc. 1915].

Masson, Ch.-Ph. — *J. Ducros.* Notes sur une épopée révolutionnaire: 'Les Helvetiens' de Ch.-Ph. Masson [In: Rev. d'hist. littér. de la Fr. XXII (1915), 1—2].

Mérimée, Prosper. — *G. T. Northup.* The influence of George Borrow upon Prosper Mérimée [In: Modern Philology XIII, 3. S. 143—156].
— *E. Falke.* Die romantischen Elemente in Prosper Mérimées Roman u. Novellen. XI, 190 S. 1915. 6 Mk. [Romanistische Arbeiten, hrsgb. von C. Voretzsch].
Molière. — La Jalousie du Barbouillé. Farce musicale en un acte, d'après Molière, p. *A. Alexandre.* Paris, Maurice Sénart et Cie 1915. 31 S. 16°. 1 fr. [Représentée pour la première fois sur le Théâtre impérial, à Paris, le 26 juin 1914].
— *R. Zenker.* Zwei Quellen von Molières Misanthrope [In: Arch. f. n. Sprachen Bd. 134 (1916), S. 321—338 (Schluß folgt)].
— *C. Zdanowicz.* Frosine's Marquise in "L'Avare" [In: Mod. Lang. Notes XXXI, 5].
Musset. S. oben p. 230 *Brand.*
— De Musset's Quatre Comédies. Les Caprices de Marianne, Barberine, On ne saurait penser à tout, Bettine. Ed. by *B. Weeks.* Oxford University Press, American Branch, New York. XII, 301 S. 8°.
Palissy. S. oben p. 228 *Zimmermann.*
Pascal, Blaise. Œuvres p. p. Léon Brunschwicg, Pierre Boutroux et Félix Gazier. T. 6. 7. 8. 9. 10. 11. Paris, Hachette & Co. [Les Grands Ecrivains de la France].
Perrault. — *W. Kröber.* Charakteristik der Märchen Perraults. Leipziger Dissertation. 69 S. 8°.
Quintil Horatien. — *K. Sneyders de Vogel.* A propos d'un passage du Quintil Horatien [In: Neophilologus I (1915), S. 69f.].
Rabelais. — *L. Hogu.* Hypothèse sur un jeu de Gargantua. Angers 1915 [Aus: Mémoires de la société nationale d'agriculture, sciences et arts d'Angers].
— *Sittek, R.* Die Rabelaisübersetzug von Hegaur und Owlglass. Programm der k. k. Staatsrealschule Wien V. 14 S. 8°.
Racine. — *C. de Boer.* Hermione et Andromaque [In: Neophilologus I 241—247].
— *G. Truc.* La 'nouveauté' dans la langue de Racine [In: Rev. d'hist. littér. de la France XXII (1915), 1—2].
Rouget de Lisle. — *J. Tiersot.* Histoire de la Marseillaise. Paris, Delagrave 1915.
Ronsard. — Œuvres meslées de P. Ronsard, avec éclaircissement et Notice bibliographique p. H. Vaganay. Lyon H. Lardanchet. 10 Fr. [Bibliothèque du bibliophile (Poètes)].
— Pierre de Ronsard, Les amours. Notes de Ad. Van Bever. T. II. Paris. Coll. des Maîtres du livre. 7.50 Fr.
Rostand. — *W. Fischer.* 'The Merchant Prince of Cornville' von S. E. Gross und Rostands 'Cyrano de Bergerac' [In: Arch. f. n. Spr. Bd. 133. S. 382ff.].
Rousseau, Jean Jacques, Political Writings ed. by C. C. Vaughan. New York, Putnam. 1913. 2 Vol. 18.50 Doll.
— *H. Monin.* Les œuvres posthumes et la musique de Jean Jacques Rousseau aux 'Enfants-Trouvés'. [In: Rev. d'hist. littér. de la Fr. XXII (1915), 1—2].
Les *sentiments de l'Académie française sur le Cid* ed. with introduction by *C. Searles.* Minneapolis 1916 [The University of Minnesota. Studies in language and literature. Number 3].
Sorel. — S. oben p. 233 *Bauer.*
Stendhal and French Classicism by *C. Searles* [In: Publ. of the Mod. Lang. Assoc. of America XXX (1915), 3].
Staël, Mme de. — *G. A. Underwood* Rousseanism in two early works of Mme de Staël [In: Modern Philology XIII, 7. S. 417—432].
Sue, Eug. — *K. Lange* Eugen Sue's Seeromane, ihre Herkunft und Eigenart. Greifswalder Dissert. 1915.
Verne, Jules. — *Bachmann, Hans.* Das englische Sprachgut in den Romanen

Jules Verne's. Greifswald 1916: Abel. XI. 62 S. 8° [Vollst. als: Roman. Museum. H. 7]. Greifswald, Phil. Diss. v. 27. Juni 1916.

Vigny, Alfred de. — *E. Estève.* Un billet inédit d'Alfred de Vigny [In: Rev. d'hist. litt. de la Fr. Juillet-déc. 1915].

— *M. Citoleux.* Vigny et les littératures méridionales [In: Bulletin italien. Bordeaux 1915, 2].

— *F. Baldensperger.* Quelques lettres inconnues d'Alfred de Vigny [In: Rev. d'hist. littér. de la Fr. XXI (1914), 3—4].

Villiers de l'Isle Adam. — *W. Demant.* Die Elemente der Epik Villiers de l'Isle Adams. Bonner Dissert. 1916.

Voltaire. — *K. R. G.* A propos de *l'Apologie du Luxe* [In: Neophilologus I (1916), 305 f.].

— *P. Valkhoff.* Zaïre en de Henriade in de Nederl. Letterkunde [In: Nieuwe Taalgids X, 4. 5].

—. Come venne in luce la „Pulcella“ di Voltaire tradotta da V. Monti [In: Bollettino della Civica biblioteca di Bergamo VIII, 2].

— *V. Pinot.* A propos d'une lettre de Voltaire [In: Rev. d'hist. littér. de la Fr. XXII (1915), 1—2].

8. Geschichte und Theorie des Unterrichts.

Eidam, Christian. Zum fremdsprachl. Schulunterricht d. Zukunft. 14 S. 8°. Nürnberg o. J [1916]. C. Koch. —.30 Mk.

Hein, O. Ziele des neusprachlichen (französischen) Unterrichtes [In: Zs. f. d. Realschulwesen XLI, 12].

Hausknecht, E. Französisch und Englisch 1913/14 [Sonderdruck aus den Jahresberichten über das höhere Schulwesen. XXIX. Jahrgang 1914. Berlin, Weidmann'sche Buchhandlung]

Heinrich, A. Eine Stunde Kriegsfranzösisch in Tertia [In: Neuere Sprachen XXIV, 6].

Humpf. Die unterrichtliche Behandlung der französischen Formenlehre auf lautlich-geschichtlicher Grundlage dargestellt am Aktiv Praes. Ind. der nicht erweiterten Verba [In: Zs. f. franz. u. engl. Unterricht XV, 1].

Kappert, H. Psychologische Grundlagen des neusprachlichen Unterrichts. Leipzig 1915. Otto Nemnich [Pädagogische Monographien hrsgb. von Dr. E. Meumann. XV. Band].

Krause, Carl A. The direct Method in Modern Languages. Contributions to Method an Didactics in Modern Languages. New York, Charles Scribner's Sons V, 139 S.

Pilz, Cl. Fremdsprachlicher Unterricht und deutschnationale Bildung [In: Die Neueren Sprachen 23. 10].

Sakmann, P. u. G. Dierlamm. Französische und englische Dichter und Schriftsteller in der Schule. Stuttgarter Ferienkursus für Schriftsteller-Erklärung 1914. B. G. Teubner. Leipzig und Berlin 1916. 1,40 Mk.

Schönherr, W. Direkte und indirekte Methode im neusprachlichen Unterricht. Experimentelle Beiträge. 83 S. [In: Pädagogisch-psychologische Forschungen. Leipzig, Quelle & Meyer, 1915].

Schultz-Gora, O. Die deutsche Romanistik und der Krieg [In: Internationale Zeitschrift für Wissenschaft. Kunst und Technik. X, 6 (1916).

Streuber, A. Deutsches Wesen und deutsche Sprache in französischen Sprachlehren früherer Jahrhunderte [In: Neue Jahrbücher 1916. II, 261—275].

— Phonetische Umschriften im französischen Unterricht des 16. bis 18. Jahrhunderts [In: Zs. f. franz. u. engl. Unterricht XV, 4].

Wähner, B. Spracherlernung und Sprachmeisterschaft. Teubner. Leipzig u. Berlin 1914.

Werner, Alex. Fachlehrerin *Albertine Szillay:* Kurzgefaßte Methodik f. den fremdsprachlichen Unterricht an Bürgerschulen. 66 S. 8° Brünn, C. Winiker 1915. 2 Mk.

9. Lehrmittel für den französischen Unterricht.

a) Grammatiken, Übungsbücher etc.

Anton, Reinhold. Nachhilfe im Französischen. 74 S. 8° Leipzig, S. Schnurpfeil (1915). —.60 Mk.

Banderet, P., et Ph. Reinhard. Nouveau cours pratique de langue française à l'usage des écoles allemandes. XVI, 226 S. 8°. Bern 1915. A. Francke. 2 Mk.

Banderet P., u. Ph. Reinhard. Nouveau cours pratique de langue française à l'usage des écoles allemandes. Partie du maître. 33 S. 8°. Bern 1916. A. Francke. 1.20 Mk.

Bock, Mor., u. Wilh. Neumann. Abriß der französischen Grammatik f. Realschulen, Realgymnasien u. verwandte Lehranstalten. VII, 165 S. 8°. Wien, A. Hölder, 1915. 2.10 Mk.

— — Übungsbuch zum Abriß der französischen Grammatik f. die oberen Klassen der Realschulen, Realgymnasien u. verwandter Lehranstalten. VI, 100 S. 8° Wien, A. Hölder, 1915. 1.60 Mk.

Böddeker, K. Das Verbum im französ. Unterricht. Ein Hilfsbuch, neben jeder Grammatik zu gebrauchen. XI, 36 S. 8° Leipzig 1916. Rengersche Buchh. 1.10 Mk.

Boerner, Otto. Lehrbuch der französischen Sprache f. Lyzeen u. höhere Mädchenschulen. Nach den preuß. Bestimmgn. f. das höhere Mädchenschulwesen vom 18. 8. 1908 bearb. v. Direktorin Margar. Mittell. Neubearbeitung. Elementarbuch 2. Klasse VI u. V. (Boerners französ. Unterrichtswerk. Boerner-Mittell. Neubearbeitung. El. 2.) Mit 10 Taf., 4 Abbildgn. im Text, 1 (farb.) Münztafel, 1 (farb.) Karte v. Frankreich u. 1 (farb.) Plan v. Paris. VIII, 214 S. 8° Leipzig, B. G. Teubner, 1915. 2.25 Mk.

Boerner, Otto. Lehrbuch der französischen Sprache f. Lyzeen u. höhere Mädchenschulen. Nach den preuß. Bestimmgn. f. das höhere Mädchenschulwesen vom 18. 8. 1908 bearb. v. Direktorin Margar. Mittell. Neubearbeitung. Elementarbuch 1. (Boerners französ. Unterrichtswerk. Boerner-Mittell. Neubearbeitung El. 1.) VI, 116 S. m. 6 Abbildgn. 8° Leipzig, B. G. Teubner, 1915. 1.50 Mk.

Bonnard, G. An elementary grammar of Colloquial French. Cambridge, W. Heffer & Sons Ltd. 1915.

Bregmann, H. Französisches Elementarbuch f. Gymnasien u. Progymnasien. 7. Aufl. Überarb. v. *K. Manger.* VII, 151 S. 8° München, R. Oldenbourg 1915. 1.60 Mk.

Kron, R. Le petit soldat. Manuel des principales institutions militaires et guide pratique en pays ennemi. 3. éd., revue et annotée. (9—15. mille.) 82 S. kl. 8°. Freiburg i. B., J. Bielefeld 1915. 1.50 Mk.

Lehrbuch der französischen Sprache f. Lyzeen u. weiterführende Bildungsanstalten. Bearb. v. *W. Gall, M. Kämmerer* u. *J. Stehling.* Lesebuch f. d. Oberstufe des Lyzeums, das Oberlyzeum u. die Studienanstaltsklassen. Mit zahlreichen Abbildgn. im Text, 1 (farb.) Plan v. Paris u. 1 (farb.) Karte v. Frankreich. VI, 182 S. 8° Frankfurt a. M., M. Diesterweg 1915. 2.60 Mk.

Martin, N. u. *Karl Gruber.* Lehrbuch d. französ. Sprache f. höhere Mädchenschulen nach d. ministeriellen Lehrplanbestimmgn. Im Anschluß an d. Unterrichtswerk d. französ. Sprache v. Boerner-Mittell bearb. (Französ. Unterrichtswerk v. Boerner-Mittell. Martin-Gruber 4.) 4. Tl. (4. Unterrichtsj.) Mit 11 Abb. auf 10 Taf.. e. (farb.) Plan v. Paris u. e. (farb.) Karte v. Frankreich. VII, 160 S. 8°. Leipzig 1916. B. G. Teubner. 2.20 Mk.

Menges, Otto. La guerre mondiale. Der Weltkrieg. Tatsachen, Sätze, Wendgn. u. Wörter nebst Aufgaben f. Aufsätze u. Vorträge (Deutsch u. Französisch) f. den Gebrauch in Schule u. Haus. 2. Tl. (März bis Oktbr. 1915). 43 S. 8°. Halle 1916. H. Gesenius. —.70 Mk.

Menges, Otto. La guerre mondiale. Der Weltkrieg. Tatsachen, Sätze, Wendgn. u. Wörter nebst Aufgaben f. Aufsätze u. Vorträge. Deutsch u. Französisch f. d. Gebrauch in Schule u. Haus. 3. Tl. Oktbr. 1915 bis Mai 1916. 51 S. 8°. Halle 1916. H. Gesenius. —.90 Mk.

Schenk, A. Kleine französische Aussprachesehule. Zweite mit Bildern versehene und verbesserte Auflage. Bern, A. Francke, 1916.

Schmid, Karl Fr. Lehrgang der französischen Sprache f. höhere Mädchenschulen. II. Tl. (3. Schulj.) VII, 158 S. 8°. München, R. Oldenbourg 1915. 1.80 Mk.

Sokoll, Ed. und *Ludw. Wyplel.* Lehrbuch der französischen Sprache für Realschulen und verwandte Lehranstalten. 4. Teil. 2. Aufl. Wien, Fr. Deuticke 1916.

Sokoll und *Wyplel.* Lehrbuch der französischen Sprache. Ausgabe für Bürgerschulen bearbeitet von *Heinrich Hohl.* Zweiter Teil. Wien, Franz Deuticke 1915.

Strohmeyer. Französisches Unterrichtswerk. A. 2. Elementarbuch 2 f. die 6. u. 5. Klasse der höheren Mädchenbildungsanstalten. hrsg. von *Fritz Strohmeyer* u. *Hans Strohmeyer* unter Mitwirkg. v. *René Plessis.* Mit 10 Abbildgn. im Text, 3 Taf., 1 (farb.) Karte v. Frankreich u. 1 (farb.) Plane v. Paris. VIII, 234 S. 8°. Leipzig, B. G. Teubner 1915. 2.80 Mk.

— Französisches Unterrichtswerk A. 3. Oberstufe. Lese- u. Übungsbuch f. d. 4. bis 1. Klasse d. höheren Mädchenbildungsanstalten, hrsg. von Fritz Strohmeyer u. Hans Strohmeyer. Mit 6 Abb. auf 4 Taf., e. (farb.) Karte v. Frankreich u. e. (farb.) Plane v. Paris. VII, 188 S. 8°. Leipzig 1916. B. G. Teubner. 2.40 Mk.

Strohmeyer, Hans. Französisches Unterrichtswerk. B u. C. 3. 8°. Leipzig, B. G. Teubner. 3. Oberstufe. Lese- u. Übungsbuch f. Unter-, Obertertia u. Untersekunda d. Reform- u. Realanstalten u. f. Unter- und Obersekunda d. Gymnasien u. Realgymnasien alten Stiles. Mit 6 Abb. auf 4 Taf., 1 (farb.) Karte v. Frankreich u. 1 (farb.) Plane v. Paris. VIII, 176 S. 1916. 2.40 Mk.

Strohmeyer. Französisches Unterrichtswerk C. Elementarbuch f. d. Quarta, Untertertia u. Obertertia der Gymnasien u. Realgymnasien (alten Stiles), hrsg. v. *Hans Strohmeyer* u. *Fritz Strohmeyer* unter Mitwirkg. v. *René Plessis.* Mit 12 Abbildgn. im Text, 4 Taf., 1 (farb.) Münztaf., 1 (farb.) Karte v. Frankreich u. 1 (farb.) Plane v. Paris. VIII, 287 S. 8°. Leipzig, B. G. Teubner 1915. 2.80 Mk.

Strohmeyer. Französisches Unterrichtswerk. Französische Schulgrammatik. IV, 230 S. 8°. Leipzig, B. G. Teubner 1916. 2.60 Mk.

Wershoven, F. J. Zusammenhängende Stücke z. Übersetzen ins Französische. IV, 112 S. 8°. Trier 1916. Jacob Lintz. 1.40 Mk.

b) Literaturgeschichte, Schulausgaben, Lesebücher.

Kaiser, K. Précis de l'histoire de la littérature française depuis la formation de la langue jusqu'à nos jours. 4 éd. revue et augmentée par *Helene Lübke.* VIII, 160 S. kl.8°. Weinheim 1915 [ausgegeben 1916]. F. Ackermann. 1.75 Mk.

Schmidt, Bertha. Précis de littérature française. 3. éd. complétée. VIII, 254 S. kl.8°. Weinheim 1916. F. Ackermann. 3 Mk.

— Übersicht d. französ. Literatur. VIII, 55 S. 8°. Heidelberg 1916. Julius Groos. 1 Mk.

— Cours préparative de littérature française. VIII. 78 S. kl.8°. Weinheim 1916. F. Ackermann. 1 Mk.

Auteurs français. Hrsg. v. Dr. F. J. Wershoven. 8°. Trier. J. Lintz. 28. Bd. Sandeau, Jules: Jean de Thommeray. — Kérouare. Nouvelles. Publiées et annotées par F. J. Wershoven. 70 S. 1916. geb. —.90 Mk.

Fouillée, Alfred: Le caractère et l'esprit français. Morceaux choisis. (Abh. e. französ. Philosophen d. Gegenwart in französ. Auszügen aus d. Orig.-Werk A. Fouillée, psychologie du peuple français v. *Heinrich.*) 91 S. kl. 8⁰. Leipzig o. J. [1916]. O. Nemnich. 1 Mk.

Friedrich, Fritz, Auswahl französ. Lyrik nebst einigen Fabeln La Fontaines. Nach Stoffgebieten geordnet f. d. Schulgebrauch hrsg. VIII. 135 S. 8⁰. Leipzig 1916. B. G. Teubner. 1.50 Mk.

Goedel's neusprachliche Schultexte u. Präparationen. gr. 8⁰. Hannover, Norddeutsche Verlagsanstalt O. Goedel. Corneille: Cinna. Präparation v. W. Gall. (IV, 42 S.) o. J. [1916]. Heft 26 b. —.80 Mk. Lanfrey: La campagne de 1806/7. Präparation v. W. Reimann. III, 64 S. m. eingedr. Kartenskizzen. o. J. [1916]. Heft 32 b. Scribe: Le verre d'eau. Präparation v. H. Probst. IV. 52 S. o. J. [1916]. Heft 34 b. —.80 Mk.

Hammer, Wilh. Artur, Kriegsfranzösisch. Ein französ. Lesebuch aus d. Kriegszeit, f. d. Schulgebrauch bearb. IV, 88 S. 8⁰. Marburg 1916. N. G. Elwertsche Verlh. 1.20 Mk.

Klassiker. Neusprachliche, m. fortlaufenden Präparationen. Hrsg. v. Christoph Beck u. Heinr. Middendorff. 8⁰. Bamberg, C. C. Buchner's Verl. 34. Lamartine, Alphonse de: Grazielle. Hrsg. v. Aug. Leykauff unter Mitwirkg. v. Geo. Bodart. (104 u. 30 S. m. 10 Abbildgn. u. 1 Karte.) 1915. 1.30 Mk. 35. Musset, A. de, Th. Gautier, A. Karr: Contes et récits de l'époque romantique. Choisis et publiés par Ludw. Zinke. Avec la collaboration de Lekt. Dr. Georges Bodart. (84 u. 42 S.) 1915. 1.20 Mk. 37. Sandeau, Jules: Mlle. de la Seiglière. Comédie en 4 actes. Publié par Hans Ankenbrand. (112 u. 48 S.) 1915. 1.40 Mk. 38. Dumas, Alexandre: Les demoiselles de Saint-Cyr. Publiées par Georges Bodart. (117 u. 32 S.) 1915. 1.20 Mk. 39. Beauharnais, E., A. de Marbot et Napoléon I[er]: Mémoires militaires de l'époque napoléonienne. Hrsg. v. Realsch.-Reallehr. Herm. Kuhn. Mit 1 (eingedr.) Bild u. 5 (eingedr.) Schlachtplänen. (104 u. 47 S.) 1915. 1.40 Mk. 40. Molière: Le bourgeois gentilhomme. Comédie-ballet. Publié par Fritz Meyer. (102 u. 42 S.) 1915. 1.20 Mk.

Klassiker, Neusprachliche, m. fortlauf. Präparationen. Hrsg. v. Christoph Beck u. Armin Kroder. 8⁰. Bamberg, C. C. Buchners Verl. *Mémoires* de femmes célèbres. Madame Roland — Madame de Chastenay. Hrsg. v. Siegm. Scholl. Mit 2 Bildnissen. 107 u. 38 S. 1916. (41. Bd.) 1.40 Mk. *Psychologie* du peuple français d'après A. Fouillée, H. Taine, E. Renan, etc. Hrsg. v. Christoph Beck. XII, 79 u. 25 S. 1916. (42. Bd.) 1.40 Mk.

Mairet, Jeanne (Mme. Charles Bigot): La tâche du petit Pierre. Ed. préparée à l'usage des écoles par *S. Alge.* 155 S. 8⁰. St.-Gall 1915. St. Gallen, Fehr. 1.60 Mk.

Ohnet, Georges: Journal d'un bourgeois de Paris pendant la guerre de 1915. [Morceaux choisis.] Hrsg. v. *Rudolph.* 100 S. kl. 8⁰. Kaiserslautern o. J. [1916]. E. Rohr. 1 Mk.; Schulausg. —.90 Mk.

Perthes' Schulausgaben engl. u. französ. Schriftsteller. Nr. 64 u. 65. 8⁰. Gotha, Frdr. Andreas Perthes. *Balzac,* Honoré de: L'illustre Gaudissart. La Grenadière. Für d. Schulgebrauch bearb. v. Ernst Leitsmann. X, 87 S. 1916. (Nr. 64.) 1.20 Mk.; Wörterbuch 32 S. —.40 Mk. *Staël, Mme. de:* De l'Allemagne. Reformausg. v. Anna Maria Curtius. XX, 138 S. 1917. (Nr. 65.) Ausg. B. (Mit französ. Anmerkgn.) 1.50 Mk.; Wörterbuch 23 S. —.60 Mk.

Prosateurs français. (Velhagen & Klasings Sammlg. französ. u. engl. Schulausgaben.) Ausg. A m. Anmerkgn. z. Schulgebrauch unt. d. Text. Ausg. B m. Anmerkgn in e. Anh. 205. Lfg. kl. 8⁰. Bielefeld. Velhagen & Klasing. *Glöde, O.,* Französische Marine-Novellen [Contes maritimes]. Erzählgn. neuerer französ. Schriftsteller [René-Victor Meunier — Henri Chevalier — Paul Bonnetain — Pierre Lemonnier — Paul Sébillot]. Mit Anmerkgn. z. Schulgebrauch hrsg. Mit 2 Karten u. 4 Abb. Ausg. B.) (XIV. 163 u. 70 S.) 1916. (205. Bd.) 1.50 Mk.; Wörterbuch —.40 Mk. *Seignobos, Ch.:* Histoire de la civilisation contemporaine. Mit Anmerkgn.

z. Schulgebrauche hrsg. v. *Albert Wüllenweber.* Ausg. B. VIII, 165 u. 77 S. 1917. 206. Bd. 1.60 Mk.; Wörterbuch. 51 S., —.30 Mk. *Rapports* adressés par les ministres et les chargés d'affaires de Belgique à Berlin, Londres et Paris au ministre des affaires étrangères à Bruxelles 1905 —1914. Auszug aus d. vom Auswärt. Amt in Berlin veröffentlichten „Belg. Aktenstücken", m. Anmerkgn. z. Schul- u. Privatgebrauch hrsg. v. *Alfons Schmitz.* Mit 2 (farb.) Karten. (Ausg. B.) IX, 149 u. 77 S. 1916. 1.50 Mk.; Wörterbuch (54 S.) —.30 Mk.

Rey, Armand: La France industrieuse et littéraire. Lectures choisies pour les élèves des écoles supérieures de commerce. 2. éd. revue et modifiée. VIII, 289 S. 8⁰. Wien, F. Deuticke 1915. 3.50 Mk.

Rudolph: Le Français et la guerre de 1915. Ce que disent les journaux français. 96 S. kl. 8⁰. Leipzig, o. J. [1916]. O. Nemnich. 1 Mk.; Schulausg. —.90 Mk.

Schöningh's, Ferdinand, französische u. engl. Schulbibliothek. Hrsg. v. Elvira Krebs u. Franz Schürmeyer. 1. Serie. 21. u. 22. Bd. u. 2. Serie. 12. u. 13. Bd. kl. 8⁰. Paderborn, F. Schöningh. *Champol:* L'héritier du duc Jean. Für d. Schulgebrauch erkl. v. Magdalene Klein. 102 u. 10 S. o. J. [1916]. (1. Serie. 21. Bd.) 1.40 Mk.; m. Wörterbuch, 47 S., 1.80 Mk. *Stahl, P. J.:* Maroussia. D'après la légende de Marko Woyzog. Für d. Schulgebrauch erkl. v. Franz Schürmeyer. 125 u. 11 S. m. 1 Karte. o. J. [1916]. (1. Serie. 22. Bd.) 1.40 Mk.; m. Wörterbuch 1.80 Mk.

Schriftsteller der Neueren Zeit, englische und französische, für Schule und Haus. Berlin und Glogau, Carl Flemming Verlag. Bd. 70 Conteurs de nos jours III. Reihe. Ausgabe A. Einleitung und Anmerkungen in deutscher Sprache. 1915. Bd. 69. L'Homme et la société extraits des essayistes les plus célèbres de la France p. F. Lotsch. Avec une introduction et des notes. 1914.

Schulbibliothek, Französische u. englische. Hrsg. v. Otto E. A. Dickmann u. Eug. Pariselle. Reihe A. 8⁰. Leipzig, Renger. 186. Bd. Taine, H.: Napoléon Bonaparte. Für den Schulgebrauch hrsg. v. Eugène Pariselle. VIII, 96 S. m. 1 Bildnis. 1916. 1.— Mk.

Schulbibliothek, Französische u. englische. Hrsg. v. Eug. Pariselle u. H. Gade. Reihe A: Prosa. Reform-Ausg. (m. fremdsprachl. Anmerkgn.). 8⁰. Leipzig. Renger. 57. Bd. Taine, H.: Les origines de la France contemporaine. A l'usage des classes par O. Hoffmann. éd. annotée en français par Eug. Pariselle. VIII, 151 S. 1916. 1.30 Mk.

Schulbibliothek, Französische u. englische. Hrsg. v. Eug. Pariselle u. H. Gade. Reihe A: Prosa. 187. Bd. 8⁰. Leipzig, Rengersche Buchh. Fischbach, Gustave: Le siège de Strasbourg en 1870. Für d. Schulgebrauch hrsg. v. Melchior Thamm. Mit 2 Plänen u. 11 Abb. XII, 115 S. 1917. 1 Mk. 190. Bd. *Lavisse* u. *Rambaud:* Le siècle de Louis XIV. Ausgewählte Abschnitte aus der histoire générale. Mit Anmerkgn. zum Schulgebrauch hrsg. v. Geo. Huth. Alleinberechtigte Ausg. IX, 150 S. m. 9 Abbildgn. 1916. geb. 1.20 Mk. *Roepke, Fritz:* Scènes de la grande guerre. Für d. Schulgebrauch hrsg. IV. 104 S. 1917. 191. Bd. 1 Mk.

Schöningh's, Ferd.: französische u. englische Schulbibliothek. Hrsg. v. Elvira Krebs u. Frz. Schürmeyer. I. Serie. kl. 8⁰. Paderborn, F. Schöningh. 20. Bd. *Molière:* Les femmes savantes. Comédie en 5 actes. Für den Schulgebrauch erklärt v. Realgymn.-Prof. Dr. Frz. Schürmeyer. 100 u. 31 S. 1915. 1.10 Mk.

Schullektüre, Französische u. englische. Hrsg.: Drs. Prof. Mohrbutter u. Neumeister. Ausg. A m. deutschen, B m. fremdsprach., C ohne Anmerkgn. 8⁰. Kiel, Lipsius & Tischer. Racine, Jean: Britannicus, Tragédie en 5 Actes. Annoté par Prof. Dr. F. Meyer. B. XLV, 77 u. 36 S. 1915. 1.40 Mk. Neumeister, Rud.: Le bon rire français. Pages choisies et annotées. B. XIV, 78 u. 42 S. m. 1 Plan. 1915. 1.30 Mk. Sandeau, Jules: Mademoiselle de la Seiglière. Comédie en 4 actes. Ed. originale annotée par Oberrealsch.-Prof. Dr. Alfred Mohrbutter. [Ausg.

A.] IV, 103 u. 19 S. 1915. (30. Bd.) 1.20 Mk. Deslys, Charles: Les récits de la grève. [Ouvrage couronné par l'académie française.] Pages choisies et annotées par Oberrealsch.-Prof. Dr. Rud. Neumeister. [Ausg. A.] (IV, 52 u. 19 S.) 1916. (32. Bd.) 1 Mk.; [Ausg. C.] (IV, 52 S.) 1916. —.90 Mk. Fourmestraux, Marcel de: Jeunes Français héroïques. [Ausg. A.] (VII, 55 u. 18 S. m. 6 Abb.) 1916. (12. Bd.) Lwbd. 1.20 Mk.; [Ausg. B] (VII, 55 u. 40 S. m. 6 Abb.) 1916. 1.20 Mk.; [Ausg. C.] (VII, 55 S. m. 6 Abb.) 1916. 1 Mk. Molière: Les femmes savantes. Comédie en cinq actes. Ed. à l'usage des classes. Annotée par Georg Goyert. [Ausg. A.] (XXIII, 107 u. 38 S. m. Abb.) 1916. (34. Bd.) 1.50 Mk.; [Ausg. C.] (XXIII, 107 S. m. Abb.) 1916. 1.30 Mk.

Velhagen & Klasing's Sammlg. französ. u. engl. Schulausgaben. Reform-Ausgaben m. fremdsprach. Anmerkgn. (geh.). Hrsg. v. Th. Engwer, M. Kuttner u. A. Herrmann. 35. Bd. kl. 8°. Bielefeld. Velhagen & Klasing. *Pressensé, Mme É. de:* Petite mère. Edition à l'usage des écoles par Lyc.-Prof. Dr. F. Lehnert. Edition annotée en français par Lecteur Eugène Pariselle. VI, 133 u. 44 S. 1916. (35. Bd.) 1.20 Mk.

Druck von G. Uschmann, Weimar.



